Kulturgeschichte

des

Siebzehnten Jahrhunderts

von

Karl Grün.

Erster Band.

Leipzig,
Verlag von Johann Ambrosius Barth.
1880.

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Vorwort.

Ich hätte diesem Buche gar Vieles vorauszuschicken, und grade das ist der Grund, weßhalb ich mich sehr kurz fasse. Es wäre nämlich sehr wohl angebracht, wenn man den noch immer schwankenden und fließenden Begriff der „Kulturgeschichte" einer schärfern Definition und breitern Erklärung unterzöge, als solches bisher geschehen ist. Jeder, der sich etliche Jahrzehnte lang mit den praktischen Problemen dieser Kunstwissenschaft getragen hat, gewinnt darüber eigene Erfahrungen, die sich im Laufe der Zeit zu einer Theorie verdichten. Doch meine ich, daß eine solche Untersuchung am besten anderswo ihren Platz findet, ganz abgesehen davon, daß der Verfasser durch Voranstellung seines Ideals gar zu bereitwillig zur Auffindung seiner eigenen Mängel und Sünden die Hand bieten würde, deren Bewußtsein ihm ohnehin nicht erlassen wird.

Also kurz gefaßt: die „Kulturgeschichte des 17. Jahrhunderts" ist die Fortsetzung der „Kulturgeschichte des 16. Jahrhunderts".*) Warum eine hübsche Reihe von Jahren zwischen beiden Versuchen liegt, wird Denjenigen kein Räthsel sein, welche der Entwicklung meines Schriftenthums überhaupt gefolgt sind. Mitten in kulturhistorischen Studien traf mich die als Pflicht erkannte Aufgabe, den Feuerbach'schen Briefwechsel und Nachlaß zu ordnen und herauszugeben**). Alte Liebe rostet nicht: angeregt durch die Beschäftigung mit der neuern und neuesten Philosophie, plötzlich vor die Felswand versetzt, von welcher sämmtliche Echos des zeitgenössischen Denkens, Speculirens und Phantasirens zurückprallen, fühlte ich mich veranlaßt, ein Protokoll der verschiedenen Stimmen und Stimmungen aufzunehmen und aus dem Résumé der Mei-

*) Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter, 1872.

**) „Ludwig Feuerbach in seinem Briefwechsel und Nachlaß, sowie in seiner philosophischen Charakterentwicklung dargestellt". Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter, 1874, 2 Bände.

nungen ein Resultat zu erzielen*). Darüber vergingen die Jahre, die durch „des Fleisches Erbtheil" auch nicht besonders gewürzt waren.

Als ich nunmehr zu meinem kulturhistorischen Stoffe zurückkehrte, war ich nicht wenig darüber betroffen, ihn mittlerweile unverhältnißmäßig angewachsen zu sehen, unverhältnißmäßig zum Volumen des „16. Jahrhunderts". „Fast sah er wie ein Nilpferd aus." Trotz allem Jäten und allem Herumschneiden mit der Gartenscheere blieb mir immer das Material zu zwei Bänden übrig. Mit der größern Vertiefung in eine Periode menschlichen Ringens und Leidens ist unausbleiblich eine gewisse Verliebung in die handelnden Charaktere verbunden. Doch möchte ich einzelne scheinbare Weitläufigkeiten des vorliegenden Bandes nicht allein dieser sympathischen Empfindung zugeschrieben wissen. Wenn z. B. Cromwell und die englische Revolution so ausführlich behandelt wurden, so lag dieser Ausführlichkeit die bewußte Absicht zu Grunde, dem etwas rückläufig gewordenen psychologischen Zeitbewußtsein einen kleinen Gegenstoß zu versetzen und die wieder ziemlich unerträglich werdenden theologischen Debatten elektrisch zu beleuchten. —

Die Inhaltsangabe dieses ersten Bandes spricht für sich selbst; der noch ausstehende zweite Band wird umfassen: John Milton als Politiker und Dichter, die englische Restauration und Reaction unter Karl II. und Jakob II., und die glorious revolution durch den Oranier; das Zeitalter Ludwigs XIV. von Frankreich; die Geschehnisse im sog. deutschen Reich, d. h. das Aufkommen der Hohenzollern durch den Kurfürsten Friedrich Wilhelm und Habsburgs Kämpfe im Osten und Westen. Wo möglich, soll der Gedankenproceß des gesammten 17. Jahrhunderts, die großartige Bewegung im Gebiete der Naturkunde und die kühne Systematik der Philosophie den Abschluß des Ganzen bilden.

Mein ernstes Bestreben wird dahin gerichtet sein, in diesem zweiten, fast druckfertigen Bande, der hoffentlich die Ostermesse bezieht, an Kürze das einzuholen, was der erste vermissen läßt. Um davon einen Vorgeschmack zu geben, schließe ich rasch diese Bemerkungen.

K. G.

---

*) „Die Philosophie in der Gegenwart, kritisch und allgemein faßlich." Leipzig, O. Wigand, 1876.

Inhalt des ersten Bandes.

Drei große Sterne

am Horizont des Jahrhunderts.

William Shakespeare und seine Ethik. — Johannes Kepler und sein Werk. — Johann Amos Comenius, der Pädagoge.

Shakespeare's Ethik.

Oben auf dem Thore, welches aus dem 16. ins 17. Jahrhundert führt, thront in stolzer Manneswürde, die Flamme der Begeisterung auf der Stirn, nicht ohne einen Anflug von Schwermuth im Antlitz, die Gestalt William Shakespeare's. Wir kennen sie aus früherer Zeit, sie begleitete uns durchs Elisabethische Zeitalter, den Thatendrang und das wagende Vorstürmen in die Zukunft ausdrückend, die Gestaltungskraft aller poetischen Vorgänger vereinigend und überbietend. Jetzt steht sie prophetisch auf dem Thore des neuen Jahrhunderts, mit der Rechten auf ferne Gedankenregionen hindeutend.

Die großen gewaltigen ethischen Dramen des Dichters gehören fast ausschließlich dem neuen Zeitabschnitt an. Es wird sich wohl der Mühe lohnen zu untersuchen, was der energische Denker von der menschlichen Pflicht, vom Gesetze der Sitte gewußt und Tausenden in die Ohren gerufen hat, sollte es selbst viel späteren Geschlechtern erst zum Bewußtsein gelangen. Er war ein durchaus unabhängiger Geist, frei von aller kirchlichen Konfession — in beängstigend theologischer Zeit, für welche jedes Gebot direct aus dem Glauben floß, ja, die kein anderes Gebot irgend anerkannte.

Die Renaissance und der Humanismus hatten allerdings verschiedene Atome einer andersgearteten Moral aufgewirbelt, wie „der Natur gemäß leben", sich zwischen den Extremen halten, oder noch höher, eine schöne Erscheinung aus sich machen, der

„Schöngute“ werden. Aber ganz abgesehen davon, wie viel von dieser humanistischen Bildung dem Dichter zu Theil wurde, fehlte solchen Atomen das geistige Band, der Hauch des Lebens, und es bleibt unter allen Umständen zu erforschen, wie der Großmeister aller Charakteristik, der in der Darstellung der Begebenheit hin und wieder unklar sein mochte, seine plastischen Figuren beseelte, wie er sie richtete und richten ließ, damit das Schicksal ein gerechtes werde.

Man muß, will man die englische Entwicklung, besonders im 17. Jahrhundert, begreifen, zwei Strömungen unterscheiden, die sich ziemlich genau nach Klassengegensätzen, dann aber auch als Zeitperioden von einander abheben. Sonst läuft man Gefahr, an der Hand einer übrigens verdienstvollen Shakespeare-Kritik den Dichter und seine Leistungen zu unterschätzen.

Es ist ganz richtig und wohl verbürgt, daß der Unterstrom der Elisabethischen Zeit ein puritanischer war, daß schon in den 80er Jahren die Mehrheit des Parlaments geheim oder offen diese Tendenz in sich trug. Ebenso richtig ist, daß die puritanische Kleinbürgerwelt das Theater haßte, daß der Lordmayor von London Schaubühnen nur an den Gränzen der City duldete. Die Puritaner waren aber zugleich das demokratische Element in der Politik, das vorwärts treibende Ferment. Die Kunst überhaupt, folglich auch die dramatische, wurde somit zur Sache des Hofes und der Cavaliere. Die Bühne und wer durch sie wirken wollte, verfiel von selbst der Gunst der exclusiven Gesellschaft. Wenn die Essex und Southampton politisch etwas wollten, so waren sie eben nur „nach neuen Dingen begierig“; das Princip der Gleichheit und Gleichberechtigung blieb ihnen fern. In Shakespeare's Geschichtsdramen kommen keine Volksrechte vor; er behandelt die Mittelklasse komisch, die Volksmasse drastisch. Das Theater war royalistisch-unitarisch gesinnt.

Die Zuschauer-Gesellschaft im „Globe“ mag seltsam genug zusammengesetzt gewesen sein: im unbedeckten Hofraume des Parterre Kunst- und Fachgenossen, dahinter Volk; auf der

ersten Galerie Maitressen, hinter ihnen Bürgerfrauen in der Maske; auf der zweiten Galerie Mob oder Gesindel; die adeligen Gönner auf der Bühne selbst. Man aß, trank, rauchte, spielte Karten — doch wohl nur in den Zwischenakten. Die üppige aristokratische Jugend, die auf der Bühne saß, gab Vorbilder und Anlaß zu den ewigen Fürsten und Cavalieren des dramatischen Stoffes. Der Sonettendichter Shakespeare ergriff das rein Menschliche direct.

Diese Vornehmheit des Stoffes war eben die unerläßliche, von der Zeit vorgeschriebene Bedingung, unter welcher allein das Shakespeare'sche Drama aufkommen und gedeihen konnte.

Puritanische Tendenzen sind Sache der Homilie, der theologisch-politischen Debatte, höchstens einer engherzigen Lyrik. Die Volksrechte traten vornehmlich im grauen Rocke des Puritanismus auf und wurden dem ästhetischen Geist grade durch diese Verquickung verleidet; wie Heine vom „Atheismus" nichts mehr hören mochte, seitdem er in die Gesellschaft von „Bier und Tabak" gerathen; wie das Recht der Arbeit gering geschätzt wird, weil unparfümirte Blousen es fordern.

Sodann aber ist es ungerecht, in den Fürsten und Cavalieren nicht auch Repräsentanten der Menschheit erblicken zu wollen. Wer sind denn die Helden der Tragödie in dem demokratischen Athen? In der „Oedipus"- wie in der Tantalusfabel spielt doch nur fürstliches Geblüt die Hauptrolle; erst Aristophanes bringt das Volk herbei, und wir wüßten nicht, daß er ihm mehr geschmeichelt hätte als Shakespeare.

Endlich ist es doch wohl gleichgültig, an wem sich das Geschick vollzieht; die Frage ist nur, wie es schreitet, warum es sein Opfer ergreift und dem Abgrund zuschleudert, und wie weit dieses Opfer zur Erkenntniß seiner Schuld und zur „Einigkeit mit dem Geschick" gelangt.

Wenn nun die besagte ehrenwerthe Kritik zugesteht, daß der Dichter Alles, auch das Wunderlichste, aus dem Charakter ableitet, so ist damit der gewaltigste Fortschritt in der Psychologie und folglich auch in der moralischen Anschauung aus-

gedrückt. Wenn in deiner Brust deines Schicksals Sterne sind, so leuchten sie eben nirgend anderswo. Es bleibt dann nur die „metaphysische“ Frage: bin ich oder sind auch Andere für meinen Charakter verantwortlich? Kann ich oder können Andere mich ändern? Offenbar eine Frage, die zu Shakespeare's Zeiten mit Bewußtsein nicht aufgeworfen werden konnte. Genug daß der Fürst oder Cavalier für sein Thun und Lassen verantwortlich gemacht wurde.

Wenn ferner die Kritik die „sittliche Weltordnung“ im scholastisch-dogmatischen Sinne bei Shakespeare streicht, so braucht man nicht allzuviel dagegen einzuwenden. Die „sittliche Weltordnung“ ist selbst bei Fichte nur eine verkappte Vorsehung. Nur diejenige „Weltordnung“ kann für sittlich gelten, die sich aus dem Charakter des Einzelnen und der Vielen und besonders aus dem Zusammenwirken der Charaktere in der Gesellschaft ergiebt. Wenn aber das Gebot des Maßhaltens oder das Horazische Aequam memento rebus in arduis servare mentem (Bewahre im Unglück den Gleichmuth, werde im Glücke nicht übermüthig!), stemme dich gegen die Wechselfälle des Lebens! als ein ziemlich untergeordnetes Resultat bemängelt wird, so möchten wir doch dagegen Einspruch erheben, um so mehr als es gleich darauf heißt, das Gewissen sei bei Shakespeare „die Sonne seines Sittengesetzes“. Dualistisch ist das freilich noch, aber dieser Dualismus thut sich nicht mehr zwischen Erde und Himmel, sondern im Menschen selbst auf; es ist der Gegensatz zwischen dem „empirischen“ und dem „intelligibeln“ Charakter bei Kant.

Und schließlich scheint uns Alles mit dem Satze gesagt zu sein: Bei Shakespeare komme nichts Dogmatisches, Specifisches vor. Darin bestand ja grade die sittliche Revolution des heldenhaften Dichters, daß er seiner Zeit ins Gesicht, dem zur nächsten Herrschaft berufenen Puritanismus zum Trotz, über die Köpfe der Restauration und der zweiten Revolution hinweg, allgemein-menschliche Wahrheiten divinatorisch aussprach, eine Bewußtseinsstufe im poetischen Bilde verkörperte,

die, mit Ausnahme Spinoza's, erst schier zwei Jahrhunderte später vom nüchternen Denkprocesse mühsam erreicht werden sollte.

Die Shakespeare'sche Strömung verlor sich unter Jakob und Karl I. im Sande. Die Puritaner bekamen Oberwasser, die Freiheitsbestrebungen setzten sich im religiösen Mantel auf den erledigten Thron — fern sei es, die Großartigkeit und Nothwendigkeit dieses Durchgangs zu verkennen! Mit der Restauration kam der Umschwung, aber der Shakespeare'sche Strom hieß jetzt nicht mehr Moral und Gewissen, sondern Natur, Physik, Experiment, prickelnde Witz- und Neubegierde. Die „glorreiche Revolution" suchte die Gegensätze zu vereinigen, brachte es jedoch keineswegs zur Synthese, sondern producirte ein ächt constitutionelles „Gleichgewicht der Gewalten", ein Schaukeln und Schwingen zwischen Ethik und Schufterei, zwischen Theorie und ergiebiger Praxis, zwischen Adelsgelüsten und schacherndem Bürgerthum. Von Shakespeare war so wenig die Rede wie von Spinoza. Vor der Mitte des 18. Jahrhunderts hat man kaum wieder Ernst gemacht mit dem sittlichen Menschen.

Die ethischen Dramen Shakespeare's, die hier in Betracht kommen, sind: „Romeo und Julie", „Othello", „Macbeth", „Lear" und „Hamlet". „Romeo und Julie" gehört ganz dem 16. Jahrhundert an und wird nur zur Vollendung der Reihe herangezogen. „Macbeth" stellen wir absichtlich ans Ende, weil dieses Stück den bequemsten Uebergang zu anderen kulturhistorischen Erscheinungen gewährt. Wir markiren, da wir keine Aesthetik schreiben, nur die Hauptpunkte psychologisch-ethischer Einsicht, ein Verfahren, welches um so erlaubter sein wird, je zugänglicher das Material ist und je mehr man sich auf das Gedächtniß jedes Gebildeten verlassen kann.

„Romeo und Julie", aus den 90er Jahren, ist die vollendete Tragödie, d. i. Apotheose der geschlechtlichen Empfindung.

Lessing sagte bekanntlich: dieses Gedicht habe die Liebe selbst geschrieben. Natürlich die Liebe im prägnanten Sinne der neuen Zeit, weder die plastische Liebe der Alten, aus dem Schönheitssinne geboren, auf Schönheit zielend, noch viel weniger die orientalische Massenliebe, die nur im Gebiete der Ost-Arier einen Anlauf zum Monismus nahm. Wir deuten hier auf „Sakuntala", die man neben dem Veronesischen Paare geltend machen möchte. Man vergaß oder übersah, daß in Indien noch Zauberkräfte in die Begegnung von Mann und Weib hineinspielen, daß diese Zauberkräfte es sind, welche binden und trennen. Bei Shakespeare ist der einzige Zauber die Persönlichkeit.

Die mittelalterliche Romantik ist durchweg dualistisch, von Gott oder vom Teufel; die irdische Venus eine Hexe. Der Mann liebt die Seele oder den Körper des Weibes, er ist Christ oder Heide. Dante liebt seine Beatrice spiritualistisch, sie wohnt im Himmel; Petrarca folgt ihm mit seiner Laura, zeugt aber daneben auf Erden. Boccaccio schildert mit Wonne den natürlichen Sensualismus, die gelegentliche verstohlene Copulation. Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg sind so verschieden, wie deutsche Mystik und französisches Fabliau. Die Renaissance belebt das ästhetische Ideal, aller Moral in die Zähne; die Reformation giebt dem Teufel was des Teufels ist: die Ehe ein fleischlich-bürgerlicher Vertrag. Luther ertheilt sanitätische Verhaltungsmaßregeln.

Da kam der Dichter der Fürsten und Cavaliere und stellte die Liebe dar als die doppelte Polarität zwischen Mann und Weib, von Geist und Fleisch, als die entzückende Wiederherstellung der Gattung aus der geschlechtlichen Differenzirung, als das lebendige Ineinander der Gegensätze des Lebens, als anthropologische Blüthenkrone. Sie gehört Ihm, Er gehört Ihr, gehe der Staat darüber aus den Fugen, die Welt zu Grunde, im Leben wie im Tode!

Wir haben bereits bemerkt, daß uns als Historiker die

ästhetische Genesis des Kunstwerkes nichts angeht, daß wir den Grad des künstlerischen Bewußtseins auf sich beruhen lassen. Was aber objectiv gegeben ist, das können und wollen wir nicht wegleugnen. Und siehe, da ist das schönsinnliche Element der antiken und sensualen Liebe, es heißt Rosalinde. Rosalinde ist Renaissance, formvoll, plastisch, ein „Abgott" dem Verlangenden. Bruder Lorenzo, der Philosoph des Stückes, erklärt dem Liebenden den Unterschied zwischen Rosalinde und Julie:

„Weil sie Dein Abgott war,
Nicht weil Du liebtest, Sohn . . ."

Julie ist eine malerische, charakteristische Erscheinung; sie ist auch musikalisch, ihre Seele tönt. Der eigene eitle Vater Capulet sagt von ihr:

„Gilt sie gleich nicht für schön."

Elektrisch wirkt der Anblick Romeo's auf die südliche Vierzehnjährige:

„Ist er vermählt,
So sei das Grab zum Brautbett mir erwählt."

Aber bei aller jugendlicher Glut verlangt die Stürmische, daß sich die galvanische Batterie schließe:

„Wenn Deine Liebe tugendsam gesinnt,
Vermählung wünscht, so lass' mich morgen wissen,
Wo Du und wann die Trauung willst vollziehn."

Erst dann darf die Glut in Flammen aufschlagen:

„Komm, ernste Nacht, Du züchtig stille Frau,
Ganz angethan mit Schwarz, und lehre mir
Ein Spiel, wo Jedes reiner Jugend Blüthe
Zum Pfande setzt, gewinnend zu verlieren. —
Je mehr ich gebe,
Desto mehr auch hab' ich: Beides ist unendlich."

Die römisch-mittelalterliche Schranke der Liebe ist durchbrochen: ein Montecchi liebt eine Capuletti, die Horatierin einen Curiatier. Das römische Liebespaar scheiterte am politischen Pathos; Julie und Romeo, die Märtyrer der neuen Lebensmacht, setzen sich kühn über alle herrschenden Lebensmächte weg und gehen zu Grunde an der Ausschließlichkeit ihres Glücks. Warum?

Die herrschenden Lebensmächte, die Familie und die auf sie gegründete Parteiung im Staat, vertreten der Liebe den Weg. Diese wird erfinderisch und schließt die Ehe heimlich. Die Ehe ist aber selbst der Gründungsakt der Familie, sie will vom gesellschaftlichen Familienthum anerkannt, legitimirt sein. Sie ist wesentlich ein socialer Vertrag. Bruder Lorenzo vollzieht nur den sanctionirenden kirchlichen Akt; den Conflict zwischen Familie und Kirche vermag er nicht zu heben. Das ist des Philosophen Kurzsichtigkeit.

Romeo war im Anfang ziemlich gleichgültig gegen die Familien-Parteiung; an dem jüngern Bruder Hamlet's nagt etwas ganz Anderes als politischer Eifer. Wie versöhnlich erscheint er bei dem Rencontre auf dem Markt! Aber der Familiengeist packt den Widerstrebenden und macht ihn zum Mörder Tybalt's. Jetzt ist der Glückliche eine Unmöglichkeit im Staate.

Die eheliche Liebe muß aufs Neue erfinden, um die Wiedervereinigung zu ermöglichen. Die heimlich Vermählte heuchelt den Schmerz um den gefallnen Vetter. Der Familiengeist, der ihr als Maske dient, rächt sich, sie soll heirathen. Julie muß noch ärger heucheln, den Tod selber. Bruder Lorenzo wirft sich verwegen zur Vorsehung auf. Julie spielt mit dem Zufall, der Zufall würgt Julien und Romeo.

Lorenzo meint:

„Eine Macht, zu hoch dem Widerspruch,
Hat unsern Plan vereitelt."

Diese Macht ist der Complex der Dinge, der den Calcül auf eine pure Möglichkeit vereitelt.

„Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe,
Die der Mensch, der flüchtige Sohn der Stunde,
Aufbaut auf dem betrüglichen Grunde." (Schiller.)

Die Liebenden finden den Tod nebeneinander. Der Prinz erklärt: „Alle büßen." Welche Katharsis! Aber die Liebenden haben ihre heroische Empörung mit dem Tode besiegelt. Der soll noch kommen, der das Glück nach der Elle mißt, nach

Stunden, Tagen und Jahren berechnet. Das spricht Schiller's Hero mit vollem Bewußtsein aus:

„Früh schon ist mein Lauf beschlossen,
Doch das Glück hab' ich genossen,
Und das schönste Loos war mein." —

Wie aber kann bei diesem Wesen der Liebe, die mit der Sicherheit eines Naturprozesses wirkt, jene Störung eintreten, die wir auf deutsch so häßlich „Eifersucht", die Holländer dagegen poetisch „Minneneid" nennen? Eine stärkere Wahlverwandtschaft kann allerdings eine frühere Verbindung lösen; aber dann war ja jene erste Liebe keine perfecte; die Enttäuschung hat ihre Bitterkeit, aber diese geht dem gesunden Menschen nicht ans Leben. Das Unglück entsteht aus dem Zwange, der sich der Lösung widersetzt: dann aber ist nicht die Eifersucht tragisch, sondern der Ehezwang.

Kein großer Dichter hat die Eifersucht tragisch behandelt, desto ergiebiger ist sie für Komus und Momus geworden. Wie viele Lustspiele liegen in der allbekannten Erklärung: „Eifersucht ist die Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft". Und doch schrieb Shakespeare einen „Othello", und Othello wird die Tragödie der Eifersucht genannt. Ist es nicht, als ob der Dichter das Unmögliche hätte möglich machen wollen? Oder sollte vielleicht die einzige Möglichkeit tragischer Eifersucht exemplarisch dargestellt werden?

Die Novelle lag vor: ein maurischer Held verliebt sich in eine edle Venezianerin, sie in ihn. Verschiedener Stamm, verschiedenes Blut, verschiedene Sitte, verschiedenes Alter: konnten sie sich nicht über das Motiv ihrer Liebe — schlimm genug, daß von einem Motiv gesprochen werden muß — täuschen? Und nun macht Shakespeare aus dem Mauren gar einen Mohren oder Neger!

Wie kamen sie dazu sich zu lieben? Othello sagt's:

„Sie liebte mich, weil ich Gefahr bestand,
Ich liebte sie ob ihres Mitgefühls."

An der Erzählung seiner Heldenthaten hat sich die Venezianerin begeistert, er wird Gegenstand ihres Cultus; den schwarzen Seehelden rührt dieser Cultus, er findet seinen Stolz in der Ueberwindung aller denkbaren Schwierigkeiten, jetzt erst fühlt er sich belohnt für seine Heldenthaten. Er wirbt um sie. Hier aber gilt nicht mehr, daß „Sehen Neigung macht", es bedarf einer Mittelsperson. Desdemona sagt:

„Michel Cassio,
Der für Dich warb und manches liebe Mal,
Wenn ich von Dir nicht immer günstig sprach,
Dich treu verfocht."

Also durchaus keine unmittelbare Selbstgewißheit der Liebe. Der erzürnte Vater Brabantio hätte sonst beim Abschiede nicht sagen können:

„Sei wachsam Mohr, hast Augen Du zu sehn!
Den Vater trog sie, so mag's Dir geschehn."

Das ist kein unzweifelhafter Besitz, da ist dem Argwohn ein Pförtchen gelassen, durch welches er in das edelste Herz zu schleichen vermag, besonders wenn in diesem Herzen dunkles Blut tobt und „Ehre auf dem Spiel".

Zudem ist Desdemona ein übermäßig naives Kind ohne die allernothwendigste Discretion. Als sie mit Jago auf Cypern gelandet, erlaubt sie dem Cassio, ihr wiederholt die Hand zu küssen. Obgleich Jago das „ein kleines Gewebe" nennt, „mit dem er eine große Fliege umgarnen" wolle, so urtheilt er doch bald darauf:

„Daß Cassio sie liebt, das glaub' ich wohl;
Daß sie ihn liebt, ist denkbar und natürlich."

Welche Versicherungen giebt sie dem Cassio, als dieser sie um ihre Verwendung bei Othello ersucht!

„Ich lass' ihm keine Ruh,
Ich mach' ihn zahm, schwätz' ihn aus der Geduld,
Sein Tisch und Bett soll Beicht' und Schule sein,
In Alles, was er vornimmt, meng' ich ihm
Cassio's Gesuch. Deßhalb sei fröhlich, Cassio,
Denn Deine Mittlerin wird lieber sterben,
Als Dich versäumen."

Nicht daß ihr Othello nichts abschlagen könne, giebt ihr Beruhigung; sie verläßt sich auf die gewöhnlichen Weibermittel. Zudem steht ein Freundschaftsdienst in schlechtem Einklange mit der hyperbolischen Betheurung: „Lieber sterben!"

Ja, als Jago bereits seine Höllensaat in des Mohren Herz gestreut, von jenem unnachahmlichen: „Das gefällt mir nicht" an; als diese Saat schon ins Kraut geschossen, treibt Desdemona ihre thörichte Harmlosigkeit auf die Spitze. Othello verlangt das Schnupftuch, sie antwortet mit „Cassio". In der totalen Verfinsterung ihres Verstandes ist ihr nichts mehr gegenwärtig als ihr übergraziöses Versprechen.

Lodovico, der Gesandte des Senats, bringt dem Othello einen Brief; während der Mohr ihn liest, eröffnet Desdemona dem Gesandten, zwischen Cassio und ihrem Gemahl herrsche recht betrübte Feindschaft.

„Ich gäbe viel darum
Sie auszusöhnen, denn ich liebe Cassio."

Als sie erfährt, Othello sei zurückberufen, Cassio werde Gouverneur der Insel, ruft sie aus: „Das freut mich!" und bringt so nothwendig den doppelt Gekränkten außer sich.

Fürwahr, diese gewöhnlich nicht genug beleuchtete Seite der Desdemona, deren Ende so erschütternd wirkt, könnte die Motive Jago's etwas vereinfachen, ohne daß sein höllischer Zweck verfehlt würde. Der Dichter hat nämlich seinem Urschuft nicht weniger als fünf Beweggründe auf den Scheitel geladen.

Othello kennt sich selbst sehr gut, wenn er nach der That zu den Venezianern sagt:

„Dann müßt Ihr melden
Von Einem, der nicht klug, doch zu sehr liebte,
Nicht leicht argwöhnte, doch einmal erregt,
Unendlich raste . . . ."

Nur bei so heterogenen Naturen, bei solcher Verschiedenheit der Individuen, bei solcher Abenteuerlichkeit der Wahl, ist es möglich, dem „grüngeaugten Scheusal" Eifersucht den Kothurn

unter die Füße zu schnallen, die teuflische Wirkung des scheußlichen Verdachts auf ein argloses, aber ungestümes Herz hervorzubringen. Aber keine zehn Jago's würden helfen, wäre der Gegensatz nicht schon in der Ungleichartigkeit der Charaktere, in dem ursprünglichen Mißklang der Eheschließung gegeben. Diesen Umstand hob bereits die alte italienische Novelle hervor: Desdemona, tratta non da appetito donnesco, ma dalla sola virtù del Moro*). Und dieser Mohr mußte grade in seiner Ehrverletzung das Fundament seines Wesens untergraben, seine ganze Existenz vernichtet fühlen. Nur so war es dem Dichter möglich, sein Drama zu verfassen. Eine andere Eifersucht hätte er nicht im Ernste statuirt.

„König Lear" ist wie eine im Wahnsinn zusammenbrechende Welt. Während die Kunstkritik sich an der Bewältigung der ungeheuren Doppelfabel abmüht, hat auch die psychiatrische Wissenschaft Beschlag auf das Stück gelegt. Gehen wir vom Großen und Fernen ins Elementare und Nächste: König Lear ist die Tragödie der Kinderverziehung. Das lautet prosaisch und kleinlich; so lange aber die Civilisation auf Monogamie und häuslicher Zucht beruht, so lange werden auch die Geschicke der Völker von der Art und Weise abhangen, wie Aeltern auf Charakter und Willen der Kinder einwirken. Die Familie ist bislang noch die Zelle der Gemeinde und des Staates. Verliert das Verhältniß der Kinder zu den Aeltern seinen sittlichen Halt, wie denn unleugbar in unsern Zeiten eine Lockerung desselben sichtbar wird, so ist es um die bisherige Ordnung der Gesellschaft gethan. Bei Shakespeare erfolgt dieser Zusammenbruch aus demselben Grunde.

Die Liebe kann einen trojanischen Krieg und mehrere Hugenottenkriege entzünden, eine politische Revolution von

*) „Desdemona, nicht von weiblichem Verlangen angezogen, sondern von der bloßen Tugend (Tapferkeit) des Mohren."

Oben oder von Unten herbeiführen; die Ehe kann im Innern zerstört werden, beide Gatten mögen dabei des Todes sein: die Gesellschaft geht unbekümmert ihres Weges weiter. Wird aber die Zelle der Gemeinschaft vergiftet, so fault das Blut des Gesammtkörpers. Und der Dichter verlegt die Krankheit in die typische Familie, in das Haus des Königs: Lear ist Vater, König, Priester im absoluten Sinne, Niemand konnte je mit solchem Rechte sagen: Der Staat, das bin ich.

Man denke sich ihn in seinen besten Tagen: ein imposanter Herrscher, die wandelnde Majestät, oberster Schiedsrichter über Alles und Jedes, Erhalter und Mehrer des Reichs. Noch in der Zerstörung „jeder Zoll ein König", „zertrümmert Meisterstück der Schöpfung". Nur kein Widerspruch, keine Unbotmäßigkeit! Das duldet er nicht, darob geräth er in verzehrenden Zorn. Das Herrschen ist seine Natur, der Gehorsam Amt und Pflicht aller Andern.

Dieser Absolutismus, der rohe Staaten gegründet, in Zeiten der Noth selbst gesittete Gesellschaften zusammengehalten hat, findet grade dort seine Gränze, woher er als Patriarchalismus seinen Ursprung datirt, an der Familie und der Erziehung. Das beherrschte Volk thut den Willen des Einen, wenn auch oft mit Knirschen; passiv wird dem Allerhöchsten bei Hofe gehorsamt, dort trägt man ja das Herz auf der Zunge; weiß der Herr, was hinter den Lippen bleibt? Man herrscht mit der Autorität, giebt Gesetze, führt Religionen ein: und dieser Mechanismus heißt die „Ordnung".

Auch das Kind gehorcht, schon aus Pietät, der ersten und allgemeinsten Religionsstifterin; aber hier müssen sich Autorität und Pietät zu vorsorglicher und dankbarer Neigung, zu entsagendem Mühen und herzlicher Zuvorkommenheit entfalten. Die Grundbedingung der älterlichen wie der kindlichen Liebe ist ihre Selbstverständlichkeit. Befehl und Gehorsam, Wunsch und Erfüllung dürfen nur Masken des herzlichen Einverständnisses sein, laute Aeußerungen eines stillen Zwiegesprächs der zusammengehörigen Wesen. Das Thun ist

die Hauptsache, Reden das Wenigste. Da ist Freundschaft, sogar Zärtlichkeit, Zurechtweisung, Strafe; da giebt es Thränen der Reue, welche wohlthun: es ist die Schöpfung des sittlichen Menschen. Alles, nur keine Liebeserklärung! Der Vater, der von seinem Kinde ein Bekenntniß verlangt: Wie sehr liebst du mich? hat bereits den Verstand verloren, und das Kind, welches rhetorisch antwortet, ist schon auf dem Wege des Verbrechens. Der Vater hat einen Heuchler erzogen, der zu jeder Niedertracht und Bosheit fähig ist. Das Kind aber, welches „liebt und schweigt", steht hoch über dem Vater, kann eines Tages sein Rettungsengel werden.

Die Buße folgt im Drama und beim dramatischsten aller Dramatiker rasch. Die heuchlerischen Schlangenzungen der Goneril und Regan stechen sofort nach dem Vater. Lear will sie mit der Autorität zusammendonnern: er ist jetzt grade so ohnmächtig der Bosheit gegenüber, wie früher der Aufrichtigkeit. Die Herrschsucht wird zur Caricatur. Der verkehrte Held verflucht die Töchter, verflucht das Menschengeschlecht: aber sein Toben ist eitel Wind. Seine Verkehrtheit wird zur Verkehrung seiner Vorstellungen. Bei der Theilung des Reichs kündigte sich die Verkehrtheit mit Trompetenstößen an; als er auf der Haide den Sturm für den Bundesgenossen der bösen Töchter erklärt, reflectirt die fixe Idee: er will sein ein Meister von Langmuth. Das Gewitter nimmt für ihn die Gestalt des jüngsten Gerichtes an, er beugt sein Haupt in Demuth. Aber: „Ich bin ein Mann, an dem man mehr gesündigt, als er sündigte" — letzte Affirmation des rechthaberischen Ich. Schon tobt der Sturm in seinem Innern so heftig, daß der Sturm der Natur ihm Kühlung bringt. Die Tollheit tritt ihm in einer anderen Person, in Edgar entgegen; da reißen alle Bänder: „Du bist der natürliche Mensch, das Ding an sich!" Symbolisch zerreißt er sein Gewand. In der Hütte ist er toll. Die Scene ist weniger „ermüdend" als ein psychologisches Meisterstück, die Klimax der Gehirnverwüstung.

Die königliche Verkehrtheit hat bei den Großen des Reichs

die allein noch zählen, ansteckend gewirkt. Der Vasall Gloster ist ebenso verkehrt wie Lear, nur liegt seine Verkehrtheit gleich anfangs in der Vorstellung, nicht im Willen. Ein guter, mildherziger, treuergebener Mann ist abergläubisch, voller roh-naturalistischer Schrullen: „Jene letzten Verfinsterungen an Sonne und Mond weissagen uns nichts Gutes . . . Die Natur empfindet ihre Geißel an den Wirkungen. Liebe erkaltet, Freundschaft fällt ab ... in Palästen Verrath, das Band zwischen Sohn und Vater zerrissen. Dieser mein Bube bestätigt solche Vorzeichen, da ist Sohn gegen Vater. Der König weicht aus dem Geleise der Natur, da ist Vater gegen Kind.“ Die Vorzeichen sind das Bestimmende, die Ereignisse müssen zutreffen.

Der kalte ätiologische Materialist Edmund durchschaut den väterlichen Aberglauben und beutet ihn aus. Edgar hat den Mond beschworen! Das wirkt. Der brutale Cornwall tritt dem Leichtgläubigen die leiblichen Augen aus, Edmund blendet ihn geistig: „Ich strauchelt' als ich sah“. Sein Unglück macht ihn zum methodischen Pessimisten:

„Was Fliegen sind den müß'gen Knaben, das
Sind wir den Göttern; — sie tödten uns zum Spaß.“

Der mißhandelte Sohn, die männliche Cordelia, wird im tiefsten Elende zum Philosophen der erhabensten Moral und zum höchsten ethischen Charakter:

„Retten will ich mich, so lang
Ich noch entfliehen kann, und ich bin gefaßt,
Den niedrigsten und ärmsten Schein zu borgen,
In dem die Noth den Menschen je zum Vieh
Erniedrigt . . .“

Auf der Haide erstickt er den drohenden Ausbruch des Schmerzes mit dem heiseren Ruf: „Thoms friert“. Beim Anblick des geblendeten, umherirrenden Vaters:

„Wer darf sagen, schlimmer kann's nicht werden?
. . . S' ist nicht das Schlimmste,
So lang man sagen kann: dies ist das Schlimmste.“

Edgar rettet nicht nur den Vater, er erzieht ihn. Die höchst

unwahrscheinliche Geschichte des Sturzes wird vom Dichter herrlich verwendet:

„Drum denk', beglückter Alter,
Daß höchste Götter . . .
. — Dich retteten.“

Die Götter tödten uns also nicht zum Spaß, es giebt auch gütige Mächte auf der Welt. Ja, sagt Gloster,

„Ja, das erkenn' ich jetzt. Ich will hinfort
Mein Elend tragen, bis es ruft von selbst:
Genug, genug, und stirb!“

Der pädagogische Sohn aber, zu dem man mehr als einen modernen „Speculirer“ in die Schule senden möchte, spricht nach einem letzten Schwermuthsanfalle des Vaters das große Wort aus:

„Dulden muß der Mensch
Sein Scheiden aus der Welt, wie seine Ankunft:
Reif sein ist Alles.“ — —

Wie Edgar auf des Vaters Intellect, so wirkt Cordelia auf den Willen, auf das Gemüth des Vaters. Sie, deren Wahlspruch lautete:

— „was ich ernstlich will,
Vollbring' ich, eh' ich's sage,“

sie eilt mit einem Heere herbei, den Vater aus tiefster Schmach zu retten und Gerechtigkeit zu üben. Nur wenn der Vater es nicht hört, macht sie ihrem tiefsten Herzen Luft:

„All' ihr gesegneten geheimen Wunder,
All' ihr verborgnen Kräfte der Natur,
Sprießt auf durch meine Thränen! Lindert, heilt
Des guten Greises Weh!“

Der Vater bekennt seine Schuld an dem eigenen Kinde:

„Wenn Du Gift für mich hast, so will ich's trinken.
Ich weiß, Du liebst mich nicht; denn Deine Schwestern,
Wenn ich mich recht besinne, kränkten mich;
Du hattest Grund, sie nicht.“

Worauf Cordelia — „ihre Stimme war stets sanft, zärtlich und mild, ein köstlich Ding an Frau'n“: —

„Kein Grund, kein Grund!“

Die doppelte Verkehrtheit der Väter wird von der undankbaren Bosheit ausgebeutet; doch sind die bösen Töchter mehr passiv ruchlos, übrigens wie die vollendete Herzenshärtigkeit zum Verwechseln einander ähnlich; der active Bösewicht ist der krasse Materialist Edmund:

„Wenn nicht Geburt, schafft List mir Land und Leute,
Und was mir nützt, das acht' ich gute Beute."

Edmund plant den Staatsstreich, schickt sich zum Aeußersten an, liefert den Vater an den schalen Tyrannen Cornwall, mordet die Unschuld, will den König umbringen lassen, verhetzt die Kumpane des Verbrechens, verspricht Goneril wie Regan Treue, und erliegt endlich dem Repräsentanten der Sittlichkeit, dem großen Bruder Edgar im Zweikampfe. Ein feierliches Duell zweier Weltanschauungen!

Die Welt drohte wirklich unterzugehen, Verwüstung ringsumher, Leichen auf und hinter der Scene. Da erheben sich die drei Stimmen der drei überlebenden Männer, Kent's, das will sagen der Treue, Edgar's, das ist der starken Weisheit, Albaniens, des zur Einsicht Gelangten.

Kent: „Ist das der jüngste Tag?"
Edgar: „Oder ein Bild nur jenes Graun's?"
Albanien: Von Sturz und Untergang.

Die starke Weisheit antwortet der fragenden Treue, der Bekehrte ist nur das Echo. Die Welt steht, aber die Menschheit muß neu ansetzen.

Wo fände sich in sämmtlichen Schriften der Reformatoren und Humanisten eine so tief ins Herz der Gesellschaft tauchende Anschauung; wo wären auch nur Winke zu gewahren, die sich mit den angeführten Stellen im Entferntesten messen könnten? Dieser intuitive Poet, zwischen Deduction und Induction so ahnungsvoll hinwandelnd, beugt die Aeste vom Menschheitsbaume selbstgewiß zu sich nieder und bricht die unverstandenen Früchte der Zukunft; auf der Leiter der Phantasie holt er

Wahrheiten herunter, die den Moralisten und Pädagogen des 18. Jahrhunderts erst aufdämmern sollten, und kleidet sie förmlich in das philosophische Gewand des 19ten. Noch aber sind wir nicht zu Ende. In dieser Aetherhöhe des Genius angelangt, darf man wohl die Frage aufwerfen: hat der gewaltige Adler vom Avon nicht etwa, irgendwo, offen oder versteckt, seiner Zeit den Spiegel vorgehalten, unwissend vielleicht, wie scharf derselbe geschliffen, sicherlich meinend, nur Einzelnes, Besonderes daraus zu reflectiren; wäre er gar der Richter über die reformatorische Gedankenbewegung, der Zugführer der speculativen Cohorte, die sich von Bacon bis Leibniz und Locke durch das 17. Jahrhundert hindurch bewegen sollte?

Die Antwort auf diese Fragen ertheilt der „subjective“, „pragmatisch schwache“ Dänenprinz Hamlet.

Hamlet, die Tragödie des Bewußtseins.

Prinz Hamlet ist ein reichbegabter, wohlunterrichteter junger Mann, der an den Stufen des Königthrons füglich als Gelehrter gelten kann. Im gewöhnlchen Laufe der Dinge wird er eines Tages der wissenschaftliche König sein, der auf den heroischen König folgt. Die Bildung seines Herzens und seiner Sitten steht nicht hinter der seines Geistes zurück. Er ist züchtig, keusch in einer ausgelassenen, frivolen Epoche. Er liebt, mit voller Hingebung, ohne jegliche Rücksicht auf Rang und Stand, ein edles junges Mädchen. Endlich hat er Muth und achtet sein „Leben nicht einer Stecknadel werth“. Nur Eines fehlt ihm, und der Mangel dieses Einen macht ihn zum tragischsten aller tragischen Charaktere: die Entschlußfähigkeit, die Fertigkeit im Rathe, das Brückenschlagen vom Willen zur That.

Hamlet kennt die Dinge dieser Welt so genau, daß er sie immer und stets richtig beurtheilt; seine Reflection ist so

geübt und so genial, daß er die höchste Freude, den höchsten Selbstgenuß am Reflectiren findet, daß er großen Erlebnissen gegenüber ganz Reflection wird, sich völlig in Reflection auflöst, der gebundene Sclave der Reflection wird. Eine furchtbare Enthüllung wird ihm gemacht, eine ungeheure Aufgabe wird auf seine Schultern gewälzt; er ist dieser Aufgabe auch völlig gewachsen — mit der Reflection; er bemeistert sie vollkommen, er analysirt sie aufs Gründlichste, Keiner versteht sie wie er. Nur lösen kann er sie nicht, weil er dazu seine Substanz, die Reflection, aufgeben müßte.

Er schreibt sofort eine Reflection in seine Schreibtafel: „Man kann lächeln, immer lächeln, und doch ein Schurke sein!" Dann will er Alles aus seiner Erinnerung weglöschen, ausgenommen die Rache, d. h. die Idee der Rache. Aber die Rache ist keine Idee, die Rache ist eine That. Ganz natürlich ist der Reflectirer einer Idee von vornherein unfähig zur Ausführung der betreffenden That, und wir wissen seit der Scene auf der Schloßterrasse zu Helsingör, daß Hamlet, weit entfernt, jemals die Ereignisse zu leiten, vielmehr deren steter Spielball sein wird. Er gleicht sofort einem Schwimmtheoretiker, der die gelehrtesten Beobachtungen über die edle Schwimmkunst verfaßt, dabei aber beständig neben dem Wasser herspaziert. Es gehört nicht viel Voraussicht dazu, um zu sagen, daß dieser Mensch zuletzt, vom theoretischen Schwindel gefaßt, ins Wasser stürzen und von den empörten Fluthen verschlungen werden wird.

Bereitwillig geben wir zu, was Herr Baumgart in seiner „Hamlet-Tragödie" (1877) hervorhebt, daß die edle hohe Natur des Prinzen die Blutrache nicht auf sich nehmen könne, daß der Zwiespalt zwischen seiner Bildung und seiner Pflicht ihn „zerrütte". Grade des Prinzen hohe Bildung macht ihn zum Reflectirer, und diese so motivirte Reflection unfähig zum Handeln. Nur ein Punkt bleibt bei diesem Amendement im Unklaren. Hamlet sagt schon auf der Terrasse: er werde sich verstellen. Wie lange währt diese Absichtlichkeit, wann macht

die innere Zerstörung die Maske überflüssig. Wie lange verstellt er sich, und wann ist er verstellt, o'erthrown?

Man kann indessen fragen: Ist der Hamlet des ersten Aktes „völlig bei seinen Sinnen?" Ja und nein! Ja, wenn man ihn im ruhigen Zustande an und für sich betrachtet, wenn man ihn aus seiner Schicksalsbestimmung herausschält und ihn sich denkt wie er bis dahin gewesen. Ja, er war „völlig bei seinen Sinnen", ehe nach Goethe's Worten „die That auf eine Seele gelegt worden, der sie sich nicht gewachsen fühlt". Sobald der Entschluß fordernd an ihn herantritt, sobald er Etwas wollen soll, declarirt sich bei ihm die Krankheit der Reflectivität: „Die Zeit ist aus den Fugen. Wehe mir, daß ich geboren ward, sie wieder einzurichten!" Nein, unter diesen Umständen ist Hamlet schon jetzt nicht „völlig bei seinen Sinnen". Sich toll zu stellen, um dem Rächer- und Strafamte ungestört obliegen zu können, das ist schon ein bedenkliches Symptom seiner Reflectionskrankheit. Galt es etwa, Armeen im Verborgnen auszurüsten, ein Netz von Verschwörungen über das Land auszubreiten, sich mühsam und im Dunkeln einem weitaussehenden Ziele zu nähern? Mit nichten, es handelte sich darum, auf den König Claudius loszugehen, im Schlosse, im Garten oder wo immer ihm zu sagen, daß er ein ehebrecherischer, brudermörderischen Schuft sei, und ihm den Degen durch den Leib zu stoßen! Mitverschworne hatte der Prinz gar nicht, kaum daß er seinem Freunde Horatio das Allerwichtigste anvertraut, um ihn auf das Schauspiel im Schauspiel vorzubereiten.

Dem Könige, dem Hamlet's Schwermuth schon sehr fatal geworden war, wird der Wahnsinn vollends anstößig, und als praktischer, umsichtiger Schurke läßt er ihn von zwei Kammerherren, Rosenkranz und Güldenstern, ausspioniren. Der reflectirende Hamlet geht auch sofort in die Falle und verräth sich gleich im ersten Gespräch mit den beiden Geheimräthen: „Mein Oheim ist König von Dänemark, und eben die, welche ihm Gesichter zogen, solange mein Vater lebte,

geben zwanzig, vierzig, fünfzig bis hundert Ducaten für sein Porträt in Miniatur. Wetter, es liegt hierin etwas Uebernatürliches, wenn die Philosophie es nur ausfindig machen könnte!" Und weiterhin: „Mein Oheim-Vater und meine Tante-Mutter irren sich. Ich bin nur toll bei Nordnordwest; wenn der Wind südlich bläst, kann ich sehr gut einen Reiher von einem Falken unterscheiden." Ist Brutus dafür angestellt, daß er dem Tarquinius durch die zweite Hand zu verstehen giebt, er sei „völlig bei seinen Sinnen"?

Hamlet's angenommene Tollheit fängt also bereits an ihn zu drücken; er reflectirt aus seiner reflectirten Verrücktheit heraus, und zwar laut, ohne Rücksicht auf seine persönliche Sicherheit. Seine Reflectivität ist bereits Monomanie geworden, er der Monomane der Reflectirwuth. Von diesem Augenblick an ist er durchaus nicht mehr „völlig bei seinen Sinnen".

Auf diesem Punkte angekommen, ist Hamlet eigentlich schon fertig, er hat sich schon so weit vom Ziele wegreflectirt, daß es ihm in nebelgrauer Ferne liegt. Da treten die Schauspieler auf, um ihm Gelegenheit zu einer neuen Evolution zu geben, in welcher seine Monomanie sich auf die deutlichste und unwiderlegbarste Weise bekunden soll. Bis hieher hatte er sich nämlich nur höchst methodisch von seinem Ziele *entfernt*; von jetzt an wüthet er direct *wider* sich selbst. Aus dem *zweckflüchtigen*, thatlosen Gebahren wird nunmehr ein *zweckwidriges* Agiren.

Der Prinz vertieft sich in das Wesen der Schauspielkunst, er reflectirt über den Spiegel, den der Dichter seinem Publikum vorzuhalten pflegt, und aus welchem die Strahlen menschlichen Leidens und Thuns reflectiren. Er sinnt über die *künstlerisch verkehrte* Welt nach, in der die Wirklichkeit bei der Illusion in die Lehre geht, und diese *Verkehrung* hat der feinste und schärfste aller Dichter zum Symbol der *Verkehrung* in Hamlet's eigenem Innern gemacht. Von solchen tiefen Symbolismen ließe sich aus Shakespeare leicht ein

Dutzend der schlagendsten Beispiele anführen. Hamlet wird jetzt selbst so „verkehrt", daß er seinem Oheim-Vater ein Gewissen machen will. Der mörderische Lumpenkönig soll sich im dramatischen Spiegel selbst wieder erkennen! Als ob damit für den Rächer irgend Etwas gewonnen, nicht vielmehr Alles, Alles verloren wäre, er selbst zuerst!

Daß nun seine Reflection, auf den Gegenstand, das Schauspiel bezogen, richtig und unwiderleglich ist, daß der Prinz sogar höchst vortreffliche Dinge über den dramatischen Vortrag sagt: das scheint für Die zu sprechen, die ihn „völlig bei seinen Sinnen" sein lassen. Aber es scheint eben nur so; denn Irre gehen beständig um den Begriff der Monomanie herum, der Versteckens mit ihnen spielt. Das Uebermaß der Reflection ist nicht Reflectionslosigkeit; der Monomane der Reflection hat sogar immer Recht, wenn er die Dinge im Allgemeinen beurtheilt; nur in dem einen Punkte, wo das Ich und dessen Zwecke in den Vordergrund treten, wirbelt seine Reflection im Kreise, wird sie fix, das Urtheil verrückt.

Als der tolle Plan geschmiedet worden, hat Hamlet das vollständige Bewußtsein von seiner Unzulänglichkeit, von der unausfüllbaren Kluft zwischen seinem Wollen und seinem Thun.

„O welch' ein Schurk' und niedrer Sclav' bin ich!
— Bin ich 'ne Memme?
Wer nennt mich Schelm, bricht mir den Kopf entzwei,
Rauft mir den Bart und wirft ihn mir ins Antlitz?
— Wer thut mir dies?
Ha, nähm' ich's eben doch! —
Ich hege Taubenmuth, mir fehlt's an Galle,
— sonst hätt' ich längst
Des Himmels Gei'r gemästet mit dem Aas
Des Sclaven." —

Dieses Bewußtsein seiner Unzulänglichkeit bringt ihn dann im dritten Akte so quite, quite down, daß er Hand an sich selbst legen — möchte. Seine Mission hat er aufgegeben, er fühlt sich als unbrauchbares Werkzeug des Rächeramtes. Er möchte sich beseitigen, Hand an sich selbst legen, müßte er

nicht auch dazu eben „Hand anlegen". Der Monomane der Reflection ist hiermit gänzlich außer Thätigkeit gesetzt; er vermag nicht einmal das Urtheil an sich selbst zu vollziehen; fortan ist er ausschließlich der Spielball der Ereignisse, die Flocke, welche willenlos in die Katastrophe hineingewirbelt wird. Und wenn Seneca Stoff und Inhalt der Tragödie dahin erklärte: „der Anblick eines tapfern, mit Leiden ringenden Mannes sei den Göttern ein würdiges Schauspiel", — so hat Shakespeare die Tragik der Passivität auf eine noch höhere Stufe erhoben.

Nie ist ein gewaltigerer Hohn, ein göttlicherer Sarkasmus auf die Reflectirwuth gehäuft worden, als es Shakespeare in in dem Schauspiele von „Gonzago's Mord" und den sich daranreihenden Scenen gethan hat. Der Held agirt jetzt wirklich, er fabricirt dem geflickten Lumpenkönige ein Gewissen; er agirt, d. h. er wird Acteur. Er entdeckt dem Könige allerdings sein schuldbeladenes Gewissen, aber zugleich auch sich selbst, den Hamlet, den drohenden Rächer, und der König, der schon vor dem Schauspiele gesagt hatte: „Wahnsinn bei Großen darf nicht ohne Wache gehn", der wird sich wahrlich nicht lange besinnen, durch ein zweites Verbrechen sein erstes Doppelverbrechen sicher zu stellen!

Als der König im Schauspiele seine vortreffliche Wirkung gethan hat, ist der Monomane der Reflection ganz stolz auf seine That: „Sollte mir dies nicht zu einem Platz in einer Schauspielgesellschaft verhelfen?" — „und" fügt er selbstgefällig hinzu, „zu einem ganzen Antheil an der Einnahme?" — Armer Narr! — Er wird zur Königin gerufen, und nimmt sich vor, ernstlich mit ihr ins Gericht zu gehn. „Grausam, nicht unnatürlich laß mich sein!" — Er kommt auf seinem Wege durch die Gemächer seines Oheim-Vaters: da liegt der Halunke auf seinen Knieen, nach einem Gebete suchend. Ein Griff an den Degen, und der Schuft ist hin! Hatte der Prinz nicht noch soeben gesagt:

„Nun ist die wahre Spükezeit der Nacht,
Wo Grüfte gähnen und die Hölle selbst
Pest haucht in diese Welt. Nun tränk' ich wohl heiß Blut
Und thäte Dinge, die der heil'ge Tag
Mit Schaudern säh'."

Aber das war blos so eine Phantasie, wie sie Jemanden nach einem aufregenden Schauspiele ankommt. Die Unterredung mit der Mutter füllt vielmehr seine ganze Seele, sein Onkel ist Nebensache für ihn geworden! Das humoristische Schicksal trägt ihm den „blutigen, kupplerischen Buben, den fühllosen, falschen, geilen, schnöden Buben" entgegen. Aber der Held der Zweckwidrigkeit redet sich mit bequemer Sophistik jegliche Verpflichtung zum Handeln aus: „der König betet, ginge also graden Weges zum Himmel! Meinen Vater hat er in seiner Sünden Maienblüthe überfallen. Die Mutter wartet mein!"

Und nun stürzt der Monomane ins Gemach seiner Mutter, um die neu reflectirte That zu vollführen. Da raschelt es hinter der Tapete; irgend Ewas, irgend Wer stört den Acteur, der auch der Mutter „einen Spiegel zeigen will, worin sie ihr Innerstes erblicken" soll. Er stößt den Degen durch die Tapete. Die Mutter fragt: „Was thatest du?" Hamlet: „Fürwahr, ich weiß es nicht, ist es der König?" Es ist ihm nämlich ganz einerlei, wer hier getödtet worden; auch auf den König käme es ihm nicht an! Sein augenblicklicher zweckwidriger Zweck ist, seine Mutter zu erschüttern. Zweckwidrig, denn auf der Terrasse war feierlich zwischen ihm und dem Geiste ausgemacht worden:

„— Dein Gemüth ersinne
Nichts gegen deine Mutter, überlaß sie
Dem Himmel und den Dornen, die im Busen
Ihr stechend wohnen."

Hamlet thut das grade Gegentheil, er malt seiner Mutter in den furchtbarsten Farben ihre Schandthat vor, er vergleicht in schonungsloser Schilderung die beiden Könige, ihre Männer. Der Geist muß selbst erscheinen, um den paktbrüchigen Narren

zur Raison zu bringen. Hamlet läßt sich aber nicht zur Raison bringen, er leugnet sogar — Spitze der Monomanie! — seinen Wahnwitz ab:

„Bringt mich zur Prüfung, und ich wiederhole
Die Sach' euch Wort für Wort, wovon der Wahnwitz
Abspringen würde."

Als reflectirter Narr oder als Narr der Reflection weiß er nämlich sehr genau, worin der Wahnwitz besteht. Es ist nicht nur „Methode" in seinem Wahnwitz, sondern er hat auch Bewußtsein von dieser „Methode". Und dann fährt er fort, sich in den ungehörigsten, indecentesten Einzelheiten über das eheliche Zusammenleben zu ergehn und seiner Mutter „Enthaltsamkeit" anzurathen. Das nennt Gervinus „hinter der Maske seiner selbst Herr bleiben"!!

Hamlet wird jetzt von dem Könige Claudius nach England verpackt; denn Claudius kennt das Geheimniß des Entschlusses:

„Was man will thun,
Das soll man, wenn man will; denn dies „Will" ändert sich
Und hat so mancherlei Verzug und Schwächung,
Als es nur Zungen, Hände, Fälle giebt;
Dann ist dies „Soll" ein prasserischer Seufzer."

Rosenkranz und Güldenstern, die „Schulgesellen", denen Hamlet jetzt plötzlich „wie Natternkraut", begleiten ihn; sie führen einen Uriasbrief mit sich, in welchem der König von England gebeten wird, aus Freundschaft für die Krone Dänemark den Prinzen abzuthun; der zweckwidrige Handler, der tollgewordene Reflectirer ist auf der äußersten Defensive angelangt. Bei der Abfahrt begegnet er dem norwegischen Fortinbras, der mit Heeresmacht nach Polen zieht, „ein Fleckchen Landes zu gewinnen; für fünf Ducaten, fünf, möcht' ich's nicht pachten". Der Prinz, der auch hier noch richtig reflectirt, sobald nur von ihm kein Entschluß, kein männliches Thun gefordert wird, spricht die goldnen Worte:

„Wahrhaft groß sein heißt,
Nicht ohne großen Gegenstand sich regen;
Doch einen Strohhalm selber groß verfechten,
Wenn Ehre auf dem Spiel.“

Shakespeare war es vorbehalten, einen tragischen Charakter zu erfinden, der vor sich selber tragisch ist; ein Stück zu dichten, in welchem der Held sich selber Publikum wird, um über sein eigenes Pathos und Geschick Schrecken und Mitleid zu empfinden.

Jetzt, auf der hohen See, auf der er zur Schlachtbank wogt, in unmittelbarer Nähe des Uriasbriefes, in dem sein schmähliches Ende besiegelt steht, jetzt handelt der Monomane der Reflection zum ersten Male in seinem Leben zweckmäßig. Das ist der tragische Lichtblick, der bei allen großen Dichtern dem düstern Weltuntergange vorherzugehen pflegt; der schauerliche Moment, worin der Held von seiner Substanz abzufallen und sich dem Laufe der Weltordnung zu fügen scheint, die höchste und bedeutendste Illusion in der Welt des „schönen Scheins“. Hamlet erbricht den Uriasbrief, legt ein anderes Schreiben an dessen Stelle und fordert in diesem die Regierung von England auf:

„Die Ueberbringer schnell zum Tod' zu fördern,
Selbst ohne Frist zur Beichte.“

Er rettet sich also. Schlimm genug schon, daß er es bis dahin hat kommen lassen, daß der Rächer von Beruf, der die sittliche Welt wieder herstellen soll, sich selber aus dem gemeinsten Hinterhalt retten muß. Aber er rettet nicht einmal sich selbst, er rettet nur seine Monomanie, seine unbußfertige Reflection, er bewahrt sich nur für das ganz unreflectirte Ende auf. Dem Horatio schreibt er: „Ich habe dir Worte ins Ohr zu sagen, die dich stumm machen werden; doch sind sie noch viel zu leicht für das Gewicht der Sache.“ Worte, Worte, Worte! wie er selbst zu Polonius gesagt hatte.

Laërtes ist von Paris herbeigeeilt, um den Tod seines Vaters zu rächen, des Schwätzers und Hofspions Polonius!

Aber Polonius war des Laërtes Vater, und das genügt dem pietätvollen Sohne, das königliche Schloß mit der empörten Menge zu stürmen und von Claudius persönlich Rechenschaft für den Mord zu verlangen. Claudius beruhigt den Laërtes, indem er ihm den wahren Mörder kund thut und die an diesem vollzogene Rache andeutet. Da erscheint Hamlet selbst wieder, und der abgefeimte Dänenkönig hetzt den Laërtes auf Jenen. Sie sollen sich auf Rapiere schlagen, Laërtes kann ja

„leicht mit ein paar kleinen Griffen
Sich eine nichtgestumpfte Klinge wählen
Und ihm mit einem wohlgeführten Stoß
Für seinen Vater lohnen.“

Der ganz reflectionslose Laërtes, dem es nur aufs Handeln ankommt, dessen Entschlüsse niemals den Umweg durchs Gewissen nehmen, erklärt, seine Klinge obendrein vergiften zu wollen. Der König, diese Gewissenlosigkeit noch überbietend, will einen vergifteten Kelch bereit halten, aus dem Hamlet, vom Fechten heiß und durstig, sich den Tod trinken soll.

Hamlet, der mit seiner äußern Existenz Alles gerettet zu haben glaubt, der nicht einmal durch den Uriasbrief gründlich gewarnt ist, schlendert mit Horatio über den Kirchhof, debitirt dort seine Leichenphantasien, seine Philosophie vom großen Alexander, der ein Spundloch verstopft — noch hat er seinem Freunde Horatio nicht einmal mitgetheilt, welcher Gefahr er auf seiner Seereise entronnen! Dieser Bericht erfolgt erst vor der Einladung zu den zwölf Fechtergängen. — Der Leichenzug der Ophelia kommt, Laërtes wahrt in höchster Cavalier-Ekstase die Ehre seiner Schwester, Hamlet läßt sich auf die phrasenhafte Wettbewerbung ein. Er ist ganz von Sinnen; wie ein Tollhäusler springt er auf den Sarg der ehemals Geliebten und ringt dort mit dem vom natürlichsten Schmerz geschüttelten Bruder. In seinen Bravaden bläst er sich zu einem Herkules der That auf, d. h. die tobsüchtige Phrase verräth den vollendeten Wahnsinn:

„Willst weinen? fechten? fasten? dich zerreißen?
Willst Essig trinken? Krokodile essen?
Ich thu's, ich thu's.
Springst, um mir Trotz zu bieten, in ihr Grab?
Laß dich mit ihr begraben, ich will's auch. —
Und schwatzest du von Bergen, laß auf uns
Millionen Hufen werfen, bis der Boden,
Die Scheitel an der glüh'nden Zone sengend,
Den Ossa macht zur Warze." —

Als der Anfall von hellem Wahnsinn ausgetobt hat, „senkt sein Muth die Flügel"; da er mit Laërtes fechten soll, erklärt er dem Horatio: „Du kannst dir nicht vorstellen, wie übel es mir hier ums Herz ist." Horatio warnt ihn, bei solcher Disposition auch nur ein Rapier in die Hand zu nehmen. Hamlet antwortet darauf mit seinem eigenen Verdammungsurtheile, welches zu formuliren eben nur dem Narren der Reflection gegeben war: „Bereit sein ist Alles!" Er aber war niemals bereit gewesen, und ist auch jetzt nicht bereit. Es soll nur ein Ende mit ihm gemacht werden.

„Reif sein ist Alles", hatte der große Edgar im „Lear" gesagt, der herrliche, sich immerfort reifende und vervollkommnende Mensch. Der sprach das Motto seines Lebens affirmativ aus.

Hamlet war reif von Anbeginn, ausgebildet, auf der Höhe der Kultur, im Klaren über die Welt und sich selbst. Aber „reif sein" ist noch nicht Alles. Hamlet spricht das Motto seines Lebens negativ aus.

Sie fechten, Hamlet weist den Giftbecher zurück, die Königin trinkt daraus. Sie, deren ganzes Dasein ein einziger Irrthum gewesen, sie stirbt am und im Irrthum. Laërtes, der Gewissenlose, verwundet tödtlich den Gewissenskranken. In der Hitze des Gefechts wechseln sie die Rapiere, und die Nemesis ertheilt dem Laërtes seinen wohlverdienten Lohn. Laërtes bekennt sterbend seine Ruchlosigkeit, und jetzt — endlich — mit dem letzten Athemzuge — ehe er das Leben verläßt, welches einer großen That geweiht war, ohne jemals zur That

zu gelangen — durchbohrt Hamlet den „mörderischen, blutschänderischen Dänen". Das heißt, er nimmt ihn so in dem letzten galvanischen Aufzucken seiner Glieder mit sich fort in die Nacht des Todes.

Hamlet hat sich in Wahnwitz und Tod hineinreflectirt. Damit es aber am Ende der Dinge und der Tage noch einmal klar werde, daß Hamlet, dem Objecte gegenüber, sobald es sich nicht um seine Entschlüsse und Thaten handelt, bei seinen Sinnen zu sein vermag, hält er noch sterbend seinen Freund Horatio vom Giftbecher zurück, und proclamirt den Norweger Fortinbras, den Fürsten der That, zum Könige über Dänemark.

Die größte Shakespeare'sche Dichtung ist um das Jahr 1600 geschaffen worden. Hundert Jahre bereits war die Menschheit damit beschäftigt gewesen, das Mittelalter und dessen asiatische Bewußtlosigkeit von sich abzuthun. Der „Geist" des alten Hamlet ist kein anderer, als der Geist, der in England und Böhmen rumort hatte, und endlich dem Wittenberger Mönche Rede stand. Dieser Geist heischte im erregtesten Tone: „Auf, habet ein Gewissen, kommt zum Bewußtsein! Nieder mit der großen Babylonischen, welche des Menschen Seele durch das Ohr vergiftet hat!"

Bei Shakespeare wendet sich der Geist ganz im Besondern an den Königssohn, an den gebildeten weisen Thronfolger. Warum? Das Gewissen und das Bewußtsein sollen aus der „Gemeinschaft der Heiligen", aus dem engen religiösen Zirkel in die reale Welt, in das Leben der Gesellschaft, in den Staat hinein. „Christliche Freiheit" soll „leiblich" und „fleischlich" werden.

Jedes Religionssystem ist entweder an ihm selbst zugleich Philosophie, oder es muß die Philosophie an dasselbe herantreten, um ihm Halt und Stütze zu gewähren. So Etwas wie ein abstract religiöses Wesen hat es im großen Ganzen

nie und nirgendwo gegeben. Die Religion der alten Aegypter war der in Bildern auseinandergelegte Kosmotheismus; Zoroaster's Lichtreligion ist an ihr selbst der Dualismus als Metaphysik; der Buddhismus antecipirte den ganzen Schopenhauer'schen Nihilismus. War das Christenthum auch nicht ursprünglich Philosophie, so wäre es doch nimmermehr Weltreligion geworden ohne den Neo-Platonismus der Alexandriner, und die ganze Scholastik der spätern Zeit ist lediglich mißverstandener Aristotelismus. So suchte auch die Restauration des Christenthums, gewöhnlich Reformation genannt, nach einem philosophischen Fundament, und in Wahrheit erzeugte jetzt die christliche Welt die ersten eigenthümlichen Gedankensysteme, nachdem sie 1600 Jahre lang bei den Alten geborgt und auf Borg gelebt hatte.

Der originale Gedanke, das Schaffen begrifflicher Concordanzen der Dinge des Himmels und der Erde, hatte seit den griechischen Philosophenschulen geruht. Wärme des Herzens ist noch kein Licht des Kopfes. Selbst das Licht von Damaskus war nur eine blendende und betäubende Erscheinung gewesen. Es elektrisirte, aber es erleuchtete nicht. Als nun die Reformation das individuelle Ich in Aufruhr brachte, als sie diesem Ich das Werk der Versöhnung und der Seligkeit auf die eigenen Schultern gelegt hatte, kam das Ich damit nicht wieder zur Ruhe, sondern es rotirte unaufhaltsam weiter, und in dieser Rotation begann es zu reflectiren. Der neuentstandenen Kirche war Das freilich ein Greuel, sie war vielmehr darauf aus, die Individuen hübsch friedlich in ihre Hürde einzupferchen, sie innerhalb der Kirchenweisheit zu halten und vor aller Weltweisheit zu bewahren. Am Schroffsten trat diese Tendenz hervor in der lutherischen und in der anglikanischen Kirche; am Wenigsten machte sich solche Anmaßung geltend in den Kreisen, welche Zwingli gezogen hatte. Deßhalb war aber auch die philosophische Reaction am Gewaltigsten in England, und später in Deutschland. Die englische Philosophie machte die erste großartige Diversion gegen die kirch-

lichen Einpferchungsgelüste und durchbrach mit Entschiedenheit den Bann der verfrühten Einigung der Geister. Der Repräsentant dieser Richtung war Bacon von Verulam, der Zeitgenosse Shakespeare's.

Indem der scharfsinnige Kanzler den Ton auf die rationelle Beobachtung legte, gründete er in der That den universellen Skepticismus. Populär gefaßt, lauten die Grundsätze dieses Skepticismus also: Der Mensch, vor eine ihm unbekannte Welt gestellt, schuldet sich selbst die größte Behutsamkeit im Erkennen; er muß jede einzelne Erscheinung sorgfältig prüfen und darf nur aus einer Reihe identischer Erscheinungen einen factischen Schluß ziehen. Es giebt für ihn keine andern Abstractionen und Allgemeinheiten, als diese aus reihenweisen Beobachtungen hervorgegangenen Schlüsse. Alles Uebrige ist Irrthum, Täuschung, Vorurtheil. Was auch die Welt der Dinge sei und bedeute: der beobachtende Mensch muß sie ein zweites Mal aufbauen, und die Methode dieses Aufbaues an der Hand der Beobachtung heißt die Induction.

Hamlet ist die Uebersetzung ins Poetische von der Bacon'schen Weltweisheit; Shakespeare faßt in dieser Dichtung — bewußt oder unbewußt — sein ganzes Zeitalter in dessen höchstem gedanklichen Ausdrucke zusammen. Und diese Identität des Schwanes vom Avon mit dem philosophischen Kanzler ist so genau empfunden worden, daß Etliche es sogar gewagt haben, beide Männer zu identificiren. Shakespeare, haben sie gesagt, ist nur ein Mythos, eine unhistorische Person, wie Jesus, der auf dem See wandelt; der Kanzler Bacon hat unter dem Pseudonym Shakespeare (Speererschütterer) alle jene unsterblichen Dramen gedichtet, vom „Perikles" bis zum „Timon von Athen", die jetzt schier das Entzücken von drei Jahrhunderten ausmachen. Man sieht, es gibt literarhistorische Dummheiten, die eine höchst geniale Seite haben.

Hamlet ist also die Tragödie der Reformation, kirchlich-philosophisch-politisch: der Conflict des Individualismus oder

Subjectivismus mit der Welt. Der reformatorische Subjectivismus, die erste Frucht des neuen Denkens, ist noch mangelhaft. Beobachten, Nichts als beobachten, alles Wissen auf die Beobachtung einschränken, das heißt: in der Welt umhertappen, sich von Gegenstand zu Gegenstand ängstlich fortbewegen, jeder Erscheinung ihren Paß abfordern und die „besondern Kennzeichen" sorgfältig controlliren; tausend Bilder von den Dingen der Welt in sich ansammeln, ohne jemals ein Bild, eine Idee von der Welt zu bekommen. Der absolute Beobachter läßt die unzähligen Strahlen des Daseienden auf der glatten Fläche seines Bewußtseins reflectiren; er stopft das Receptakel seiner Sinne mit unzähligen Vorstellungen, ohne jemals zum Begriff der Wahrheit zu gelangen. Im Gegentheil, die Unendlichkeit des aufzufassenden Stoffes verwirrt bald sein Bewußtsein, die unaufhörlichen Reflexe blenden sein geistiges Auge. Vor lauter Kritik entgeht ihm das Kriterium des Denkens; vor lauter Messen kommt er um das Maß des Wahren. Die Wissenschaft kann doch kein Kaleidoskop sein!

Was in der Theorie ein logischer Irrthum, ein Urtheilsmangel ist, das wird in der Praxis zum moralischen Fehler. Solche Fehler, die nur die Uebersetzung eines Paralogismus sind, verursachen in der sittlichen Welt Conflicte, werden tragisch. Der praktische Mensch, der nur reflectirt, der die tausend Facetten der Möglichkeit auf seinen Willen spiegeln läßt, dieser Mensch kommt niemals zum freien Handeln; denn „Handeln" heißt: frischweg die Hand in das Gewirbel der Wahrscheinlichkeiten und Möglichkeiten hineinstrecken, den Dingen ihren Verlauf vorschreiben, die Welt der Ursachen und Wirkungen beherrschen. Das Gewissen, wie das Wissen, muß seinen Ankergrund in sich selbst suchen; wie das Wissen kein Kaleidoskop sein kann, so das Gewissen keine Wahrscheinlichkeitsrechnung. Wo nicht, so steht die Reflexion vor einer unendlichen Aufgabe; sie wird sich im Begreifen erschöpfen, ohne jemals Etwas zu ergreifen, ohne zuzugreifen;

sie wird immerfort beschließen, ohne sich je zu entschließen, ohne Etwas zum Schlusse zu bringen.

Der gewissenhafte Reflectirer bringt es also zu Nichts; er ist so sehr den Dingen, den Folgen, den Möglichkeiten hingegeben, daß er niemals Er selbst wird, daß er der Narr der Möglichkeiten einer eingebildeten Welt bleibt. Auf der andern Seite ist er aber immer der Reflectirende, der unermüdliche Beobachter auch seiner selbst; er kennt vollkommen seine eigene Situation, er empfindet deutlich seine Narrenrolle. Aus dieser neuen Entdeckung folgt von selbst, daß er namenlos unglücklich sein wird, daß er vermöge der tiefsten und doch natürlichsten Dialektik sich selber als tragisches Subject erscheint! Ganz nebenbei gesagt, hat vor Shakespeare niemals ein Dichter diese Höhe erreicht, noch erreichen können.

Ein solcher Mensch weiß vollkommen, daß er Etwas soll, und er macht alle erdenklichen Anstalten, um dieses Sollen zu wollen. Aber je mehr er will, desto weniger kann er; denn seine Anstrengungen treiben niemals den Willen über sich selbst hinaus. Eigentlich bringt er es gar nicht zum Wollen, sondern nur zur Wollung, zur Velleïtät; denn Velleïtät ist ja grade das Resultat von Reflectionen über dasjenige, was wohl den Gegenstand eines Willens abgeben könnte. Das unvollkommene, embryonische Wollen müßte sich plötzlich zeitigen und dann rasch eines schönen Todes sterben, sich in der berauschenden That auflösen, im fait accompli zu Grunde gehen. Das wäre die Vollendung des Willens. Das aber ist der Reflection und dem Gewissen unmöglich.

Die Franzosen sagen: Vouloir, c'est pouvoir, „Wollen ist Können". Es giebt Naturen, auch Völkernaturen, von denen das wahr gesagt ist; aber das Wollen an sich, die abstracte Velleïtät Hamlet's, ist eben das, nicht zu können, sondern sich zeitlebens an der umgebenden Welt zu zerschlagen. Dieses Wollen ist ewig unfruchtbar, es verharrt im Laboratorium, es wendet seine unerschöpflichen Betrachtungen niemals auf irgend Etwas an. „So macht Gewissen Feige aus uns Allen!" Die

Pflicht, die moralische Nothwendigkeit steht riesengroß vor uns da, im Lapidarstyl auf allen Mauern verzeichnet. Wir machen unsere Religion daraus, wir opfern Alles auf dem Altar dieser Gottheit; aber mit jedem neuen Ansatz des Wollens entfernen wir uns weiter vom Ziele, und indem wir uns in noch unabsehbarere Reflectionen einwickeln, empfinden wir uns als die unglücklichsten Wesen unter der Sonne. Wir geben dem Universum das schaurigste Bild von der Höllenqual. Alles, was die verschiedenen Religionen unter dem Titel der „Hölle" erfunden haben, ist im Vergleich damit pure Kinderei.

Der Conflict in unserer Tragödie, oder, besser gesagt: in dem bezeichneten Weltabschnitte, hat nun gar nichts Aeußerliches mehr; die rechten Hamlet's thun eben Nichts; der Conflict entsteht und besteht nicht zwischen Hamlet und der katholisch gebliebenen Despotie; er ist allein und ausschließlich im Innern Hamlet's selbst, der Zerfall des geschichtlichen Subjects mit sich, das Sichselbstbebrüten, das politische Nabelbeschauen. Die Gegner sind nichts werth, ohne Widerstandskraft; der galvanisirte Arm eines Halbverstorbenen bringt sie um. Die Tragik liegt hier eben darin, daß gar kein nennenswerther Gegensatz vorhanden ist, daß wir das Hinderniß erst im eigenen Busen auffüttern und großziehen, daß wir uns selbst entmannen und abschlachten, um nur jammern und verzweifeln zu dürfen.

Und wir wären nicht toll, so recht, was man eigentlich und radical toll nennt? Wir wären „völlig bei unsern Sinnen?" Indem wir in alle Dinge der Welt Verstand hineinbringen wollen, verlieren wir den Verstand. Wir sind so thöricht, den theoretischen Brutus zu spielen, zwischen den Zeilen zu verstehen zu geben, wie weit wir längst den Standpunkt des bon plaisir und der „geflickten Lumpenkönige" überwunden haben; aber Tarquinius-Claudius gewahrt sehr genau, was wir ihm auch gar nicht verbergen, und legt den gewaltig reflectirenden Brutus-Hamlet an Ketten von Bindfaden, die Brutus-Hamlet durch die Brille seiner Ideologie für vier Zoll dickes Eisen

ansieht. Wir verlegen uns so correct auf die Rolle des wahnwitzigen Brutus, daß uns der Brutus entwischt und nur der Wahnwitz übrig bleibt. Dieser faßt uns beim Worte, und während wir mit ihm zu spielen glauben, spielt er in der That mit uns und zieht uns in den Dante'schen Kreis der ausgemachten Tollheit hinab, wo wir im arbeitsamsten Schwindel hin und her schweben. Daß wir toll sind, das ist über jeden Zweifel erhaben; nur nicht das, wann und wie wir es geworden sind; denn den Thoren da spielen zu wollen, wo ein Ruck von unserer Hand uns von aller Misère befreien könnte, das ist schon primitive, uranfängliche Verrücktheit.

Aber „Wir"? Wer sind „Wir"? Ganz einfach die reformirenden Germanen, die gewissenhaften Reflectirer der neuen Geschichte! Shakespeare rechnete noch sein geliebtes England dazu, und der nationalste Dichter hat seine Nation am wenigsten geschont.

Hamlet. Wie lange bist du schon Todtengräber?

Erster Todtengräber. Von allen Tagen im Jahr kam ich just den Tag dazu, da unser voriger König Hamlet den Fortinbras überwand.

Hamlet. Wie lange ist das her?

Erster Todtengräber. Wißt Ihr das nicht? Das weiß jeder Narr. Es war denselben Tag, wo der junge Hamlet geboren ward, der nun toll geworden und nach England geschickt ist.

Hamlet. Ei so, warum haben sie ihn nach England geschickt?

Erster Todtengräber. Nu, weil er toll war. Er soll seinen Verstand da wiederkriegen, und wenn er ihn nicht wiederkriegt, so thut's da nicht viel.

Hamlet. Warum?

Erster Todtengräber. Man wird's ihm da nicht viel anmerken: die Leute sind da eben so toll wie er.

Um das Jahr 1602 hielt der unsterbliche Dichter seinem Volke diesen Reflexionsspiegel vor: „Siehe, so bist du, nichts-

nutziger Monomane! Zum Sprechen getroffen, aber wenig liebenswürdig, und für die Welt möglichst unbrauchbar!" Das englische Volk ging darauf in sich, und vierzig Jahre später schüttelte es mit Donnergepolter, Pferdegetrappel und schwirrendem Eisen den Hamlet von sich ab. England durfte fortan die Shakespeare'sche Dichtung auf hundert Jahre vergessen; denn es hatte sich von ihrem Inhalte gründlich befreit, es war geschichtlich zu Verstande gekommen. Aber für die Germanen des Mutterlandes blieb Hamlet noch Jahrhunderte lang in voller Geltung.

Sämmtliche Antithesen des Monomanen der Reflection sind historische Erscheinungen: Claudius, Laërtes, Fortinbras. Der Claudius' gab es ganze Menagerien voll. Laërtes, der Romane, ist die unreflectirte Thatlust in all' ihrem Ungestüm. Keine Scrupel bis nach der Handlung, vorwärtsschreitend wie die Sandsäule der Wüste, Alles vor sich niederwerfend, nach rechts wie nach links hinsäbelnd. Keine philosophischen Axiome: „An sich ist Nichts weder gut, noch böse, das Denken macht es erst dazu!" — sondern ohne Denken und Bedenken die Spitze des Rapiers vergiftet, September-Massacres, Noyaden von Nantes, republikanische Hochzeiten auf der Loirebrücke, Füsilladen von Lyon und von Toulon, gelegentlich auch wohl das Rapier zu seinem eigenen Verderben hinwerfend!

Germanen und Romanen haben in ihrer doppelten Unzulänglichkeit aus der Geschichte einen Kirchhof, ein Beinhaus gemacht; ganze Generationen wurden von der kalten Hand des Todes weggemäht: Verbrecher, Materialisten, Unfähige, Opfer! Welches Schicksalsgewitter, welche providentielle Schlächtereien! Der Monomane der Reflection ergreift mit den langen knöchernen Armen die Geliebte sammt allen seinen Feinden, und indem er sich selbst begräbt, vollzieht er die Decrete der sittlichen Ordnung, ein passives Werkzeug der Gerechtigkeit! Nach der Katastrophe kommen die Fortinbras, die Träger der nackten heilsamen Gewalt, amputiren die Gesell-

schaft, flicken sie chirurgisch wieder zusammen und herrschen de facto. Die Herstellung kommt von außen, so lange die Gesellschaft sich nicht von innen heraus aufzubauen und durch eigene Kraft zu erhalten vermag. Auch das ist Regel und Gesetz, das Vertreiben der Dynastien, der Tudors, Bourbons älterer und jüngerer Linie und der Napoleoniden genügt nicht; so lange die Völker nicht autonom denken und handeln, tragen sie die Despotie in der eigenen Brust. Die krankhafte Reflection wie der tolle Lärm haben sich beide als gleich unfertig erwiesen.

„Hamlet" ist die Tragödie des kranken Bewußtseins, der Trennung von Reflection und Willen. Das Gewissen, d. h. die einseitige Ueberbildung des Verstandes ist gleich verderblich mit der gewissen- und bewußtlosen Manie der Action um jeden Preis. Der Dichter aber versteht es, den Ueberschuß an Gewissen im „Hamlet" dort zu verwenden, wo empfindlicher Mangel daran war; er giebt den Usurpatoren und Despoten Gewissen.

Macbeth: Das Gewissen und die Hexen.

Wir haben uns den „Macbeth" bis zu guterletzt aufgespart. Zwei Punkte sind es, welche dieses Drama kulturhistorisch machen: Das Gewissen und die Hexen. Dem logischen Gange gemäß gehört das Gewissen vor den „Hamlet", denn nach diesem „macht das Gewissen Feige aus uns Allen". Wir mochten aber die Betrachtung des „Macbeth" nicht zerreißen, und das Macbeth'sche Gewissen behält auch nach der „unfähigen Skepsis des reflectirenden Bewußtseins" seine historische Bedeutung.

Macbeth ist das menschliche Gewissen in den höchsten Regionen. Das religiöse Gewissen war immer dagewesen und

immer beschwichtigt worden. Waren die drei großen Magier am Ende des 15. Jahrhunderts, der von England, der von Frankreich und der von Aragon, nebst vielen andern gleichzeitigen und spätern, nicht gutkatholische Christen, katholische, allerchristlichste Majestäten, Vertheidiger des Glaubens u. dergl.? Vor welcher Mord- und Schandthat waren denn jene Magier jemals zurückgebebt; wessen Blut hatten sie auf Befehl ihres Gottes jemals geschont? Mézérai klagte, etwas nach Shakespeare, jene drei des „Atheismus" an; mit großem Unrecht, wie ihm der skeptische Bayle hätte beweisen können. Sie waren ächte Theisten, hatten ihren Gott im Himmel; aber ein anderes Kind des 17. Jahrhunderts lehrt uns, daß sich „mit dem Himmel ein Abkommen treffen" läßt.

In solche „politische Moral", die natürlich immer das Wohl des Ganzen bezweckt, fährt es nun im „Macbeth" gar schneidend hinein:

„Blut ward auch sonst vergossen, schon vor Alters,
Eh' menschlich Recht den frommen Staat verklärte;
Ja, auch seitdem geschah so mancher Mord,
Zu schrecklich für das Ohr: Da war's Gebrauch,
Daß, wenn das Hirn heraus, der Mann auch starb,
Und damit gut.
Doch heutzutage stehn sie wieder auf,
Mit zwanzig Todeswunden in den Köpfen,
Und stoßen uns von unsern Stühlen: das
Ist noch viel seltsamer, als solch ein Mord."

Das Seltsamste ist jedoch diese Einsicht in jenen hohen Regionen. Macbeth ist ein tapferer, nie besiegter Kriegsheld, der es an Selbstschätzung mit einem Marlborough aufnimmt. Unentwegt schreitet er mit allen Mitteln der Vernichtung vorwärts, un grand caractère, wie Pélissier. Er will hoch hinaus und die schottischen vulkanischen Verhältnisse öffnen ihm die Arena. Wie viele schottische Könige sind einfach umgebracht worden! Der Tapferste schwingt sich an die Spitze, und König Duncan war nicht der Tapferste. Er ist der König im Schach, die Puppe der Würde, die wahren Attribute sind

nicht an ihm. Er ist gut, milde, dankbar, reich an Phrase; er schwärmt für Inverneß:

„Dies Schloß hat eine angenehme Lage.“

Daß Macbeth das höchste Ziel ins Auge fassen darf, sagt uns Holinshed in der Chronik von Schottland: Bei der Minderjährigkeit der nächsten Thronberechtigten sollte der nächste Blutsverwandte die Herrschaft erben. Vetter Macbeth war dieser nächste Blutsverwandte. Als nun Duncan seinen eigenen unmündigen Sohn zum Herzog von Cumberland ernennt — so viel wie Prinz von Wales in England — sieht sich Macbeth verkürzt, um so mehr als ihm Lord Rosse den „Than von Cawdor“ nur „als das Handgeld einer größern Ehre“ entgegengebracht hatte. Wenn wir also über den „Cumberland“ hinwegsprängen, der alternden Zeit die Flügel beschnitten: was wär's weiter? „Blut ward auch sonst vergossen.“

Dennoch hat Macbeth für sich allein nicht den Muth der That. Sein Weib erst plant das Verbrechen:

„Doch fürcht' ich Dein Gemüth,
Es ist zu voll von Milch der Menschenliebe,
Das Nächste zu erfassen. Groß möcht'st Du sein,
Bist ohne Ehrgeiz nicht, doch fehlt die Bosheit,
Die ihn begleiten muß.“

Ueber das künftige Leben setzt sich Macbeth weg — von kirchlicher Moral keine Spur:

„Doch immer wird bei einer solchen That
Uns schon Vergeltung hier.“

Also die sittliche Ordnung innerhalb der Gesellschaft. Als zitternder Sklave seines Mannweibes geht er an die That. Welche dolchartigen Satzstöße werden da gewechselt: Lady: Sprachst du nichts? — Macbeth! Wann? — Lady: Jetzt. — Macbeth: Wie ich 'runter kam? — Lady: Ja. — Man glaubt die Furien zu hören, wie sie aus ihrer Höhle hervorbrechen.

Sie ist der Mann:

„Gebär' mir Söhne nur!
Aus Deinem unbezwungnen Stoffe können
Nur Männer sprießen.“

Der Kriegsheld ist das Weib. Als Banquo's Mord beschlossen worden, sagt er:

„Sündentsproß'ne Werke
Erlangen nur durch Sünde Macht und Stärke."

Allerdings erlangt er diese Stärke, aber es ist die Stärke der Verzweiflung. In wilden Phantasiegebilden ergreift ihn (4. Akt bei den Hexen) der Gedanke: Ich bin der Herr, Niemand kann mir etwas anhaben, nur muß ich noch mehr Herr sein. Er wird zum Tyrannen. Im 5. Akt rast er auf den Stelzen der Verzweiflung einher. Der Despotismus stürzt ihn: der empörte Vasall Macduff erschlägt den Tyrannen, wie dieser als Vasall den König gemordet hatte. Und seine Schuld rächt sich auf Erden.

Lady Macbeth ist ein Mannweib, wo es gilt den Gemahl zu erhöhen und seine Usurpation zu sichern. Und doch ist sie ein Weib:

„Hätt' er nicht
Geglichen meinem Vater, wie er schlief,
So hätt' ich's selbst gethan."

Während der Mann, durch die Kraft der Verzweiflung aufrechterhalten, noch traumhaft zweckmäßig handelt, bricht das Weib im irren Bewußtsein zusammen. Er ist wahnwitzig, sie wahnsinnig.

„Da ist noch ein Fleck."

Die Grundidee des „Macbeth" ist gewaltig: das Verbrechen aus Ehrsucht schlägt ins Innere der Verbrecher zurück. Das Gewissen selbst zimmert das Schaffot; die Ereignisse sind nur der Nachrichter. Die Hölle ist abgethan, oder vielmehr sie ist aus einer Fiction zur Realität geworden. Und zwar in den höchsten menschlichen Regionen, wo Macht vor Recht geht.

Die Hölle ist aufgehoben, aber die Hexen bestehen. Wir sehen sie ja schweben und kauern, reden und zaubern. Ist das nicht ein unlöslicher Widerspruch? Sehen wir daher

genau zu und bedenken wir ganz besonders, daß das 17. Jahrhundert die klassische Zeit des Hexenthums ist.*)

Der christliche Spiritualismus negirte die ganze alte Weltanschauung sammt ihren künstlerischen und wissenschaftlichen Leistungen. Er verfluchte die Natur wie den Feigenbaum und bannte ihre verständige Betrachtung. Seine eigene Weltschöpfung stand auf der Stufe der Bethuanen, von denen uns Andersson in seinen südafrikanischen Wanderungen erzählt, daß sie noch jetzt den uralten Schamanismus betreiben und sich von ihren Magiern Regen machen lassen. Das Neue Testament und besonders die beiden ersten Evangelien strotzen von Schamanismus. Die antike Aufklärung wurde total unterbrochen.

Auch die griechisch-römische Philosophie, das Eigenthum der Gebildeten, hatte sich mehr mit dem „Geist", als mit dem Ursprung des Geistes beschäftigt; Naturerkenntniß war nur sporadisch, am meisten zur Zeit des Verfalls, in Alexandria verbreitet. In den Massen, besonders den römischen, herrschte der Aberglaube. Die Magie war hier eine erlaubte und geglaubte Sache; höchstens daß spätere Kaiser Weissagungen auf einen künftigen Purpurträger strenge verboten, während sie selbst sich ihre Magier hielten, ähnlich wie die Habsburger ihre Hof-Astrologen hatten und Wallenstein den Kepler beständig consultirte. Die Kirchenväter verdammten die römische Magie nicht als etwas Unvernünftiges oder dem Begriff der Vorsehung Widersprechendes, sondern als etwas der Kirche Feindliches. Die antike Magie war die Nebenbuhlerin der christlichen Heiligen. Weihwasser, Kreuzschlagen, die Messe, die Consecration, das Chrisma waren und sind ja gleichfalls magische Mittel. Der heilige Hilarius that lauter Wunder mit Weihwasser. Durch Besprengung der Pferde machte er

*) Siehe die vortreffliche Chronologie des Hexenthums in W. E. H. Lecky: „Geschichte der Aufklärung in Europa", deutsch von Jolowicz, 2. Aufl., C. F. Winter, Leipzig und Heidelberg, 1873.

einen Christen zum Sieger über einen Heiden in der Rennbahn. So hatte der Zauberer Moses einst die ägyptischen Magier geschlagen. Concurrenz der Götter in der Taschenspielerei ihrer Auserwählten.

Konstantin — in der Schauspielerei war Nero ein Stümper gegen ihn — verordnete die Verbrennung aller Wahrsager und sah ihnen dann, den Heiden zu Gefallen, durch die Finger. Erst unter Theodosius kam Methode in die Sache: das Heidenthum sollte bis auf die letzte Wurzelfaser ausgerottet werden. Als Heidenthum galt das gesammte Denken, Thun und Lassen der altrömischen Gesellschaft. Alles das war des Teufels, stammte vom Dämon und von den Dämonen. Wer irgend eine Handlung ohne den Segen der Kirche vollzog, stand mit dem Dämon in Verbindung, Anathema! Der Dämon, jetzt nur noch als böser Geist gefaßt, war der Erzfeind des Reiches Gottes, der ewige Gegenstand des christlichen Kampfes. Der Dämon war ein reales Wesen; den werkthätigen Glauben nicht wider ihn richten, die Sünde gegen den heiligen Geist.

Als die letzten Erinnerungen an das fatale Heidenthum zu erlöschen begannen, also mit dem 6. Jahrhundert, verlor sich auch nach und nach die dämonologische Wuth. Der fleißige und methodische Sammler Lecky, dem wir in vielen historischen Daten gern und dankbar folgen, constatirt von Karl dem Großen an drei Jahrhunderte der Ruhe, ja theilweise der Umkehr. Das Capitular vom Jahre 785 belegt mit Todesstrafe: Kirchenraub, Priestermord 2c., „und wer auf Heidenart vom Teufel getäuscht, glaubt, daß ein Mann oder Weib eine Hexe sei und Menschen fresse, und die betreffende Person verbrennt und ihr Fleisch verzehrt oder zum Verzehren giebt". (Eine schöne Zeit, wo solche Gesetze nothwendig erschienen!)

Im 9. Jahrhundert eiferte der heilige Agobard, Erzbischof von Lyon, gegen den Glauben an Besessenheit, das Wettermachen, die Ordalien. Im 12. erklärte Johann von Salisbury, der Vorläufer Roger Bacon's: die Versammlung bei

der Nachtfrau oder Herodias, wo Säuglinge den Lamien preisgegeben würden, sei eine dämonische Verblendung armer Frauen und einfältiger Männer, die das geistig Erfahrne für körperlich nähmen. Ein verfliegender greller Lichtblick auf die wirklich vorhandene Hallucination!

Gleichzeitig mit den Karolingern wurde auf der iberischen Halbinsel die Gifthütte erbaut, deren Decoct eines Tages in die Adern der christlichen Welt dringen sollte: der maurisch-jüdische Anfang der neuern Naturwissenschaft.

Seit dem 11. Jahrhundert begann die Wirkung. Die Albigenser im südlichen Frankreich mußten mit Feuer und Schwert vernichtet, ihre Tendenzen der Hochwacht der Inquisition unterstellt werden. Die Kirche glaubte wieder lebhaft an den Teufel, ja an die Teufelsbegattung. Innocenz III. stellte Ketzer und Hexen auf eine Stufe — sind doch die Walденser oder Valdesier niemals aus dem Geruch der Hexerei gekommen — und empfahl die Hexen ganz besonders seinem Ober-Inquisitor.

Die Kreuzzüge brachten neues Licht aus dem Orient, aber dieses Licht warf zugleich tiefe Schatten. Arabien und Persien regten nicht nur zu nützlichen Vergleichen an, erweiterten nicht nur den engen literarischen Horizont des Abendlandes; sie sandten auch, nach Draper's richtiger Bemerkung, Luftgeister und Dämonen, Peris, die vom Thau leben, vergiftete Dews, bezauberte Paläste, wandelnde Bildsäulen, eherne fliegende Pferde, behexte Pfeile, Derwische, deren Seele in ein todtes Thier fuhr, unsichtbar machende Ringe, verdoppelte Körper, Gespenster, die auf Kirchhöfen das Fleisch der Todten verspeisen; sie wirkten mit bei der Schöpfung von Elfen, die im Mondlicht tanzen, von bösen Geistern, welche Kinder vertauschen, von Wind und Regen machenden Zauberern, von dem Reichthum verschaffenden Blutpakt mit dem Teufel, von ehernen redenden Häuptern 2c.

Die Hexerei nahm im 13. Jahrhundert gewaltig zu. Der Papst legte dem ersten deutschen Inquisitor, Konrad von Mar-

burg, die Hexen besonders an's Herz; in Sachsen und Thüringen zitterten sie. Glücklicherweise wurde der Hexenprofoß erschlagen, die Verfolgten athmeten auf. 1458 erschien die grimmige „Ketzergeißel", ein dominicanisches Machwerk mit ausführlicher Beschreibung des Satanskultus. 1484 erließ Innocenz VIII. die berühmte Bulle Summis desiderantes, in welcher Hexen und Zauberer als Verbündete des Satans den Ketzergerichten überwiesen wurden.

So war das Hexenthum von der Kirche als Glaubensartikel förmlich eingesetzt; es gehörte ins Credo wie Pilatus. Niemals hat die Kirche diesen Artikel zurückgenommen. Die Doctrin wurde ausgearbeitet in dem Kölner „Hexenhammer" von 1489 — einem hübschen Erstling der Buchdruckerei. Sie schleppte sich in ihrer Vollendung in's Zeitalter der Reformation. Der martialische Papst Julius II. kündigte auch den Dämonen in einer eigenen Bulle Krieg an. Der gutmüthige Hauspapa Hadrian VI. ermannte sich zu einem ähnlichen Manifest. Die relativ humane Carolina, Karl's V. Strafgesetz, verhängte den Feuertod über die Malefizweiber, mit Ausnahme der Fälle, wo kein wirklicher Schaden angerichtet worden. Einzelne Landesgesetzgebungen folgten. Daß es Hexen und Zauberer gebe, daß sie mit des Teufels Hülfe Böses stifteten, das war und blieb feststehende Thatsache.

Weder Reform noch Renaissance halfen. Erasmus spottete und war nicht frei. Luther, der persönlich mit dem Teufel zu thun hatte, glaubte an dessen Werkzeuge und Opfer. „Ich will kein Mitleid mit diesen Hexen haben; ich wünsche, daß man sie allesammt verbrenne, nämlich hienieden auf dem Holzstoß, jenseits ewig im höllischen Feuer." Calvin machte zu Genf den Hexen peinlichen Prozeß, und seine getreuesten Anhänger, die Schotten, haben in der Verbrennung der Hexen am Längsten den Preis davongetragen.

Bei den Protestanten wüthete der Hexenprozeß vielfach noch energischer als bei den Katholischen. Hier wie dort herrschte die haarsträubende Ansicht: das Weib hat Lust am

Manne, das besorgt der Satan. Das Weib ist neidisch, eifersüchtig, thut gern Andern Schaden: das besorgt der Satan — seit den Tagen des Paradieses. Die erste Frage an die Inculpatin war: „Glaubst Du an Hexen?" Wenn Nein, so lag der Fall der Ketzerei vor, der schon allein des Todes würdig war. Wenn Ja, so war der Anfang gemacht. Viele starben an den Qualen der Folter; dann hatte der Teufel die Hand im Spiele. Ueberlebten sie die Tortur, so wurden sie halbentseelt verbrannt. Die höchste Gerechtigkeit bestand in der Berufung an eine Juristenfacultät.

Kurfürst August von Sachsen bedrohte die armen Weiber mit rothen Haaren und triefenden Augen, die sich durch Manie verdächtig machten, mit dem Feuertode. 1572, im Jahre der Bluthochzeit, wurde eine Prinzessin von Braunschweig angeklagt, im Bunde mit dem Teufel ihrem Eheherrn Gift bereitet zu haben. In den letzten zehn Jahren des 16. Jahrhunderts wurden zu Braunschweig oft 10—12 Opfer täglich verbrannt, einmal 133 an einem Tage. Der Richtplatz zu Wolfenbüttel sah vor lauter Brandpfählen wie ein kleiner Wald aus. In der Grafschaft Henneberg trieb man zu Anfang des 17. Jahrhunderts 144 Personen in die Brandpfähle.

Was die Juristenfacultäten betrifft, so erklärte der gelehrte Jurist Carpzow, der im Jahre 1667 seine „Criminalpraxis" herausgab, er habe bei der Ueberführung von 20,000 Angeklagten mitgewirkt!!

Das dürre Holz des Neukatholicismus brannte jedoch eben so gut, wie das grüne der Protestanten. Seit dem ersten Valois waren die Inquisitionstribunale competent für Hexenfälle, und besonders im Süden der belle France, wo der Satan sehr mächtig war wegen der vielen Obstbäume (Apfel?). Zu Carcassonne und Toulouse verbrannte man methodisch, in dem bis auf Voltaire berüchtigten Toulouse einmal 400 Personen zugleich. Im 17. Jahrhundert machte der fromme Urbain Grandier einen Pakt mit dem Teufel, dessen Original sich natürlich in der Hölle befand, den aber seine Feinde in copia

besaßen. Scheible hat ihn im „Kloster" autographisch aufbewahrt. Diesen Grandier haben die Collegen unter den entsetzlichsten Qualen zum Tode gebracht.

In Spanien verstand sich das Hexen und Verbrennen von selbst, vornehmlich war Toledo brandrüchig, wegen der Mathematik. In Italien loderten die Stöße besonders lustig an den Alpenabhängen: in Como lange Zeit jährlich über 500, einmal 1000 zugleich.

In den katholischen Bisthümern Deutschlands ging es natürlich hoch her. Im Erzstift Trier verbrannten 1585 und in den folgenden Jahren 6500 Personen; in der Grafschaft Werdenfels, die zum Erzstift Freising gehörte, von 1589—1592 48 Weiber, wobei der leitende Richter, Kaspar von Poysl, sich entschuldigte, die Untersuchung nicht mit allem Eifer zu Ende geführt zu haben, weil ansonsten wohl nur wenige Weiber der Grafschaft dem Feuertode entronnen sein würden! Dabei hatte das Gerichtspersonal „gefressen und gesoffen".

Schon 1530 leuchtete ein Gedanke im Kopfe eines Bischofs von Bamberg auf. Fürstbischof Johann Georg II. äußerte über die Anwendung der Folter, auf die eine 95jährige Frau gelegt worden: „Oefter schon haben wir von den Gefangenen gehört, noch ehe sie bekannt haben, wie sie wohl einsehen, daß Keiner, so der Hexerei halber eingefangen ist, mehr herauskommt. Ehe sie nun Pein und Marter ausstehen, wollen sie lieber zu allem, was ihnen vorgehalten werde, Ja sagen, wenn sie es auch entfernt nicht gethan, noch jemals daran gedacht haben." Auf einen der Nachfolger dieses Bischofs kamen 600 Brandopfer, i. J. 1627 in der Stadt Bamberg und dem Markt Zeil 285!

Und doch hatte Papst Gregor XV. im Jahre 1623 ausdrücklich verboten, Jemanden wegen Hexerei mit dem Tode zu bestrafen, wenn nicht über allen Zweifel nachgewiesen worden, daß durch böse Kunst ein Anderer um's Leben gekommen sei. Und doch hatte Kaiser Ferdinand II., der damals Herr von ganz Niederdeutschland war und sich zum Erlaß des Resti-

tutionsedicts anschickte, in der Person eines Dr. Winter einen Abgesandten nach Bamberg geschickt, um der frommen Wuth Schranken zu setzen. Die Mahnungen von Papst und Kaiser fruchteten wenig: 1627—29 waren Pest- und Hungerjahre, welche auf Rechnung der Teufelsbündnisse geschrieben wurden. Was aber Pest und Hunger nicht vermochten, das vollbrachte die Seelsorge um Ketzerei; war ein Ketzerprozeß nicht mit Aussicht auf Erfolg zu instruiren, so schob man die Anklage auf Zauberei unter.

Im Bisthum Fulda rühmte sich der Richter Balthasar Voß, schon 700 Personen verbrannt zu haben und lebte der Hoffnung, „es über 1000 hinauszubringen". Eine Frau, die während der Folterung niederkam, ließ er sammt dem Neugebornen sofort verbrennen. In Salzburg büßten 1678 97 Hexen für eine Rinderpest auf dem Holzstoße.

Die Gleichheit vor dem, was als Gesetz galt, fand im sonstigen Criminalprozeß durchaus nicht statt; das Ansehen der Person und des Standes galt in jeder anderen Beziehung, nur im Punkte der Hexerei minder. Zu Würzburg wurden von 1627—29 über 200 Personen verbrannt, darunter 3 Chorherren, 14 Dominikaner, verschiedene Adlige, Priester, Rathsherren, ja eine Frau Bürgermeisterin. Eine Prinzessin des Hauses Wittelsbach — das Gegenstück zur Braunschweigischen — wurde mit adligen Damen auf die Folter gebracht; nur die energische Einsprache der Verwandten rettete sie vor dem Feuertode. In Würzburg und Bamberg verbrannte man Kinder von 8—14 Jahren, darunter einmal ein blindes. Man schloß an beiden Orten die Schulen, damit sich die Kinder nicht gegenseitigen Unterricht in der Hexerei ertheilten. Noch im Jahre 1756 verbrannte man in Landshut ein 14jähriges Mädchen, das mit dem Teufel gewettet hatte.

Wie Kaiser Ferdinand II. in Bamberg, so hatte auch der Herzog und Kurfürst von Bayern — wieder einer der Schlimmsten — in seinem Staate auf Mäßigung gedrungen, das Ertränken und Lebendigverbrennen, das Foltern der Kin-

der, Kranken und säugenden Mütter verboten. Aber alles dieses Mehr oder Weniger, dieses Erschrecken über die Consequenzen eines für richtig gehaltenen Prinzips, wurde tief in den Schatten gestellt durch eine strahlende Ausnahme unter den Fürsten des 17. Jahrhunderts, durch die Herzogin Dorothea von Brieg, die „liebe Dorel" genannt. Gelegentlich einer Rinderpest kam eine alte Frau in den Verdacht der Teufelei. Der Dorfpfarrer donnerte von der Kanzel herab über die Gewalt Satans. Darob ließ ihm die Herzogin einen Verweis zukommen: Es lasse sich auf keine Weise mit Gottes Barmherzigkeit und der Versöhnung durch seinen Sohn reimen, daß er durch den Teufel sollte einem alten Weibe Macht gegeben haben, sein eigenes Strafamt zu verrichten. Der Pfarrer könne von wahrer Hexerei kein einziges Beispiel aus der Geschichte aufbringen, sondern müsse bei verständiger Ueberlegung finden, daß solche arme Weiber bei Folter und allerlei Pein zum Geständniß getrieben, auch auf falsch Zeugniß zu Tode gebracht wären.

Alle Mahnungen und Warnungen — die grundsätzlichen am meisten — schwammen gegen den Strom. Die öffentliche Meinung bei Protestanten wie bei Katholiken war für die Hexerei, viele Opfer glaubten selbst daran.

Wenn die Tübinger Juristenfacultät 1713 eine alte Frau zum Feuer verdammte, weil sie einen Knaben durch Zauber krank gemacht, so starb 1749 — in Goethe's Geburtsjahr — die Subpriorin des Klosters Unterzelle bei Würzburg desselben Todes, weil sie vom Teufel besessen, was sie selbst — freilich auf der Folter — bekannte.

Nicht die Folter allein erzeugte das Bekenntniß. Der Hexenglaube war eine geistige Epidemie oder Endemie, eine Jahrhunderte lang andauernde Krankheit der christlichen Menschheit, die sich nur sehr schwer aus dem Horizonte des allgemeinen Bewußtseins vertreiben ließ. Gar manche spiritualistische Aufklärer von heute, denen die Freiheit von diesem Wahn in die Windel eingebunden wurde, hätten sich niemals selbständig

seiner entledigt. Im graden Gegensatze zu dem spanischen Toledo bringt die Mathematik heutzutage die Zauberei auf einem Umwege wieder herein, und der Spiritualismus läuft ahnungsgrauend hinterher.

Noch in anderer Weise gehörte die Hexerei in's damalige Zeitbewußtsein. Die Verzweiflung des armen und niedrigen Volkes an seiner ökonomischen Lage steigerte sich bis zur kranken Ekstase — die Heiligen hatten die ihrige gehabt. Im großen Durchschnitt huldigten die Kaiser und Fürsten, Ritter und reichen Städter der vornehmen kostspieligen Hexerei, der Astrologie. Bedürftige Gelehrte, oft im aristokratischen Dienst, betrieben die physikalische Hexerei oder Alchemie. Sie alle begnügten sich nicht mehr mit den Elixiren der Kirche, welche in der Hexerei jeglichen Ranges ihre Feindin und Nebenbuhlerin erblickte. Schon seit dem 15. Jahrhundert entbrannte der Durst, der Natur in's Herz zu dringen, um Hülfe von der mächtigen zu erlangen. Da nun die Mittel nicht gefunden waren, ihr etwas „abzuzwingen", so hatte der Schamanismus unter jederlei Gestalt seine goldene Zeit. Gegen diesen rein pathologischen Zustand hatte die Opposition einen schweren Stand.

Fünf Jahre nach der Bulle des achten Innocenz erhob sich Ulrich Molitor (Müller) zu Kostnitz mit einem lateinischen Dialoge über die Lamien und weissagenden Weiber. Agrippa von Nettesheim, selbst der Magie verdächtig, vertheidigte öffentlich und rettete zu Metz eine Hexe. Sein Schüler, Dr. Joh. Weier oder Wier (Wagner), Leibarzt des Herzogs Wilhelm von Jülich-Cleve, ein braver und gelehrter Mann, voll Wahrheitsliebe, aber ohne Genie, ließ (1563) seine lateinische Schrift „Von den Zaubermitteln der Dämonen" erscheinen. Als Pfaffenfeind mißtraute er allem Pfäffischen. Als Arzt trieb er Psychiatrie und erklärte vieles Thatsächliche als Krankheitssymptom; auch deutete er auf die Wirkung von Aconitum, Solanum somniferum 2c. hin. Er behandelte die Frage ganz richtig pathologisch, und verlangte Freisprechung ab in-

stantia. Die Möglichkeit des Verbrechens ließ er dagegen offen. Auf die Frage: giebt es Geister, unkörperliche Wesenheiten? antwortete Wier mit Ja; er glaubte an Geister. Wier wurde gehaßt, weil er sich nicht furchtbar zu machen wußte; wäre er furchtbar geworden, so hätte man ihn verbrannt.

Will man den juridischen Wahnsinn der Hexenprozesse begreiflich finden, so muß man auf die Stimmung der Jurisprudenz achten, wie sie bei bedeutenden Männern sich kund that. Der gelehrte französische Staatsrechtler Bodin, der Verfasser des Buches „Von der Republik", schrieb auch über „die Teufelssucht der Zauberer" (1581). Neben ihn stellen wir den hochpopulären genialen Humoristen Fischart von Mainz, den deutschen Rabelais. Beide glaubten sie an die Dämonen und ihre Einwirkung auf das zarte, aber schwache Geschlecht. Bodin ereiferte sich sogar heftig gegen den ärztlichen Aufklärer Wier.

Frei war nur Michel Montaigne in seinen „Essais" (1588); ausführlich haben wir in der „Kulturgeschichte des 16. Jahrhunderts" von ihm gehandelt, allwo sich auch die Schlagstellen gegen den Hexenglauben finden. Wie erklomm Montaigne diesen höchsten Standpunkt, den in Deutschland noch ein Jahrhundert lang Keiner erreichte? Dadurch, daß er die theologischen Autoritäten als gänzlich incompetent beseitigte, daß er die geschichtlichen Analogien, den sogenannten Consensus gentium, die Verkehrtheiten und Irrsale der Perser, Hebräer, Griechen, Römer, Deutschen, Franzosen, Italiener, Spanier, Engländer, die Aussprüche der Propheten, Theologen, Doctoren, Richter, Magistrate, sammt allen ihren vieltausend Zeugnissen und Beweisen, als nicht maßgebend von der Hand wies, und einfach erklärte: Es kann nicht sein, und deßhalb ist es nicht. Er kannte das Schwergewicht der vorgefaßten Meinung: „Ich löse die Frage gar nicht, ich durchhaue sie." Mit seinem kerngesunden, vorurtheils- und pathosfreien Verstande zerhieb er den Gordischen Knoten: „Wie viel natürlicher und wahrscheinlicher finde ich es, daß zwei Menschen lügen,

als daß ein Mensch in zwölf Stunden wie der Wind vom Orient in den Occident fliege; wie viel natürlicher, daß unser Fassungsvermögen auf Fittichen unbotmäßiger Phantasie sich verirrt, als daß Einer von uns auf einem Besenstiel davon schwebt, den Kamin hinauf, in Fleisch und Bein, mit Hülfe des bösen Dämons!" Diese Höhe des Skeptikers Montaigne erreichte später nicht einmal der scharfe Kritiker Bayle, weil sein Innerstes calvinistisch gefärbt blieb. Bayle wollte den bösen Willen der Hexen bestraft wissen; an ihre Macht glaubte er freilich nicht. Umgekehrt und doch ähnlich — nämlich immer dualistisch — verhielt sich gegen Ende des 17. Jahrhunderts der von Lessing betonte Holländer Bekker in seiner „Bezauberten Welt". Bekker leugnete die physische Macht des Teufels; aber seine geistige Macht bezweifelte er durchaus nicht. Was ist nun eine Macht, die nichts von der Stelle zu rücken vermag?

Auch Montaigne that dem Unwesen keinen Einhalt; aber auf ihn mußte sich die ganze Folgezeit stets zurückbesinnen. Er hat das Axiom formulirt, welches die öffentliche Meinung eines Tages bestimmen sollte: Hexerei gleich Abgeschmacktheit!

Ein halbes Jahrhundert nach Montaigne schrieb der deutsche Jesuit Graf Friedrich von Spee, auch als lyrische „Trutznachtigall" in dem Jammer des 30jährigen Krieges bekannt, seine Cautio criminalis de processibus contra sagas, „Criminalistischer Vorbehalt in Sachen der Hexenprozesse", 1631. Wenn der Arzt Wier das pathologische Moment bei den Angeklagten betonte, so legte Spee den Nachdruck auf die Form der Prozedur selbst.

Die Folter, sagt er, erfülle Deutschland mit Hexen. Alle angeblichen Hexen, mit denen er sich auf Erörterungen eingelassen, hätten ihm befriedigende Auskunft ertheilt. Er erklärte sich die Bekenntnisse also: das Unerklärliche werde durch die Folter in die Inquisiten hineininquirirt.

In Deutschland nahm Thomasius, der erste Zopfgelehrte der sich deutsch auszudrücken beliebte, im Anfang des 18. Jahrhunderts die Rechtsfrage ernstlich in die Hand: „Kurze Lehr-

sätze von dem Laster der Zauberei“. Ein trauriges Zeichen selbst dieser vorgerückten Zeit ist grade die Ehrlichkeit des Thomasius. Noch im Jahre 1698 hatte er als Richter in einem Hexenprozesse fungirt und für — Schuldig gestimmt! Erst die damaligen Bedenken eines Collegen brachten ihn auf eine andere Gedankenreihe; er begann zu zweifeln und wurde logisch.

Was die Hexenspürer besonders gern herausverhören wollten, war die nominatio socii, die Angebung der Mitschuldigen. Diesem Zwecke galt auch der gräßliche Satz in der entsetzlichsten aller Criminalordnungen: „Ein der Hexerei bereits Ueberführter kann dem Rechte nach vor der Execution noch gar wohl torquiret werden, weil er durch die Condemnation servus poenae, Sclave der Strafe, wird und nit anders als cadaver mortuum, todter Leichnam.“ Wie mag dieser Satz den braven Spee angemuthet haben, der doch die Jesuitenregel: perinde ac cadaver, gleich wie ein Leichnam, kannte und der sich als Ordensbruder plötzlich auf einer Rangstufe mit dem verfehmten Hexenmeister fand! Zur Sache aber erkannte er deutlich, wohin dieser Höllenzwang zur Denunciation führen mußte, wie Angst, Bosheit, Rache und Delirium aus einem Prozesse hundert machten.

Spee schrieb sein Buch mit 35 Jahren, mit 40 war er grau vor Kummer über die zahl- und ruchlosen Executionen.

Auch dieser Nothschrei verhallte. Noch immer blieb die Frage in Deutschland unerledigt: Worauf gründet sich der Glaube an die Möglichkeit der Hexen? kann es Hexen geben? In dieser Frage war Spee weniger sattelfest. Er meinte, es seien in der Welt wirklich Zauberer und Unholde, die nicht ohne Leichtfertigkeit und groben Unverstand geleugnet werden könnten. Gestank, Häßlichkeit und Hexenmale machten solche Individuen zum Gegenstück der Heiligen.

Leibniz hat den Spee würdig gepriesen. Auch ein anderer Jesuit, der P. Adam Tanner aus Innsbruck im „glaubenseinigen“ Tirol, erhob sich mit offenem Visir gegen den Hexen-

wahn. Das Capitel von der „Gerechtigkeit" in seinem vierbändigen Werke: Universa theologia, scholastica, speculativa, practica, Ingolstadt 1626, reiht sich vollkommen ebenbürtig an die Cautio criminalis an.

Thomasius, der entfernt nicht mit Montaigne verglichen werden kann, drückte die rationalistische Stimmung aus, welche das neue Jahrhundert mehr und mehr beherrschen sollte. Die Gesetzgeber traten allmählich für jene Stimmung ein; die Krankheit erlosch, weil man sie für abgeschmackt erklärte. Mit schneckenhafter Langsamkeit verlaufen solche Heilungsprozesse bei ganzen Völkern. Noch in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, kurz vor Ausbruch der französischen Revolution, wurden in Spanien und zwei Jahre darauf im Kanton Glarus in der Schweiz die letzten europäischen Hexen verbrannt; nicht später als 1874 loderte und qualmte der Scheiterhaufen zu S. Jacobo in Mexiko für zwei Hexen, die auf öffentlichem Markt in Gegenwart des Gouverneurs und einer großen Masse Volkes verbrannt wurden! Aber merkwürdig und völkerpsychologisch lehrreich: als die europäischen Staaten die Hexerei nicht mehr anerkannten, zuckte der Glaube an sie im Volke noch nach. Unser Jahrhundert noch erlebte Criminalprozesse wegen der an Hexen verübten Lynchjustiz. So schwer war die Vorstellung aus den Köpfen zu bringen, daß es Mädchen oder Frauen gebe, die im Bunde mit dem Teufel alles mögliche Unheil anstiften, durch die Luft zum Hexensabbath fahren, um ihrem schwarzen Herrn und Meister zu huldigen, ja deren erwiesenes Alibi nichts beweist, weil solche Personen — die immer vorausgesetzt werden — zwei Körper besitzen, einen wirklichen und einen teuflischen Scheinkörper.

Es ist nunmehr Zeit, unsern Blick nach England zu richten. Die hagebüchenen Sachsen hatten an ihrem Common Law oder gemeinen Rechte einen starken Wall wider römisch-kano-

nische Vergewaltigung. Das eigentliche England ist das einzige christliche Gebiet, auf welchem die Folter niemals legal wurde. Der stete Fluß des öffentlichen Lebens, die Parteiungen, die Thronkämpfe bildeten ein Präservativ wider die stillbrütende Inquisition. Aufruhr, Todtschlag, Feldschlacht sind doch noch paradiesisch zu nennen gegen den ränkevollen immerwährenden Krieg wider Satan und Consorten in der Marterkammer.

Ganz unbehelligt freilich schlüpfte England nicht durch den Engpaß der Völkerentwickelung. Wir wissen, daß Jeanne d'Arc, die Jungfrau von Orleans, la Pucelle, im Jahre 1430 zu Rouen als Hexe lebendig verbrannt wurde, allerdings aus politischen Gründen, auf englisches Geheiß, doch von französischen Richtern und Henkern. Im ersten Theile „Heinrichs VI." werden die Jungfrau und ihr Prozeß von Shakespeare im Geiste der Chronik behandelt. Johanna steht im Bunde mit der Hölle, sie beruft sich auf ihre „Zaubersprüch' und Amulete"; sie citirt die Geister, die

„schleunigen Helfer, die da zugeordnet
Des Nordens herrischem Monarchen."

Diese Geister lassen sie in der Katastrophe im Stich, sie hängen und schütteln die Köpfe und verschwinden.

„Zu schwach sind meine alten Zauberei'n,
Die Hölle mir zu stark, mit ihr zu ringen;
In Staub sinkt, Frankreich, deine Herrlichkeit."

Sie wird gefangen. So sprach die ihr feindliche öffentliche Meinung, welche von den Engländern, die ihre Niederlagen nicht verschmerzten, begierig aufgegriffen wurde. Im letzten Kreuzverhör, im Lager des Herzogs von York, erklärt dieselbe Pucelle, sie sei nicht

„erzeugt von Hirten auf der Flur,
Nein, aus der Könige Geschlecht entsprossen,
Heilig und tugendsam, erwählt von droben,
Durch himmlische Begeist'rung reich begnadigt,
Auf Erden hohe Wunder zu bewirken.
Mit bösen Geistern hatt' ich nie zu thun."

Das war die eigentlich nationale Ansicht in Frankreich, welche Schiller zur Apotheose des Patriotismus gewendet hat: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles setzt an ihre Ehre". Der englische Dichter läßt sie hier heucheln; für ihn liegt die Wahrheit in jenem Monologe. Bekanntlich stellte sich Voltaire auf Shakespeare's Seite, um die Pucelle als Vettel auf den Düngerhaufen der Pfaffheit zu werfen. Es blieb also controvers, ob Johanna von Orleans durch göttlichen oder teuflischen Zauber ihre Wunder verrichtet, ob sie mit weißer oder mit schwarzer Magie ausgerüstet gewesen.

Der englische Dichter spricht als Patriot, wie immer in den Königsdramen, und behandelt die Hexerei objectiv in Sinn und Styl der Chronik. Es hat also nichts auf sich mit dem „Schandfleck" in seiner Glorie, mit dem „Brandmal", das er beim Scheiterhaufen von Rouen sich aufgedrückt habe. Obendrein ist das in Rede stehende Stück eins von denen, die der junge Theaterdichter im Anfange seiner Laufbahn retouchirte. Man will sogar drei Hände bei der Arbeit entdeckt haben. Dem Kenner will es kaum glaublich erscheinen, daß Shakespeare die zahllosen lahmen Jamben verfaßt habe, die das Drama durchhinken, daß er jenes Reimgeklingel angestellt, welches beispielsweise die 5., 6. und 7. Scene des 4. Aktes durchzieht. Kurz, Shakespeare's Ansicht vom Hexenthum darf man in „Heinrich VI." nicht suchen.

Gegen Ende des 15. Jahrhunderts, vor Anbruch der Reformation, blühte der Hexenglaube lustig in Altengland. Richard III., der schlimme Glocester, wußte das Land nicht besser gegen die verwittwete Königin und die Anhänger Richmonds aufzuhetzen, als indem er sie der Zauberei bezüchtigte. Elisabeth wurde gleich nach ihrer Thronbesteigung von einem Kanzelhelden auf die „wunderbare Vermehrung" der Hexen aufmerksam gemacht und der echt pfäffische Wunsch hinzugefügt, das Unheil dieser Höllenbrut möge sich nicht höher versteigen, als bis zu den Unterthanen Ihrer Majestät!

Der Calvinismus entfesselte ganze Schwärme von bösen

Geistern über England. Während der elf Jahre des langen Parlaments verbrannte der Glaubenseifer 3000 Personen. Lecky gibt an, daß vom 20. Statut Heinrich's VI. bis zum Jahre 1736 — in drei Jahrhunderten — 30,000 Opfer gefallen seien.

Die wahre Brutstätte und Vorrathskammer des Hexenglaubens war aber Schottland. Aus dem schottischen Nebel fuhren die Hexen legionenweise auf, erst katholische, dann calvinische. Es gab alte Gesetze wider den Dämonenkultus. Maria Stuart verschärfte sie. John Knox überbot die papistische Königin. Ihr Sohn Jakob VI. haßte die Presbyterianer wie den schwarzen Tod, aber ihr fanatischer Hexenglaube begegnete seinen scholastischen Grübeleien.

Auch die englische Welt war damals voller Dämonen, die sich besonders durch Schlüpfrigkeit auszeichneten, so daß die Weiber auf der Folter die entsetzlichsten Details aussagten. Ein Psychiater jener Zeit, um 1600, Richard Burton, bemerkt in seiner Anatomy of Melancholy, „Zergliederung des Trübsinns“, wörtlich Folgendes und zwar im Einverständniß mit dem niederländischen Gelehrten Lipsius: „Eins muß ich sagen, ich glaube nicht, daß in irgend einem früheren Zeitraum eine solche Masse von Satyrn und von jenen schlüpfrigen Geistern sich gezeigt hat, wie es jetzt die Tagesgespräche und gerichtlichen Urtheile darthun.“

Als sich Jakob I. seine dänische Braut geholt, erhob sich auf der Rückfahrt ein wüthender Sturm, dem das erlauchte Paar mit knapper Noth entkam. Es ergab sich aber, daß grade vor Ausbruch des Sturmes Agnes Sampson mit 200 andern Weibern in Sieben von Leith nach North-Berwick gesegelt war, ein Banket mit dem Teufel zu halten. Die Tortur, welcher die theologische Majestät in höchsteigener Person und mit inquisitorischem Scharfblick beiwohnte, förderte die schaurige Wahrheit zu Tage, daß obbemeldete 200 Schachteln auf dem Meere eine schwarze Katze getauft und

dann ersäuft hatten, worauf ganz natürlich der Königssturm sich erhob.*)

Jakob mit der wulstigen Unterlippe, von der sich die reichlichen Libationen theilweise auf den Bauch ergossen, hielt sich für verfolgt vom Teufel. Von den Opfern seiner Hexenjustiz ließ er sich die Melodien vorsingen, welche die Begleitung zu dämonischen Prozessionen abgegeben; es that seiner königlichen Seele wohl, wenn eine Inquisitin in der Marterschraube bekannte, der Teufel habe (als echter Cavalier von der Hofkultur beleckt) von ihm, dem Könige gesagt: Il est un homme de Dieu. Nach diesem Entremet feuerte Jakob die Geschworenen zu unnachsichtiger Strenge an. Geschworne thaten wie Carpzow'sche gelehrte Richter.

Dieser schottische Ketzer- und Hexenrichter bestieg im Jahre 1603 als Erbe der Elisabeth den englischen Thron. Als Morgengabe schenkte er seinem neuen Königreich ein Gesetz: Zauberei ist ein todeswürdiges Verbrechen, selbst wenn kein Schaden daraus entspringt — also hinter die Carolina zurück. Dann folgten Prozesse auf Prozesse unter Jakob, unter Karl I. und, wie schon gesagt, unter dem langen Parlament. Der General-Hexenspürer der Parlamentszeit, Matthias Hopkins, erlangte eine schaurige Berühmtheit, als er 1645 Essex, Sussex, Norfolk und das Cromwell'sche Huntingdon durchzog und eine wahre Razzia gegen die armen alten rothhaarigen Succubä oder gespenstigen Unterliegerinnen veranstaltete. Zuletzt fing er sich in seiner eigenen Schlinge: er wurde selbst verdächtig, man stellte die Wasserprobe mit ihm an, und siehe,

*) Mit der Katze, die bis in den allerneuesten polizeiwidrigen Unfug verlumpter Bauernzauberer und schwindelnder Schinderknechte ihr Wesen treibt, hat es folgende Bewandtniß: Der altgermanischen Frowa, der Isis des Tacitus, waren die Katzen geweiht. Das ging von der Ehegöttin auf die Bräute und Weiber überhaupt über. Die von Riesentöchtern herabgekommenen Hexen verwandelten sich in Katzen, oder die Katzen dienten den Hexen.

er schwamm oben auf — das Wasser wollte ihn nicht, man übergab ihn dem Feuer.*)

Mit Grauen verzeichnet die Geschichte die Thatsache, daß unter der Republik von 1649—1660 in England mehr Hexen verbrannt wurden als vorher und nachher. Der finstere calvinische Geist, das beständige Hochgericht über die Welt und die Natur, Verdammte, Dämonen, Satanskinder, warf einen tiefen Schatten auf die Bewegung der politischen Freiheit wider Krone, Feudalität und bischöfliche Kirche. In diesem Punkte wetteiferten die Dissenters mit den Episkopalen. Glanville, ein gelehrter, halbskeptischer Hochkirchler, trat noch 1681 entschieden für den Wahn ein; wüthiger noch der Puritaner Baxter 1691. Die Pilgrimväter, die als Exulanten die nordamerikanischen Colonien zum Asyl der Freiheit wählten, die Urväter der heutigen Union, sie schleppten den Teufels- und Hexenglauben in Neuengland ein und schlachteten ihm dort ihre menschlichen Hekatomben.

Immerhin war in dem schottischen Wahnsinn am meisten Methode, weil der rabiate Calvinismus dort am längsten in gutem Glauben handelte. Kreuzbrave ehrbare Leute, diese presbyterianischen Pfaffen! Gewissenhaft stöbern sie jedes Nest des Teufels aus, um die dämonischen Krokodilseier zu vernichten. Es handelte sich um das Heil ihrer Seele, um das Seelenheil der ihnen anvertrauten Heerde. Belial ist mächtig und verschlagen, stellen wir in jeder Diöcese Treibjagen an, daß er uns nicht entrinne! Und dann hinein mit der Brut in's irdische Feuer, das schwache Vorbild des hölli-

---

*) Das erinnert an den drastischen Spötter Samuel Butler, der nach der Restauration Karl's II., in den 60er Jahren, in seinem komischen Epos „Hudibras" sagte: „Sie wurden gehängt, blos weil sie nicht ertrunken waren". (Die aus Ostindien herübergekommene Wasserprobe bestand darin, daß Inculpat an Händen und Füßen gebunden, in tiefes Wasser geworfen wurde. War er schuldlos, so versank er; war er schuldig, so spie ihn das Wasser aus.)

schen! Gott läßt ja ewig die Verdammten braten; wir können nicht weniger thun als sie „nach seinem Bilde“ behandeln.

So ging die entsetzliche Weise, deren Generalbaß immer das Alte Testament war, in England und Schottland. England hob 1736 das jakobitische Gesetz auf, Schottland verbrannte bis tief in's 18. Jahrhundert. Die schottische Geistlichkeit war noch 1773 — die französische Kritik stand schon hoch im Halme — durchaus vom Teufel besessen.

Unser Weg war lang, dennoch halten wir ihn nicht für einen Umweg. Was sind die Shakespeare'schen Hexen im „Macbeth“? Wie faßt der Dichter diese Unholdinnen auf? Welche Rolle spielen sie in der Tragödie?

Zunächst tritt uns eine plumpe Behauptung entgegen, die auf plumpen Folgerungen ruht. „Macbeth“ ist nicht vor der Thronbesteigung Jakob's I. in England geschrieben. Das war 1603. Früher setzte man nach oberflächlichen Anzeichen das Jahr 1606 als die Zeit der Entstehung des Stücks an. Aber erst unter dem Jahre 1610 bespricht der mitlebende Dr. Forman die Aufführung des „Macbeth“ ganz im Sinne einer Theater-Novität. Das Stück ist folglich am Ende des ersten Jahrzehnts des 17. Jahrhunderts entstanden. König Jakob hatte sich hinlänglich als Hexenfeind documentirt. König Jakob hatte vor Jahren einen Sturm erlebt, der offenbar von Hexen in Sieben erregt worden war. Shakespeare bringt also Hexen auf die Bühne, welche an jenen Sturm schuldbewußt erinnern. Man lese nur, wie die Hexen im „Macbeth“ zuerst auftreten:

1. Hexe: „Doch schwimm' ich noch im Sieb, ich kann's,
Wie eine Ratte ohne Schwanz.“
2. Hexe: „Geb' Dir 'nen Wind.“
3. Hexe: „Ich den zweiten obendrein.“
1. Hexe: „All' die andern sind schon mein.
Wo sie wehn, die Küsten kenn' ich,
Jeden Punkt und Zirkel nenn' ich
Auf des Seemann's Karte.

Dürr wie Heu soll er verdorr'n,
Und kein Schlaf durch meinen Zorn
Tag und Nacht sein Aug' erquickt,
Leb' er wie vom Fluch gedrückt.
Sieben Nächte, neun mal neun,
Siech und elend schrumpf' er ein!
Kann ich nicht das Schiff zerschmettern,
Sei es doch umstürmt von Wettern."

Shakespeare schiebt den Hexen das Verbrechen Macbeth's in die Schuhe — er will dem König Jakob schmeicheln, dem Hexenglauben huldigen. Quod erat demonstrandum.

Derselbe Shakespeare, dessen Held „sich über's künft'ge Leben wegsetzt!" Was sind Hexen und Hexenprozesse ohne das jenseitige ewige Feuer! Ja, wenn's mit Folter und Holzstoß abgethan wäre!

Die Fabel des „Macbeth" ist der schottischen Chronik des Holinshed von 1577 entlehnt; der Chronist beschreibt die Hexen folgendermaßen: „Drei Weiber in seltsamem, wildem Aufzuge, den Geschöpfen einer frühern Welt gleichend." Sie weissagen ausführlich im Märchenton. Es waren „entweder Zauberschwestern, d. i. Schicksalsgöttinnen, oder irgend welche Nymphen oder Feen, begabt mit der Kunst der Prophetie durch nekromantische Wissenschaft."

Macbeth sagt zu Banquo:

„Wer sind diese?
So eingeschrumpft, so wild in ihrer Tracht?
Die nicht Bewohnern uns'rer Erde gleichen,
Und doch drauf stehn?"

Zu den Hexen:

„Ihr solltet Weiber sein,
Und doch verbieten Eure Bärte mir,
Euch so zu deuten."

Offenbar haben wir es weder bei Holinshed noch bei Shakespeare mit menschlichen Weibern zu thun, vielmehr mit einer Art griechischer Graien, grauen Schwestern, mit faustischen Phorkiden.

Holinshed läßt den Macbeth weiterhin durch „gewisse Zauberer" vor Macduff warnen. Zum dritten Male ist es wieder eine Hexe, die das Doppel-Orakel vorträgt: Kein vom Weibe Geborner hat dir etwas an; der Wald von Birnam muß sich nach Dunsinan bewegen, sonst nicht.

Shakespeare ließ diesen dreifachen Ansatz bei Seite; er behielt einfach die drei weird sisters, die Schicksalsschwestern bei, drei, wie Grazien, Parzen und Furien.

Diese Drei stehen bei dem Dichter nicht unter dem Oberbefehl des Teufels, sondern unter der von ihm viel gebrauchten Hekate tergemina, der Dreigestalteten: Luna am Himmel, Diana auf der waldigen Erde, Proserpina in der Unterwelt. Die letzte Hypostase hat der Dichter immer im Auge. Hekate ist ihm die Göttin des Dunkels, der Nacht, der Beschwörungen, der Zauberei. Er bildet sich also hier auf eigene Faust eine kleine Mythologie, welche der Nachtseite des Lebens plastische Gestalt verleiht. Die jüdisch-christliche Mythologie ist überhaupt dem Dichter antipathisch.

„Trefft mich am Pfuhl des Acheron!"

befiehlt Hekate, wenngleich das Thal des Acheron später nur eine „finstere Höhle" ist.

Neben Holinshed hatte Shakespeare noch eine zweite Quelle, ein kulturgeschichtlich denkwürdiges Buch von 1584: „Die enthüllte Zauberei", von Reginald Scot. Der Verfasser war ein kühner kritischer Geist, weit bedeutender als Wier, an Montaigne hinstreifend; zwischen beiden hält sein Werk auch zeitlich die Mitte. Scot ist der entschiedenste Gegner des Hexenspukes, den er für Täuschung und Betrug erklärt. Seine Polemik ist ebenso schlagfertig als geschickt. Hier borgte Shakespeare Ausdrucksweise und Formeln des Hexenthums. Scot gab ihm wahrlich keine Veranlassung, dem Wahn des gekrönten Theologen zu huldigen.

Man höre Reginald Scot über die kläglichen Teufelssippen: „Alte, lahme, triefäugige, vergilbte, verrunzelte Weiber, arm, dumm, abergläubisch, papistisch oder ohne Religion, in

deren dumpfen Herzen der Teufel einen feinen Sitz hat, so daß sie leicht überzeugt werden, das geschehene Unglück sei durch sie verursacht." Wo ist hier Ein Zug, der auf die mythologischen weird sisters paßte?

Scot theilt ferner die Hexen in drei Klassen: solche die nur schaden, solche die nur fördern, solche die schaden und fördern, je nachdem. Von der ersten Klasse handelt er ausführlich: die blos schadenden fressen Kinder, verursachen Gewitter und Unfruchtbarkeit, fliegen unsichtbar durch die Luft, umnebeln den Geist der Richter, machen sich und andere schweigsam und unempfindlich auf der Folter. Sie können verborgene und verlorne Dinge offenbaren, die Zukunft weissagen, der Menschen Gemüther zu wilder Neigung oder zum Haß treiben.

Das sind die corpora delicti des Hexenprocesses; Einiges davon ist auf die weird sisters übertragen: Gewitter erregen, durch die Luft fliegen, die Zukunft enthüllen, der Menschen Gemüther zu Liebe und Haß entflammen.

Wo bleiben nun bei Shakespeare zuletzt die Freundinnen Jakob's, die Criminal-Objecte? Es fehlt die Arretirung der Hexen, die Folterkammer, der König, den Keil in die spanischen Stiefel eintreibend, und ein glänzendes Autodafé zum Schluß. Macbeth und Gemahlin könnten als socii criminis verbrannt werden.

Nein, sagen die Halbschlächtigen, die gemäßigten Aristarche, so steht die Sache nicht. Shakespeare nahm den vorhandenen Hexenglauben auf und vernutzte ihn dramatisch, was auf das Publicum den Eindruck einer Actualität machte. Der Dichter selbst erklärt sich weder für noch wider die Hexen, ihm genügte die Wirkung. Diese Wirkung war eine dramatisch erschütternde und formulirt sich moralisch also: Laß dich auf keine düstern Wege verlocken, vermeide die Einflüsterungen der Arglist, wandle vielmehr im Lichte der Tugend!

Vortrefflich. William Shakespeare ist zur Zeit seiner Vollreife, als sein Styl unter der Wucht der Gedanken sich

nervos spannte, als Bild mit Bild den Ringkampf führte, genau der Goethe'sche Theaterdirector:

„Drum schonet mir an diesem Tag
Prospecte nicht und nicht Maschinen! —
Gebraucht das groß' und kleine Himmelslicht!
Die Sterne dürfet Ihr verschwenden,
An Wasser, Feuer, Felsenwänden,
An Thier und Vögeln fehlt es nicht."

Auch Hexen sind zur Hand, wie die Schlittschuhläufer im „Propheten", wie die Wasserjungfrauen im „Rheingold".

Und schließlich empfiehlt sich der Dichter mit dem Schiller-schen Pentameter:

„Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch."

Ungefähr so hat ja der berufene Shakespearograph vom „Hamlet" gesprochen.

Der Standpunkt der Halben ist um nichts besser als jener erste der Hexengläubigen und Jakobschmeichler; er ist nur widerwärtiger, weil er prätentiös auftritt, mit einigen literarischen Hülfsmitteln flunkert.

Fast sollte man für gewiß annehmen, daß in Shakespeare's Bibliothek neben Plutarch auch Montaigne gestanden habe. Indirect kann man den Beweis bis zu großer Wahrscheinlichkeit führen aus dem „Sturm", dem „Hamlet" und aus „Macbeth". Vor Montaigne's Capitel „von den Hinkenden" hält kein Jakob Stand.

Montaigne sagt: „Ich löse den Knoten nicht, ich zerhaue ihn." Das genügt jedoch dem Dichter nicht, er möchte den Knoten psychologisch lösen. Montaigne wirft verächtlich hin: „Abgeschmacktheit". Ja, fügt der Dichter hinzu; aber läßt sich der ausbündigen Tollheit nicht dennoch ein Quentchen Weisheit abgewinnen? Suchen wir nach der Methode dieses Wahnsinns!

Stammen nicht alle mythologischen Gestalten aus dem zeugenden Menschenhirn? Die kosmischen aus der Vorstellung, die ethischen aus dem Verlangen? Die neuere Welt, nach Ab-

bruch des Mittelalters, vermißt so schmerzlich ein mythologisches Maschinenwerk, über das der Dichter seine Handlung ausbreite, damit sie sich weithin erkennbar gestalte. Wohlan, ich sehe da eine Maschine für die Tragödie des Gewissens: Hekate und die Schicksalsschwestern drinnen; Macbeth, die Lady, Banquo, Duncan, Macduff draußen. Hekate und die Schwestern agiren, Macbeth und die Lady scheinen nur zu figuriren.

Macbeth möchte herrschen, er fühlt eine Mission an seine Rippen pochen. Der tapfere und siegreiche Feldherr hält sich des Thrones für würdig. Than von Glamis ist er seit seines Vaters Tode; den Than von Cawdor hat er vernichtet, er erwartet die Erbschaft. Nach schottischem Thronrecht folgt der Sohn dem Vater bei dessen Ableben nur, wenn er mündig ist. Malcolm ist minderjährig. Da gilt's ihn festzuhalten.

„Glamis und Than von Cawdor —
Das Höchst' ist noch zurück.“

Banquo, der auch zu den verkannten Shakespeare'schen Charakteren gehört, ist erst zweitnächster Seitenverwandter des Königs Duncan; seine Stellung legt ihm größere Zurückhaltung auf; doch auch er sinnt über die Zukunft seines Geschlechtes nach. Wenn Macbeth sich des Thrones bemächtigt, so kann nicht er auf die Erbschaft warten, aber vielleicht sein Sohn Fleance.

„Kleiner als Macbeth und größer,
Nicht so beglückt und weit glücklicher.
Könige erzeugst Du, bist Du selbst auch keiner.“

König Duncan ergeht sich bei der ersten Begegnung in Phrasen:

„Die Sünde meines Undanks drückte schwer
Mich eben jetzt. Du bist so weit voraus,
Daß der Belohnung schnellste Schwing' erlahmt,
Dich einzuholen.“

Und im selben Athemzug ernennt Duncan vorschnell seinen

Sohn Malcolm zum „Prinzen von Cumberland", d. h. zum Thronfolger.

„Das ist ein Stein,
Der muß, sonst fall' ich, übersprungen sein."

Heiße Gedanken erwachen in Macbeth's Brust.

Aber Gedanken sind Schemen, wer hatte mehr Gedanken als Hamlet? Man muß auch wollen können, „bereit sein". Dieses Können wohnt Macbeth nicht inne, der nur zu graden Heldenthaten „bereit" ist; wohl aber seiner entschlossenen Gattin, der Sarah des Marlborough. Sie träufelt ihren heißen Charakter in Macbeth's reflective Adern. So kommt der Mord zu Stande, so wird die Krone gewonnen.

Macbeth hat mit Banquo über ihre beiderseitigen Aussichten in die Zukunft conferirt. Als Macbeth's Velléitäten zu Wirklichkeiten geworden sind, schöpft auch Banquo Hoffnung — Malcolm ist ja landflüchtig. Macbeth wird doch nicht ewig leben, schwerlich länger als Fleance. Warten wir ab, rühren wir uns nicht, machen wir gute Miene zum bösen Spiel!

Aber Macbeth weiß, daß sein Spiel von Banquo durchschaut ist, daß Banquo auf seinen Hintritt lauert. Schaffen wir den Mitwisser aus dem Wege und zugleich den muthmaßlichen nächsten Kronprätendenten! So wird Raum für unsere jüngere Nachkommenschaft, denn Lady Macbeth „hat gesäugt". Banquo fällt, aber das aufs Neue gerüttelte Gewissen steht auf. In Gestalt des Ermordeten setzt es sich auf den Stuhl des Mörders, ans „freche Königsmahl".

Fleance ist dem Dolch entronnen, die Usurpation schwebt in steter Gefahr, auch Malcolm lebt. Appelliren wir abermals an die Dämonen in unserer Brust: hier ist der Acheron, hier Hekate! Sicherheit muß uns werden, Sicherheit um jeden Preis, durch jedes Mittel. Was fürchtest du, sagen die Dämonen, welcher Sterbliche kann dir etwas anhaben? Du bist Legion, sie Alle sind nur Einzelne. Was vom Weibe geboren ist, verschwindet vor deiner Macht; eher müßte sich die Natur verkehren, ehe das festgefugte System der Herrschaft zerbräche.

Ja, wenn die Quellen des Waldes sammt dem Laubdach auf den Gipfel des Felsens zu klettern vermöchten! — Stets hat sich die übermüthig-erschreckte Usurpation auf das Causalgesetz in seinen niedern Erscheinungsformen verlassen; nie hat sie an die gesteigerte, complicirtere, an die psychische Ursächlichkeit denken mögen — Ideologie!

Fleance, Malcolm? Nimmermehr! Mit Blut und Seelenruhe hast du die Krone von Schottland erkauft; sie soll nicht dem Sohne seines Vaters in den Schooß fallen. Noch mehr Gewalt, legen wir ganz Schottland in Eisen! Meine Lauscher und Späher seien in jedem Hause, an jedem Herde; jede Regung werde niedergetreten; zerreißen wir das Blatt, das am Baume zu flüstern wagt!

Die Sicherheit, in die sich Tiberius wiegt, ist grade so motivirt, wie früher das Keimen der verbrecherischen Ehrsucht. Nur ist er jetzt selbst allein, denn auch der letzte Trost, die Egeria der Bosheit, ist erloschen — in der Nacht des Wahnsinns. Die „finstere Höhle, in der Mitte ein Kessel" — sein eigenes Innere. Was wäre ihm Hekate, was die grauen Schwestern?

Die Sicherheit Macbeth's ist die des Nachtwandlers, der nicht ungestraft seinen Namen rufen hört. Er wandelt nicht mehr, schließt nicht mehr, kämpft nicht mehr, sondern der Wahnwitz in ihm.

In der Fülle des Furchtbar-Erhabenen, die der Dichter über die staunend entsetzte Welt ausgegossen, ist wohl das Furchtbarste und Erhabenste die fünfte Scene des fünften Actes. Man fühlt sich ordentlich befreit vom Schrecken in diesem Donnerrollen des Schicksals. Man ist nahezu versöhnt mit Macbeth, wenn er die gewölbte Stirn trotzig dem Himmel zeigt, wo ewige Mächte das Messer zur Ernte bereit halten. Sein alter Heldenmuth verläßt ihn nicht, jetzt da er zur Richtstätte jagt. Das beginnt mit den Worten:

„Pflanzt unsre Banner auf die äuß're Mauer"!

und schließt mit dem Posaunenruf:

„Waffen nun, Waffen und hinaus! —
Das Sonnenlicht will schon verhaßt mir werden,
O fiel' in Trümmer jetzt der Bau der Erden! —
Auf, läutet Sturm! Wind blas'! heran Verderben!
Den Harnisch auf dem Rücken will ich sterben."

Jetzt trifft ihn das Messer, welches Macduff im Namen der ewigen Mächte führt. Die ewigen Mächte selbst sind aber wiederum nur in Macbeth's Busen zu Hause; sie hausten dort stets als Gewissen, Reue, Angst, neben den dämonischen Stimmen der Ehrsucht. Die Schicksalsschwestern werden nun zu Furien, das verlockende Antlitz der That macht dem rächenden Platz. Es sind eigentlich dieselben Dämonen, die ihn erst köderten, dann zerreißen.

Fair is foul and foul is fair: das erfährt Macbeth an sich selbst.

Und die Hexen? Wir haben sie gar nicht gebraucht; der Dichter verwendet sie als dramatisches Vehikel, sie dienen ihm zur Uebersetzung der seelischen Mikographie in gewaltige Lapidarschrift. Mit ihrer Hülfe schafft er das großartigste Mysterienspiel auf der dreigetheilten Bühne des scheidenden Mittelalters. Oben die waltenden Götter und Dämonen, in der Mitte die weltliche Staatsaction, unten der feuerpustende Höllenrachen. „Vom Himmel durch die Welt zur Hölle."

Und fehlen durften die Hexen nicht bei dem Herrscher im Geisterreiche, bei dem Richter der Vergangenheit, bei dem Vollender von Reform und Renaissance.

Fehlten die Hexen, so hätte der große Psychologe und Ethiker sich an der Pest seiner Zeit schweigend vorbei gedrückt. „Die Beweise und Gründe, welche sich auf die Erfahrung und das Factum stützen, die entwirre ich nicht, da ist kein Ende zu finden; die durchhaue ich, wie Alexander den Knoten." Montaigne. — Shakespeare: Das Factum bestreite ich nicht, aber es ist nur eine factische Hallucination. Die Menschen sehen etwas Eigenes für ein Fremdes an. Hexen, Hekate und Teufel sind Wirklichkeiten, geboren aus

der Verbindung des argen Wunsches mit der Dummheit. Tilge die Dummheit, so bleibt der arge Wunsch, aber er zeugt keine Gespenster mehr. Die Krankheit des Jahrhunderts ist die Deuteroskopie, das Doppeltsehen: was die Menschen in sich herumtragen, das glauben sie äußerlich zu erblicken. Die Drachen, welche leibhaftig durch die Lüfte fliegen, bezeugt von hunderttausend Eiden, die Drachen, o Mensch, sind die Schlänglein in deiner Brust!

Johannes Kepler.

Auf diesen Johannes hatte ein anderer Johannes geweissagt. Der Genius des Volkes, der in seinem dunkeln Drange nach der ersten Philosophie, der Kenntniß des gestirnten Himmels strebte, hatte den Johannes Faust erschaffen. Ungleich der vorsichtigen Wissenschaft, die Sandkorn nur auf Sandkorn häuft, ließ der Volksgeist seinen Helden Alles im Fluge erobern. Noch deckte winterlicher Schnee die Fluren, noch barg der Galanthus ängstlich seine klingenden Glöcklein, der Saft in den Bäumen stieg erst verstohlen von Zelle zu Zelle: da mußte Johannes Faust bereits die reifen Früchte in seinem Wintergarten brechen, wie lange vor ihm Albertus Magnus gethan.

Wir haben ihn genannt, den deutschen Prometheus. Blicken wir noch einmal zurück auf das durchwanderte Jahrhundert, auf das Zeitalter Luther's und des Paracelsus. Dort steht die dunkele Figur, den Mantel über die Schulter geschlagen, den Federhut tief in die Stirn gedrückt, an einen Felsblock gelehnt, die Geschicke der Menschheit im Busen wälzend, „sein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweiternd". Das 17. Jahrhundert kannte die Urgestalt des Faust schon nicht mehr. Man betrachte die Rembrandt'sche Radirung: hohe runde Stirn mit Runzeln, aufgezogene Augenbrauen, verschmitzt kluge Augen, etwas eingedrückte Nase, feiner langer Lippenbart, ein Kinnbärtchen, sonst glatt im Gesicht, abstehende Ohren, mäßige Halskrause über hochstehendem Mantelkragen.

Das ist ein Gebräu des 17. Jahrhunderts, aus dem Astrologen, dem italienischen Charlatan und dem Goldmacher zusammengequirlt. Auf einem anderen Bilde stellt derselbe Rembrandt den Faust dar, wie ihm der Makrokosmus erscheint: in der faltigen Zipfel-Nachtmütze und dem orientalischen Hauskaftan, die Hände auf die eingebogenen Beine gestützt, wie ein Sterngucker vor einer befremdlichen Erscheinung am Firmament. Auch dieser zeitgenössische Realismus verzopft den classischen Faust.

Der ursprüngliche wahre Faust hat anders ausgesehen und dreingeschaut. Wie? Das ist freilich aus den Urkunden nicht ganz genau herauszubringen. Selbst im ältesten Volksbuch finden sich nur noch Fragmente seiner Personal-Charakteristik, versetzt mit spätern Zuthaten, theologisch verkleckst, ein mehrfach benutzter Pergament-Codex. Der Historiker wird ihn nach jenen fragmentarischen Gliedmaßen in der Weise Cuviers zu ergänzen haben, natürlich den idealen, mythischen Faust, nicht den aus Roda oder Knittlingen.

Der Faust ist durchaus Geschöpf der Volksphantasie und des Volksbedürfnisses; Kopf und Herz des Volkes erzeugten ihn in vorahnender Zeit. Er ging aus der Reformation hervor, wie der Bauernkrieg; aus der Renaissance, wie die italienische Skepsis. Faßt man jene Fragmente scharf ins Auge, die so gewaltig abstechen von dem übrigen Zauber- und Höllenspuk, so sieht man sich etwas regen, das einer unerfüllten Hoffnung, einem ungestillten Sehnen, einer großen Enttäuschung gleicht. Da steht ein kühner Frager vor dem großen und kleinen Katechismus Lutheri, dem landesherrlichen summus episcopus, den neuen Lateinschulen und Universitäten: Ist das Alles? Und ein Seufzer ringt sich aus der Brust der dunkeln Gestalt über das „Stückwerk" der neuen Apostel und Schulmeister — er selbst ein Stückwerk.

Gleich im ersten Capitel der „Historia von Dr. Johann Fausten" (Frankfurt, Spieß, 1587) lesen wir die verrätherische Urschrift durch: „Als Dr. Faust eins gantz gelernigen und

geschwinden Kopffs, zum studieren qualificiert und geneigt war, ist er hernach in seinem Examine von den Rectoribus so weit kommen, daß man jhn in den Magistrat examiniert, und neben jm auch 16 Magistros, denen er im Gehöre, Fragen und Geschicklichkeit obgelegen und gesieget, also daß er seinen Theil gnugsam studiert hat, war also Doctor Theologiae (daneben hat er auch einen thummen, unsinnigen und hoffertigen Kopff gehabt), wie man jhn denn allezeit den Speculierer genennet hat."

„Wie obgemeldt worden, stunde D. Fausti Datum dahin, das zu lieben, das nicht zu lieben war, dem trachtet er Tag und Nacht nach, name an sich Adlers Flügel, wolte alle Gründ am Himmel und Erden erforschen."

„Er meynet, der Teuffel war nit so schwartz, als mann jhn malet, noch die Hell so heiß, wie mann davon sagte ꝛc."

„Und ist dieser Abfall nichts anders, dann sein stoltzer Hochmuth, Verzweifflung, Verwegung und Vermessenheit, wie den Riesen war, davon die Poeten dichten, daß sie die Berg zusammen tragen und wider Gott kriegen wollen, ja wie dem bösen Engel, der sich wider Gott setzte, darumb er von wegen seiner Hoffahrt und Uebermuht von Gott verstoßen wurde."

Die Verschreibung lautet also: „Ich Johannes Faustus D. bekenne mit meiner eigen Handt offentlich, zu einer Bestetigung, und in krafft dyß Brieffs: Nach dem ich mir fürgenommen, die Elementa zu speculieren, und aber aus den Gaaben, so mir von oben herab bescheret, und gnedig mit getheilt worden, solche Geschickligkeit in meinem Kopff nicht befinde, und solches von den Menschen nicht erlehrnen mag (kann), so hab ich gegenwertigen gesandten Geist, der sich Mephostophiles nennet" ꝛc.

Auf viele vorwitzige und heiklige Fragen giebt der Teufel als echter Theologe orthodoxe Antwort. Da kommt plötzlich auf eine Frage D. Fausti, wie Gott die Welt erschaffen, der Pferdefuß und die Urschrift zum Vorschein. „Der Geist gab Doct. Fausto ein Gottlosen und falschen Bericht, sagte: Die

Welt, mein Fauste, ist unerboren und unsterblich, So ist das Menschliche Geschlecht von Ewigkeit hero gewest, und hat Anfangs kein Ursprung gehabt, so hat sich die Erde selbsten nehren müssen, und das Meer hat sich von der Erden zertheilet. Sind also freundlich mit einander verglichen gewest, als wenn sie reden köndten" ꝛc. — „Doctor Faustus speculierte dem nach, und wollte jhme nicht in Kopff: sondern wie er Genesis am ersten Capitel gelesen, daß es Moyses anders erzehlet" ꝛc.

Ganz deutlich vernimmt man, worauf ursprünglich der Ton gelegen hatte: „Faustus war auf das achte Jar kommen, und erstrecket sich also sein ziel von tag zu tag, war auch die zeit des meisten theils mit forschen, lehrnen, fragen und dispu- tiern umbgangen (Unter dem träumete oder grauwete jhm aber vor der Helle)."

Dann macht Faust wirklich „eine Himmelfart unter das Gestirn," d. h. er treibt Astronomie wie er es ausführlich „seinem guten Gesellen Jonae Victori, Medico zu Leipzig mittheilt, mit dem er einstens der Medicinae, Astronomiae, Astrologiae, Geometriae beflissen" war.

In „einer besondern Frag oder Disputatio von der Kunst Astronomia oder Astrologia" antwortet Mephostophiles: „Das Judicium geht dahin daß alle Sternseher und Himmelgucker nichts sonderlich Gewisses zu Wege bringen; denn das sind verborgene Werke Gottes, welche die Menschen nicht, wie wir Geister der Luft, ergründen können. Denn wir sind alte und in des Himmels Lauf erfahrene Geister. Ich könnte dir z. B. Practica und Kalender zu schreiben, die Nativität zu stellen, für alle Zeiten lehren .... aber alle jungen Astrologi machen ihre Practica nach gutem Wahn und Gutdünken."

Um die Kometen befragt, antwortet Faust: „Es geschieht oft, daß der Mond sich am Himmel verwandelt, und die Sonne unterhalb der Erde ist. Wenn dann der Mond nahe hinzu kommt, ist die Sonne so kräftig und stark, daß sie dem Mond seinen Schein nimmt, so daß er ganz roth wird. Wenn nun der Mond wiederum in die Höhe steigt, verwandelt er sich in

mancherlei Farben, und es springt ein Prodigium heraus, welches ein Komet wird". Auch eine Kometen-Theorie, immer aber eine Theorie, nach welcher die Kometen wenigstens auf natürlichem Wege aus kosmischem Stoff entstehen.

Die Sternschnuppen sind „Zeichen, so von den Sternen fallen, zäh, schwarz, halb grünlich". „Daß aber wirklich ein Stern fallen sollte, ist nur der Menschen Einbildung."

Die eigentlichen Teufelskünste und Narrenspossen kommen im ältesten Volksbuch erst zuletzt und nehmen den kleinern Raum ein. Durch den größern Theil des Buches geht ein tiefer Zug volksthümlicher Wißbegierde hindurch, das Seufzen der Creatur nach des Geistes Befreiung. Hätten wir nur die ganze Urschrift, ohne das darüber geschmierte katholische und evangelische Mönchslatein!

Das eigentliche Ziel des Ur-Faust ist daher nicht Wohlleben, auch nicht weltbeglückende Macht, wie bei Marlow und in Goethe's zweitem Theil, sondern Wissen, Naturerkenntniß — ein durchaus selbstloses Streben.

Selbstlose Wissenschaft — wer dich genannt hat, der hat Johannes Kepler gesagt. Faust, der sich so angelegentlich um Astronomie, Kometen und Sternschnuppen kümmerte: in Kepler wird er wissenschaftliches Bewußtsein.

Wie kommen Shakespeare und Kepler zusammen? Auf zweifachem Wege. Der Dauphin Karl sagt in „Heinrich VI.:"

„Mars' wahrer Lauf ist, grade wie am Himmel,
Bis diesen Tag auf Erden nicht bekannt."

Kepler'n war es vorbehalten, den wahren Lauf des Mars bekannt zu machen.

Zum Andern: die Hexerei, welche der Brite in seinem „Macbeth" so glorreich aufgelöst hatte, sie lagert sich als feste Realität auf das Leben des selbstlosen Kepler, und versetzt ihm einen jener Gewitterschläge, unter deren Zucken und Zischen er die martervolle Bahn der Unsterblichkeit durchmaß.

Johannes Kepler hatte, nach einem Bilde vom Jahre 1600 zu urtheilen, einen Lessingkopf. Der Vergleich müßte umgekehrt werden, wenn uns Lessing nicht viel bekannter wäre. Es sind dieselben Feueraugen unter hochgewölbter Stirn, über die sich schönes Lockenhaar sanft emporbäumt. Mit einem solchen Kopf stößt man Löcher in die Welt, wenigstens in die bestehende Weltanschauung.

Doch drückt sich in dem kecken Kopfe Kepler's, der auf einfachem Spitzenkragen ruht, zugleich eine weibliche Zartheit, eine poetische Empfindsamkeit aus. Sicherlich hat der junge Mann eine rege Phantasie gehabt.

Klein war er von Statur, hager wurde er durch Sorge und Entbehrung; sein Blick verkürzte sich auf den ewigen Himmelsreisen.

Mit 29 Jahren ließ er sich malen, denn er kam zur Welt in Weil der Stadt am 27. December 1571, 7 Jahre nach Shakespeare, ein Jahrhundert weniger zwei Jahre nach Kopernikus. Der große Sternforscher wurde Astronom wider den Willen der Gestirne.

Im älterlichen Hause, einer Gastwirthschaft, wurde die erste Erziehung des Knaben vernachlässigt, der dann mit 13 Jahren die Klosterschule zu Hirsau, später die von Maulbronn besuchte, wo auch Faust gespukt hatte.

Von der Mutter, dem armen Kätherchen von Leonberg, hatte Kepler höchstens die raschen Schelling'schen Phantasieschlüsse. 1589, mit 18 Jahren, trat er in das berühmte protestantische Stift zu Tübingen, welches so eingerichtet ist, daß bedeutende Köpfe als Theologen herein- und als Philosophen hinausgelassen werden. Denn auch Johannes, der Sanfte, Poetische, sollte Theologie studieren, wie Lessing und Strauß und Feuerbach und viele Andere.

Nach zwei Jahren wurde er Magister, betrieb dann ausschließlich die Gottesgelahrtheit, bestand auch seine Prüfung und gedachte nun „Diener am Worte Gottes" sub fide pastorali zu werden. „Rednertalent" konnte man ihm nicht

absprechen — er besaß nach Shakespeare den edelsten rhetorischen Schwung seines Jahrhunderts; aber ein hochwürdiges Consistorium fand ihn im Uebrigen „untauglich zum Mitarbeiter an der würtembergischen Kirche". Das Consistorium hatte Recht, er wäre „Pegasus im Joche" geworden.

Das kam aber daher, daß ihn seine Wißbegierde schon früh zu dem baumeisterlichen Aristoteles und dem Polyhistor Scaliger getrieben und daß er bei dem Mathematiker Mästlin tüchtig gelernt hatte. Diesem Lehrer ist er in kindlicher Pietät dankbar gewesen, selbst für das Genie, welches ihm Niemand, also auch Mästlin nicht mittheilen konnte.

Kepler hatte seine Carriere verfehlt. Was nun? In unseren Tagen wird man unter solchen Umständen Journalist; zu Kepler's Zeiten machte man Kalender. Der Unterschied ist nicht groß: immer wird das Wetter, politisches oder anderes gemacht.

Das Amt eines Kalendermachers bestand darin, nach gelehrten astrologischen Werken die Ereignisse des kommenden Jahres zu errathen, Sonnen- und Mondfinsternisse, Constellationen der Gestirne zu berechnen, und die Einflüsse derselben auf Land und Leute, Wetter und Gesundheit als „Praktiken" oder „Prognostika" zu weissagen. Kepler meinte über dieses Geschäft, in dem er ziemlich glücklich war: „Wenn Gott einem jeden Thier die Mittel zur Erhaltung seines Lebens verlieh, warum sollte es nicht sein, daß er in gleicher Absicht dem Astronomen die Astrologie gegeben?" Uebrigens stand der Kalendermacher, trotz seiner Unentbehrlichkeit für Hoch und Niedrig, in keinem bessern Ansehen als noch lange nachher der Musiker und Schauspieler. Kepler machte also Kalender, ersann viele „Praktiken" und allerhand „Prognostika", und gab daneben — Privatstunden.

Aus dieser Zwangslage im schwäbischen Vaterlande befreite ihn ein Ruf nach Graz in der Steiermark, wo er 1593 Lehrer der Moral und Mathematik — beide Fächer gingen bis auf Kant's Zeiten zusammen — am Gymnasium wurde. Gehalt 150 Gulden.

„Der Rath meiner Lehrer stieß mich hinaus!“ seufzte Kepler später. An der Heimath hängt bekanntlich der Schwabe wie der Schweizer. Und schon das Geld zur Reise mußte der 22jährige Professor entlehnen. Neben dem Unterrichte lief auch in Graz das Kalendermachen her. Der Astrolog wider Willen mochte in der Vorrede die „Praktiken“ verhöhnen; sagte er nur im Text des Kalenders tüchtig voraus, so war es gut. Obendrein hatte er richtig einen Bauernaufstand und einen gestrengen Winter getroffen. Der „Schöckelprophet“ (nach einem Berge bei Graz) kam zu Ehren.

Zwei Jahre später heirathete Kepler eine schöne und reiche Wittwe, Barbara Müller von Mühleck. Er mußte bei dieser Gelegenheit seinen Adel nachweisen, was er vermochte, da er einem Nürnberger Rittergeschlecht entstammte, obgleich ihm die Sache wider die Haare ging.

Unterdessen dämmerte ihm allmählich die Aufgabe seines Lebens wie zwischen Traum und Wachen auf. Astronomie, ja, aber nur als Theil der Philosophie. „Was die Welt im Innersten zusammenhält,“ will er wissen. Beobachtung und Rechnung sind nur Mittel zum Zweck. Kopernikus galt damals im großen Ganzen noch immer für einen Narren; hatte er doch, wie das gelehrte Oxford rügte, der Ansicht von Jahrhunderten widersprochen! Kepler bekannte sich als Kopernikaner; aber das System müsse durch Vernunftgründe erwiesen werden; es gelte jetzt einen Kosmos nach Art des Aristoteles zu schreiben. Er versuchte alle möglichen Erklärungen und Hypothesen; endlich erschien 1596 das Mysterium cosmographicum oder „über die Geheimnisse des Weltbaus:“ es handelte sich ihm wesentlich um den physischen Zusammenhang der Theile des Sonnensystems. Noch stand die Sechs-Zahl der Planeten unerschüttert fest. Tycho de Brahe schrieb ihm, er solle die eitlen Speculationen lassen und auf der Uranienburg mit ihm rechnen. Galilei begrüßte das Werk freundlichst; dieser mochte den Dämon ahnen, der den werdenden Meister, nach dessen eigenem Ausdruck, „auf seinem Lebenswege

begleite und ihm die großen Wahrheiten der Natur von ferne zulisple." Dennoch erklärte Galilei, die Kepler'sche Art zu philosophiren sei nicht die seinige.

Die steirische Stellung Kepler's wurde durch die wilde Reaction Erzherzog Ferdinands zur Unmöglichkeit. Kepler war Protestant und wollte es um jeden Preis bleiben. Er floh 1598 nach Ungarn. Befreundete Jesuiten, die seiner Wissenschaft hold waren, brachten ihn unter der Bedingung nach Graz zurück, daß er „bescheiden" auftreten würde. Kepler aber war nicht „bescheiden" d. h. duckmäuserig genug, erließ sogar ein männliches Trostschreiben an seine verfolgten Glaubensgenossen. 1600 gab man ihm 45 Tage zur Abreise.

Er begab sich nach Prag, als Hülfsarbeiter Tycho's de Brahe, des Rudolfinischen Hofastronomen. Er sollte aber lediglich „rechnen". Tycho, ein gewaltiger Mathematiker, in der Erklärung des Sonnensystems halber Reactionär, starb das Jahr darauf. Kepler erbte die Stelle und verlebte in Prag elf kummervolle, für die Wissenschaft jedoch glorreiche Jahre, in denen sich sein Riesengeist zur Reife entwickelte.

Behufs der Auswanderung aus Steiermark war er nach dem harten Gesetz des unerbittlichen Ferdinand gezwungen gewesen, den Besitz seiner Gattin weit unter dem wahren Werthe zu verkaufen. In Prag mußte Tycho für ihn bei Bäcker und Fleischer gutsprechen. Die Besoldung des steirischen Landschaftsmathematicus wurde, dem Versprechen zuwider, nicht weiter gezahlt. Nach Tycho's Tode erhielt Kepler dessen Stelle mit 1500 Gulden Gehalt; aber der nunmehrige kaiserliche Hofmathematicus stand auf Wartegeld; er wartete vergebens auf sein Gehalt. Er erkrankte, drei Kinder starben ihm an den Blattern, die Noth trieb ihn wieder zum Kalendermachen. Unverwüstlich blieb jedoch in der preßhaftesten Lage sein Humor. Einen gewissen Röslin, der sich an ihm vergriffen, schickte er in heiterster Weise heim. Röslin hatte z. B. die meteorologischen Voraussagungen mit dem salbungsvollen Satze abgethan: „die guten fruchtbaren Regen kommen von Oben

herab," wogegen Kepler: „das sei wahr, denn sonst würden die Kühe an den Bäuchen naß."

Im Jahre 1608 erschien Kepler's Kometenschrift, 1609 das Resultat der Tychonischen und Kepler'schen Beobachtungen und Rechnungen über den Mars. Triumphirend sagte der arme Hofmathematicus in der Widmung an Kaiser Rudolf: „dies sei der Ausgang des unter seinen Auspicien begonnenen Kampfes mit dem heidnischen Kriegsgotte, in welchem sich der Feldherr Tycho so großen Ruhm erworben, da er in 20jährigen Nachtwachen sämmtliche Gewohnheiten und Kriegslisten des Feindes ausgekundschaftet, so daß nun der Nachfolger diesen höchst noblen Herrn gefangen vor den Kaiser führen könne. Einstmals habe Vulkan den Mars in unsichtbaren Banden gefangen (Anspielung auf die höchst komische Scene im Homer); diesmal aber liege er in den ehernen Netzen der Zahlen". — Von Kepler sang man, natürlich lateinisch: er habe den Mars besiegt, wie weiland Minerva, die Göttin der Weisheit.

Man hat gesehen, wie Kepler den Tycho anzuerkennen wußte; aber tiefer und stets auf das Allgemeine hinstrebend, führte Kepler in demselben Werke der Welt noch zwei andere Gefangene vor, nämlich die beiden ersten der für immer nach ihm benannten Gesetze: das von den elliptischen Bahnen der Planeten und das vom Verhältniß der Umlaufszeiten zu den durchlaufenen Strecken. Den Kopernikus im Namen der positiven Wissenschaft feierlich bestätigend, grade indem er dessen Lücken ausfüllte, sagte er: „In der Theologie mag das Gewicht der Autoritäten gelten; in der Philosophie gilt nur das der Gründe. Heilig sind mir alle Kirchenlehrer, heiliger aber ist mir die Wahrheit."

Aber die Kenntniß der Planeten-Bahnen und Geschwindigkeit genügte seinem Genius nicht: das „Geheimniß des Weltbaus" rang in ihm aus mystischer Dunkelheit zum hellen Lichte empor. Er wollte die Ursachen der bewegenden Kräfte im Himmelsraume ergründen. Früher hatte er anmuthig fabulirt: Jeder Planet habe eine Seele, deren geometrischer In-

stinkt ihn die richtige Bahn finden lasse. Jetzt gerieth er auf eine bewegende Kraft in der Sonne.

Doch wir greifen vor, vergessen wir über dem himmlischen Schwärmen nicht das irdische Elend des Mannes.

Es ging ihm über die Maßen schlecht. Sein Guthaben an den Kaiser belief sich auf 12000 Gulden. „Ich habe nicht mehr die Kraft zu rechnen; ich wende mich zur Harmonie des Himmels, in der ich allein Ruhe finde..... Ich mache Kalender, was etwas besser ist als betteln; wenigstens ist die Ehre des Kaisers gewahrt, dessen Mathematicus sonst verhungern müßte.“

Und doch blieb der hungernde kaiserliche Hofmathematicus Patriot, ein guter deutscher Patriot, während unter Rudolf das Reich verweste. Er lehnte einen Ruf nach Bologna, einen andern nach England ab: „So lange Deutschland mich nicht verstößt, will und kann ich ihm nicht untreu werden. Ich bin ein Deutscher, unter Deutschen aufgewachsen; nur im Gebiet deutscher Sitte, nur in der Luft deutscher Geistesfreiheit will ich leben.“

Die Unruhen und Gewaltthätigkeiten, die sich in dem Hader zwischen Rudolf und Mathias entspannen, kosteten der Gattin Keplers das Leben. Als die rohe Soldateska des Erzherzogs Ernst im Jahre 1610 vom Hradschin aus die Altstadt Prag bombardirte, verfiel die arme Frau in Wahnsinn und Tod. Der Erbschleicher Mathias bestätigte zwar den Hofmathematicus in seinem Amt; gab ihm aber nicht einmal das Geld zum Drucke der Rudolfinischen Tafeln!

Kepler verhandelte daher mit den oberösterreichischen Ständen zu Linz, die ihm die Stelle eines ständischen Astronomen übertrugen. Topographisch-geodätische Arbeiten beschäftigten ihn neben der Astronomie oder Philosophie des Himmels. Aber das Leiden hatte kein Ende. Der Pfarrer schließt ihn vom Abendmahl aus, weil er nicht an die „Gegenwart“ glaubt. Das Consistorium zu Stuttgart verweist ihm seinen „Eigensinn und sein ungereimtes spekuliren.“ Die theologische Fa-

cultät zu Tübingen findet: „er wolle mit der Thorheit der menschlichen Vernunft die göttlichen Geheimnisse meistern," welche die Facultät natürlich ganz genau kannte.

1613 heirathete Kepler zum andern Male, und zwar die Adoptivtochter der Frau von Starhemberg, Susanna Reutinger. Diese Verbindung hob den armen Forscher. Er vollendete das Schluß- und Hauptwerk seines Lebens, die Harmonices mundi oder „Weltharmonie", in welcher das dritte seiner großen Gesetze festgestellt wird: die Quadrate der Umlaufszeiten der Planeten verhalten sich wie die Würfel ihrer mittleren Sonnenentfernung. In der Einleitung (1619) hören wir den ganzen Stolz selbstbewußter unabhängiger Wissenschaft: „Der Würfel ist gefallen, ich schreibe mein Buch. Es wird gewiß seinen Leser und Schätzer finden, wenn nicht in der Gegenwart; so doch gewiß in der Zukunft; gleichviel, es kann auf seinen Leser warten; hat doch der liebe Gott 6000 Jahre auf einen Bewunderer seiner Werke gewartet."

Es giebt vielleicht keinen größern und beleidigendern Gegensatz, als den zwischen den beiden Sternen des aufgehenden Jahrhunderts und den Dingen, die sie auf der Erde beschienen. Shakespeare's hohe Ethik und die Brutalität der Hexenprozesse — die Mutter des größten deutschen Physikers als Hexe verfolgt, angeklagt und eingekerkert!

Das Kätherchen von Leonberg war immer etwas phantastisch und rasch gewesen; curiose Ideen gingen selbst der 70jährigen noch im Kopfe herum. Offenbar trieb sie Kurpfuscherei, die auf purer Einbildung beruhte. Den Schädel ihres seligen Mannes wollte sie absolut auf dem Kirchhofe von Leonberg ausgraben lassen, um ihn in silberner Fassung ihrem theuern Johannes zu verehren! Ein seltsamer, urgermanisch berserkerhafter Zug! Die Patienten, namentlich eine Frau Reinbold und der Todtengräber von Leonberg, denuncirten; die verehrliche Klerisei blies in's Feuer, das Prozessiren begann. Die alte Frau Kepler wurde verhaftet (1620). Johannes Kepler wandte sich würdig und eindringlich an den herzoglich

würtembergischen Vicecanzler Faber; die Sache wurde niedergeschlagen.

Aber die Gegner hielten keine Ruhe. Die 74jährige Mutter verließ im festen Vertrauen auf ihre Unschuld, trotz der inständigen Bitten ihres Sohnes, Linz, wo sie zu Besuch war, und wurde daheim in naßkalter Zelle an die Kette gelegt. Auf den liebevollen Rath der Tübinger Juristen-Facultät drohte man der Angeklagten mit der Folter; die Instrumente wurden ihr gezeigt, zur Anwendung kam es nicht, die Delinquentin blieb standhaft. Der Sohn eilte herbei, petitionirte, remonstrirte, verlor ein Jahr lang seine Besoldung und verausgabte 300 Gulden. Endlich wurde die 75jährige absolvirt, aber die unverbrannte Hexe fand nicht mehr im Leben, sondern erst 1622 im Grabe Ruhe.

Das war ein bitterer Anfang der 20er Jahre; der weitere Verlauf des Jahrzehnts strafte ihn nicht Lügen. Kaiser Ferdinand blieb die Rückstände schuldig wie Mathias, wie Rudolf. Kepler reiste umher, um Geld einzutreiben, war in Prag, in Wien, mehrmals in Regensburg, dem Sitze des traurigen Reichstags. Endlich bekannte sich Ferdinand zu 6000 Gulden, wies aber den Gläubiger auf die Städte Nürnberg, Kempten und Memmingen an, von denen nur die letzteren einen Theil zahlten. Jetzt erst wurde der Druck der Rudolfinischen Tafeln in Ulm vollendet.

Linz wurde unsicher, die letzten Zuckungen des Bauernkrieges erlebte Ober-Oesterreich. Im Jahre 1626 belagerte Stephan Fadinger die Stadt mit 70,000 Mann. Kepler suchte und fand in Regensburg, dem er besonders hold war, ein Asyl für sein Weib und seine sechs Kinder. Nach niedergeschlagener Revolte erhielten die Stände zu Linz den Befehl, ihre protestantischen Beamten zu entlassen, und da Kepler abermals festblieb, so war er abermals ohne Brod, der Vogel auf dem Dache. Ferdinand, der ihn zum andern Male vertrieben, schuldete ihm noch 12000 Gulden, für die er ihm eine Anweisung auf — W a l l e n s t e i n gab. Der Herzog von Fried-

land hauste damals nach seiner Weise in Mecklenburg, wo er Ostsee-Herzog zu werden gedachte. Kepler erhielt nur kärgliche Abschlagszahlungen, verweigerte die Annahme der Rostocker Professur und zog sich, um leben zu können, in das friedländische Sagan zurück.

Als Wallenstein gestürzt wurde, begab sich Kepler nach Regensburg, sein gutes Recht zu suchen. Dort starb er am 15. November 1630 — am 24. Juni war Gustav Adolf an der pommerschen Küste gelandet — nach seinem Kopfe und dem Himmel deutend. In Weil der Stadt erhebt sich zum 400jährigen Gedächtniß seiner Geburt das Denkmal: die Figur sitzt, den Arm auf den Himmelsglobus gestützt, in der einen Hand die Planetenbahnen, in der andern den Zirkel haltend; der zurückgelehnte Kopf ist gegen das Firmament gerichtet.

Dieser Kopf hatte den astronomischen Himmel ergründet, wie Keiner vor ihm; auf der Erde, der er ein für allemal die Wege gewiesen, gab es nur Steine für ihn als Ruhekissen, als Brod und als Symbol der Gerechtigkeit. Wie Shakespeare die sittlichen Gesetze einer zukünftigen Welt vorausgriff, so erahnte Kepler eine physikalische Weltanschauung, die erst das 19. Jahrhundert zu würdigen weiß. Das größte deutsche Genie des 17. Jahrhunderts erstickte im Morast des 30jährigen Krieges — mit Hinterlassung von 22 Gulden Münze und eines lahmen Kleppers, der auf 11 Gulden geschätzt ward! —

Als Nikolaus Köpernik von Thorn das Ptolemäische geocentrische System umstieß, auf das Aperçu des Philolaus von Krotona und den genialen Fund des Hipparch zurückgriff und die kaum verlautbarte Ansicht des Cardinals Nikolaus von Cues wissenschaftlich ausführte, geschah das immer noch mit Anlehnung an das alte Vorurtheil von einem künstlichen himmlischen Mechanismus. Wie die Vorstellung von den Epicykeln ein krystallenes Uhrwerk voraussetzte, welches das Sonnensystem in Bewegung erhielt, so nahm auch Kopernikus, der nur die Rangordnung der Gestirne verkehrte, ein unsichtbares

Triebwerk an. Die Maschine regierte das System, nicht das Gesetz.

Das Hauptinstrument zur Beobachtung fehlte dem kühnen Thorner Revolutionär (De Revolutionibus). Der jüngst monumental gefeierte Regiomontan, Johann Müller von Königsberg in Franken († 1476), hatte das Astrolabium verbessert, den Jakobsstab oder Gradmesser erfunden und die Ephemeriden verfaßt. Aber Alex. von Humboldt betont es nachdrücklich, daß Kopernikus mit bloßem Auge beobachtete: es fehlte das Fernrohr.

Die Mathematik ruhte auf den Schultern der Purbach, Walther von Nürnberg und des genannten Regiomontan; aber sie besaß noch nicht das abgekürzte Verfahren der Logarithmen.

Aus allen diesen Gründen beschränkte sich die Kopernikanische Astronomie auf das Sonnensystem und auf den mechanischen Kreislauf der Planeten. Die Kometen waren darin nicht unterzubringen, da sie nur für sublunare Erscheinungen gelten konnten. Weil die Fixsterne außer der Rechnung blieben, so behauptete die Erde immer noch den Rang einer Weltgröße zweiter Ordnung. Die Milchstraße blieb vollends ein Mysterium.

Im Grunde genommen mochten, von der Nautik abgesehen, die mythologische Erzählung von der Milch der Here oder die astronomische Fabel von Chios: die Milchstraße sei die leuchtende Spur der ältern Sonnenbahn, oder endlich das arabische Märchen von dem großen Himmelsfluß, wohin das himmlische Vieh vom Sternbild des Schützen zur Tränke gehe, vor wie nach ihre Bedeutung behalten. Außer dem Fernrohr zu schärferer Beobachtung fehlte es an einer Ergänzung der mathematischen Astronomie durch eine physikalische, eine Physik des Himmels.

Der Vollender der Kopernikanischen Astronomie oder des himmlischen Calcüls war der Däne Tycho de Brahe (1546 bis 1601). Was an Instrumenten zu haben war, verschaffte er

sich; er verbesserte die alten und erfand neue — nur nicht das Teleskop. Was herauszurechnen war, das brachte er in Zahlen. Alles das aber hinderte ihn nicht, das Kopernikanische System zu fälschen, obzwar, wie wir annehmen, in gutem Glauben, nach seinem Wahlspruch: „Lieber sein als scheinen." Zur bessern Auffassung der Kometen gab er den ersten Anstoß: er sah sie sich so weit von der Erde bewegen, daß sie die himmlische Maschinerie zerstören mußten, wenn eine Maschinerie da war. Das brachte ihn zur Annahme bestimmter Gesetze. Im Ganzen aber hielt er sich an die Beobachtung und Rechnung; von deductivem Verfahren wollte er nichts hören.

Tycho, selbst ein reicher Mann, verfügte über fürstliche Mittel; sein Landesherr, Friedrich II. von Dänemark, schenkte ihm die Insel Hween im Sunde, auf der 1576 die Sternwarte Uranienburg errichtet wurde. Da hier nicht alle Instrumente Platz fanden, erbaute man noch die Sternenburg. Der König setzte ihm 2000 Speciesthaler jährlich vom Sundzoll aus, gab ihm ein Lehen in Norwegen, ein Canonicat in Roeskilde und noch eine Präbende von 1000 Species. Dennoch setzte Tycho sein ganzes eignes Vermögen zu, da seine Einrichtung 300,000 Ducaten kostete und er ein ganzes Dutzend junger Männer zu astronomischen Rechenmeistern ausbildete. Mit des Königs Tode im letzten Jahre des Jahrhunderts war die Herrlichkeit zu Ende. 1599 begab sich Tycho nach Prag zu Kaiser Rudolf, der ihm als seinem Hofmathematicus 3000 Goldgulden Jahresgehalt aussetzte. Hier arbeitete seit 1600 Kepler mit ihm und erbte im folgenden Jahre seinen — Titel und seine Beobachtungen.

Der arme Kepler hatte bis dahin den Himmel in der primitivsten Art, auf eigne Faust und ohne Gehülfen beobachtet: er hängte ein rechtwinkliges hölzernes Dreieck am rechten Winkel auf, ließ einen Faden mit dem Perpendikel herabfallen, theilte die Hypothenuse in kleinste Theile und steckte Federchen mit Löchern in den einen Katheten. Dieses Instru-

ment ließ er frei gegen den Himmel schweben, bis der erwartete Stern in die Federlöcher eintrat. Wie begierig mußte der Mann nach den Tychonischen Apparaten greifen, wie eifrig die 30jährigen Beobachtungen des Dänen studiren und jetzt mithelfend vervollständigen! Wie nöthig war aber auch der Hinzutritt des Genies, um die halb rückläufige Kopernikanische Weltanschauung Tycho's wieder ascendent zu machen! Was hätten selbst die elliptischen Bahnen der Planeten genützt, wenn zwar die übrigen Wandelsterne sich um die Sonne bewegten, dafür aber die Sonne fortfuhr, um die Erde zu laufen! Und das war allen Ernstes das System des Tycho de Brahe!

Da mußte denn der Amtsnachfolger Tycho's in seiner Astronomia nova, „die neue Astronomie oder himmlische Physik, überliefert in den Commentarien über die Bewegungen des Sterns Mars, nach den Beobachtungen des Tycho de Brahe" (Prag, 1609) ausdrücklich erklären: „Wenn die Sonne der Lebensquell ist, so sehe Tycho de Brahe, oder wer seiner Hypothese folgen möchte, zu, mit welcher Wahrscheinlichkeit er diese physische Harmonie, die im Wesentlichen angenommen worden, von einer Seite wiederum aus der Hypothese entferne. Denn aus dem Gesagten geht hervor, daß entweder die in der Sonne wohnende Kraft, welche alle Planeten bewegt, auch die Erde in Bewegung setzt, oder daß die Sonne und die durch ihre bewegende Kraft mit ihr verketteten Planeten durch irgend eine Kraft, die in der Erde ihren Sitz hat, um die Erde sich bewegen." (Cap. XXXIII. 301.)

Nach dieser Wiederherstellung des rein heliocentrischen Systems aus der Verunstaltung des Tycho, vollendete Kepler für immer die Theorie der Solarwelt durch seine drei berühmten Gesetze:

1. Die Bahn der Planeten um die Sonne ist elliptisch, nicht kreisrund. Jede Ellipse hat zwei Brennpunkte, von denen die Sonne den einen einnimmt.

2. Zieht man vom Sonnen-Brennpunkt grade Linien nach der Planetenbahn (Radii vectores), so entstehen auf dieser

Ausschnitte (elliptische Sectoren). Diese Bahnstücke oder Wegstrecken der Planeten stehen im graden Verhältniß zu den darauf verwendeten Zeiten. In gleichen Zeiten gleiche Wegstrecken, an den Wegstrecken mißt man die Zeiten.

3. Das dritte Gesetz brauchte noch 9 Jahre Zeit, bis 1618, und wurde der Welt erst verkündigt in der Harmonices mundi (Linz, 1619). Kepler äußert sich über diesen schweren Fund also: „Nachdem die Intervalle der Weltkörper durch Brahe gefunden worden, so kam endlich, endlich das Verhältniß periodischer Zeiten zum Verhältniß der Weltkörper. Am 8. März 1618 hatte ich es, bei der Berechnung verwarf ich es dann als falsch; am 15. Mai kehrte es wieder und eroberte die Finsternisse meiner Seele. Ich glaubte zu träumen."

Dieses dritte Gesetz lautet: Die Quadrate der Umlaufszeiten der Planeten verhalten sich wie die Würfel ihrer mittleren Entfernung von der Sonne.

Fast gleichzeitig mit der Verkündigung der beiden ersten Gesetze kam das Teleskop auf. Gewöhnlich wird es auf den Holländer Jan Lipperschey als ersten Erfinder zurückgeführt. Zwischen 1608 und 1610 war es bereits astronomisches Werkzeug. Kepler und Galilei fertigten sich ihre Ferngläser selbst aus zwei biconvexen Linsen an, und was der gewaltige Italiener mit seiner einfachen Lunette, die auf einen heutigen Operngucker hinauskam, am Himmel sah, ist des ungemessensten Erstaunens würdig. Es dauerte dann noch bis 1656, ehe Huygens mit seinem 23füßigen Refractor einen Theil der Milchstraße in Fixsterne zerlegte.

Das Kepler'sche Fernrohr bestand aus biconvexem Ocular und Objectiv; das Objectiv entwarf ein umgekehrtes Bildchen des Gegenstandes, welches durch das Ocular vergrößert erblickt wurde. Die Verkehrtheit ist bei den Sternen und beim Visiren ohne Belang. Das Fadenkreuz für den Visirpunkt machte das Kepler'sche Fernrohr auch für Ingenieure und für Physiker brauchbar; es befindet sich noch an allen Instrumenten für

Winkelmessung. Durch Verschiebung der Ocularröhre läßt sich das Bild abermals herumwerfen, so daß es grade steht. Statt des Oculars kann man auch ein biconcaves mikroskopisches Glas einsetzen, oder man nimmt endlich vier convexe Linsen, wie bei unsern Riesenteleskopen.

Galilei wurde der Begründer der physischen Mechanik, auf welcher Newton seine „Mathematischen Principien der Naturphilosophie" aufbaute. Dieses großartige Werk erblickte das Licht erst 70 Jahre später. Antecipiren wir für den Augenblick die Kenntniß des Gravitationsgesetzes und sehen wir zu, wie sich Kepler im Anfang des Jahrhunderts zu ihm verhielt.

Jedermann wird zugeben, daß sich unser Forscher mit seinem dritten Gesetz auf dem Wege zu Newton befand. Aber seine Stellung zur sog. „mechanischen Weltordnung" ist nicht so ganz einfach. Schon in der Einleitung zur „Neuen Astronomie" von 1608 lesen wir: „Jede körperliche Substanz ist dazu angethan, in jedem Punkte zu verharren, wo sie allein steht, außerhalb des Reiches eines verwandten Körpers." Hier stehen wir vor der großen lex inertiae, dem Trägheitsgesetze Galilei's.

„Die Schwere ist eine körperliche Affection (Trieb), gegenseitig zwischen verwandten Körpern zur Einigung oder Verbindung (in welcher Ordnung der Dinge auch die magnetische Kraft steht), so zwar, daß die Erde vielmehr den Stein anzieht, als der Stein zur Erde strebt. Die schweren Dinge werden nicht zum Centrum der Welt getragen, weil es das Centrum der Welt ist, sondern zum Centrum eines runden verwandten Körpers, der Erde nämlich. Wohin die Erde auch gestellt oder getragen werde durch ihre animalische Eigenschaft (den Instinct ihrer Seele), die schweren Dinge werden mit zu ihr getragen. Wäre die Erde nicht rund, so würden sich die schweren Dinge nicht zu ihrem Mittepunkte bewegen, sondern von verschiedenen Seiten zu verschiedenen Punkten."

„Wenn zwei Steine in irgend einem Punkte der Welt sich nahe gestellt würden, außerhalb des Kreises eines

dritten verwandten Körpers, so würden jene Steine, ähnlich wie zwei magnetische Körper, an einem mittleren Orte zusammenkommen, indem jeder ein solches Intervall zum andern machte, wie vergleichsweise die Masse des andern ist."

Newton: Die Körper ziehen sich im directen Verhältniß ihrer Masse an, und nach dem Quadrat ihrer Entfernung.

Aeußerst merkwürdig ist dann noch folgende Behauptung Kepler's: „Wenn der Mond und die Erde nicht durch eine animalische oder eine ähnliche gleichvermögende Kraft in ihrem Umlaufe zurückgehalten würden, so würde die Erde um den 54sten Theil des Intervalls hinauf-, der Mond aber um 53 Theile des Intervalls herabsteigen, und da würden sie sich verbinden, vorausgesetzt, sie seien von derselben Dichtigkeit. Zöge die Erde ihre Wasser nicht an sich, so würde alles Meerwasser in den Mond fließen."

Welches mag doch wohl die „animalische Kraft" sein, welche die Erde verhindert, gegen den Mond zu steigen und dem Ocean blos gestattet zu fluthen? Wir werden sehen.

Die Ausdrücke: „magnetische Kraft", „animalische Kraft" beleuchten wunderbar die Eigenthümlichkeit des Kepler'schen Geistes, der halb gesetzgeberisch, halb prophetisch war. Kepler führt den Kopernikus und den Tycho regelrichtig zu Ende, steht dann direct vor Newton, streift ihn hart und schwingt sich, über ihn hinaus, zu Aetherhöhen empor, wo ihn die Zeitgenossen aus dem Gesicht verloren. Sehr begreiflich und wissenschaftlich ganz correct ist der Ausspruch Galilei's: „Ich schätze Kepler wegen seines vorurtheilslosen und freien Geistes überaus hoch, aber seine Art zu philosophiren ist von der meinigen durchaus verschieden."

Schon im Werke von 1608 über den Mars findet sich im Capitel XXXIII. 304 eine Stelle, welche gegen die Gewichtstheorie Protest einlegt: „die Schnelligkeit der Planeten entspricht nicht völlig der bewegenden Kraft (in der Sonne), da sich entweder die dazwischen befindliche Aetherluft widersetzt, oder die Neigung des Beweglichen selbst zur Ruhe (An-

dere würden sagen das Gewicht, was ich nicht so einfach zugebe, auch nicht, wenn es sich von der Erde handelt)."

Ferner schließt er (Cap. XXXIV.), daß, da die Planeten bewegende Kraft um das Centrum der Welt rotire, die Sonne selbst rotiren müsse. Weiterhin, daß die Sonne, von deren rotirender Kraft sich die Planeten einen Theil aneignen, den periodischen Umläufen der Planeten voraus sein müsse; da nun Merkur 3 Monate gebrauche, so müsse die Sonne zum Mindesten weniger gebrauchen.

„Will man aber lieber der Sonne eine tägliche Zeit vorschreiben, so daß die tägliche Umdrehung der Erde durch eine gewisse magnetische Kraft von der täglichen Umdrehung des Sonnenglobus bewirkt werde, so hätte ich nichts dawider. Sicherlich entspricht eine so rasche Drehung jenem Körper, in dem der erste Akt aller Bewegung enthalten ist."

„Das entspricht auch ganz vortrefflich dem Beispiel der Erde und des Mondes" ꝛc.

Man hat hier, auch schon vor dem letzten Passus, die Ansicht durchgehört, daß das brutale Pondus oder Gewicht nicht die bewegende Ursache im Weltall sein könne. Nach der Theorie der Schwere brauchte die Sonne sich nicht zu drehen, um die Erde anzuziehen und in einer gewissen Entfernung von sich festzuhalten. Dasselbe ist der Fall mit Erde und Mond. Kepler ging von der Rotation des Sonnenkörpers aus, welche allererst den Planeten Drehkraft verleihen könne. Zuletzt hören wir deutlich, daß diese Kraft eine magnetische sein müsse. Noch war also das Gesetz der Gravitation mit Hülfe der Galilei'schen vis inertiae (der Beharrung in der Bewegung) nicht genau, besonders nicht nach dem Maßstabe der Entfernung formulirt; noch war die Umdrehung der Sonne nicht wissenschaftliche Thatsache — Galilei mußte doch erst die Sonnenflecken beobachtet haben —, so schwärmte der große Geist Kepler's bereits den Problemen kommender Jahrhunderte entgegen und ahnte voraus, daß die ganze Gravitation am Ende nichts

Anderes ist, als das Resultat einer Urbeschaffenheit der Molecüle, deren Wirkung sich durch den Weltäther fortsetzt.

Das Bild des Magneten imponirt Keplern gewaltig: „Sehr schön fürwahr finde ich das Beispiel des Magneten und durchaus der Sache entsprechend, und fast könnte man es die Sache selbst nennen. Denn was rede ich vom Magneten wie von einem Beispiel? Da die Erde selbst, nach der Beweisführung des Engländers Wilhelm Gilbert, ein großer Magnet ist, und dieselbe, nach dem nämlichen Autor, dem Bestätiger des Kopernikus, sich jeden Tag umdreht, wie ich es von der Sonne vermuthe."

„Und so ist es annehmbar, daß wie die Erde den Mond durch eine besondere Kraft bewegt, auch die Sonne ähnlich die Planeten durch eine entlassene Kraft bewegt: die Sonne folglich gleichfalls ein magnetischer Körper ist."

Man hat vor lauter Mathematik in Kepler den Philosophen, ja den Dichter nicht gesehen. Laplace fand es niederschlagend, daß Kepler bis an sein Ende chimärische Speculationen getrieben. Es ist auch nicht leicht, die geistige Verfassung des Mannes zu schildern, ohne daß man den Anschein gewinne, der Schwärmerei das Wort zu reden.

Kepler war kein Newton'scher Kopf, der ganz aus deductivem Wesen bestand, stets aus Allgemeinem das Besondere ableitete. Er war aber auch nicht blos inductives Genie, das lediglich vom erkannten Einzelnen weiter schloß und deßhalb hin und wieder fehlschoß. Kepler war ein Mathematiker erster Klasse und zugleich ein Mann von der stärksten Phantasie. Er besaß jene „intellectuelle Anschauung", die so viel Unheil in neuern Köpfen und Büchern angestiftet hat, und von welcher der Däne Brandes jüngst behauptete: „sie sei die nach Vernunftgesetzen thätige Phantasie", was ein schiefer Ausdruck ist. Denn gäbe es eine solche Phantasie, die ausschließlich von der Vernunft beherrscht würde, so wäre sie absolut und unentwickelbar. Eine solche Phantasie wäre die Vernunft selbst, der jüngste Künstler der fertige Philosoph.

Niemals aber kann der Künstler die ersten Phantasmata gebrauchen, wie sie in seinem Kopfe aufsteigen; sie bedürfen stets der logischen Correctur.

Ganz verkehrt war es, von Kepler zu sagen: „Aus den wildesten und ganz absurden Einfällen fand er die Wahrheit heraus.“ Ganz absurde Einfälle enthalten keine Wahrheit, und Kepler hat niemals ganz absurde Einfälle verfolgt. Der mathematische Untergrund und die solide Gelehrsamkeit des Mannes ertrugen gar keine Absurdität. Man vergesse doch nicht, daß die Phantasie, das vorauseilende Gestaltungsvermögen, bei jedem Menschen sich nach dessen sonstiger geistiger Beschaffenheit richtet, daß es keine Phantasie im leeren Raume giebt, daß das gesammte praktische oder theoretische Streben des Individuums seiner Phantasie ihre Richtung anweist, ihr stets wieder Zügel und Zaum anlegt, wofern wir es nicht mit ausgemachten Narren zu thun haben.

Es war eben Kepler's Faustisches Wesen, daß er bisweilen direct „in's Innere der Natur“ (die penetralia naturae) hineinstürmte und in Ahnungen schon gesetzliche Verhältnisse erblickte. Aber stets machte er den Vorbehalt, daß die Erfahrung das Erstürmte zu bestätigen habe, daß eben doch „Hebel und Schrauben“ vonnöthen seien.

Denken wir uns die Sache etwa so: zwei Vermögen sind im Menschen thätig; das eine fliegt vorwärts, oft weit, erfliegt, überfliegt noch öfter das Ziel; das andere geht bedächtig seinen Weg, controllirt, corrigirt, verificirt die angeblichen Eroberungen des andern, sondert den Weizen von der Spreu. Das eine Vermögen folgt der Luftlinie, das andere tracirt die Straße. Eins ist nicht ohne das andere, und ganz bedeutende Menschen halten oder bringen sie immer wieder in Harmonie.

In diesem Sinne finden wir das Urtheil des französischen Akademikers Bertrand („Ueber das Leben und die Arbeiten Kepler's“, 1863) so correct wie lehrreich. Kepler, heißt es, habe von vorn herein die hochfahrende Hoffnung gehegt, das Räthsel der Natur zu entziffern und den Anschein gehabt, als

stürze er sich mit toller Verwegenheit in ein grund- und uferloses Meer; „aber in dem glühend ernsten Triebe seiner Seele nach Wahrheit herrschte nur die Wißbegierde, ohne daß ihn der Stolz jemals verblendete. Er betrachtete nur als gewiß, was bewiesen war, immer bereit, sein Urtheil zu ändern und die liebsten Erfindungen zu opfern, sobald eine strenge Prüfung sie verwarf. Aber welche erhabene Aufregung, welche Töne der Begeisterung und fröhlicher Trunkenheit, wenn der Erfolg seine Verwegenheit rechtfertigt, wenn er nach so vielen Mühen endlich das Ziel erreicht! Stolz und verwegen, wenn er sucht, wird Kepler bescheiden und einfach, sobald er gefunden hat."

Eine starke Verführung, der Phantasie die Zügel schießen zu lassen, lag doch auch in der herrschenden astrologischen Stimmung, besonders in dem Vorschub, den ihr ein Tycho de Brahe leistete. Dieser seltsam gemischte Mann, der seine ganze Wissenschaft als Rechenkunst auffaßte, war dennoch der Ansicht, die Leber als Blutbereiterin sei dem Jupiter unterworfen und der Sitz des sanguinischen Temperaments; die phlegmatischen Nieren gehörten der fruchtbaren Venus; die Milz dem finstern, melancholischen Saturn; die Galle dem cholerischen Mars.

Wie bereit Kepler stets war, „sein Urtheil zu ändern" und nur der Wahrheit zu huldigen, ersieht man am Besten aus seinem Verhältniß zur Astrologie. Nie hat er sich im Ernste auf Tychonische Specialitäten eingelassen; aber bis zum Jahre 1608 dachte er in der That an eine Construction des Menschen aus dessen tellurischen Verhältnissen in Verbindung mit den kosmischen Beschaffenheiten. Es ist ja richtig: der Mensch und sein Geschick sind Producte des Kosmos — wer nur alle Bedingungen kännte! Namentlich die siderischen Schlüsse basirten in der damaligen Zeit auf einer physisch-räumlich beschränkten Weltauffassung. Noch 1607 äußerte Kepler: „der Himmel entläßt für uns nichts als das Licht. Es ist die Seele oder das Leben, welche bei der Geburt des Menschen gewissermaßen in diese Form der siderischen Strahlen einfließen, die so oder so gestaltet sind im Punkte der Geburt.

Wenn die Gestaltung harmonisch ist, so erlangt die Seele oder das seelische Vermögen eine schöne Form." Und weiter: „Eine noch viel größere Correspondenz als zwischen Vater und Mutter herrscht zwischen den verborgensten Kräften der Seele und den himmlischen Configurationibus."

Vom Jahre 1608 an trat dann mit Hülfe des Teleskops die Wandlung ein. Die riesige Größe Saturns und Jupiters, deren colossale Entfernung von der Erde machten ihn irre an seiner Strahlentheorie. Vom Jupiter aus sieht man die Erde gar nicht: was kümmert sich der um uns? Und nun erst der unendliche Fixsternhimmel, der beim Horoskop nie in Rechnung gebracht worden war! Wir werden später erfahren, wie praktisch bedeutsam diese Wandlung Kepler's in concreten politischen Verhältnissen wurde.

Wie sehr er auch immer bestrebt gewesen war, der Krankheit der Zeit eine speculative Seite abzugewinnen, jetzt erklärte er sich entschieden gegen die fatalen Nativitäten. Die Astrologie nennt er, von seinem Prager Aufenthalte redend, „die buhlerische Tochter der Astronomie", der er gleichwohl den Hof machen müsse, um seine Stellung am Hofe zu wahren und seinen Unterhalt zu verdienen. „Es ist wohl diese Astrologie," schreibt er, „ein närrisch Töchterlein; aber, lieber Gott, wo wollte ihre Mutter, die hoch vernünftige Astronomie bleiben, wenn sie diese ihre närrische Tochter nicht hätte? Ist doch die Welt noch viel närrischer, und so närrisch, daß derselben zu ihrem eigenen Frommen diese alte verständige Mutter durch der Tochter Narretheidung, weil sie zumal auch einen Spiegel hat, nur eingeschwatzt und eingelogen werden muß."

Mit seinen eigenen Prophezeiungen hatte er viel Glück, ohne sich anders als scherzend darüber auszudrücken. „Wenn das Rathen so auf das Ja und Nein gerichtet ist, so trifft man allwegen ungefährlich den halben Theil und fehlet auf den halben Theil. Das Treffen behält man nach der Weiber Art, das Fehlen aber vergißt man, weil es nichts Besonderes ist, und damit bleibt der Astrologus in Ehren."

Das ist doch gewiß ein bündiges und unzweifelhaftes Urtheil. Nichtsdestoweniger strebte die echt Faustische Seele stets über das Positive, in Zahlen zu Fassende hinaus. Frühe schon, als man ihm die Kosmologie ausreden wollte, die er doch den Theologen überlassen möchte, erwiderte er: „Laßt mir doch den heiligen Geist aus dem Spiel und treibt nicht Euern Spott mit ihm, daß Ihr ihn zum Lehrmeister der Physik macht!“ Er wollte sagen: Die Weltordnung ist nicht Sache der Theologen, sondern der Wissenschaft.

Er verzweifelte nicht an der höheren Erkenntniß, dafern man sich den Dingen nur denkend hingebe; die Forschung war ihm etwas Natürliches: „Die Erkenntniß ist dem menschlichen Geiste nicht enger gesteckt, als die Welt selbst; wer kein Verlangen hat, von dem was er mit Augen sieht, zu seinen Ursachen aufzusteigen, der ist geistig todt, und weiß nicht, daß, was dem Vogel das Singen, dem Geiste die Forschung ist.“

„Die Zwangsarbeit des bloßen Rechnens“ machte ihm die Wissenschaft nicht aus; die Astronomie selbst erschien ihm nur als „dienendes Glied“, als Hülfswissenschaft, als Rechenknecht der vollen und ganzen Wissenschaft, der Philosophie, die „Alles was ist als nothwendig und vernünftig begreift“. Kann man die Philosophie edler und schärfer definiren?

Deßhalb genügten ihm schon in Graz als blutjungem Manne die Zahlenergebnisse nicht; hinter den bezifferten Resultaten der Bewegung suchte er nach deren Wesen und trachtete auf idealistisch-antike Weise „alle Bewegung der an sich trägen, todten Materie aus den ihr innewohnenden, auf verschiedenen Stufen der Entwicklung stehenden seelen- und geistartigen Mächten abzuleiten“. Wie dualistisch und doch wie nahe der Lösung! Ist die Materie „todt“, wenn ihr „seelenartige Mächte innewohnen“? Wäre die Materie todt, keine Seele und kein Geist vermöchte sie lebendig zu machen. Und wie nahe abermals der Lösung: „Die Bewegung des Himmels ist das Werk himmlischer Intelligenzen, die seine Sphären

im Kreise führen; alle organische Bildungs- und Gestaltungskraft ist die Aeußerung der inneren Lebendigkeit der Erdseele. Maß und Gesetz, Ordnung und Form sind nur aus diesen geistigen Kräften erklärbar, die, gegenseitig von einander wissend und einer Empfindung ihrer gegenseitigen Einflüsse fähig, die Bewegungen der ihnen unterworfenen Körper, diesen Empfindungen gemäß bestimmen." Warum nur immer zwei, warum ist nicht die „Erdseele" in jedem Atom, der „unterworfene Körper" selber ein Convolut von Empfindungsfähigkeiten?

Daß Kepler ein Dichter war, ehe er Astronom wurde, hat Niemand schlagender bewiesen als der treffliche, zu früh geschiedene Reuschle in seiner Jubelschrift: „Kepler und die Astronomie" (1871). „Ehe Kepler entdeckte, hatte er Phantasiegebilde; diese lockten ihn auf die Bahn der Prüfung, Vergleichung, Berichtigung und endlichen Feststellung. Aber je mächtiger seine dichterische Schöpfungskraft war, um so höher muß die geistige Besonnenheit gepriesen werden, die es vermochte, den Phantasiegebilden den „Höllenzwang" anzuthun."

Ganz dichterisch ging der 25jährige Kepler in Graz in seinem „Geheimniß des Weltbaues" (1596), zu Werke. Die Bibel sagt, die Welt sei nach Zahl, Maß und Gewicht geordnet. Dieses eigentlich dem Pythagoras zugehörige Dictum führte den Berliner Chemiker J. B. Richter in neuester Zeit auf die chemischen Verwandtschaftszahlen oder Aequivalente. Kepler suchte das Geheimniß des Weltbaues darin. Die Pythagoräer hatten die fünf regelmäßigen Krystalle: Tetraëder, Hexaëder, Oktaëder, Dodekaëder, Ikosaëder, oder Vier-, Sechs-, Acht-, Zwölf- und Zwanzigflächner, in den fünf Welten und den fünf Sinnen wiedergefunden. Kepler bezog sie auf die fünf Zwischenräume der damaligen sechs Planetenbahnen. Alle fünf Formen wurden von ihm so ineinander geschachtelt, daß die Sonne den Mittelpunkt bildete. Nun bestimmten sich die Abstände der Planetenbahnen durch die größten Kreise zwischen je zweien dieser Kör-

per, welche Kreise zugleich die Ecken des kleinern und die inneren Flächen des folgenden größern Körpers berührten. Die Erdbahn, zwischen Zwanzig- und Zwölfflächner gelegt, gab das Maß. Die damals noch ungenauen planetarischen Zahlen stimmten nicht übel mit der geometrischen Construction; so glaubte Kepler zuversichtlich dem Weltbaumeister auf der Spur zu sein und stimmte den Hymnus an:

„Großer Künstler der Welt, bewundernd schau' ich die Werke
Deiner Hand, die das All kunstreich planend gebaut.
Mitten drin steht die Sonn', austheilend das Licht und das Leben,
Die nach heil'gem Gesetz zügelt die Erde und lenkt
In ihrem wechselnden Lauf. Ich sehe das Mühen des Mondes,
All' jene Sterne zerstreut auf unermeßlicher Flur.
Herrscher der Welt, du ewige Macht, durch alle die Welten
Schwingt sich auf Flügeln des Lichts Dein unermessener Glanz."

Die Planeten laufen aber nicht im Kreise, sondern in Ellipsen. Warum das? Neue dichterische Hypothese: das kommt von der „Harmonie der Sphären". Die Planeten müssen sich ausgleichen, ihre Läufe harmonisiren, so daß jeder Mißton des einzelnen Planeten aus dem Concert beseitigt wird. „Endlich, endlich", nach erledigtem Traum der „Sphärenharmonie", „siegte die Wahrheit über die Finsternisse meines Geistes, unter solcher Uebereinstimmung mit meiner 17jährigen Arbeit an den Tychonischen Beobachtungen, daß ich anfangs zu träumen und das Gesuchte als gegeben vorausgesetzt zu haben meinte." Er war bei der rationellen Gewißheit angelangt.

In der Vorrede zur Harmonices mundi jubelt er den prometheischen Dithyrambus: „Nunmehr aber, nachdem mir seit anderthalb Jahren das erste Morgenroth, seit wenigen Monaten der volle Tag, seit wenigen Tagen endlich die reine Sonne der wundervollsten Betrachtung aufgegangen, hält mich nichts mehr zurück; ich will schwärmen in heiliger Wuth, ich will die Menschenkinder höhnen mit dem einfachen Geständniß, daß ich die goldenen Gefäße der Aegypter entwende, um meinem Gott ein Gezelt daraus zu erbauen, weit entfernt von Aegyptens Gränzen.

Verzeiht ihr, so freut's mich, zürnt ihr, so trag' ich's; hier werfe ich die Würfel und schreibe ein Buch, zu lesen der Mitwelt oder der Nachwelt, gleichviel; es mag seines Lesers Jahrtausende harren, da doch Gott selbst sechs Jahrtausende lang den erwartet hat, der sein Werk beschauete."

Ohne ein solches Entzücken der Vernunft, ohne die Leidenschaft für die Wahrheit wäre das Leben Kepler's ganz unbegreiflich. Etwas muß den stets Gequälten über die schaudervollen Abgründe seines Daseins getragen haben, etwas das minder Großen eben nicht zu Theil wird, das Vertrauen zu sich selbst und zur Findbarkeit der Wahrheit.

Daß die römische Curie die „Weltharmonie" auf den Index setzte, war so natürlich wie consequent. Sie lebt von der Disharmonie unter den Menschen und im Menschen selbst. Dränge jemals der Hauch Kepler'schen Geistes in die gesammte Menschheit, so gäbe es keine Religionsstreitigkeiten mehr, die nur in niederen Sphären Platz finden.

Vergessen wir zum Schlusse nicht, daß der philosophische Astronom auch Optiker war und 1611 unter dem Namen der „Dioptrik" eine Theorie über die Natur des Lichtes und den Lichtsinn schrieb. Schon Kepler zerlegt den Sonnenstrahl in 7 Farben, untersucht Netzhaut und Krystalllinse, und die neueste Forschung erklärt, daß die Emanationstheorie oder Lehre von der Ausströmung kleinster Lichttheilchen von Keinem so vortrefflich angewandt und so wahrscheinlich gemacht worden sei, wie von Kepler. In der Vorrede zur „Dioptrik" redet der stets Begeisterte seine Lunette also an: „O vielkundiges Perspicill, kostbarer als jedes Scepter! — oder steht nicht der, welcher dich in der Rechten hält, da wie ein König, ein Herr der Werke Gottes?"

Eine großartige Anwendung von seiner Lichtlehre machte Kepler schon drei Jahre vor Abfassung der „Dioptrik", im Jahre 1608, in dem „Ausführlichen Bericht" von dem vorjährigen „Haarstern oder Kometen", in welchem er in gedräng-

tester Darstellung eine ganze Kometentheorie aufstellte. Bei dieser Theorie schlägt so recht das Goethe'sche Wort ein:

„Ist nicht der Kern der Natur
Menschen im Herzen?"

Im Kepler'schen „Herzen", in seiner „Intuition" wenigstens, lag auch diesmal wieder der Wahrheitskern, und die Wissenschaft unserer Tage, hier vertreten durch Zöllner, hat frei herausgesagt: Kepler erkläre mit seiner Ausströmungstheorie Alles, während die Undulations- oder Wellentheorie genöthigt sei, der Sonne eine elektrische Repulsion beizulegen; diese werde überflüssig, wenn das Licht aus kleinsten Theilchen bestehen sollte.

Kepler, der den Kern der Natur in sich trägt, ist auch mit seinem ganzen Wesen gleich im Herzen der Natur: „Von den Kometen ist dies meine einfältige Meinung, daß, wie es natürlich, daß aus jeder Erden ein Kraut wachse, auch ohne Samen, und in jedem Wasser, sonderlich im weiten Meer, Fische wachsen und darin umschweben, allermaßen sei es auch mit der himmlischen, überall durchgängigen und ledigen Luft beschaffen, daß nämlich dieselbige diese Art habe, aus ihr selber die Kometen zu gebären". Die Kometen sind eben Luft- oder Gasproducte. „Wann die Luft etwa an einem Ort dick wird, also, daß die Sonne und die Sterne nicht wohl hindurchschießen und auf Erden leuchten können, alsdann ist es Zeit, und bringt es dieser himmlischen Luft lebhafte Natur mit sich, daß solche dicke, feste Materie gleichsam als in ein Apostem zusammengezogen und ihrer Natur nach erleuchtet und wie andere Sterne mit einer Bewegung begabt werde." Die Kometen sind Gasgeschwüre, welche das Licht der Sonne brechen.

„Wann nun also eine durchsichtige lichte Kugel oder Klump im Himmel schwebt, und die Sonne mit ihren rechtlinigen Strahlen darauf trifft, dieselbe auch durchgehet, so halte ich, daß solche Strahlen etwas von der Materie der Kometenkugel mit sich davon führen und also den Kometen blei-

chen, waschen, seihen, durchtreiben und endlich gar vertilgen, inmaßen bei uns hier auf Erden die Sonne alle Farben aus leinenen Tüchern vertilget, verzehret und vertreibet und sie also schneeweiß machet." Die Sonne schießt Löcher in die beschienenen Gegenstände, dafern nämlich das Licht ein Körper ist.

„Die Sonnenstrahlen durchgehen das Corpus des Kometen und nehmen augenblicklich etwas von dessen Materie mit sich ihren Weg hinaus, von der Sonne weg; daher, halte ich, komme der Schwanz des Kometen, der sich immer von der Sonne hinweg streckt." Aber warum ist der Schwanz gekrümmt?

„Imgleichen es unmöglich ist, daß der Sonnenschein sich in der freien himmlischen Luft krümmen sollte, wie etlicher Kometen Schwänze krumm erscheinen; denn des Lichtes Fall und Strahlenschüsse gehen in der rechten Linie. Deßhalb ist es wahrscheinlicher, daß solche krumme Kometenschwänze besagtermaßen ihre aus dem Kometen fließende Materie haben, welcher materialische Fluß sich mehrerer Ursachen wegen von der rechten ausgestreckten Sonnenrichtung krümmen kann, als zum Exempel, wenn der Wind drein bliese (welches ich nur Exempelsweise rede), oder wenn des Kometen Kopf so schnellen Laufs, daß er die von den Sonnenstrahlen ausgetriebene Materie hinter sich ließe." Der condensirte Kopf des Kometen fährt für die losere Masse hinten zu rasch; diese bleibt nach dem Gesetze der Trägheit zurück, biegt sich also scheinbar.

Das war die richtige unvergängliche Naturphilosophie: im dunkeln Drange stets auf dem rechten Wege, aber auch stets bereit und entschlossen, den dunklen Drang der besonnenen Prüfung und dem gestrengen Calcül zu unterwerfen. Das machte den Mann aus, den Leibniz den Vir incomparabilis, den Unvergleichlichen nannte.

Hören wir jetzt noch den gründlichen Psychologen, den tiefen Geschichtsphilosophen, über sich selbst; denn also spricht der Märtyrer von Graz:

„Der Weg zur Erkenntniß der Wahrheit geht durch den

Irrthum hindurch. Wenn der Mensch am Schlusse seines Lebens auf seine Erstlingswerke zurückblickt, freut er sich der Betrachtung der Umwege, auf denen er, im Finstern tappend, endlich an die Thür gekommen ist, aus der ihm ein Lichtstrahl entgegenbringt. Die Natur, die er erfassen will, erscheint ihm wie ein neckisches Mädchen, das Versteckens mit ihm spielt, und doch noch immer sich sehen läßt, ehe es sich versteckt — die Virgil'sche Galatea —; je näher man ihr kommt, desto muthwilligere Sprünge macht sie, und wenn man sie eben zu fassen glaubt, hat sie sich wieder entwunden, aber nur um aufs Neue zu demselben Spiel zu reizen! Dem Geiste des einzelnen Menschen sind wohl seine Schranken gesetzt; aber wie der Lehrer ein Kind, so führt auch die Vorsehung das menschliche Geschlecht von Stufe zu Stufe weiter, und glücklich der Auserwählte, der, dem langsamen Weg der Gesammtheit vorauseilend, der göttlichen Wahrheit sich nähert."

Sagten wir nicht, dieser „Auserwählte" trage einen Lessingkopf?

„Der göttlichen Wahrheit sich nähert." — „Mein höchster Wunsch ist, den Gott, den ich im Aeußern überall finde, auch innerlich, innerhalb meiner, gleichermaßen gewahr zu werden."

Wozu Goethe, der sich darauf verstand, das Innere im Aeußern zu erblicken: „das geschah grade in dem Augenblicke".

Johann Amos Comenius.*)

Ein dritter Stern, neben dem poetisch-ethischen und dem naturphilosophischen der pädagogische, leuchtete dem Eingange unseres 17. Jahrhunderts. Wenn ihn das geschichtliche Teleskop nur als Stern zweiter Größe anerkennen kann, so muß die Berechnung hinzufügen, daß er um so unmittelbarer auf die Erde und ihre Kinder gewirkt hat. Oder um ein anderes Bild aus der eben verlassenen Region zu gebrauchen: jene fernen theoretischen Planeten glichen erst in langen Zeiträumen den Mißton im Sonnensystem aus; dieser nahe Mond hob sichtlich die Wogen des Meeres und den Glutstrom des Erdinnern. Wir reden von Amos Comenius, dem großen Magister.

Shakespeare, Kepler und Comenius sind Wirkungen der Revolution des 16. Jahrhunderts. Comenius im Besondern, als Mitglied und Haupt der böhmisch-mährischen Brüder, ist ohne die Reformation gar nicht denkbar; sein pädagogisches Genie hat die letzten Wurzeln in dem „Devastator", wie die Autoritätsphilosophie unter dem Beifall der Neu- und Alt-

*) Das Material zur Geschichte dieses Mannes findet sich in den Geschichten der Pädagogik von Raumer und Schmidt, sowie in den Specialschriften über Comenius von Seyffarth, Dr. Eug. Pappenheim, in einer akademischen Mittheilung Gindely's und letztlich zusammengestellt bei Dr. Theod. Lion: „Joh. Amos Comenius" (Bibliothek pädagogischer Classiker, Bd. 10), Langensalza 1876.

katholiken und unter grinsender Zustimmung des unhistorischen Aufkläricht̃s Martin Luther getauft hat.

Der Reformator, aller edlen Instincte voll, erklärte: „Ich halte aber, daß auch die Obrigkeit schuldig sei, die Unterthanen zu zwingen, ihre Kinder zur Schule zu halten.“ Da steht der ganze obligatorische Volksschul-Unterricht als protestantisches Grundgesetz, welches noch jetzt vielfach große Mühe hat, sich zur Wirklichkeit durchzuringen.

Und weiter: „Kehre dich nichts daran, daß jetzt der gemeine Geizwanst die Kunst so hoch verachtet und spricht: Ha, wenn mein Sohn deutsch schreiben, lesen und rechnen kann, so kann er genug, ich will ihn zum Kaufmann thun. Sie sollen in Kürze so kirr werden, daß sie einen Gelehrten gern aus der Erde zehn Ellen tief mit den Fingern grüben: denn der Kaufmann soll mir nicht lange Kaufmann sein, wo die Predigt und das Recht fallen.“ Der eifrige Vater vergaß die Medicin, in welcher sein eigener Sohn sich auszeichnen sollte.

Leider blieb es in der lutherischen Schule zunächst bei der „Kinderlehre“, und die lateinische Schule büßte rasch den humanistischen Geist ein, um formales Appretirungs-Institut für den „Ciceronianus“ zu werden, d. h. lateinische Schreib- und Plappermaschinen zu bilden.

Zu einer eigentlich „deutschen Schule“, die mit der „Meßnerei“ verbunden sein sollte, legte erst der brave Herzog Christoph von Würtemberg den Grund. Die Besserung der Lateinschulen ließen sich Männer wie Trotzendorf und ganz besonders der treffliche Rector Joh. Sturm zu Straßburg angelegen sein; aber der Jesuit und der durch ihn angezettelte 30jährige Krieg rotteten die besten Keime wieder aus. Die Jesuiten-Collegien wuchsen unaufhaltsam; sie verfolgten einen eben so glänzenden als verderblichen Unterrichtsplan. Dieser Plan war das feinausgetiftelte Werk des Jesuitengenerals Acquaviva, eines Neapolitaners, der die Tendenzen der Caraffa in Milde und Salbung hüllte. In Böhmen hetzten die Jesuiten noch vor Ausbruch des Krieges das gläubige Volk wider die

Schulen der böhmischen Brüder, und als der „Winterkönig" geschlagen und verjagt war, säuberten sie das ganze Land vom Protestantismus und legten Beschlag auf die gesammte Jugend, von der Elementarschule bis zur Universität.

Die Frucht der verschlechterten Lateinschulen zeigte sich auf den Universitäten, welche weit entfernt, dem durch den Krieg immer mehr verwilderten Volksgeist entgegen zu arbeiten, nur das getreue Spiegelbild der grausigen Verkommenheit abgaben. Aus dem ausschließlichen „Nationalismus" (Corpsgeist) und dem brutalen „Pennalismus" konnte unmöglich „das Salz der Erde" hervorgehen. Vertauschten doch die Scholaren bald die geistliche Kleidung mit der soldatischen! Zu dem Eifer des 16. Jahrhunderts, neue Universitäten neben den alten anzulegen, gesellte sich das Bestreben der Confessionen, sich einander durch Gegenminen im Schach zu halten. So entstanden in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts Universitäten in Masse: Harderwyk in Geldern 1600, Parma 1606, Gießen 1607, Gröningen 1617, Rinteln 1620, Salzburg 1622, Mantua 1625, Münster 1631, Dorpat 1632, Tyrnau in Ungarn 1635, Utrecht 1636, Abo in Finnland 1640, Bamberg 1648, Duisburg 1655. Aber wie ging es auf den meisten der alten und neuen zu, wie lebte die akademische Jugend, welches Zeugniß empfing von diesem Leben die Wissenschaft!

Seit dem 16. Jahrhundert bildete die Studentenschaft meist nur eine Raufbande innerhalb der allgemeinen Rauferei. Die Studenten in dem berühmten Padua waren in beständigem Aufruhr: unter Trompeten und Pauken zogen sie zu den Thoren hinaus, drohten bei jeder Kleinigkeit die Universität zu verlassen, und die „Philister", die auch schon damals „den Teufel wußten was Freiheit heißt", erbettelten demüthigst die Rückkehr der „Herren". Schon zu König Ferdinands I. Zeit lieferten die Studenten zu Tübingen den Bürgern förmliche Schlachten, verjagten mit gewaffneter Hand die Wächter, lärmten und zechten auf offenem Marktplatz, brachen den Hausfrieden, stürmten und zersprengten

Hochzeiten, spielten mit falschen Würfeln, begingen Orgien, lebten liederlich.

Ein Schriftsteller aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts erzählt: „Studenten haben auf den Dörfern sich auf die Kanzeln gedrungen, den Pfarrer mit prahlerischen Worten überschwatzt, in ziemlichen Räuschen gepredigt, die Bauern mit seltsamen Schwänken zum Lachen gebracht, dann auch Sackpfeifer und Schalmeien bestellt, die Greten und Elsen aus den Ställen an den Tanz gezwungen, daselbst gesprungen und gespeit." Noch 1696 heißt es von Helmstädt (in Braunschweig): „eine Hochzeit durch ungeladene Studenten gestört, alles Bier ausgetrunken, Leuten die Ribben zerschlagen, andere mit dem Degen gestochen."

Das Tragen von Schlachtschwertern, Spießen und Schießgewehren wurde stets, und immer ohne Erfolg verboten, schon wegen der ewigen Duelle. 1570 mußte der Kurfürst von Sachsen ein Senatsstatut bestätigen, wodurch dem „Metzeln" unter den Studenten gewehrt werden sollte, „damit die Universitäten nicht Lärmen- und Palgeplätze oder Metzelhäuser seien".

Der Student hatte sich bei seiner Aufnahme in die akademische Corporation einer Ceremonie zu unterwerfen, welche man die „Deposition" nannte. Diese Ceremonie entsprach der Ursprungszeit der Universitäten. Das Mittelalter mit seinem exklusiven Zunftgeiste legte hohen Werth auf solche Akte: der Novize trat unter Feierlichkeiten in den Orden, der Geselle in die Gilde, der Matrose in die Hansagenossenschaft, wobei er „gehänselt" wurde. Der studentische Novize hieß der „Bean" (bec jaune); erst durch die „Deposition" (Ablegung der rohen vorstudentischen Sitten) wurde er zum Studenten — mit den allerrohesten Sitten.

Man warf bei der Ceremonie eine Ochsenhaut mit Hörnern über den Bean; diese Hörner wurden ihm abgesägt. Zuvor aber riß man ihm mit großer hölzerner Scheere das Haar aus:

„Weil Du kannst mancher Haar, Du Zottelbock, entbehren,
Drum muß zur Ehrbarkeit ich Deinen Kopf bescheeren.“

Das Ohr reinigte man mit einem Löffel:

„Vor Narrenthädigung laß Dein Gehör verschlossen,
Ich säub're Dir's zur Lehr und nicht zu schlimmen Possen.“

Man zog ihm den Bacchantenzahn aus:

„Laß den Bacchantenzahn der Lästrung Dir ausziehen,
Verleumdung sollst Du stets, wie selbst die Hölle fliehen.“

Mit ungeheurer Feile wurden die Nägel gestumpft:

„Ich feile Dir die Händ', um damit anzudeuten,
Daß Du, was redlich ist, mit ihnen sollt arbeiten.“

Ein großer Schnurrbart wurde ihm gemalt:

„Ich mal Dir einen Bart, daß Du hinfort geartet
Sollt sein nicht wie ein Kind, das noch ganz ungebartet.“

Nun folgte der Handkuß, dem Neophyten wurde Salz in den Mund, Wein auf den Kopf gegossen:

„Nehmt hin der Weisheit Salz, nehmt hin den Wein der Freuden,
Euch, Ihr Studenten nun, mehr' Gott an allen beiden!“

Darauf natürlich Festschmaus — bis zur Verhöhnung aller gegebenen Regeln.

Luther gewann seiner Zeit der „Deposition“ noch eine gute Seite ab, und commentirte sie seinem Sohne recht hübsch also: „Mein Sohn, dies ist nur der Anfang jener Depositionen, die im ganzen Leben deiner warten. Jener legt dir auf eine halbe Stunde die Hörner an und verspottet dich, es werden aber größere Depositoren über dich kommen; zunächst dein Lehrer, der täglich an dir deponiren wird, was in Sitten und Religion ungeschliffen ist, bis er dich tüchtig abgehobelt dem Leben übergeben wird; dann wirst du ein Weib nehmen, das dich auf ihre Weise deponiren wird, dann wirst du in ein Staats- oder Kirchenamt kommen: was werden dir nicht da Bauern, Adlige und Bürger für Hörner aufsetzen!“

Aber die „Deposition“ als einmaliger Akt artete zur äußersten Rohheit des „Pennalismus“ aus, von dem wir noch einen schwachen Ausklang im „Fuchssystem“ erlebt haben.

Der Pennal (bisherige federfuchsende Lateinschüler) mußte dem Depositor oder ältern Burschen ein Jahr, sechs Monate, sechs Wochen, sechs Tage, sechs Stunden und sechs Minuten absolut zu Willen sein. Der Altbursch hieß auch „Schorist“, und ihm hatte der Pennal jeden, auch den niedrigsten Dienst zu leisten, ihm Kleider, Wäsche und Geld zu schaffen. Abscheuliche entwürdigende Mißhandlungen mußte er ohne Widerrede erdulden, bei Strafe für „infam“ erklärt zu werden. Backenstreiche, Nasenstüber, Fußtritte weihten den Pennal in die Würde eines akademischen Bürgers ein. „Sie haben,“ schreibt ein Zeitgenosse, „ihre unnatürlichen Tränke aus Schleim, Tinte, garstiger stinkender Butter, Besel (Schnuppen) aus Lichtputzen &c. zu trinken gegeben“. In Jena stieß man Wurst, Brot, gestoßene Ziegelsteine, Scherben, Koth und Salz gemischt den Pennalen in den Mund. „Wo ist,“ klagt ein damaliger Gelehrter, „in der Türkei, wo ist in der Tartarei, unter welchen Barbaren ist dergleichen gewesen?“ Darf uns der berüchtigte „schwedische Trunk“ so sehr entrüsten, wenn solche Dinge an den höchsten Bildungsstätten vor sich gingen?

Es ist klar, diesem Unwesen ließ sich nur radical, von der Wurzel aus beikommen. Der akademische Bürger, der eine anständige Führung des Lebens mit der Empfänglichkeit für die stets wachsenden Errungenschaften des beobachtenden und rechnenden, d. i. des exacten Geistes im 17. Jahrhundert verbände; der überdies fähig wäre, etwas von jenen speculativen Resultaten zu begreifen, die sich von Bacon und Cartesius bis Leibniz und Locke erstrecken sollten: dieser Bürger setzte eine ganz andere Volksschule und eine ganz andere Mittelschule voraus. Die aus tiefstem Born mächtig aufstrahlende Naturerkenntniß verlangte gebieterisch Anschauung statt der hölzernen Formel des Katechismus; die an der Hand der Naturgesetze sich emporringende Philosophie erheischte die Kultur eines logisch-natürlichen Denkens von Unten nach Oben und eines sichern Rückschließens von Oben nach Unten, statt der angelernten scholastischen Phrase.

Der Bann einer verknöcherten Theologie, welche das Jahrhundert gefangen hielt, mußte durchbrochen werden; eine freiere Ethik, die weder am Gängelbande einer stumpfen Autorität, noch am Leitseile der jesuitischen „Gewissensdirection" einherwankte, war nur auf Grund höherer intellectueller Ausbildung möglich. Der Hebel konnte auf theologischem Standpunkte gar nicht angelegt werden; es sei denn, daß die Theologie sich in humane Weltanschauung aufhöbe und, wenn auch unbewußt, keine Theologie mehr wäre. Wie die Quäker erst die Preßfreiheit und Gleichberechtigung der Menschen verstanden, die den Puritanern noch abging, so mochte aus der Brüdergemeinde Mährens der pädagogische Reformator hervorgehen, der sich auf der Stufenleiter seiner Ziele selbst zum praktisch freien Mann erhob und so zur Erziehung Anderer qualificirte.

Die confessionellen Kirchen waren unfruchtbar oder Giftpflanzungen. Die protestantischen Geistlichen schrieben zwar viel, aber was sie an Bildung repräsentirten, verschwamm in Hochmuth und Herrschsucht. Die katholischen Theologen sparten sich das Schreiben, sie saßen im Schifflein Petri, welches die Jesuiten steuerten. —

Um des Comenius Größe schon im Voraus ahnen zu lassen und die Berechtigung nachzuweisen, ihn mit Shakespeare und Kepler zum „himmlischen Triangel" des 17. Jahrhunderts zu vereinen, werden wir gleich sein ganzes Wesen in einem Brennpunkt sammeln.

Der Weg von der Theologie zur Erkenntniß der Realität wird von ihm also gebahnt: Die Menschen wissen nicht, daß sie Besitzer der Welt sind, man muß sie daher ihre Güter kennen lehren. Alle Verzeichnisse dieser Güter, von wem immer verfaßt, müssen zu Rathe gezogen werden, um die Uebersicht zu gewinnen; vor Allem das heilige Buch Gottes, die Bibel, der Commentar Gottes zu dem was er uns in diesem Leben gegeben und für's künftige versprochen hat. „Doch weil Gott hier etwa nur das, oder doch vorzugsweise nur das behandelt, was den Zustand der Seele betrifft, so darf man auch die

nicht bei Seite lassen, welche die niedrigern Stoffe behandelt haben, die Philosophen, Aerzte, Rechtsgelehrten, Mechaniker, Erfinder von allerlei Dingen, Geschichtschreiber, Kosmographen, damit aus allen andern besondern Wissenschaften endlich eine allgemeine Wissenschaft der Wissenschaften und Kunst der Künste, d. i. Pansophie entstehe.“ „Alle, welche über Frömmigkeit, Sittlichkeit, Wissenschaften und Künste geschrieben haben, ohne Rücksicht ob Christ oder Muhamedaner, Jude oder Heide, oder welcher Sekte unter jenen Einer nur immer angehört haben mag, Pythagoriker, Akademiker, Peripatetiker, Stoiker, Essäer, Grieche, Römer, Alter oder Neuer, Doctor oder Rabbi, jedwede Kirche, Synode, Kirchenversammlung, alle, sage ich, sollen zugelassen und gehört werden“. („Der Pansophie Vorspiel“, an Samuel Hartlib in London, den Correspondenten des Comenius und Freund Milton's, Opera didactica I. 428 f.)

Hier schlägt das Zwingli'sche Licht des 16. Jahrhunderts zur hohen Flamme auf. Herein mit der geschmähten Weltlichkeit, von allen Seiten und Zeiten! Herein mit der Natur und ihrer Erkenntniß! Die Toleranz gegen alle Glaubensbekenntnisse bildete die natürliche Grundlage solcher Anschauung und Forderung. Der moralische Commentar lautete kurz: Die Religion sei werkthätig! Aus diesem Geiste erwuchs auch bei Comenius das Streben nach einer Vereinigung aller christlichen Confessionen zu einer allgemein christlichen Kirche, welches er mit so vielen Männern seines Jahrhunderts theilte. Der dogmatische Säuberungsprozeß ging auf Menschenbildung aus.

„Wir wünschen, daß die Menschen endlich einmal von den Meinungsverschiedenheiten befreit werden, daß die Sekten und Gehässigkeiten aufhören, unter welchen die Einen von den Andern leiden; die Verdächtigungen aber können nicht aufhören, wenn nicht Allen und jedem Einzelnen in Betreff der Ansichten und Bedenken, sowol eigener als fremder, Genüge gethan wird. Das aber wird nicht geschehen können, wenn nicht die Ansichten Aller gehört und milde verglichen und nach denselben, von beiden Seiten anerkannten Gesetzen der hellen und

unwiderleglichen Wahrheit geprüft werden." Auch das Volk Israel verwandte die den heidnischen Völkern entrissene Waffenbeute zum Tempelbau; die Erbauer des Weisheitstempels können ebenso Kostbarkeiten und Schätze überallher nehmen (a. a. O. 430).

Um den Zusammenhang mit Kepler in's rechte Licht zu bringen, muß erwähnt werden, daß Comenius im Verfolg seiner „Synopsis der Physik" ein Buch zu schreiben begann, das weder vollendet, noch gedruckt wurde, dessen Titel aber direct auf den großen deutschen Himmelsphysiker hinweist: Astronomia ad lumen physicum reformanda etc., zu deutsch: „Astronomie, welche nach dem Lichte der Physik umgestaltet, nicht auf neuen, nach Belieben erdichteten, sondern wahren und wirklichen, aus der Natur des Himmels abgeleiteten Voraussetzungen auferbaut werden soll."

Schließen wir diese allgemeine Charakteristik mit etlichen Aphorismen des Comenius über Lernen und Wissen:

„IV. Die Erkenntniß ist dann wahr, wenn die Dinge so, wie sie sind, erkannt werden.

V. Die Dinge werden so, wie sie sind, erkannt, wenn sie so erkannt werden, wie sie geworden sind.

XII. Die Grundlage aller Dinge, wie in ihrem Bestehen, so in ihrer Erkenntniß, ist die Harmonie.

XV. Die dritte Eigenthümlichkeit der Harmonie ist, daß dieselbe, trotz der unendlichen Mannichfaltigkeit der Töne und Melodien, doch aus wenigen Principien und bestimmten Arten der Unterschiede sich ergiebt.

XVII. Und solche gemeinsame Verhältnisse der Dinge sind von den Dingen mittelst einer Induction abzuleiten und als die Normen der Dinge aufzustellen.

XVIII. Man muß aber derartige Normen der Wahrheit von denjenigen Dingen ableiten, welche sich so verhalten, daß sie nicht anders können und einem Jeden sich bieten, um überall Versuche anzustellen, nämlich von den Dingen der Natur." —

Wo bleiben die göttlichen Dinge? „Die göttlichen Dinge sind an und für sich unerforschlich, da sie nur insoweit erkannt werden, als sie durch die Natur wiedergespiegelt, oder durch das Wort Gottes offenbart werden."

Wäre es noch gestattet, heute, wo sich jeder Schwindler auf Kant beruft, an den großen Weisen von Königsberg zu erinnern, so wäre hier der Platz, ein Vorausgreifen der „Kritik der reinen Vernunft" um 150 Jahre anzumerken; denn Samuel Hartlib ließ 1636 in London diese „Präludien der Comenianischen Bestrebungen" drucken.

Man bemerke besonders, daß Comenius mit obiger durchaus kantischen Wendung das Nessusgewand der Theologie grade während jenes Krieges, der von der Theologie eingefädelt, der christliche Bürgerkrieg genannt werden kann, vorn an der Brust zerreißt, um heilende Luft auf die brennende Haut wirken zu lassen. Die weltliche verständige Erkenntniß wird hier zum ersten Male von einem Theologen und Sektirer hart neben die Inspiration und den Glauben gestellt.

„Aus Natur und Schrift wird man die Normen für den Aufbau der Pansophie gewinnen müssen." Aus der constitutionellen Gleichberechtigung von „Natur und Schrift" konnte sich erst der Rangstreit der beiden Gewalten und daraus die heutige Anschauung entwickeln.

Betrachten wir uns jetzt etwas näher die bahnbrechende Leidensgeschichte des pädagogischen Kepler. Johann Amos kam zur Welt am 28. März 1592 zu Komna, einem Dorfe bei Ungarisch-Brod in Mähren. Er wie sein Vater hießen davon Komensky, aus Komna, lateinisch Comenius; später als die Uebersiedelung nach Ungarisch-Brod stattgefunden, fügte Johann Amos noch hinzu: Hunnus Brodensis, aus Ungarisch-Brod. Der Reformator gehört mithin einem Gränzbezirke am nordwestlichen Abhange der kleinen Karpathen an, wo Slavismus, Germanismus und Magyarismus auf einander stoßen, er selbst ein Slavo-Germane, des Czechischen und des Deutschen

gleich mächtig, und durch die Latinität kosmopolitischer Bürger der Gelehrtenrepublik. Seine angestammte Religion war die der böhmisch-mährischen Brüder, das einfache Endergebniß der hussitisch-reformatorischen Bewegung, parallel, wie schon angedeutet, dem englischen Quäkerthum.

Seine gelehrte Erziehung begann noch drei Jahre später als diejenige Keplers; er lernte erst mit 16 Jahren Latein. Deßhalb verstand er so gründlich die Einbuße der schönsten Lernjahre zu würdigen: „O daß ein Gott mir brächte zurück die verlorenen Jahre!" 1612, mit 20 Jahren, studirte er zu Herborn in Nassau Theologie, und kam das Jahr darauf zum ersten Male nach Amsterdam, welches eine große Bedeutung für ihn erhalten sollte. Im selben Jahre 1613 finden wir ihn in Heidelberg immatriculirt. 1614 ist er Rector der Schule zu Prerau in seinem mährischen Heimatslande. Mit 24 Jahren wird er auch Geistlicher. Doch schon beginnt die Verfolgung der Evangelischen; er schreibt czechisch und lateinisch den Clamor oppressorum, „Klagruf der Unterdrückten". 1618 ist er Rector und Pastor in dem Städtchen Fulnek. Der böhmische Krieg brach aus, die Schlacht am Weißen Berge vernichtete den Protestantismus; spanische Truppen eroberten und verbrannten Fulnek, Comenius büßte seine sämmtlichen Bücher und Manuscripte ein.

1622 mußte er auswandern, fand jedoch mit vielen andern Brüdern eine geheime Zuflucht bei dem reichen und edlen Baron Karl von Zierotin, einer Deak-Figur des 17. Jahrhunderts, der sich von den Extremen der ständischen Revolution lossagte und „reichstreu" verblieb. Zierotin war der erste „Gesammtösterreicher"; er wollte eine Realunion sämmtlicher Königreiche und Länder auf der Basis der Gleichberechtigung und Toleranz errichtet wissen, aber der Jesuit Mariana war mächtiger als er.

In diesem Asyl schrieb Comenius czechisch: „von der christlichen Vollkommenheit", lateinisch „das Centrum der Sicherheit". Die Gattin starb, sein Kind verlor er durch die

Pest; zum Trost aller Verwaisten schrieb er „über das Waisenthum“ (czechisch und polnisch gedruckt). 1623, unter wachsenden Kümmernissen, entstand der „Dialog“ zwischen der „betrübten Seele“ und der „Vernunft“, zu denen sich der „Glaube“ gesellt, fortgesetzt in „Trauer über Trauer und Trost über Trost“. Gegen Ende 1623 schrieb der Tiefgedrückte „das Labyrinth der Welt und Paradies des Herzens“ in klassischem Böhmisch (später auch deutsch und noch später ungarisch erschienen) — seinem hochherzigen Beschützer gewidmet.

Dieses Buch bildet einen Abschluß der streng religiösen, innigst frommen Ergüsse, deren Titel allein uns ihren ganzen Inhalt verräth, welcher uns auch in den bekannten Chorälen jener Zeit so ernst-erhaben anspricht. Doch meldet sich in der Reise durch's „Labyrinth“ des slavischen Bunyan bereits die Pädagogik. Er gelangte zu einem Thore, „Disciplina“ genannt. „Es war lang, schmal, dunkel und mit bewaffneten Hütern besetzt, bei denen sich Jeder anmelden, und wenn er in die Straße der Gelehrten wollte, um salvum conductum bitten mußte. Diese aber stellten mit Allen ein strenges Examen an, zuerst über die Börse, und wenn diese im gehörigen Stande war, über Kopf, Rücken, Gehirn und Fell. War nun der Kopf ehern, das Gehirn darin quecksilberartig, der Rücken bleiern und die Haut eisern, kam noch eine goldene Börse dazu, so wurde dem Lehrling gute Hoffnung gemacht; fehlte es aber an einem dieser Dinge, so schüttelten sie die Köpfe. Wozu soll ihm dann, fragte ich, das fünffache Metall? Darauf, sagte der Dolmetsch, kommt Alles an. Denn ist der Kopf nicht ehern, so muß er bersten; ist das Gehirn nicht flüssig, so kann kein Spiegel daraus werden; ist die Haut nicht von Eisen, so kann der Lehrling die Information nicht aushalten; hat er keinen bleiernen Sitz, so sitzt er nicht aus; und wo will er todte und lebendige Lehrmeister herkriegen, wenn's ihm an einer mit Gold gespickten Börse fehlt?“ O habgieriger Pedantismus der Gelehrtenkaste!

„Darauf nahmen die Hüter je einer einen oder zween

von denen, so die Probe ausgehalten, vor sich und bearbeiteten sie. Es wurde ihnen in die Ohren geblasen, die Augen ausgerieben, die Nase gereinigt, die Zunge beschnitten und die Hände gelenksam gemacht, bis einige sogar den Kopf (das künstliche Gedächtniß) durchzubohren und etwas einzutrichtern versuchten. Der Dolmetsch aber sagte: ich sollte mich darob nicht so sehr wundern, gelehrte Leute müßten ganz andere Augen, Ohren, Zungen und Gehirn haben, als andere gemeine Leute; daher würden sie hier umgeformt.... Die Wenigsten hielten so lange aus, bis sie auf's freiere Feld der Wissenschaft kamen; unter diesen war auch meine Wenigkeit, ob's mir gleich auch ziemlich sauer gemacht wurde." O Folterkammer der Pedanten!

Diesen Trostlosigkeiten gegenüber pflanzt Comenius sein bleibendes Motto auf: „Alles fließe von selbst, Gewalt sei ferne dem Streben!" und schon läßt sich der Realismus der Zukunftsschule deutlich vernehmen: „Sprachkenntnisse standen bei ihnen (den echten Lehrern) in keinem großen Ansehen; denn sie glaubten, daß nicht der, so viele Sprachen weiß, sondern der, so nützliche Sachen gelernt hat, ein brauchbarer Gelehrter sei."

1624 erschien das Edict der allgemeinen Austreibung aller evangelischen Pastoren, ferner das Edict für die evangelischen Adligen, sich zu bekehren oder auszuwandern. Diese Edicte — sie bestimmten im Frieden von 1648 die Norm des „Rechtes" — verbunden mit der Drangsalirung des Volkes, um es zur Aufgebung des Kelches und der Anerkennung des Papstes zu zwingen, veranlaßten die Auswanderung von 30,000 Familien, worunter 500 adlige, aus Böhmen allein, imgleichen die Einschwärzung eines neugebackenen höfischen Adels in das Land.

Comenius weilte noch insgeheim an der Gränze, seine letzte Hoffnung für die Zukunft setzte er auf die Schule: „man muß vor Allem der Jugend zu Hülfe kommen, so schleunig als möglich Schulen errichten, dieselben mit guten Büchern und

einer klaren Methode ausrüsten, um auf die möglichst beste Weise die wissenschaftlichen, sittlichen, religiösen Bestrebungen auf die richtige Bahn zu leiten." 1628 war auch dieser Aufenthalt zu Ende und Comenius mußte das Vaterland an den Schuhsohlen mitnehmen.

Er ging nach Polnisch-Lissa zur Brüdergemeinde und widmete sich mit allem Eifer dem einen Hauptwerke seines Lebens, der „großen Didaktik" oder Magna didactica, ursprünglich böhmisch verfaßt, dann lateinisch für alle Völker überarbeitet. Sie enthält alles Pädagogische, was er von 1627 bis 1642 geschrieben.

Das 28. Capitel der großen Didaktik versprach bereits die „Kinderschule bis zum 6. Jahre". In dieser Schrift von 1633 liegen die Wurzeln von Locke und Rousseau: das Verhalten der Mutter vor und nach der Geburt, die Selbststillung, die Sanitätsmaßregeln werden erörtert. Es folgt die Lehre von der angemessenen Uebung der Kräfte: „Je mehr der Knabe thätig ist, läuft, umherspielt, desto wohlthuender ist sein Schlaf, desto besser seine Verdauung, desto schneller wächst er, desto mehr gedeiht er an Leib und Seele". Man sorge für „angenehme Unterhaltung im fröhlichen Spiel und Scherz". Die erste Idee des Fröbel'schen Kindergartens. Das Verständniß der Kinder soll geweckt werden durch die Anfänge der Physik, Optik, Astronomie, Geographie, Chronologie, Geschichte, Oekonomie, Politik, durch Fabeln und Gleichnisse, die man ihnen erzählt. Nicht lange über das sechste Jahr hinaus dürfen aber die Kinder in der Mutterschule verbleiben; dann ist es Zeit für die öffentliche Schule.

Die sechs Büchlein über die Volksschule sind nie vollendet worden, da sie sich auf die böhmische Muttersprache bezogen und Comenius die Hoffnung auf Rückkehr aufgeben mußte. Wir kommen daher zur Erlernung fremder Sprachen, besonders der lateinischen. Europäisch berühmt wurde rasch die Janua linguarum oder die „eröffnete Sprachenthüre, Pflanzschule aller Sprachen und Wissenschaften" (1631). Der

Grundzug dieser wie aller folgenden philologischen Schriften besteht in der stricten Vereinigung von Form und Inhalt, des Wortes und der Sache, sowie in der heuristischen Methode der Grammatik. Die Grundübel des bisherigen Lateinlernens werden scharfsinnig und rückhaltslos aufgedeckt: „Zuerst nämlich wird die Jugend mit abstracten, grammatischen Regeln hingehalten und gequält; dann müssen die Knaben immerfort Vocabeln sich einprägen, ohne von den Dingen Kenntniß zu haben". Comenius dagegen verlangte, „daß der Intellect und die Sprache immer parallel neben einander hergehen". Sinnlose Klänge von sich zu geben, sei papageienhaft. Die Gesammtheit der Dinge selbst müsse in bestimmten Classen nach der Fassungskraft der Jugend geordnet und auf diese Weise das in der Rede genannte Ding der Einbildungskraft eingeprägt werden.

Die Janua machte ungeheure Sensation, sie wurde in 12 europäische Sprachen, dann in's Arabische, Türkische, Persische und in's — Mongolische übersetzt. Selbst der krittelige Bayle prophezeite ihr die Unsterblichkeit. Samuel Hartlib zu London war Feuer und Flamme. Mit Vergnügen begeisterte sich die pädagogische Welt im Interesse der kommenden Generation für die nüchternste Linguistik und den ebenerdigsten Realismus. So froh war man, wieder auf seine Füße gestellt zu werden.

Es folgten ein Vestibulum oder „Vorhalle zur Sprachenthüre" (1633) und das „Vorbild eines Tempels der Latinität" mittels „Vorhalle, Eingangsthür, Wohnhaus und Schatzkammer". Derselbe Grundsatz wie bei der Janua leitet den Verfasser auch hier: „Das Sprachstudium zielt auf die Dinge ab, um nicht in eitler Geschwätzigkeit, sondern in weiser Beredtsamkeit zu enden. Die Worte müssen beständig im Verein mit den Dingen gelehrt werden, damit sich Einsicht und Sprache zugleich bilden. Worte ohne Dinge sind Schalen ohne Kerne, eine Scheide ohne Schwert, Schatten ohne Körper, Körper ohne Seele. Der Weise, wahrhaft Gebildete, denkt Dinge,

spricht Dinge, thut Dinge. Man muß sich vor der Scheidung der Worte von den Dingen hüten."

Man erwäge, selbst im 19. Jahrhundert, was das sagen will. Es ist der Krieg auf Tod und Leben wider die „Ideen" in der Luft, die Schemen ohne Realität, die leeren Begriffe ohne Anschauung, die ganze verkehrte Welt, welche sich vom Platonismus her in das christliche Zeitalter fortgesetzt hat. „Wohnen wir nicht eben so gut in dem Garten der Natur, wie die Früheren? Warum sollen wir nicht ebenso wie sie Augen, Ohren, Nasen gebrauchen, warum durch andere Lehrer als durch unsere Sinne die Werke der Natur kennen lernen? Warum, sage ich, sollen wir nicht statt todter Bücher das lebendige Buch der Natur aufschlagen, in welchem viel mehr zu schauen ist, als uns jene erzählen können; und dies Schauen bringt zugleich mehr Freude und Frucht." Und dann anderswo: „Bis jetzt haben die Schulen wirklich nicht darauf hingearbeitet, daß die Kinder wie junge Bäume aus eigener Wurzel Früchte entwickelten, sondern nur darauf waren sie aus, daß sie sich mit anderweit abgebrochenen Zweiglein behängten."

Wer sich jemals mit dem Unterricht oder auch nur der pädagogischen Methodenlehre beschäftigt hat, wird unmittelbar die tiefe Grundwahrheit in dem Vorstehenden herausfinden und dabei sich im Stillen gestehen, wie viel noch von dem vor zweihundert Jahren bekämpften Formalismus in unseren Schulen grassirt; wie viele Dogmatik des Wissens noch da getrieben wird, wo das Selbstergreifen des Gesetzes auf frischer That einzig zur Geltung kommen sollte. Die Schule war zu des Comenius Zeit, was die Kirche immer sein muß, eine theologische Anstalt; jetzt ist die Einsicht eine vielfach bessere, aber die Erfüllung des Guten bringt es nur allzu oft nicht über das Wollen hinaus. Es giebt auch einen rationalistisch-pragmatischen Pedantismus, der an Unleidlichkeit dem rein theologischen nichts nachgiebt, mag er sich auch noch so emphatisch auf Pestalozzi und Diesterweg berufen. Der höchste Beruf in der Menschheit leidet natürlich noch viel mehr von

der handwerksmäßigen Schablone, als andere, meist niedrigere Functionen.

So richtig aber auch der Grundsatz des Comenius, so segensreich für seine Zeit, so fördernd für die Zukunft er sein mochte: über die Ausführung, den Bereich der Anschauungen und Bezeichnungen, ließ sich schon damals mit ihm streiten. So klagte bereits der Nürnberger Rector Feuerlein, das Latein des Comenius sei mehr ein Schneider-, Schuster-, Weber-, Küchen- und Kellerlatein, als ein wirklicher Sprachschatz zur Anwendung auf die nothwendigsten Begriffe. Im harten Gegensatz zu der Phraseologie der Historia sacra, zu dem Spiritualismus der Zeit, gab Comenius seinem Latein einen wahren Erdgeschmack.

Immerhin bewahren wir dem kühnen Reformator die wärmste Dankbarkeit für sein unumstößliches Princip und seine consequente und stets praktische Kritik. Die Janua ꝛc. sind sprachliche Werke; der Plan der bereits erwähnten „Pansophie“ ist ganz auf die Dinge gerichtet, streng realistischer Natur. Es dürften, meinte der Verfasser, „die Studien der Weisheit nicht blos in lateinischer Schrift niedergelegt werden, wie es bisher in souveräner Verachtung des Volkes und der Volkssprachen mit Unrecht geschehen sei; sondern Alles möchte einer jeglichen Völkerschaft in ihrer eigenen Sprache gelehrt und dadurch Allen, die Menschen seien, Gelegenheit geboten werden, sich mit diesen freien Wissenschaften zu beschäftigen, lieber als sich mit den Sorgen dieses Lebens, oder ehrgeizigen Bewerbungen, oder Trinkgelagen, oder sonstigen Eitelkeiten, wie es beständig geschehe, abzumühen“. Kurz, es handelte sich um eine „Thüre der Dinge“.

Eigentlich jetzt erst stoßen wir auf die rechte Betonung der Anschauung, die allein richtige Vorstellungen und Begriffe hervorbringen kann, auf die Begründung des heute so berühmten „Anschauungs-Unterrichts“. Die Momente dieser Methode führt Comenius also auf: „erstens die Kunst, den Geist des Lernenden zu fesseln, zu laben, zu sänftigen; sodann Alles

durch Autopsie (eigene Anschauung) und die sinnliche Auffassung, das Sichtbare durch den Gesichtssinn, das den Geschmack Angehende durch den Geschmackssinn, das was sich berühren läßt, durch den Tastsinn zu vermitteln; endlich solle man alle Wissenschaften und Künste dergestalt lehren, daß man überall mit dem Bekannten anfange und stufenweise im allmählichen Fortschritt zum Unbekannteren übergehe, so daß das Erste dem Zweiten, das Zweite dem Dritten, das Dritte dem Vierten Licht gewährt und bis an's Ende scheinen läßt, ganz wie bei einer Kette ein Glied in das andere greift und es nach sich zieht."

Ausdrücklich beruft sich Comenius dabei auf „den berühmten Franciscus Bacon von Verulam in seiner Instauratio magna (die Didactica magna ist gleichsam das Gegenstück dazu), die eine Art von künstlicher Induction aufstellt, welche uns wirklich den Weg in die Tiefen der Natur aufgeschlossen hat, deßhalb jedoch nicht genügt, weil es auf die Gesammtheit der Dinge abgesehen ist.". (Er will sagen, der centrale Punkt lasse sich auf inductive Weise nicht finden.) Sodann erwähnt und kritisirt er den Ludwig Vivès: „von der Unterweisung in den Wissenschaften", der jedoch besser gesehen, wie der Unterricht nicht sein solle, als daß er etwas Andres vorgeschlagen hätte. Comenius studirte aufmerksam den Thomas Campanella, den seltsamen Mann, der den Socialismus mit der christkatholisch-spanischen Despotie zu vereinbaren wußte, besonders dessen „Vorläufer zur Herstellung der Philosophie", die „Realphilosophie nach dem Schlußverfahren", endlich das Werk „über den Sinn der Dinge", fand sich jedoch in den Kreuz- und Quersprüngen dieser phantastischen Logik nicht zurecht.

Wie Comenius die wissenschaftlichen Thaten des Auslandes kannte und sich an ihnen weiter bildete, so hatte auch das Ausland auf ihn das Auge gerichtet, zweimal ihn sogar zu großen Dingen erkoren. Zuerst berief ihn das Vaterland Bacons nach London, und zwar war es wieder der rege Sa-

muel Hartlib, der das lange Parlament von 1640 auf diesen Gedanken brachte. Comenius erschien im Jahre 1641 und machte sofort durch eine eigene Schrift Propaganda für seine Ideen. Als das Parlament wieder zusammentrat, ernannte es eine Commission, mit dem Auftrage ihn zu hören. Man zeigte sich geneigt, ihm ein eigenes College zu errichten, an dem Gelehrte aus allen Völkern unter anständigen Bedingungen mit ihm zusammen wirken sollten. Das war Bacon's Traum gewesen: ein allgemeines Collegium, das sich nur um die Pflege der Wissenschaften zu kümmern hätte; ein Traum, der erst nach der Restauration von 1660 durch das „Royal College", die englische Akademie, theilweise in Erfüllung ging, freilich ohne jede Rücksicht auf Pädagogik.

Da kam der irische Aufstand, die Abreise des Königs, der Krieg stand in Sicht; mit den gelehrten Plänen war es aus, und Comenius kehrte heim. Sein reicher Gönner, Ludwig de Geer, ein holländischer Kaufmann, berief ihn nach Schweden, wo der große Pädagog mit dem großen Staatsmann, dem Grafen Axel Oxenstjerna zusammenkam. Das war ein Mann, der nicht nur die Staatsraison im Kopfe hatte, sondern der wirklich Menschen zu regieren fähig und würdig war. Was kümmerten sich Richelieu und Mazarin um pädagogische Ideale? wie weit gingen die Absichten der besten deutschen Fürsten und ihrer Minister, von den Habsburgern und dem bayerischen Maximilian gar nicht zu reden, welche ihre Völker in die Spießruthen-Gasse der Jesuiten hineintrieben?

Hören wir den erstaunten Comenius selbst. „Am meisten forschte der nordische Adler so genau nach den Grundlagen meiner beiden Absichten auf didaktischem und pansophischem Gebiet, wie es bisher von keinem Gelehrten geschehen war." Der Kanzler bemerkte: Er habe längst die Beobachtung gemacht, daß die Methode der Studien etwas gewaltsam zu Werke gehe, sei jedoch nicht dahinter gekommen, wo die Sache ihren Haken habe. Als Gesandter von seinem großen Könige

nach Deutschland geschickt, habe er über die Sache mit verschiedenen Gelehrten verhandelt und namentlich von Wolfgang Ratichius Auskunft verlangt. Dieser habe ihm anstatt der Antwort einen dicken Quartband gegeben; auch diesen habe er durchgelesen, die Krankheiten der Schulen zwar entdeckt, aber die Heilmittel nicht genügend gefunden. „Deine Pläne (zu Comenius) ruhen auf festem Grunde.“ Comenius warf ein, er gehe jetzt mit Größerem um, worauf der Kanzler: er habe den „Vorläufer der Pansophie“ gelesen, worüber morgen verhandelt werden solle; jetzt habe er Staatsgeschäfte.

Am andern Tage kam eine bei Staatskanzlern ungewohnte Debatte zu Stande. Oxenstjerna begann gleich: „Kannst du Widerspruch ertragen?“ Comenius: Deßhalb sei gerade der „Vorläufer“ vorausgeschickt worden, um Kritik hervorzurufen. Der Kanzler, darin Staatsmann, bezweifelte die auf die Pansophie gesetzten Hoffnungen; er meinte, es gehe vielmehr in der Welt auf Finsterniß und Verderbniß hinaus. Comenius wußte zu antworten, und der Kanzler erklärte groß und sicher: „Ich glaube, daß noch Niemand Solches in den Sinn gekommen ist. Bleibe fest auf diesem Grunde! Wir werden entweder so dermaleinst zur Uebereinstimmung der Ansichten kommen, oder es wird offenbar keinen Weg dafür geben.“

Nur beharrten der Kanzler und die übrigen schwedischen Capacitäten darauf, erst möge Comenius den Schulen seine Dienste leihen, um den höhern Bestrebungen den Weg zu bereiten. Das aber kreuzte die Pläne des Reformators, der mit aller Macht auf die Pansophie lossteuerte. Ludwig de Geer redete zu, Hartlib und die englischen Freunde riethen ab: er habe für die Schule genug gethan, die möge er Andern überlassen; es handle sich jetzt um die Realencyklopädie, um die Pansophie. Die Schweden hielten ihn aber fest: was zuerst gethan sein wolle, müsse man zuerst thun; man schreite nicht vom Größern zum Kleinern.

Wer diesen gewaltigen Ernst der gebildeten Protestanten, selbst in Regierungskreisen, um die Jugenderziehung erwägt,

der kann doch wohl nur den Kopf schütteln zu der katholisirenden „Unparteilichkeit“, von der so mancher Historiker besessen ist, und die „auf der einen Seite, von der andern“ so viel abwägt, daß endlich von der Geschichte nichts übrig bleibt als Zungendrescherei. Comenius aber war wieder vier Jahre lang an didaktische Arbeiten geschmiedet, und zwar in Elbing, wie man in Schweden wünschte. Unter Widerwärtigkeiten aller Art, von denen die Keplersche Krankheit, nämlich das Ausbleiben des Geldes, eine große Rolle spielte, kamen zwischen 1642 und 1650 die Schulbücher zu Stande, die den zweiten Theil der „didaktischen Gesammtwerke“ bilden, und deren Druck seit dem Friedensjahre 1648 in Schweden begann. In diesem Jahre wurde Comenius Senior der ausgewanderten „Brüder“ zu Lissa.

Wie seufzte der Arme in der Widmung der „Neuesten Sprachenmethode“ an seinen Gönner Ludwig de Geer: „Ich fürchte es entweder bereuen oder Verleumdungen deßhalb hören zu müssen, daß ich auf fremde Arbeit einen großen Theil meines Lebens verwandt habe und darin beinah alt und grau geworden bin. Der Kämpfe um Worte (Logomachien) sei nunmehr ein Ende. . . .“

Das Verfassen von Lehrbüchern und Grammatiken erscheint dem nach realem Wissen und der Systematik der Wissenschaft Strebenden ungefähr wie Keplern, dem der Weltharmonie nachtrachtenden, das Kalendermachen. Comenius nennt das die Arbeit fremder Leute thun, weil jeder Andere nach den von ihm gegebenen Vorbildern es auch machen könnte.

Comenius that jedoch immer mehr, als er zu thun glaubte. Grade in dieser „Grammatik“ erhebt er sich am Schlusse zum Anwalt des Vaterlandes und der Menschheit, zum Fichte des 17. Jahrhunderts. „Ihr habt viel zerstört, Ihr Mächtigen, baut Vieles nun wieder auf! und seid so Nachahmer desjenigen, der Euch die Sorge für die menschlichen Dinge an seiner Statt übertragen hat. Wer da zerstört, der baue auf; wer entwurzelt, der pflanze!“ Die weltlichen Mächte des Christen-

volks sollen die neue Methode prüfen, gute Schulen herstellen, auf die Pflege der Muttersprachen bedacht sein, Seminarien und philologische Gesellschaften gründen.*)

Das war anno 1648. In der „großen Didaktik" lesen wir denselben Gedanken in anderer Form; Comenius citirt die Werke der Pädagogen Ratich, Lubin, Helwik, Ritter, Bodin, Glaum, Vogel, Wolfstirn, und „unter den Ersten zu nennen", den Joh. Valent. Andreä, und erklärt: Ich habe durch dieses Studium „einen außerordentlichen Genuß gehabt, eine innere Befriedigung gewonnen, welche meinen Schmerz über die Zerrüttung des Vaterlandes und den so sehr traurigen Zustand von ganz Deutschland zum großen Theil milderte; denn ich fing an zu hoffen, die Vorsehung des höchsten Gottes wisse es nicht ohne Absicht zu verbinden, daß der Einsturz der alten Schule und die Gestaltung der neuen nach meiner Idee in dieselbe Zeit fielen." Er dachte: Abbruch und Neubau; er hielt den westphälischen Frieden für eine Epoche, während dieser Friede nur das Jahr 1624 für permanent erklärte, die rollende Welt in diese brutale Schraube einzuklemmen suchte und lange genug eingeklemmt hat.

Die Evangelischen und die Brüdergemeinde im Besondern blieben, nach wie vor dem Frieden, in Oesterreich außer dem Gesetz. Wie inständig bat Comenius den schwedischen Kanzler, die Ursachen des Krieges im Frieden nicht zu vergessen: „sie jammern und klagen vor Gott, daß sie verlassen und von der Theilnahme an der Frucht des so lange ersehnten Friedens ausgeschlossen sind." „Sind wohl einige Tonnen Goldes, schreibt der freimüthige Mann, der würdige Lohn solcher Opfer? Was hilft es uns, daß Ihr uns aufgerufen, da Ihr Euch nicht darum kümmert, daß unser Königreich dem Evangelium wiedergegeben werde? Wo ist nun wohl bei Euch etwas zu hoffen für die Unglücklichen, wie steht's mit Euern Betheue-

---

*) Das einzige Seminar zur Heranbildung von Lehrern im 17. Jahrhundert war das „Contubernium" zu Wesel, gegründet — 1687!

rungen, Ihr suchtet nichts Anderes, als die Befreiung der Unterdrückten?" Umsonst, die französische Politik und die Staatsraison siegten.

In den Friedensjahren raubte der Tod dem Comenius die zweite Gattin. Die Sorgen des Seniorats zogen ihn vom Studium ab, und als er sich der Pansophie ganz hinzugeben gedachte, riß ihn ein Ruf des Fürsten Sigismund Rakoczi von Siebenbürgen wieder von seiner Lieblingsarbeit. 1650 war er in Saros-Patak, unweit von Tokay; hier sollte er die Provinzialschule nach den Gesetzen der Pansophie einrichten. Der Fürst nahm den Plan beifällig auf, sieben Classen methodisch über einander zu errichten; es blieb aber bei dreien, d. h. bei der Schulmeisterei.

Historisch wurde der Aufenthalt zu Patak durch die Vollendung des Orbis pictus, der den Ruhm seines Verfassers auch in der nichtpädagogischen Welt bis auf die neueste Zeit lebendig erhalten hat. Der deutsche Titel lautet: „die sichtbare Welt, das ist aller vornehmsten Weltdinge und Lebensverrichtungen, Vorbildung und Benamung." (Erste Ausgabe 1657, Nürnberg). Dieser „gezeichnete Weltkreis" ist eine illustrirte Realencyklopädie für die Jugend, in welcher alles Wissenswerthe anschaulich gemacht werden soll. Manches ist gar sehr kindlich. Die Anschaulichkeit wird auf Dinge übertragen, die sich jeder Anschaulichkeit entziehen, weil sie pure Abstractionen sind; über den Stand des damaligen Wissens konnte der Verfasser natürlich nicht hinaus. Aber vergessen wir nicht, daß es bis zu Goethe's Zeiten kein andres lehrhaftes Bilderbuch gab, und daß Goethe selbst das Basedow'sche Elementarwerk dem Orbis pictus nachsetzte, weil es „jener sinnlich methodischen Vorzüge ermangelt, die wir ähnlichen Arbeiten des Amos Comenius zuerkennen müssen." Der Orbis wurde in elf Sprachen übersetzt, erlebte zahllose Auflagen und gab den universellen Anstoß zu allen illustrirten Werken der Neuzeit bis zu den Pfennigmagazinen herab.

Im Jahre 1654 verließ der Vielumgetriebene Patak und

kehrte nach Lissa in sein Seniorat zurück. Neues Unglück ballte sich über ihm zusammen. Karl Gustav von Schweden überwältigte Polen und vertrieb den König Casimir. 1656 erhoben sich die Polen und stürmten das schwedenfreundliche Lissa. Comenius rettete nichts als sein Leben, seine Bibliothek sammt den Handschriften verbrannte mit geringen Ausnahmen, grade wie 35 Jahre früher in Fulnek. Er hat den Greuel selbst beschrieben.

Er floh mit den Seinen nach Schlesien, weiter durch Niederdeutschland, bis er als 64jähriger seine letzte Freistätte in dem Geer'schen Hause zu Amsterdam bezog; der Sohn Laurentius hatte die Pietät seines Vaters Ludwig gegen den großen Reformator geerbt.

Sein ganzes pansophisches Material war hin, die Frucht einer 20jährigen Arbeit; aber der Plan, das Ganze schärfer zu umgränzen, blieb fortwährend sein eifrigstes Bestreben. Leider mußte er auch jetzt die Zeit mit der Correctur seiner Schulbücher — „der kindischen Dinge" — vertrödeln. Die Gesammtausgabe der didaktischen Werke wurde „der ausgezeichneten Stadt Amsterdam, dem berühmtesten Handelsplatz und dessen weisem Senat" gewidmet. In diesem Asyl der bürgerlichen Freiheit, auf holländischem Boden, hatte Comenius die Ruhe gefunden, welche auch dem P. Bayle, dem Leclerc, dem John Locke und vielen Andern auf kürzere oder längere Zeit hier zu Theil wurde.

Am 16. November 1671 starb der Rastlose; sein letzter Gedanke war die Pansophie, deren Herausgabe er seinem Sohne Daniel und seinem Freunde Nigrin auf die Seele band. Sie ist, trotz neunjähriger Revision der Papiere durch Nigrin, niemals erschienen.

Es währte volle hundert Jahre bis die Pädagogik wieder bei Comenius anknüpfte. Locke lernte aus ihm, Rousseau lernte aus Locke, Basedow gedachte den „Emil" Rousseau's methodisch darzustellen.

Comenius, wie Kepler, wie Shakespeare, war ein heroischer

Ausklang des Reformationszeitalters, übertäubt vom Kriegslärm und dem Strudel der Verwilderung. Als die englische Revolution Ernst mit der Durchführung der geknebelten und zerstückten Reformation machte, tauchten die Ideen des Comenius auch in England auf: aus Kindern Menschen, gebildete Männer und Frauen zu machen. Wunderbar, aber wahr, der mehrerwähnte Samuel Hartlib stand als Vermittler zwischen Comenius und dem größten englischen Dichter und Publicisten der nachshakespeare'schen Zeit, John Milton. Zu der zeitgenössischen Achselträgerei und historischen „Unparteilichkeit", lies: Verwaschung, gehört auch das vornehme Herabsehen auf die „finstern heuchlerischen Puritaner". Wohlan, hören wir einen Chorführer dieser Puritaner oder besser Independenten, den Vertheidiger des „Königsmordes", hören wir John Milton über Erziehung und Unterricht!

Milton schrieb an Samuel Hartlib: „Da wir sehen, daß kein Volk Erfahrung und Ueberlieferung genug für alle Arten des Wissens darbietet, so unterrichten wir uns hauptsächlich in den Sprachen derjenigen Völker, welche zu irgend einer Zeit der Weisheit am eifrigsten nachstrebten; so daß die Sprache blos das Mittel ist, welches uns Dinge zuführt, deren Kenntniß nützlich ist. Sollte sich aber ein Sprachgelehrter rühmen, alle Sprachen, in welche die Menschheit zu Babel zersplittert wurde, inne zu haben, so wäre er doch, falls er nicht die genannten Dinge eben so gut wie die Wörter studirt hätte, nicht so hoch als Gelehrter zu achten, wie der erste beste Landmann oder Handwerker, der nur seinen vaterländischen Dialekt gehörig verstände."

Damit es jedoch nicht scheine, als habe Milton die Form der vollkommneren Sprachen gering geachtet — wie konnte er das, da er so gründlich Griechisch und Latein, ja das Hebräische verstand? — so höre man weiter:

„Hieraus erhellen die vielen Mißbräuche, welche das Lernen im Allgemeinen so widerwärtig und erfolglos gemacht haben. Erstlich fehlen wir darin, daß wir sieben oder acht

Jahre darauf verwenden, so viel erbärmliches Latein und Griechisch zusammen zu schanzen, als man auf andere Weise leicht und mit Vergnügen in einem Jahre hätte lernen können."

Worin liegt denn der Fehler, woher der schlechte Erfolg? „Dasjenige, was unsere Fortschritte hier so sehr hindert, ist der Zeitverlust, theils durch allzuhäufige, müßige Ferien auf Schulen und Universitäten, theils durch die verkehrte Anforderung, welche die noch leeren Köpfe der Kinder zwingt, Aufgaben, Verse und Reden anzufertigen, welche die Arbeit des reifsten Urtheils und das Schlußwerk eines Kopfes sind, der durch langes Lesen und Beobachten mit wohlgeformten Maximen und mit Erfindungsgabe erfüllt worden; das sind nicht Dinge, die sich aus armen Bürschchen herauspressen lassen, wie Blut aus der Nase oder unreife Früchte vom Baum. . . . Würden sie dagegen, nach einigen vorbereitenden Grundlagen der Sprache, deren feste Formen sie dem Gedächtniß einprägten, durch ein ausgewähltes kurzes Buch, welches sie gründlich durchnähmen, zur Anwendung jener Formen angeleitet, so könnten sie zugleich den wesentlichen Inhalt nützlicher Dinge und Künste erlangen und so rasch die ganze Sprache in ihre Gewalt bringen."*)

Das liest sich doch grade wie aus dem Comenius. Es kommt aber noch energischer, direct auf den Universitäts-Schlendrian gemünzt, eine Kritik, die das Lockenhaupt des englischen Republikaners um zwei Jahrhunderte überlebt hat, und lautet wörtlich also: „In Betreff der gebräuchlichen Methode, Wissenschaften zu lehren, erachte ich es für einen alten Irrthum der noch nicht völlig von der scholastischen Rohheit barbarischer Jahrhunderte befreiten Universitäten, anstatt mit den leichtesten sinnfälligen Dingen anzufangen, die jungen immatriculirten Neulinge mit den allerraffinir-

*) S. Joh. Milton's Politische Hauptschriften, übersetzt von Dr. W. Bernhardi, Berlin 1874.

testen Abstractionen der Logik und Metaphysik zu überschütten, so daß die, welche eben erst jene grammatischen Untiefen und Sandbänke verlassen haben, wo sie lange genug festsaßen, um ein Paar Worte trübselig construiren zu können, urplötzlich in ein anderes Klima versetzt sind, wo sie mit ihren Köpfen ohne Ballast in den bodenlosen, unruhigen Tiefen der Dialektik hin- und hergeschleudert, die Gelehrsamkeit hassen und verachten lernen, weil sie die ganze Zeit hindurch mit bettelhaftem Begriffs-Geschwätz verhöhnt und betrogen werden, da sie doch eine würdige, erhebende Wissenschaft erwarteten."

Daß unser Independent die leibliche Erziehung nicht vergißt, läßt sich bei der Frische seiner Anschauung wohl erwarten. Er hat eben seine Humaniora im humanen Sinne studirt. Wir lesen:

„Der hier in der Kürze beschriebene Studiengang kommt jenen alten berühmten Schulen des Pythagoras, Plato, Isokrates, Aristoteles und ähnlicher am Nächsten, aus denen so zahlreiche berühmte Philosophen, Redner, Geschichtschreiber und Staatshäupter über ganz Griechenland, Italien und Asien sich verbreiteten, abgesehen von den blühenden Studien in Cyrene und Alexandrien. Aber in einem Punkte wird er sie übertreffen und gerade dieselbe Lücke ausfüllen, welche Plato im spartanischen Staat entdeckte. Während dieser Staat seine Jugend vorzugsweise für den Krieg erzog, jene andern aber in ihren Akademien und Lyceen nur auf den Frieden dachten, wird die hier skizzirte Erziehungsanstalt gleich geeignet für den Krieg wie für den Frieden sein."

„Anderthalb Stunden täglich für Leibesübungen." — „Sorgfältige Uebung in den Waffen zu Schutz und Trutz, auf Hieb und Stich . . . sie groß und schlank zu machen . . . einen edlen, furchtlosen Muth einzuhauchen . . . daß sie die Feigheit des Unrechtthuns hassen . . . Kunstgriffe des Ringens . . . im Gefecht oft nöthig . . . militärische Uebungen anfangs zu Fuß, dann zu Pferde . . . in jeder Geschicklichkeit des Marschirens, Lagerschlagens, Befestigung, Belagerung, Be-

schießung .... alte und neue Kriegslisten, Kriegswissenschaften .. gleichwie aus einem langen Kriege als Befehlshaber in den Dienst ihres Landes treten ....."

So reicht der große republikanische Lichtmensch die Hand der „ehrwürdigen Leidensgestalt" des mährischen Pädagogen, in dem festen Vertrauen auf die Möglichkeit einer Erziehung des Geschlechts zum Bessern und zur tiefern Erkenntniß der Welt: Dinge, die an der Zeiten Ungunst Schiffbruch leiden können, die aber nur denen als Thorheit erscheinen, welche die Fortbildungsfähigkeit vom morschen Stuhle ihres schäbigen Egoismus und ihres stinkenden Pessimismus herab achselzuckend belächeln.

Der christliche Bürgerkrieg.

Die Vorboten. — Der Krieg. Böhmen und die Pfalz. — Der niederdeutsche Krieg und Wallenstein. — Gustav Adolf und Wallenstein. — Der Französisch-Schwedische Krieg und der Westphälische Frieden. — Deutschland nach dem 30jährigen Kriege. Die Verheerung und der Kulturstand.

Die Vorboten.

Bis zu den 70er Jahren des 16. Jahrhunderts bewegte sich der reformatorische Geist in aufsteigender Richtung. Dann trat die europäische Menschheit ins Sternbild des Tridentinums und des Ignaz von Loyola; die Bewegung wurde rückläufig. Offenbar war der neue Fonds, mit dem besonders Deutschland gearbeitet hatte, erschöpft; es handelte sich nur noch um die Conservation der Errungenschaft. Erhaltung ohne Wachsthum ist aber stets Verlust, ist Rückgang.

Der zweitdeutige, in Widersprüchen sich selbst aufhebende Augsburger Religionsfriede von 1555 hatte der Bewegung eigentlich erst ihre sogenannte praktische Seite gegeben. Wenn die geistlichen Stände des Reichs durch den Uebertritt zur neuen Kirche Amt und Einkommen einbüßten, wie das Reichsgesetz aussprach, so war die Restitution auf der ganzen Linie „vorbehalten“. Und wenn die geistlichen Stände sich die Mißachtung der Duldung Andersgläubiger „vorbehielten“, so hing der innere Friede am Haare der Willkür. Augenscheinlich kam es nur auf die Situation und auf die Gelegenheit an, welche Bedeutung der ganze Pakt haben würde, d. h. er war zur Machtfrage geworden. Dasjenige Staats- und Völkerrecht, welches sich mit cynischer Offenherzigkeit auf die bloße Macht stützt, erhält hier die willkommenste Illustration für sein Sophisma.

Noch ein halbes Menschenalter lang säcularisirten die protestantischen Stände rüstig weiter, allerdings auch reichsunmittelbare Stifter und Bisthümer im Norden; sie standen auf der Declaration Ferdinands I. und verwarfen den „Vorbehalt". Wohlwollende, friedlich gesinnte Fürsten wehrten Conflicte ab; der reformatorische Zug griff tiefer und tiefer in die alte Kirche ein: unter hundert Priestern war kaum ein einziger unverheirathet, vom Fegfeuer war keine Rede mehr, die Prozessionen waren eingestellt, der Papst selbst hatte den Kelch, z. B. den Salzburgern, gewährt.

In den 60er Jahren war vielleicht noch ein Zehntel aller Deutschen, Oesterreich nicht ausgeschlossen, ernstlich katholisch. In den 70er Jahren begann die Reaction unter Führung und Einflüsterung der Jesuiten, die den Katholicismus wieder militant machten. Die Capuziner predigten mit Erfolg im populärsten Tone. Hin und wieder verjagte man die protestantischen Geistlichen, sperrte Kirchen, drang auf Auswanderung oder Bekehrung der Ketzer. In den Reichsstädten von gemischter Bevölkerung erhob sich leidenschaftlicher Streit. Adligen und freien Städten wurde, der Declaration Ferdinand's I. entgegen, die Religionsfreiheit entzogen. Heftige Schriften bedrohten die evangelischen Stände in ihrer politischen Stellung. 1582 wurden die protestantischen Administratoren norddeutscher Stifter vom Reichstage ausgeschlossen. Die Jesuiten putzten und bauschten den katholischen Cultus auf, erfanden den hohlen Pompstyl, liebäugelten mit der Mutter Gottes, brachten die Prozessionen wieder in Schwang.

Spanische Truppen drangen executorisch nach Westphalen — die schwarze Tafftmantille ist noch von ihnen übrig geblieben —; der Bischof von Paderborn warf den Protestantismus nieder.

Der Protestantismus konnte seinem Princip der „Prüfung" zufolge nicht leicht eine einheitliche Macht bilden. Die Calvinisten, Mystiker in der Prädestination, waren Rationalisten im Abendmahl; die Lutheraner, die sich umgekehrt verhielten, erstarrten

in einem trostlosen Dogmatismus, der den Melanchthon schier selber verketzerte. Die Toleranz, das letzte Mittel gegen die Vielheit der Meinungen, war den Flacius, Westphal und Heßhusius so verhaßt wie der römischen Curie selbst. Bis zur Höhe der holländischen Kirchenpolitik reichte Deutschland lange nicht. Im Gegentheil, seit Friedrich III. von der Pfalz, um Ruhe im Lande zu haben, Calvinist geworden war, stand die Kurpfalz nicht einmal mehr unter dem Schutz des zweideutigen Religionsfriedens, und war den evangelischen „Brüdern" wegen ihrer Freundschaft mit Holland und England ein scharfer Dorn im Auge.

Auch in socialer Beziehung waren die frühern Bedingungen frischen Aufstrebens abhanden gekommen. Die Fürstenmacht, die zur Territorialsouveränität hinstrebte, vollzog eine bis dahin nicht gekannte Trennung der Höfe vom eigentlichen Volke. Zwischen beide schob sich als Leibgarde der Throne der Adel, der sich auf Reisen bildete und dann die bürgerlichen Aemter besetzte. Die jungen Herren, „wenn sie groß und bengelhaft geworden", gingen nach Paris, brachten wälsche Moden heim und gaben den Luxuston an. Fremde Baukünstler und Musiker thaten das Ihrige. Nur wenige Städte leisteten noch Widerstand gegen diese Exclusivität von Hof und Adel. Bedeutend waren noch Nürnberg, der Stapelplatz zwischen Rhein und Donau, wo schlesische Leinwand, italienische Seide und englische Tuche mündeten; Augsburg, der Brückenkopf nach Italien, die Stadt der deutschen Renaissance; Lindau am Bodensee, das „deutsche Venedig", der Kreuzweg nach der Lombardei und Lyon; Frankfurt a/M., dessen Messe immer bedeutender wurde; Stendal in der Altmark, die Tuchmacherstadt; endlich Berlin, wo man — „ein seltener Fall," sagt Ranke — reich war. Im Ganzen wurden auch die Städte höfisch, strebten nach Luxus und dürsteten nach Geld.

Merkwürdig stimmt mit dieser Wendung zusammen eine Verschlechterung im nationalen Charakter, wenn wir anders annehmen dürfen, die Reichspolizeiordnung von 1577 sei nicht

aus der Luft gegriffen worden. Luther hatte sich doch schon hart genug gegen den deutschen „Sauffteufel" ausgelassen. Die Reichspolizeiordnung aber gebot „allen Kurfürsten, Fürsten und Ständen, daß sie, ihren Unterthanen zum Exempel, das übermäßige Trinken und Zutrinken für sich selbst vermeiden, es auch an ihren Höfen und in ihren Ländern ernstlich abthun sollen. Die Prediger sollen sonntäglich das Volk von diesem Laster abmahnen, das den Teutschen bei allen fremden Nationen Verachtung zugezogen, und aus welchem Gotteslästerung, Todtschlag, Mord, Ehebruch und viele andere Uebelthaten folgen."

Besonders wurde damals noch Klage erhoben über die „gartenden Knechte" oder müßigen Soldaten. Das reiche Gemüthsleben deutscher Nation versiegte in bestialischem Genuß, dessen Kehrseite das dogmatische Haarspalten und der Hexenprozeß bildeten.

Die Reformation also stand in der Defensive, blaß und kraftlos; der Jesuitismus mit der Fieberröthe auf den Augenknochen schritt zum Angriff. Im Jahre 1581 wählte die protestantische Mehrheit in Aachen einen protestantischen Stadtrath, der katholische entfloh. Der Bischof von Lüttich und der Herzog von Jülich erhielten Befehl zur Execution; ihre Truppen wurden zurückgeschlagen. 1598 fand die Restitution statt; die protestantischen Geistlichen wurden vertrieben, die protestantischen Stadträthe verbannt. Nicht einmal außerhalb der Stadt wurde den Protestanten der Gottesdienst erlaubt. 1611 revoltirte Aachen und richtete sich wieder protestantisch ein; 1614 stellte der spanische General Spinola die katholische „Ordnung" her. Was bedeutete nun der Religionsfrieden und wie war das Reich regiert, das durch fremde Truppen Polizei übte?

Fast gleichzeitig mit der ersten protestantischen Stadtrathswahl zu Aachen ereignete sich in Köln ein anderes, noch bedeutsameres Vorzeichen der kommenden Dinge. Der Kurfürst Gebhard Truchseß von Waldburg verlobte sich 1582 mit der

schönen Gräfin Agnes von Mansfeldt und heirathete sie bald darauf. Angesichts des „geistlichen Vorbehalts" erklärte er ausdrücklich, er strebe nicht den säcularisirten Besitz an; nach seinem Tode habe vielmehr das Capitel die Berechtigung zu einer Neuwahl. Neu war der Fall keineswegs, in der Reformationszeit ging man ganz ungenirt zu Werke: 1543 heirathete der Bischof von Schwerin, Magnus von Mecklenburg, die Tochter König Friedrich's I. von Dänemark, und seine Frau Bischöfin heirathete nach seinem Tode den Nachfolger. Der Administrator von Magdeburg, Joachim Friedrich von Brandenburg und der Bischof Christoph von Ratzeburg lebten in der Ehe. Das waren aber vergangene Zeiten. Die Reaction im Jahre 1583 fürchtete, das Kölner Erzbisthum möchte sich an solche Dinge gewöhnen und die Kurstimme definitiv verloren gehen. Der Papst bannte den Kurfürsten und setzte ihn trotz der goldenen Bulle ab. Kaiser Rudolf ließ beifällig geschehen. Die Protestanten konnten die Majorität im Kurfürstenrathe auf einen Schlag erlangen, wenn sie dem Truchseß zu Hülfe kamen. Aber mit Ausnahme Johann Casimir's von der Pfalz, der einen vergeblichen Versuch machte, rührten sie sich nicht; bayerische und wieder spanische Truppen setzten einen bayerischen Prinzen in die Kur ein und vertrieben den Abtrünnigen, der in Straßburg procul negotiis sein Liebesglück pflegte. Die Lutheraner entschuldigten sich damit, daß Gebhard Calvinist geworden sei; sie wollten noch immer nicht einsehen, daß des Nachbars Wand brannte.

Zehn Jahre später gab es eine Bischofswahl in Straßburg, der echt protestantischen Stadt. Gewählt wurde von der einen Hälfte des Capitels Johann Georg von Brandenburg, Sohn des späteren Kurfürsten Johann Friedrich, von der andern Hälfte der Cardinal-Bischof von Metz, ein lothringischer Prinz. Straßburg hatte also zwei Bischöfe, die sich nach dem uti possidetis vertrugen. Hätten die Protestanten eingegriffen, so ging Straßburg wahrscheinlich ein Jahrhundert später nicht dem Reiche verloren. Aber 1604 ließen sich die

protestantischen Domherren ihre Pfründen abkaufen und 1617 waren die Katholiken wieder im Besitze sämmtlicher Stellen.

Auf dem imaginären deutschen Kaiserthrone saß seit 1576 der kranke Grübler Rudolf, auch äußerlich die Caricatur seines Großoheims Karl's V. Wenn bei dem Herrn beider Welten das Kinn mit zunehmendem Alter mit der Spitze in die Höhe wuchs, so daß sein Gesicht dem Monde im ersten Viertel glich, während bei Ferdinand I. und dessen Sohne Max II. die Physiognomie sich in die Länge erstreckte, so trat bei Rudolf die anfangs schöne Stirn mit der Zeit zurück, das Kinn aber um so mehr hervor — eine doppelte Curve. Auf gewissen Kupferstichen gleicht er einem Bullenbeißer, auf andern einem Schlafsüchtigen.

Das schließliche Schwanken in der Kirchenpolitik, welches wir bei seinem Vater Max bemerkten, ging bei dem Sohne in zähen Conservativismus über; dieser wollte in den Träumereien und Spielereien nicht gestört sein, die er zu Prag als Zauberlehrling seines Kammerdieners Philipp Lang so emsig betrieb.

Der Astrolog auf dem Throne war nicht persönlich bigott, er hing nur an der Tradition seines Hauses und erblickte in den protestantischen Bestrebungen eitel Willkür und den Samen politischer Rebellion. Der idealisirende Dichter*) hat ihn ziemlich getroffen, wenn er ihn sagen läßt:

„Es heißt den Glauben reinigen, daß Gott!
Der Glaube reint sich selbst im reinen Herzen;
Nein, Eigendünkel war es, Eigensucht,
Die nichts erkennt, was nicht ihr eignes Werk.“

Zuletzt kommt die Sache an die „Hefe“, die also spricht:

„Sind wir die Mehrzahl doch, die Stärkern doch,
Sind Menschen so wie Ihr — uns unser Recht! —
Ich sage Dir, nicht Scythen und Chazaren
Bedrohen unsre Zeit, nicht fremde Völker;

*) Grillparzer: „Ein Bruderzwist im Hause Habsburg.“

Aus eignem Schooß ringt los sich der Barbar,
Der, wenn erst ohne Zügel, alles Große,
Die Kunst, die Wissenschaft, den Staat, die Kirche
Herabstürzt von der Höhe, die sie schützt,
Zur Oberfläche eigener Gemeinheit,
Bis Alles gleich, ei ja! weil Alles niedrig."

In dem Wirrsal der Zeiten sieht Rudolf nur einen festen Halt, das Haus Habsburg nämlich, das

— „einig mit dem Geist des All,
„Und in dem Mittelpunkt der eignen Schwerkraft
Der Rückkehr harrt der Geister, welche schweifen."

Kaiser Rudolf meinte die Reaction mehr politisch als kirchlich. Er, der Schwächling, hatte Velleïtäten einer festen Einheit seiner Länder. Die kirchliche Uniformität sollte als Mittel dazu dienen. Hierin begegnete er sich mit dem verfehlten Richelieu Oesterreichs, dem spätern Cardinal Melchior Khlesl.*) Khlesl, ein Wiener Kind, wurde Dompropst zu St. Stephan und Kanzler der WienerUniversität. Noch im Jahre 1597 war ein Protestant als Rector dieser Universität von Rudolf bestätigt worden. Kanzler Khlesl aber erwirkte das Decret, welches die Protestanten von der Universität ausschloß. Und nun wurde Khlesl Generalreformator von ganz Niederösterreich.

Rudolf hatte jetzt entschieden die Bahn des steirischen Ferdinand, seines Neffen, betreten. Als er jedoch Böhmen, Mähren und auch Ungarn nebst Siebenbürgen vergewaltigen wollte, erhob sich im letztern Lande Bocskai mit Hülfe der Türken und brachte den Besitz der Stephanskrone in große Gefahr. Da traten 1606 die Brüder und Vettern des Kaisers in Wien zusammen, um „zeitliche Fürsehung" gegen die „Gemüthsblödigkeit" Rudolfs zu thun. Erzherzog Mathias, des Kaisers Bruder, wurde zum Haupt des Familienrathes ernannt. Er erlangte von den Türken einen demüthigenden

---

*) Bald Clesel, bald Clesl, von Gindely Khlesl geschrieben, welchem wir folgen. Der protestantische Prof. Taubmann zu Wittenberg brachte den Witz auf: CLesel = 150 Esel, worin sich der „taube Mann" irrte.

Frieden auf 20 Jahre, erkannte Bocskai als Fürsten von Siebenbürgen an und gewährte für Ungarn und Siebenbürgen Religionsfreiheit. Rudolf, der allerdings verschiedene Proben von „Gemüthsblödigkeit" gegeben und namentlich seit dem Jahre 1600 die fixe Idee hegte, daß ihn ein Mönch ermorden werde, weigerte sich, den sogar auf Khlesl's Rath geschlossenen Frieden anzuerkennen. Da berief Mathias den ungarischen Reichsrath und die österreichischen Stände nach Preßburg und schloß mit ihnen eine „Conföderation" gegen den Kaiser, der auch Mähren beitrat.

Mathias rückte nun gegen Prag. Karl von Zierotin, von seiner Einheitsidee geleitet, betrieb vergebens den Abfall der böhmischen Stände von Rudolf. Allein Rudolf war geängstigt, trat dem Bruder 1608 Ungarn, Mähren, beide Oesterreich ab und sicherte ihm die Nachfolge in Böhmen.

Erzherzog Mathias, „wahrlich der beste Bruder auch nicht", hat seine Pietätslosigkeit keineswegs durch Thaten gutgemacht. Er mochte sich Schnurrbart und Augenbrauen emporbrehen und die ritterliche Jägergestalt des ersten Max nachäffen: durch falsches Spiel und erbliche Schwäche hat er alle Fahrlässigkeit Rudolfs, alle Bestechlichkeit der Prager Hofräthe und Kammerdiener reichlich aufgewogen. Die Krone aber setzte er seinen Sünden auf durch die Adoption seines Neffen, des steirischen Ferdinand.

Uebrigens war er in seinem neuen Besitz nicht auf Rosen gebettet. Die Ungarn zwangen ihm eine Convention mit völliger Religionsfreiheit auf. Die österreichischen Stände ertrotzten die berühmte „Capitulations-Resolution" vom Jahre 1609. Diese Resolution vom 19. März war der Pendant zum böhmischen Majestätsbriefe Rudolfs vom 11. Juli desselben Jahres. Sie enthielt die Gleichstellung der Protestanten mit den Katholiken in allen Landesämtern und allen städtischen Rechten und setzte einen gemischten Gerichtshof für Streitigkeiten ein. Im Jahre 1610 traten sogar Städte und Märkte als vierter Stand in den niederösterreichischen Landtag. Das

ging selbst dem temporisirenden Khlesl zu weit, der als Erzbischof von Wien Protest einlegte.

Im selben Jahre 1609 setzten die Böhmen den Kaiser Rudolf auf Nadeln; ihre Truppenwerbungen trotzten ihm den Majestätsbrief ab, in welchem er die Religionsfreiheit anerkannte, den Evangelischen ein Consistorium und die Prager Universität bewilligte und die Wahl von Defensoren zugestand. So nur vermochte er Böhmen und sein geliebtes Prag in der Treue zu erhalten. Der heikle Punkt des Majestätsbriefes, der den Ausbruch der Revolution und des Krieges veranlaßte, lautete dahin, daß auch die Ortschaften auf königlichen Gütern protestantische Kirchen und Friedhöfe haben dürften. Später frug es sich, wie weit der Begriff „königliche Güter" und jus regium sich erstrecke. Zur Erlassung des Majestätsbriefes hatte Khlesl gerathen.

So in seinem Länderbesitz und in Böhmen in seiner Macht verkürzt, richtete der Kaiser*) sein Augenmerk auf den Erzherzog Leopold, Bischof von Passau und Straßburg, den Bruder Ferdinands. Leopold, der mit seinen Söldlingen im Juli 1610 die Festung Jülich genommen hatte, um den kaiserlichen Sequester auf die Jülich-Cleve'sche Erbschaft zu legen, war von den Franzosen vertrieben und dann von der Union aus dem Elsaß verjagt worden. Ihn entbot Rudolf zu seinem persönlichen Schutz. Vor Prag angelangt, begann die Passauer Soldateska zu sengen und zu brennen, vom Hradschin aus die Altstadt zu beschießen, Kirchen und Klöster zu plündern, Mönche zu erschlagen, die Jesuiten aus ihren Collegien zu vertreiben: ein echtes Vorspiel des 30jährigen Jammers.

Rudolf gab vor, kein Geld zur Löhnung zu haben; als aber Mathias mit Heeresmacht heranrückte — Graf Thurn führte eine Truppenabtheilung — zahlte Rudolf den Passauern

*) Welch' ein Kaiser! Im Juni 1609 lagen ihm 2000 Verfügungen und Erlasse unerledigt zur Unterschrift vor!

300,000 Gulden. Darauf zogen sie sich nach Budweis zurück, wo sie sich befestigten.

Am 24. April 1611 hielt Mathias seinen Einzug in Prag. Rudolf entband die Stände ihres Eides; am 23. Mai wurde Mathias als König von Böhmen gekrönt, zu dem auch Schlesien und die Lausitz gehörten. In einer Handveste verpflichtete er sich zur Beobachtung des Majestätsbriefes. Aus demselben Jahre 1611 datirt die erste Beschwerde des Abtes von Braunau über „unbefugten“ Kirchenbau der Protestanten.

Kaiser Rudolf dachte in tausend Nöthen sogar an eine Verbindung mit der protestantischen Union: „ein entlaubter Stamm“, der noch ein Jahr lang im Winde schwankte. Ein Kaiser ohne Land; todt und begraben, noch ehe er gestorben. Das Prager Volk glaubte eine Weile, er sei nicht mehr, ein Schuster spiele seine Rolle fort. Am 20. Januar 1612 starb er wirklich, 59 Jahre alt.

Indem wir den Hintergrund des Kaiserthums inmitten der Habsburgischen Wirren zu zeichnen versuchten, sind wir den Ereignissen im deutschen Reiche merklich vorausgeeilt. Wir müssen um fünf Jahre zurückgreifen. Gründe genug lagen zum Kriege zwischen der protestantischen Welt und der frechen Reaction vor; eine directe Veranlassung zur Rüstung bot das Jahr 1607 durch die Vergewaltigung der schwäbischen Reichsstadt Donauwörth, wenngleich der bewaffnete Friede noch schier elf Jahre dauern sollte.

Die Stadt Donauwörth*), in der großen Mehrzahl ihrer Bewohner protestantisch, hatte seit dem Religionsfrieden gegen die katholische Minderheit die vorgeschriebene Toleranz geübt.

---

*) Felix Stieve: „Der Ursprung des 30jährigen Kriegs, 1607—1619, I. Buch, München, Rieger, 1874. — Ferner: „Das kirchliche Polizeiregiment in Bayern unter Maximilian I.“ Allg. Zeitung, Beilage 198—203 (1876).

Seit den 70er Jahren, als die Reaction den Kopf erhoben, waren auch hier Reibungen und in ihrer Folge kleine Beschränkungen eingetreten. So durften die Katholiken das Sacrament nur still und ohne Geläute zum Kranken tragen; Prozessionen mußten aus der Heiligkreuzkirche der Benedictiner, die an der Stadtmauer lag, „durch ein sonder Gäßlein" zum Thore hinausziehen; die Entfaltung der Kirchenfahnen war erst jenseits des Weichbildes erlaubt. Wie immer, war es eine Generation junger Geistlicher, welche den Streit provocirte: in der Jesuitenschule zu Dillingen gedrillte Conventualen bewerkstelligten, dem localen Recht zuwider, im Jahre 1605 einen kirchlichen Umzug durch die Stadt. Protestantische Eiferer und süßer Pöbel traten störend dazwischen. Berufung an den Bischof von Augsburg. Der Bischof erwirkte in Prag ein scharfes Mandat, welches für den Wiederholungsfall die Acht androhte.

Darauf sahen es nun die Mönche ab, und im folgenden Jahre zog die Prozession mit fliegenden Fahnen und großem Gepränge durch die Stadt. Es entstand ein Geraufe und bei der Rückkehr büßte der Umzug Fahnen, Rauchfässer 2c. ein. Das hieß die: „Donauwörther Fahnenschlacht". Zweites, noch schärferes Mandat. 1607 dritte Prozession, die Bürger bewaffnen sich, die Prozession kann nicht stattfinden. Der Magistrat, der sich überhaupt saumselig betragen hatte, gab zu, daß er der Bürgerschaft nicht Herr sei. Kaiser Rudolf, gehörig aufgehetzt, zur Abwechslung auch einmal entschlossen, beauftragte den Herzog von Bayern, die Katholiken in Donauwörth zu schützen. Wir werden sehen, daß dieser Auftrag in die rechten Hände kam.

Bayern, mit ungefähr einer Million Einwohner, war grade daran, nach und neben Steiermark, ja in noch prägnanterem Sinne, das Musterland der jesuitischen Reaction und cäsaropapistischer Kirchenpolizei zu werden. Der steirische Vetter, mit Maximilian in Ingolstadt geschult und diesem in der heiligen Jungfrau engstens verbunden, war ihm um etliche Jahre

zuvorgekommen; aber Maximilian holte das mit methodischer Gründlichkeit nach.

Allerdings hatte die Reaction in Bayern ihre Absichten schon seit dem Wormser Reichstage und der Aechtung des Augustinermönchs angedeutet; energischer trat sie jedoch erst 1564 unter Albrecht V. hervor. In den ersten vierzehn Jahren seiner Regierung hatte dieser Fürst sich außerordentlich milde und tolerant bezeigt: er ließ die Jesuiten von Ingolstadt abziehen, gestattete dem Adel evangelische Pfarrer einzusetzen, drückte beide Augen zu, als die Geistlichen Heilige und Fegfeuer bei Seite setzten und sich beweibten. Beim Tridentiner Concil bestand der Herzog, wie Ferdinand I., auf Priesterehe und Laienkelch, um den Abfall des ganzen Landes zum Protestantismus zu verhindern; und in der That gestattete Pius IV. grade im Wendejahre 1564 das Abendmahl unter beiderlei Gestalt — erst 1610 nahm Clemens VIII. die „unfehlbare" Erlaubniß zurück.

Politische Gründe, eine entdeckte „Verschwörung" zur Erzwingung der Religionsfreiheit, briefliche Invectiven gegen seine Person, bestimmten den Herzog mehr als religiöser Eifer zur Umkehr. Die Protestanten waren ihm fortan Rebellen, die vom Landtage ausgeschlossen werden mußten. Den Jesuiten ward Vollmacht zur Bekehrung der Geistlichen, der Bürger und Bauern ertheilt. Selbst der Adel durfte nicht mehr öffentlich die Augsburger Confession bekennen.

Das ging unter Wilhelm V. bis gegen Ende des Jahrhunderts so fort; zur Vollendung gelangte das System jedoch erst unter dem dunkeläugigen Kraftmenschen, dem wohlgebildeten Maximilian I. Herzog Wilhelm hatte seinen Sohn vortrefflich gedrillt. Max wurde gelehrt, stehend oder knieend stets lateinische Gebetchen herzusagen, allerhand fromme Büchlein, Bilder, Rosenkränze und Agnusdei zu hegen, täglich Messe zu hören. Dabei wurde sein Eigenwille schonungslos gebrochen, und es ist fast zu bewundern, daß er sich so viel davon bewahrte. In den süßlichen Madonnencultus war er ganz

eingetaucht, wie denn der Jesuitismus die Sentimentalität der Bolognesen, der Sassoferrato und Carlo Dolci erzeugt hat. Wie Maximilian als Jüngling nach Loreto gepilgert war, so wallfahrtete er im reifen Alter nach Altötting und deponirte in einem verschlossenen Schrein daselbst Devotion und Sündenbekenntniß an die allerheiligste Jungfrau. Er machte sie zur Patronin seines Hauses, zur „Schirmherrin Bayerns". In Rom betrieb er das Dogma der Immaculata, das Lieblingsthema der Jesuiten. Diesen frommen Vätern war er durchaus ergeben: wie er von ihrem Ordensgeneral Acquaviva sagte, wenn man ihn ansehe, müsse man ihn lieben, so verliebten sich die Jesuiten wieder in ihn. Er verwandte sich eifrigst für die Heiligsprechung des Ignaz Loyola, des Filippo Neri und der spanischen Teresia a Jesu.

Da ist es nicht zu verwundern, daß Maximilian, wo nicht grade das blinde Werkzeug der Jesuiten, so doch der auserwählte Arm des Jesuitismus auf dem Throne wurde. Einem solchen Charakter hatten die Protestanten in Deutschland keinen entgegenzustellen. Und Maximilian regierte von 1595—1651, also 56 Jahre!

Den Grundsatz: cujus regio, ejus religio, gedachte er von vornherein auf den Adel selbst anzuwenden. Nur die vom Landtage zu bewilligenden Türkengelder legten ihm einen Zügel an. Doch befahl er 1608 den auswärts wohnenden protestantischen Adligen, auf ihren Gütern nur katholische Beamten zu halten, keine ketzerischen Bücher einzuschleppen, an Fasttagen kein Fleisch zu essen. Die Ansässigen wurden periodisch vorgefordert und ermahnt, im Jahre 1614 mit Auswanderung und Güterverkauf bedroht. Kinder verstorbener Lutheraner wurden in „adlige" Dienste zu Katholiken gegeben. 1629 setzte der Herzog den adligen Ketzern die letzte Frist.

Kein ausländischer Ketzer durfte sich im Lande ankaufen. Schon 1608, als der Herzog zwei protestantische Dörfer bekam, hatte er die protestantischen Geistlichen daraus verjagt, die Unterthanen zur Bekehrung oder Auswanderung gezwungen.

Wir greifen den Ereignissen des großen Krieges vor, aber zur Vervollständigung des Systems ist noch Folgendes unentbehrlich. Die bayerischen Truppen eroberten nach Beendigung des böhmischen Krieges die Oberpfalz; der Herzog hielt nicht das Versprechen der Truppenführer, Jeden bei seinem Glauben zu lassen, sondern vertrieb reformirte und lutherische Prediger. Als ihm das Land und die Kur 1628 zugesprochen wurde, führte er die Parole: Bekehrung oder Auswanderung rücksichtslos durch.

War die Gefahr der Ketzerei im Innern schon groß genug, so drohte sie nicht minder von außen als Verführung und Propaganda. Dreißig Jahre lang hatten die Herzöge Wilhelm und Maximilian sich der mährischen Brüder und ihres Einflusses, so wie der bayerischen Auswanderung nach Mähren zu erwehren. Noch 1616 mußte mit den schwersten Strafen an Leib und Leben gedroht werden.

Auch das Hinüberlaufen über die Gränze in protestantische Kirchen und Schulen wurde strengstens untersagt. Die jesuitische Censur des Gedruckten leistete auch in Bayern ihr Meisterstück. Gleich nach der Thronbesteigung gebot Maximilian, „alle verbotenen falschen ketzerischen Bücher, Tractätlein und Schriften" bei höchster Strafe auszuliefern. Das Volk las nämlich noch vom 16. Jahrhundert her; der jesuitische „Unterricht" hatte die Kunde des Alphabets noch nicht getilgt. Dann erfolgten die Haussuchungen nach solchen Schriften, „daraus dann eines jeden ketzerisches, verstocktes und halsstarriges Gemüth unfehlbar abzunehmen", und die Weisung, die Besitzer derselben „andern zu einem abscheulichen Exempel" zu strafen. Natürlich kamen die Buchhändler, die Jahr- und Tandelmärkte unter die schärffste Controlle; das Recht Bücher zu verkaufen wurde ein Regal. Bayerische Drucke unterlagen in Ingolstadt den Theologen, in München dem „geistlichen Rath", der jedoch bei „etwas wichtigen und disputirlichen Sachen" Jesuiten zuziehen mußte.

Schon 1604 wurden bayerische Unterthanen gestraft, weil

sie ihre Söhne nach protestantischen Orten des Auslands hatten heirathen lassen. Niemand durfte seine Kinder zum Studium oder zur Erlernung von Handel und Künsten ohne Erlaubniß der Regierung ins Ausland schicken; im Auslande Abgefallene durften nicht heimkehren. Auch über Lehrlinge, Gesellen und Dienstboten im Auslande wurde amtlich die strengste Controlle geführt, und die Abreisenden zur vorherigen Anmeldung gezwungen. Halbjährlich mußte von den Beamten Bericht über die Abwesenden nach Hofe erstattet werden. Rückkehrende hatten sich über die Unversehrtheit ihres Glaubens auszuweisen, wollten sie nicht das Recht der Ansiedelung verwirken. Eigene Residenten in Augsburg und Regensburg mußten alljährlich die Katholicität der dort wohnenden Bayern bescheinigen. Wer draußen Ketzer wurde, erbte nicht in Bayern, ja die Ansässigmachung wurde ihm durch Vorenthaltung der Papiere bis zur Unmöglichkeit erschwert. Das Bedenken, mit solcher Gewissenspolizei gegen den Religionsfrieden zu verstoßen, beseitigte Max durch jesuitische Auslegung.

Schon unter Wilhelm V. 1591 war die Beschwörung des Tridentinischen Bekenntnisses unumgängliche Bedingung jeglicher Beamtung, und 1598 forderte Max denselben Schwur behufs des Bürger- und Inwohnerthums. Schulen auf dem Lande wurden wegen der Schwierigkeit der Aufsicht nicht wohl gelitten und bedurften einer herzoglichen Concession.

Welche Mühe gab sich der tapfere Kirchendegen mit der Moralisirung der Geistlichen; welche Campagnen führte er gegen die allgegenwärtigen Haushälterinnen, die so viele Kleriker „lieber hatten als Recht war"! Glücklicher war er natürlich bei der zwangsweisen Einführung der „Kinderlehre" und des römischen Ritus der Jesuiten. Am 27. Nov. 1629, nach Erledigung des dänischen Krieges und der Veröffentlichung des Restitutionsedicts, fand in Bayern, nach dem Vorgange Ferdinands II. in Oesterreich, das erste Fest der unbefleckten Empfängniß Mariä statt, zum bleibenden Andenken für die Hülfe, welche die Mutter Gottes ihren Verehrern gewährt hatte.

Mit unsäglicher Härte verfuhr der Herzog gegen Unzucht und Ehebruch, dessen verschiedene Kategorien in drakonischen Preistarifen bis zur Todesstrafe heimgesucht wurden. Der Völlerei ging er in derselben Weise zu Leibe. Das Tanzen wurde auf gewisse Festlichkeiten und auf Tag und Stunde reducirt. Schwören, Fluchen und Gotteslästern nahm er scharf aufs Korn und ließ einen Gotteslästerer trotz hoher Fürbitte hinrichten. Auch gegen einen Theil des herrschenden Aberglaubens, die Anbetung des Teufels, das Halten eines spiritus familiaris, Wahrsagerei, Zauberei, kurz gegen die schwarze Magie, drohte er Tod durch's Schwert an; die weiße Magie dagegen, die zauberhaften Heilmittel der Kirche, die Amulete u. dgl. ließ der gläubige Fürst natürlich ungestraft.

War Maximilians kirchliches Polizeiregiment bisher mehr prohibitiv oder verbietend, so fehlte ihm wahrlich auch das Gebieten nicht. Die Enthaltung vom Fleischessen, in gewöhnlichen Zeiten zwei Tage in der Woche, gehört allerdings noch zur erstern Kategorie; der besondre Fleischmetzger aber für Kranke und Wöchnerinnen entspricht schon einer positiven Anweisung. Negativ ist gleichfalls das Verbot des Angelns, Spielens, Kegelschiebens, ja des Spazierengehens während des Gottesdienstes; aber positiv war der Kirchenzwang an Sonn- und Festtagen. Die Beamten, vom Minister bis zum Hofdiener, mußten bei Strafe täglich der Messe, Sonntags dem Hochamt und der Predigt, sowie dem Fasten- und Advents-Gottesdienst beiwohnen; Minister, Geheim-, Hof- und Kammerräthe zogen, wie der Stadtrath von München, mit brennenden Lichtern zur Donnerstagsprozession.

Beim Läuten des Türkengebets und des Ave Maria war männiglich gehalten, auf die Knie zu fallen und ein Vaterunser und Ave Maria zu beten. Reiter und Fahrende mußten ab- und aussteigen. Max zwang auch seine Unterthanen zum Tragen von Rosenkränzen, „weil der Gebrauch und die Anhängung der geweiheten Sachen, sonderlich der Agnusdei, für

allerhand böse Zustände und Gefährlichkeiten sehr nutzbar und dienstlich sei". Weiße Magie.

Das Einliefern der Beichtzettel zur Pfingstzeit vollendete natürlich den guten frommen bayerischen Staatsbürger.

Endlich fehlte auch die Inquisition zur Untersuchung des gesammten Glaubensstandes nicht. An ihrer Spitze stand Buslidius der Jesuit, Beichtvater des Herzogs. Schon 1612 wurde die Bürgerschaft von Ried — was ein Häkchen werden will — in Betracht des Glaubens an das Fegfeuer, des Gebets für die Todten und des Fastengebots untersucht. Seit 1629 fungirte eine förmliche Untersuchungs-Commission.

Dieses System, so umsichtig und allumfassend es war, konnte doch des bewährten Jesuitenmittels, der Angeberei und Spionage nicht entbehren, und auch dieses Mittel heiligte der fromme Zweck. Nichtangeber wurden bestraft, Angeber des Ehebruchs mit einem Zehntel, der Gotteslästerung mit einem Drittel der verhängten Geldstrafe geködert. Nebenbei stellt sich das arithmetische Verhältniß des Ehebruchs zur Gotteslästerung wie 3 zu 10 heraus, was wieder echt jesuitisch ist.

Ueber Unterthanen, Adel und Beamte wachten Spione, welche nach des Herzogs Befehl um jeden Preis zu gewinnen seien. Ueber die Spione setzte er wieder Oberspione, wie das in reinen Despotien üblich ist. Ein Rentmeister erhielt fort und fort Verweise, daß er so wenig Leute angebe; der Herzog könne nicht glauben, daß die Leute in seinem Bezirke so fromm und eingezogen lebten. Die Welt sollte und mußte des Teufels sein.

Trotz dieses scheinbar vollendeten Systems der Geistesknechtschaft waren die Loyoliten nicht ganz zufrieden. Maximilian hätte das Land auch noch wirthschaftlich ruiniren sollen; das aber wollte er nicht, weil er Geld und Soldaten gebrauchte. Die guten Väter mußten sich also begnügen, auch priesen sie ihn nach seinem Tode als das „Ideal eines guten Fürsten", und ein poetischer Carmeliter nannte ihn 1663 „das größte allezeit wider die Ketzereien geladene Stück, welches von

dem himmlischen Constabel also regiert wurde, daß es in dem Losbrennen auf seine Feinde mit großem widerhallenden Knall einen Schrecken verursachte". —

Gewiß hatten auch die Einwohner protestantischer Länder Vieles zu leiden; namentlich verursachte der Wechsel der Confession in der Pfalz und in Brandenburg manch' Kreuz und Herzeleid; von der Ketzerriecherei in Kursachsen und ihren beiden Hauptopfern wird noch die Rede sein; aber unvergleichlich größer waren Qual und Quälerei in den katholischen Gebieten unter dem Einfluß der Jesuiten. Diese Länder, Oesterreich und Bayern vorauf, vom protestantischen Geiste durchweg inficirt, stellten der reactionären Gewissenspolizei eine scheinbar unendliche Aufgabe. Die Qual der Regierungen stand im Verhältniß zur Verbreitung der neuen Anschauung, und die Quälerei wuchs im Verhältniß zu den geforderten „Werken" der Umkehr zum alleinseligmachenden Glauben. Der Jesuitismus begnügte sich nicht mit dem Civilstandsregister, er wollte die Seelen unter seine Botmäßigkeit zwingen.

Und die Frucht aller Mühen? Schon 1608 klagte Maximilian, daß auf dem Lande kein Mensch das Vaterunser, das Ave Maria und den christlichen Glauben, noch viel weniger die zehn Gebote mit rechtem Verständniß zu beten wisse. Zwanzig Jahre später jammerte er über den totalen Mangel der Glaubenskenntniß bei seinen Unterthanen. Nur der Aberglaube und die Heuchelei waren ins Kraut geschossen. Das war das Resultat in der Bavaria sancta.

So wirkte der energische Anwalt der Neukatholiken in Deutschland, ohne welchen der Fanatismus Ferdinand's II. schwerlich den großen Krieg entzündet und noch weniger siegreich durchgeführt hätte. Grade Maximilian war es, der zu einer der stets wiederholten Beschwerden der evangelischen Reichsstände und der Union die Veranlassung gab. Dem Befehl des Kaisers, die Katholiken in Donauwörth nöthigenfalls mit Gewalt zu schützen, gehorsamte Maximilian im Jahre 1607 als treuer Reichsstand und guter Katholik. Der Rath von

Donauwörth betrug sich ebenso schwachherzig, wie das Bürgerthum zuchtlos; die protestantischen Stände hinderten den Herzog so wenig, wie der Kaiser dreinsprach. Maximilian ging mit seinen Anforderungen an die Stadt schrittweise vor; als er die Dinge auf's Aeußerste getrieben hatte, zog er zur Vollstreckung der Acht militärisch ein, mit dem festen Vorsatze, nicht wieder hinauszugehen.

Der Religionsfrieden, den etliche Ruhestörer verletzt haben sollten, und den zu sühnen Maximilian mit Heeresmacht herangezogen war, wurde jetzt von ihm ohne Weiteres unter die Füße getreten; das Territorialrecht, welches die reichsunmittelbaren Donauwörther nicht in Anspruch genommen hatten, beanspruchte jetzt der Bayernherzog in vollster Ausdehnung. Er unterdrückte die Reformirten, zwang die Stadt durch den empörendsten Druck zum Katholicismus, beschwerte die Widerstrebenden mit Frohnden — der Kaiser blieb stumm; die Sache verschwand nicht von den Tractanden der Union, aber es geschah nichts. Die evangelischen Stände rührten sich nicht, weder das sonst so stolze Ulm, noch Philipp Ludwig von Neuburg, noch der Herzog Friedrich von Würtemberg; auch Kurpfalz wollte erst den Reichstag abwarten. Doch schrieb der Würtemberger einen trotzigen Brief an den Kaiser, und unter seinem Nachfolger, dem Herzog Johann Friedrich, verfaßte der würtembergische Vicekanzler Sebastian Faber gegen die bayerische „Relation" eine geharnischte „beständige Informatio juris et facti" (rechtliche und thatsächliche Erörterung) über die Bestechlichkeit und Parteilichkeit des Reichshofraths.

Waren die Donauwörther im Punkte der Prozessionen im formalen Rechte gewesen, so setzte sich der Kaiser jetzt vollends ins Unrecht, da er bei der Acht die Kurfürsten nicht heranzog und die Execution der Kreisordnung zuwider verhängte. Die protestantischen Stände, denen man noch obendrein zu Regensburg eine neue Steuer abverlangte, protestirten heftig, die Lutheraner zum ersten Male im Bunde mit dem reformirten Kurpfalz. Der Reichstag, auf dem der Kaiser sich demonstrativ

durch Ferdinand von Steiermark vertreten ließ, ging resultatlos auseinander; aber im selben Jahre 1608 wurde unter den Protestanten die „Union“ geschlossen. Maximilian, der sich soweit eingelassen und die freie Reichsstadt besetzt hatte, bildete etliche Monate später den Gegenbund der „Liga“, ohne auf den Kaiser dabei zu achten.

Den besten Vorwand, die besetzte Stadt nicht wieder herauszugeben, gaben die absichtlich gesteigerten Executionskosten ab. Der Kaiser, dessen Räthe sich bestechen ließen, sprach nicht drein, und die protestantischen Stände brachten es nicht zum Bezahlen.

Die rechtswidrige Katholisirung der Stadt Donauwörth ist eines der musterhaftesten Jesuitenstücklein. Die Jünger Jesu überschwemmten zunächst die Stadt mit Katechismen und Rosenkränzen. Dann regnete es Prozessionen und Wunder. Hexen wurden verbrannt. Die Protestanten wurden polizeilich gequält, die Katholiken begünstigt. Resultat: von Ostern bis Sylvester 1608 12 Bekehrungen, jedoch nur Einer „fest“. Weltliche und geistliche Drangsalirung steigerten sich, die Insassen des Spitals gingen über. Vom Himmel kam ein Bauer in Leinen, spannte auf dem Markte die Arme in Kreuzform und beschwor das Volk, sich zu bekehren. Christus selbst erschien einem Bürger. Resultat: Mit den Eingewanderten und den 35 Pfründnerinnen des Spitals im Jahre 1609 150 Bekehrte, 1610 nur 134.

Die protestantischen Rathsherren wurden auf herzoglichen Befehl mit Geschäften erdrückt, protestantische Handwerker erhielten keine Arbeit, lutherische Arme kein Almosen; Pfründen, Aemter, Nutzungen, Alles war für die Katholiken. Es half nichts, viele Bekehrte wurden abtrünnig, die Jesuiten wurden kleinlaut und setzten ihre Hoffnung nur noch auf die Jugend, die ihre Lust an den Altarbildern hatte.

Endlich befahl der Herzog Zwangsmaßregeln. Kein Lutheraner durfte sich an katholischen Feiertagen in Arbeitskleidern sehen lassen, an lutherischen Feiertagen aber auch nicht

im Sonntagsstaate. Auf das Psalmsingen stand Gefängniß; die Kinder wurden sämmtlich in die katholische Kinderlehre getrieben. Servisgeld für die Soldaten, sowie hohe Abgaben konnten durch Bekehrung abgekauft werden. Das Auswandern wurde durch kurze Fristen unthunlich gemacht. Wer sich zum Uebertritt gemeldet hatte und den Termin versäumte, wurde in die Leonhards-Capelle beschieden, die militärisch umstellt war, und dort kurzer Hand zur Abschwörung angehalten.

Ende 1615 berichtet der Statthalter, daß 215 Personen, „und zwar gemeiniglich mit politischen Mitteln" katholisch gemacht worden seien; im Jahre 1616, bei gesteigertem Druck, betrug die Ernte 400 „Schäflein". Die protestantischen Fürsten erhoben laute — Klagen! 1625 nöthigte der Statthalter alle Protestanten, Predigt, Hochamt, Messe und Vesper zu besuchen und das Kreuz zu schlagen: da waren die Geistlichen zufrieden und lobten die Donauwörther wegen ihrer Frömmigkeit. 40—50 Familien blieben verstockt; daß der Statthalter sie nicht austreiben durfte, wie er wollte, war die letzte Respectsbezeugung Maximilians gegen die protestantischen Reichsstände. Endlich blieben noch 7 Männer und ein Weib übrig: da schlug das harte Gewissen des Herzogs; er befahl, nur die Beständigen zur Communion zuzulassen, damit dem heiligen Sacrament kein Aergerniß widerfahre!

Als sechs Jahre später Gustav Adolf in Donauwörth erschien, war die Stadt mit einem Schlage wieder protestantisch. 1634, als Maximilian abermals Herr wurde, überantwortete er die Bürger den sanften Capuzinern. Die Polizei vertrieb die Störrigen — es gab keinen Religionsfrieden mehr und die protestantischen Stände hatten nichts mehr zu sagen.

In Folge der Vergewaltigung Donauwörths und des stürmischen Reichstags kam am 2. Mai 1608 zu Aahausen im Ansbachischen die evangelische „Union" „zum Schutz der Reichsverfassung" zu Stande. Nach der richtigen Bemerkung M. Ritter's war sie kein protestantischer Bund, sondern ein Garantievertrag für den Länderbesitz. Sie bestand aus den

Calvinisten: Friedrich IV. Kürfürst von der Pfalz und dem Fürsten Christian von Anhalt; sodann aus den Lutheranern: Herzog Joh. Friedrich von Würtemberg, Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach, Philipp Ludwig Pfalzgraf von Neuburg, den Markgrafen Joachim Ernst von Ansbach und Christian von Culmbach. 15 Reichsstädte, darunter Straßburg, Ulm, Nürnberg, der Kurfürst Joh. Sigmund von Brandenburg und der reformirte Landgraf Moritz von Hessen schlossen sich an.

Auf dem Unionstage zu Rothenburg a. T. (1608) wurde der neue Bund organisirt, der Markgraf von Ansbach zum Unionsgeneral ernannt, Fürst Christian von Anhalt zum General-Oberstlieutenant und Feldmarschall, in Vertretung des Kurfürsten von der Pfalz. Christian von Anhalt mit den starken Backenknochen und spitzauslaufendem Bart war ein energischer Soldat; Heinrich IV. sagte von ihm: „Er ist mein Schüler, er hat den Krieg bei mir erlernt". Ihm fehlte nichts als eine ordentliche Armee. — Der Markgraf Georg Friedrich von Baden, ein schöner idealer Kopf, erhielt das Amt eines Generals der Cavallerie; der junge Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Neuburg wurde Adjunct im Kriegsrath.

Graf Dohna ging als Gesandter nach Venedig, wo der Barnabitenmönch Sarpi, der Historiker des Tridentinum, ein gründlicher Papsthasser, besonders des Vice-Deus Paul's V., die Fäden führte. Von deutschen Zuständen wußte der kluge Mann indessen so gut wie nichts; der Reformation war er nicht abgeneigt, dabei aber altkatholisch vorsichtig. Die Verhandlungen führten zu nichts.

Am 13. Juli 1608 gründete Maximilian von Bayern zu Andernach a. Rh. „unter großem Gesäuf" die „katholische Liga" „zur Aufrechthaltung der Reichsgesetze und zum Schutz der katholischen Religion". Sie bestand aus Bayern, den Bischöfen von Würzburg, Salzburg, Regensburg, Augsburg und Passau, zu denen sich noch die drei geistlichen Kurfürsten am Rhein gesellten. 1611 kam auch noch der Sachse, Kurfürst Christian II. hinzu, ein gewaltiger Säufer vor dem Herrn,

neben dem Bacchus auch der Venus huldigend, und zwar bis zur körperlichen Mißgestaltung. Beim Kaiser Rudolf zu Prag hatte er sich einmal mit den Worten bedankt: „Er habe ihn so wohl gehalten, daß er fast keine Stunde nüchtern gewesen". Bei dem lutherischen Sachsen wurde natürlich die Clausel von der „Vertheidigung der alleinseligmachenden Religion" ausgelassen.

Um die Zustände innerhalb der protestantischen Welt genauer zu würdigen, müssen wir einen Augenblick bei Sachsen verweilen. Dieses Geburtsland der Reformation hat die traurige Ehre, die lutherische Sectirerei bis zur blutigsten Strenge getrieben zu haben.*) Kurfürst August, getrieben von seiner bigotten Gemahlin, der dänischen Anna, und gehetzt von den Jenenser Pfaffen, den Flacianern oder „Flacianiten", (nach dem Istrier Math. Flacius) machte 1574 der mildern Observanz, dem was man nach Melanchthon den „Philippismus" nannte, der Sympathie mit den Pfälzern, mit dem Calvinismus und der „Sacramentirerei" ein Ende mit Schrecken. Der im Wittenbergischen Sinne tolerante Kanzler Krakau wurde auf die Folter gespannt und starb an den Folgen der Marter. Die Klosterberger Concordienformel, welche den Calvinismus verdammte, die Allgegenwart des Leibes Christi im Abendmahl aussprach, den erbsündigen Menschen blos von der Gnade abhängig erklärte, die guten Werke zur Seligkeit unnöthig befand, wurde als jüngstes symbolisches Buch in Sachsen Kirchen- und Landesgesetz. Die philippistischen Ketzer verließen sich im Stillen auf den Kurprinzen Christian, dem seit 1580 der Dr. Nicolaus Crell als Mentor beigegeben war. Der Prinz, der das Geschehene nicht billigte, kam 1586 als Christian I. zur Regierung. Crell stellte als Kanzler die Toleranz her, verwies den lutherischen Pfaffen ihr Gezeter und ließ die Ungehorsamen durch den Kurfürsten strafen. Als dieser starb,

---

*) S. die Monographie: „Der Kanzler Crell, ein Opfer des Orthodoxismus", von Dr. Friedr. Brandes, Leipzig 1873.

wendete sich das Blatt, da die Kurfürstin-Wittwe auf der Bahn ihrer Vorgängerin wandelte. Crell wurde als „friedhässig und prakticiererisch", wegen „Sacramentsschwärmerei" gefangen und prozessirt. Es geschah aber nichts, da keine Beweise von illegalen Handlungen aufzubringen waren; man hätte ja dem verstorbenen Landesherrn selbst den Prozeß machen müssen! Auf energische Remonstration beim Reichskammergericht entschied dieses nach zwei Jahren: Crell sei bei Strafe von 10 Mark Gold sofort zu prozessiren oder auf freien Fuß zu setzen. Was galt aber das Kammergericht bei den desolaten Zuständen des Reichs? 1596 drohte das Kammergericht mit der Reichsacht. Die Pfaffen appellirten gegen das Kammergericht an den Reichshofrath, die kaiserliche Zwickmühle gegen die Reichsjustiz. Die Kurfürstin-Wittwe ließ alle Minen springen.

Der Reichshofrath benutzte die unter Christian an Heinrich IV. gesandten Hülfstruppen und spielte die Sache auf das Capitel: Auflehnung der Territorialmacht gegen Kaiserliche Majestät hinaus! Crell hatte sich jetzt gegen den Kaiser und das heilige römische Reich deutscher Nation vergangen! Und das acceptirten die sächsischen Gewalthaber mit Wonne, um nur über das Reichskammergericht hinauszukommen.

Es wurden Lügenbriefe fabricirt, welche Crell geschrieben haben sollte, eine förmliche Verschwörung mit Pfalz ward erfunden. Das Kammergericht blieb fest. Aber Kaiser Rudolf verwies auf eigene Faust die Sache an die kurfürstlichen Gerichte, da ja Crell's trostlose Gattin sich selbst an ihn gewandt, folglich seine Autorität anerkannt habe! Der Kaiser lieferte unter perfidester Rechtsverletzung den Kanzler seinen persönlichen Feinden aus.

Dennoch nahmen diese die sächsische Justiz nicht in Anspruch, sondern — durch einen neuen Rechtsbruch — die böhmische Appellationskammer in Prag, der die Akten mit etlichen 1000 Gulden — 118,000 Gulden hat die Sache, zumeist wegen der Hofräthe gekostet — übermacht wurden! Diese letzte

seltsame Instanz verurtheilte den Kanzler zum Tode, „u. zw. v. R. w. gez. Christophorus Baron von Lobkowitz, Michael Kehl.“ Czech und Deutscher zu gleichen Theilen. So geschehen am 6. Sept. 1601. Der Administrator des Kurfürstenthums, Friedrich Wilhelm Herzog von Sachsen, bestätigte das Urtheil „mit unanständiger Eile“ am 22. September, am Tage vor der Großjährigkeit Christians II. Dieser war übrigens von der saubern Mutter gehörig bearbeitet.

Der Kanzler wurde nach zehnjähriger Haft auf dem Königstein ins „Gerichtstüblein“ zu Dresden gebracht, wo ihn drei lutherische Dominicaner moralisch folterten. Der Pfaffe Blume von Dohna log noch obendrein später, Crell habe sich schließlich bekehrt und die drei Quälgeister dreien Engeln vom Himmel vorgezogen! Leider konnte Frau Margaretha Crell, die selbst aus dem Gefängniß entlassene Gattin, welche der geistlichen Zusprache anwohnen durfte, den Lügner der Lüge zeihen.

Auf dem Richtschwerte stand eingegraben: Cave Calviniane! Als der Kopf gefallen war, rief ihm der Henker nach: „Das war ein calvinischer Streich, seine Teufelsgesellen mögen sich wohl vorsehen, denn man schont hier keinen!“ Es war der 9. October 1601, als die Flacianer ihre Revanche feierten. Als Kepler die Nachricht vernahm, prophezeite er Unglück, „seit diejenigen den Streit unter sich angefangen, die in der Freiheit des Gewissens einig gewesen seien.“ War es nicht ein Wunder, daß die Union Lutheraner und Reformirte verband? Und wie konnte Sachsen sich bei diesem Bunde betheiligen? Der Kurfürst von Brandenburg, Johann Sigismund, der auch geraume Zeit nicht dabei war, wurde 1613 reformirt, um freie Hand zu bekommen.

Zweimal noch, abgesehen von der Donauwörther Affaire, erhielt die Union Gelegenheit, sich Geltung zu verschaffen und die Dinge zur Entscheidung zu bringen; beide Male kam es nur zum Reisen der Häupter, zum Verhandeln und Tintevergießen. Zu Anfang Januar 1609 beschwor Reinhard von Starhemberg, ein edler Oberösterreicher, den Fürsten Christian von Anhalt um thätliche Hülfe für die oberösterreichischen Stände, denen Mathias wortbrüchig geworden war. Besonders heftig wurde gegen Khlesl geklagt, als den Hauptfeind der Protestanten. Wie die Sachen damals in Oberösterreich standen, hätte die Union den schwachherzigen Erzherzog leicht zwingen können, zumal da sie mit der Rehabilitirung Rudolfs drohen mochte. Christian von Anhalt drang energisch auf Rüstung, um einer Gesandtschaft Nachdruck zu verleihen. Im April desselben Jahres befanden sich wirklich Gesandte der Union in Wien, um zwischen Mathias und den Ständen zu vermitteln. Aber dabei blieb es. Mathias gelobte wie immer alles Mögliche — unter geistigem Vorbehalt. Noch vom September 1609 liegt der Entwurf einer Einigung zwischen den Reichsständen der Union und den Landständen von Böhmen und Schlesien vor, die Erhaltung des Religionsfriedens und der evangelischen Kirche betreffend. Auch das hatte keine weiteren Folgen.

In diesem Jahre 1609 geschah es, daß Christian von Anhalt zu Prag den Kaiser Rudolf an das Schicksal Julius Cäsar's erinnerte, der auch einen Mahnbrief nicht beachtet habe. Der diesmalige Mahnbrief war Anhalts Schlußschrift der Unionsgesandtschaft, in der es hieß: „Die Unirten würden sich künftig selbst gegen des Kaisers Hofrath und Regierung schützen."

Die zweite Gelegenheit bot die Eröffnung der Jülich-Cleve'schen Erbschaft. Am 6. April 1609 starb der blödsinnige Herzog von Jülich-Cleve. Als Erben meldeten sich: das durch eine Doppelheirath titelfeste Brandenburg in der Person des Kurfürsten Johann Sigismund und der Herzog

Philipp Ludwig zu Neuburg, beide im Namen ihrer Frauen. Den Spaniern in den südlichen Niederlanden war weder der Eine noch der Andere recht, weil sie fürchteten, die holländischen Generalstaaten möchten an einem protestantischen Herrn von Jülich-Cleve eine zu starke Stütze bekommen, was ihnen selbst leicht ihre belgischen Besitzungen kosten könnte. So kam es, daß auch der Kaiser Rudolf das Land ansprach, zunächst unter dem Vorwande der Sequestrirung bis zu ausgemachtem Rechtshandel zwischen Brandenburg und Neuburg. Entweder dachte er daran, das zu seiner Farbe abgefallene Sachsen zu belohnen, oder er hoffte es dem Bayernherzoge nachzumachen und das Land durch die Executionskosten zu erwerben. Wichtig genug war die Sache, denn nach Oesterreich und Bayern bildeten Jülich, Cleve, Mark, Ravensberg und Ravenstein den größten deutschen Ländercomplex. Die Situation spannte sich wie zu einer großen Action. Die bestaccredirten Erben, Joh. Sigismund von Brandenburg und der junge Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Neuburg, verständigten sich über eine vorläufige gemeinschaftliche Verwaltung des Landes. Erzherzog Leopold, im Namen des Sequesters, bemächtigte sich der Festung Jülich; die Possedirenden riefen die Union an, die sich mit Heinrich IV. verständigt hatte. Die Liga rüstete und in Belgien lauerte der gewandte Spinola, „die Spinne, die den deutschen Fürsten im Nacken saß." Der europäische Krieg stand vor der Thür.

Heinrich IV., der interessante Bourbon, dessen „christliche Republik" der flüchtige Traum eines Ministers gewesen sein mag, dachte wenigstens sehr ernstlich daran, das Haus Habsburg zu brechen und Frankreich zur Vormacht in Europa zu erheben.

Aber das Verhältniß zwischen der evangelischen Union und dem französischen Könige brachte es lange nicht über die freundlichsten Versicherungen hinaus, denen dann Ausflüchte folgten. Die Verbündeten konnten sich nie eines gewissen Mißtrauens gegen die fremde Hülfe erwehren; als der König seine Unter-

stützung zugesagt hatte, nannte der würtembergische Rath Benjamin von Buwickhausen einen solchen Bund eine societas leonina. Heinrich dagegen mißtraute der Entschlossenheit und Thatkraft seiner Verbündeten. Als die Festung Jülich unter kaiserlichen Sequester kam, sagte der König: „Ich bin noch frisch genug eine Armee nach Cleve zu führen, ich werde rasch damit fertig werden; aber die Deutschen taugen nur zum Schlafen und Trinken, sie würden den Nutzen davon haben und mir die Arbeit zutheilen.“ Zu Ende des Monats Juli war er fest entschlossen zu interveniren, wenn nur Brandenburg und Neuburg sich rührten. Dem Spinola möchte er ein Stücklein (tour de métier) zeigen. Die schönsten Pferde ließ er sich bereits zur Auswahl vorführen.

Er wollte eben zu Pferde steigen und wahrscheinlich nicht blos nach „Cleve“ reiten, als ihn ein tragischer Tod durch das Mordmesser Ravaillac's ereilte. Genug, er stieg nicht zu Pferde, der große Krieg war vertagt.

Hatten sich denn Brandenburg und Neuburg gar nicht gerührt? O ja wohl. Schon im April, gleich nach dem Tode des Erblassers, schrieb Brandenburg nach Paris: der König müsse auf seine Nachbarschaft in Jülich achten; „dem Hause Brandenburg komme an hergebrachter Affection für den König keiner seiner Nebenbuhler gleich“. Am 16. Mai langte ein wahrer Bettelbrief in Paris an. Der Brandenburger bat den König, er möge ihn „als einen noch jungen Fürsten in seine Freundschaft aufnehmen“ und wenn die Dinge schief gehen sollten, ihm „mit wirklicher Defension beistehen“. Später gab der Kurfürst zu verstehen, wenn Heinrich selbst oder sein Dauphin römischer König werden wollten, so stehe man zu Diensten. — Der Pfalzgraf von Neuburg erbot sich zu heirathen wen der König wolle, und ließ nebenbei dem bekehrten Hugenotten bemerken, daß wenn Brandenburg in den Besitz gelange, die Ketzer in der ganzen Christenheit mächtig werden würden! —

Heinrich's Gesandter befürwortete die Theilung der Erb=

schaft, bei welcher Gelegenheit der König von Frankreich die Rechte Zweibrückens oder de la Marck's — die noch in petto waren — käuflich erwerben könne . . . Heinrich fiel am 14. Mai 1610; doch erschien ein französisches Heer unter dem Marquis de Châtre vor Jülich, dem der Erzherzog Leopold am 1. September die Stadt übergab. Leopold zog sich an den Oberrhein zurück, wo ihn die Union zur Entlassung seiner Truppen nöthigte. Auf diese Mannschaften gründete Kaiser Rudolf seine Restaurationsgedanken.

Die Union bekam Oberwasser. Auf ihrem Bundestage zu Rothenburg a./T. (1611) hofirten ihr mehrere fremde Gesandten. Das Jahr darauf heirathete der junge Kurfürst von der Pfalz die Prinzessin Elisabeth, die Tochter Jakob's I. von England, nachdem vorher Unterhandlungen wegen einer Verbindung des Kronprinzen Karl mit einer Schwester des Kurfürsten gepflogen worden waren. Eine thatsächliche Unterstützung Englands stand in Aussicht; man scheint schon damals an die böhmische Krone gedacht zu haben. Wieder ein Jahr später kam ein Bündniß mit den holländischen Generalstaaten zu Stande.

Die Liga dagegen, welcher Cardinal Khlesl nicht recht traute, war mehrmals im Begriffe sich aufzulösen; nur der eiserne Wille Maximilian's hielt sie zusammen. Er und Ferdinand von Steiermark bewogen endlich den nunmehrigen Kaiser Mathias, durch spanische Truppen aus den Niederlanden eine Diversion zu machen. Spinola rückte nach Aachen und restaurirte die katholische Verwaltung zum andern Male; dann zerstörte er, dem Kölnischen Erzbischofe zu Liebe, die aufsässige protestantische Stadt Mühlheim a./Rh.; endlich rückte er ins Jülich-Cleve'sche und besetzte Wesel. Da meldeten sich die Generalstaaten, die Spanier wurden bedenklich, es erfolgte der Vertrag von Xanten auf Grund des Besitzstandes. Brandenburg blieb in Cleve unter dem Schutze der Niederlande, Neuburg in Düsseldorf unter dem Schutze der Spanier!

Endlich pactirten die beiden Possedirenden: der Pfalz-

graf Wolfgang wird eine Tochter des Brandenburgers heirathen. Schwiegervater und Eidam „schliefen" zwar nicht, aber sie „tranken"; im Trunk kamen sie hintereinander; der Kurfürst gab dem Pfalzgrafen eine Ohrfeige, der Backenstreich machte den Pfalzgrafen katholisch; als guter Katholik heirathete er eine Schwester des Bayernherzogs und die Freundschaft der Spanier. Brandenburg schwur hierauf das Lutherthum ab und wurde den holländischen Generalstaaten zu Liebe reformirt. Die innere Auflösung des religiösen Pathos kündigte sich schon so früh an.

Nachdem der Krieg zwischen allerhand Volk eine Weile gewüthet hatte, kam der Theilungsvertrag zu Stande: Brandenburg erhielt Cleve, Mark und Ravensberg; Neuburg Jülich-Berg mit der Hauptstadt Düsseldorf. Donauwörth, welches ein Princip repräsentirte, blieb bayerische Landstadt.

So endigte die Privatstreitigkeit über die Jülich'sche Erbschaft. Friede zwischen den streitenden Religionsparteien war damit keineswegs geschlossen. Der Regensburger Reichstag von 1613 hatte vielmehr das Gegentheil bewiesen. Hier schon ging das Reich völlig auseinander. Ueber den „geistlichen Vorbehalt" war keine Einigung mehr möglich. Die Union trat entschieden separatistisch auf; nicht nur in Sachen der Religion, sondern auch in Steuerangelegenheiten wollte sie keine Majorität mehr anerkennen, „weil keiner dem andern vorschreiben könne, Geld auszugeben." Nichts, hieß es sogar, was „Wohlstand, Heil und Ruhe des Vaterlandes" betreffe, dürfe der Abstimmung unterworfen werden. Nelli, der Hofnarr des Kaisers Mathias, ging zu Regensburg mit einem Büchlein unter dem Arm spazieren. Auf die Frage, was das Büchlein enthalte, antwortete er: Reichstagsakten. — Es enthielt leere Blätter.

Die Katholiken bewilligten dem neuen Kaiser 30 Römermonate, die Protestanten erklärten sich dagegen. Aber auch von den Katholiken zahlte kaum Einer etwas. Dafür verhallten die heftigen Klagen wegen Donauwörths in leerer

Luft; Sachsen hielt mit dem Kaiser. Der Reichstagsabschied wurde zum ersten Male im Sinne der Majorität erlassen, die ständische Republik Deutschland hatte zu existiren aufgehört. Die spätern Reichstage bildeten nur noch ein klägliches Schattenspiel.

Erzherzog Mathias von Ober- und Unterösterreich, König von Ungarn, König von Böhmen, war bei den leidigen Zuständen des Reichs durch die besondere Thätigkeit des spanischen Gesandten Zuñiga im Jahre 1612 auch noch deutscher Kaiser geworden. Wir haben erlebt, daß er sich als solcher grade so reactionär und schwachsinnig betrug wie sein armer Bruder. Amüsiren ließ er sich von seinem Narren Nelli, der ihm so scharfe Dinge sagte wie der Narr im Lear seinem königlichen Herrn. Mathias hatte als 56jähriger seine 28jährige Cousine Anna von Tirol geheirathet, die keinem Protestanten je die Hand reichte, sich mit Bilderbesehen und Essen beschäftigte und kinderlos blieb. Es hieß, Mathias stehe unter einem Bann, der nicht eher aufgehoben würde, bis ein Licht in einem unbekannten Kloster erlösche. Der Herzog von Bayern ließ nach diesem Kloster forschen. Der Narr aber meinte, der „Alte" solle wachen, damit Anna nicht mit Ferdinand zusammenkomme.

Das politische Factotum des Mathias war allerdings der Cardinal Khlesl; aber im Punkte der Erbschaft hatte dieser starke Concurrenz an der Ferdinandeischen Partei, die ihm das Leben sauer machte. Bis zum Jahre 1615 operirten die Spanier unablässig für Philipp III., den Moriskosvertreiber, dessen Gemahlin Anna eine Tochter Maximilian's II. war. Als sie ihre Sache verloren geben mußten, ließen sie sich wenigstens Tirol und Elsaß verschreiben, worauf sie jedoch nach der Schlacht am Weißen Berge wieder verzichteten.

Khlesl arbeitete aus zwei Gründen gegen Ferdinand. Die unerbittliche steirisch-bayerische Reaction behagte ihm nicht; der politische Instinkt des Kirchenfürsten wies ihn auf gewisse

Accomodationen an das Unvermeidliche. Der Dichter läßt ihn sagen:

„Wir suchen Wissen bei der Wissenschaft,
Der Glaube wird gelehrt von gläub'gen Meistern.“

Er will demnach Glauben und Wissen getrennt halten.

„Wenn Einer erst die Herrschaft Gott verschaffte,
Sieht er in sich gar leicht des Herren Werkzeug
Und strebt zu herrschen, damit Jener herrsche.“

Das ist eine Warnung vor cäsaropapistischer Willkür. Der Cardinal hatte aber für seine Opposition auch einen persönlichen Grund. Er wußte, daß Ferdinand ihn haßte — Drohungen kamen ihm genug zu — und er erblickte in dem Freiherrn von Eggenberg, dem politischen Agenten Ferdinand's, einen Nebenbuhler, der ihn ohne Weiteres aus dem Sattel heben würde. Plötzlich hieß es, die Kaiserin sei gesegneten Leibes, es entstand großer Aufruhr. Als die Sache sich in Nichts auflöste, spottete man über die Mola, beschuldigte aber den Cardinal, das Gerücht ersonnen zu haben, damit der Kaiser einen Knaben einschiebe. Erzherzog Maximilian, des Kaisers Bruder, aber ganz Ferdinandeisch, stieß die unzweideutigsten Drohreden gegen den Cardinal aus.

Gegen Ferdinand hatte nunmehr Spanien nichts einzuwenden, denn er erfüllte ja völlig das Programm, welches der scheidende Gesandte Zuñiga im Jahre 1615 seinem Nachfolger Oñate in Wien auf die Seele band: „Die Gunst, welche Spanien den Katholiken zu Theil werden läßt, ist nächst Gottes Hülfe das erhaltende Lebensprincip der deutschen Kirche. Wenn man hierbei die eifrige Mitwirkung der gutgesinnten Geistlichkeit dankbar in Anschlag bringt, so darf man vor Allem die Thätigkeit der Jesuiten nicht vergessen, denen der spanische Gesandte deßhalb seinen besondern Schutz zukommen lassen muß.“ Eine derartige spanische Viceregierung konnte doch Niemand besser antreten als Ferdinand. Der auseinandergerenkte Kopf mit den starren Augen in der entsetzlichen

Halskrause gehörte wahrlich mehr nach Spanien als nach Deutschland.

So wurde denn der Mann, der in Gemeinschaft mit Maximilian von Bayern das 16. Jahrhundert in Frage stellen sollte, von dem blöden Mathias an Kindesstatt adoptirt, 1617 zum Könige von Böhmen „angenommen“ und das Jahr darauf zum Könige von Ungarn gewählt. 1617 war das Säcularjahr der Wittenberger Thesen; in Deutschland wurde als Feststück die Komödie: Tetzelocrania aufgeführt. 1618 war Ferdinand noch bei der Krönung zu Preßburg, als er die Nachricht von der böhmischen Revolution erhielt.

Mathias, der den Majestätsbrief beschworen, war kaum Herr in Böhmen geworden, als zwei Ereignisse ihn auf die Probe stellten. Im Jahre 1611 bauten die Evangelischen zu Braunau an der schlesischen Gränze eine Kirche. Der Abt von Braunau, auf dessen Gebiet die Kirche sich erhob, beschwerte sich in Prag. Mathias verbot den Kirchenbau.... Gehörten Klöster und Abteien zu den „königlichen Gütern“ oder nicht? Die Landesordnung Ferdinands I. sagte Ja, denn der König kann sie verpfänden und verschenken. So sahen auch die Defensoren die Sache an, sie beriefen eine Versammlung von 100 ständischen Vertretern nach Prag, welche den Braunauern den Bescheid zukommen ließ, weiter zu bauen. Die Bewohner von Klostergrab bei Teplitz am Erzgebirge machten es wie die Braunauer. Nun ernannte Mathias den Erzbischof von Prag zum Oberaufseher über die königlichen Güter, den Kläger also zum Richter.

Der Erzbischof ließ 1614 die evangelische Kirche zu Klostergrab schließen und die Protestanten zum katholischen Cultus zwingen. Der Abt von Braunau ahmte das nach. Die Defensoren protestirten bei Kaiser Mathias, der sich ungnädig äußerte.

Auf dem Landtage zu Budweis wurde den Ständen Geld zum Unterhalte der Truppen in Ungarn abverlangt. Die Stände antworteten mit „vier Punkten“ und verlangten einen

Generallandtag aus ganz Oesterreich (die Notabelnversammlung). Der Kaiser legte sich auf's Bitten und gelobte schriftlich den Generallandtag bis zum Januar 1615. Zwei Männer waren es, die neben den „vier Punkten" noch eine energische allgemeine Beschwerde vorbrachten: der Freiherr Leonhard Colonna von Fels, ein Tiroler, und Graf Heinrich Mathias Thurn, aus dem Mailänder Geschlechte der de la Torre, das im 16. Jahrhundert nach Böhmen gekommen war. Graf Mathias war Protestant, sprach nur deutsch und hatte auf dem Zuge des Mathias gegen Rudolf eine Abtheilung Truppen geführt, wofür ihn der Erzherzog zum Burggrafen von Karlstein mit hohem Gehalte ernannt hatte. Enttäuscht über den Werth des damaligen Kronprätendenten, warf sich Graf Mathias jetzt zum militärischen Haupte der Bewegung auf, deren kirchlicher Führer Budowec war.

Thurn und Fels waren die einzigen Deutschen in der böhmischen Bewegung. Das wiedererwachte Nationalbewußtsein, das bei Huß und den Hussiten schon so engherzig auftrat, erwirkte im Jahre 1615 ein Gesetz, kraft dessen kein Deutscher Bürger oder Landstand in Böhmen werden konnte. Alles ging auf eine czechische Adelsrepublik hinaus.

Auch schriftlich warnten diese Häupter den Kaiser, seine böhmische Krone nicht aufs Spiel zu setzen; Thurn aber richtete seine Fühler auch nach außen und verhandelte mit Sachsen darüber, die Habsburger überhaupt abzuschaffen.

Der Generallandtag zu Linz verlief resultatlos, die Ungarn erschienen gar nicht. Der zu Prag im Juni 1615 abgehaltene bildet den ersten Versuch, Oesterreich zu einigen. Diese Einigung nannte der erste Punkt die „Conföderation"; das gemeinsame Heer hieß im zweiten Punkte die „Defension"; der dritte Punkt betraf die Kreistage oder die Einzelverfassungen; der vierte endlich die Erbeinigung. Das Resultat der Berathungen war gleich Null. Der Versuch, gleichzeitig mit der letzten allgemeinen Ständeversammlung in Frankreich (1614), fiel ins Wasser und tauchte erst in der pragmatischen Sanction des 18. Jahrhun-

derts wieder auf. Denkwürdig aber ist es, daß der Cardinal Khlesl die Sache nicht von der Hand wies, vielmehr der Ansicht war, es lasse sich etwas daraus machen.

Ferdinand wurde in Prag gekrönt, nachdem er auf Jesuitenrath den Majestätsbrief unterschrieben hatte, „wenn er nicht anders zur Regierung gelangen könne". Bei der Krönung beschwur er die Landesgesetze. Als er festsaß, begann noch unter der Firma des Mathias die entschiedenste Reaction. Die Führer der Bewegung erhielten schroffe Verweise, Mathias Thurn wurde seiner Burggrafenstelle entsetzt. Vergeblich bat er den königlichen Rath Slavata um Verwendung. Martinitz erhielt den Posten.

Für die königlichen Güter und die zu ihnen gehörigen Städte erging der Befehl, keinen Protestanten mehr aufzunehmen, während anderswo protestantischen Verbänden Katholiken aufgezwungen wurden. Zu Beamtungen wurden nur Katholiken befördert. Die Gemeindeverwaltung ging an die Königsrichter, an Justizbeamte über; die Autonomie war aufgehoben. Das Kirchenvermögen sollte seiner alten Bestimmung zurückgegeben, an protestantische Geistliche keine Zahlung mehr geleistet werden.

Im Dezember 1617 setzte Mathias zehn Statthalter ein, unter denen nur drei Protestanten waren, Thurn aber nicht. Vom 11.—13. Dezember wurde die Kirche zu Klostergrab niedergerissen — ein Fall, der Europa erdröhnen ließ. Im März 1618 erschien eine Commission zu Braunau, die Kirche dem Abte auszuliefern. Die Braunauer litten es nicht.

Die Defensoren beriefen einen Protestantentag nach Prag. Der Kaiser drohte. Der Bruch war da, und es mußte allerdings brechen und das Recht gebrochen werden, sollte nicht die katholische Reaction in Oesterreich gänzlich verloren sein. Ferdinand wußte das, mit Gewalt war er seit Jahresfrist auch in Böhmen vorgegangen, und als man ihm Gewalt entgegensetzte, benutzte er das zur Vernichtung alles Rechtes.

Die religiöse Frage war zur Macht- und Besitzfrage geworden, wie denn Macht und Besitz hinter allen politisch-religiösen Fragen und Bewegungen lauern. Hatte nicht Luther die Macht des Papstes und seiner Klerisei gebrochen, den Besitz der Curie gewaltig geschmälert? Griffen nicht die protestantischen Fürsten im 16. Jahrhundert nach geistlichem Besitz, trotzten sie nicht der Macht des Kaisers, und schoben nicht die Gegner ihren religiösen Eifer der Hab- und Herrschsucht in die Schuhe? Was war der Jesuitismus anders als das Bestreben, der Kirche und ihren Anhängern die alte Macht zurückzuerobern und den verlornen Besitz nach Kräften zu restituiren? Woher die Händel alle, welche den Ausbruch eines grimmigen Krieges wie fernes Donnerrollen ankündigten? Alle hingen sie mit dem „geistlichen Vorbehalt" zusammen, der 1555 zu Augsburg eine offene Frage geblieben war: folgten Amt und Vermögen, d. i. Macht und Besitz, bei der Bekehrung eines Reichsstandes dem Bekehrten, oder blieben sie bei der verlassenen Kirche? Die Protestanten hatten schon vieles säcularisirt; in Köln und bei der Straßburger Bischofswahl waren sie unterlegen; konnte die immer dreistere Reaction nicht noch weiter gehen, den ganzen erworbenen Besitz und die ganze erlangte Macht in Frage stellen? Was war nach den sämmtlichen erzählten Vorgängen, von Aachen angefangen bis zur Niederreißung der Kirche zu Klostergrab, von denen zu erwarten, die ungestraft so handeln durften?

Der Krieg, dessen Medusenhaupt wir schon einige Male erblickten, dessen Schlangen sich bereits mehrmals gerührt hatten, der Krieg war unvermeidlich geworden. Der frische Markgraf von Baden hatte es auf dem Unionstage zu Schwäbisch-Hall schon 1610 richtig hervorgehoben: „Bisweilen sei es nothwendig, mannhaft zu streiten, wenn man nicht ewiger Dienstbarkeit verfallen wolle." Zum Kriege gehört allerdings noch etwas Anderes als ein wahrer oder vermeintlicher Rechtstitel, als das heißeste Verlangen nach Macht und Besitz. Das mag den hohen Herren genügen, um Alles auf die Spitze des

Schwertes zu stellen. Dem Volk ist ein Pathos unentbehrlich, es muß einen Ruf hören, der in seiner Empfindung und seinen Affecten ein dröhnendes Echo findet. Die Organe dieses Pathos waren in jener Zeit die confessionellen Geistlichen, die sogar eine Aureole um die Hab- und Herrschsucht der hohen Herren zu verbreiten wußten. Jeder weltlichen Potenz stand eine solche geistliche Pythia zur Seite: Ferdinand II. hatte seinen P. Wilhelm Lamormain aus Luxemburg; Maximilian von Bayern seinen Busleiden, Buslidius, beides Jesuiten. Hinter Christian II. von Sachsen stand der Flacianer oder steif-orthodoxe Lutheraner Hoë von Hoënegg, der vor den „Sacramentirern" warnte wie vor dem Teufel. Friedrich V. von der Pfalz wurde inspirirt durch den Calvinisten Scultetus, den die Spötter auch Stultetus aussprachen, der Böhmen reformirt machen und dem Reiche einen reformirten Kaiser geben wollte.

Der Volkswitz hatte daher seine Berechtigung, wenn er den grausen Krieg auf Rechnung von drei Pfaffen (den Buslidius ließ man aus) schrieb, und bald ertönte das Lied: „Dieses lass' mir drei stolze Pfaffen sein", nämlich Job (der Katholik), Hr. Matz (der Lutheraner) und Vater Abraham (Scultetus).

Dem geschürten religiösen Pathos gegenüber erhob sich die Stimme eines Volksphilosophen, der freilich nur für die aufgeklärte Minderheit sprach und dessen Votum natürlich nicht in die Wagschale fiel. Von wohlthuender Wirkung ist aber trotzdem die Energie, mit der in einem Straßburger Büchlein: „die alte Wahrheit" (1621 bereits editio tertia) gelehrt wird:

„Daß der Papst nicht allein zu Rom sei, sondern an allen denen Orten, da man einem Geistlichen den Zaum so weit läßt, daß er stolz wird und meint, Gott, die Religion und Region hangen allein an ihm."

„Daß der Lutheraner und Calvinisten Götzen seien ihr heimlicher Neid, Ehrgeiz, Stolz, Dünkel, Eigenlieb, Uneinigkeit und Zanksucht."

„Daß dieses das beste Reformiren sei, das ein Jeder an sich selbst anfange.“

„Daß die Ausländischen von Anfang hero die Deutschen durch Deutsche zu vertilgen pflegen.“

„Daß es besser sei einem Landsmann die Schuh putzen, als einem Ausländer die Füße küssen.“

„Daß es gut wäre, die Jesuiten auszujagen, wenn man nur den Teufel auch verjagen könnte.“

„Daß wo man gern in die Region nisten wollte, da müsse man trennen (Re—gion) und eine Li—ga dazwischen hineinschreiben, so werde dann eine Re—li—gion daraus.“

Aehnlich, nur mehr im politischen Tone der Zeit, sprach sich kurz vor Ablauf des 16. Jahrhunderts der brave Adam Junghanns v. d. Olnitz in seiner „Kriegsordnung zu Wasser und zu Landt“ aus: „Denn wir sehen, wie das römische Reich von Tage zu Tage abgenommen hat und noch für und für abnimmt. Solches Leiden kömmt von nichts Anderm her, als von den Händeln der Geistlichen, worüber die ganze Welt klagt. Findet man einen rechtschaffenen Prädicanten, so sind zehn andre gegen ihn; da lobt ein jeder Krämer seine Waare, ein Jeder will sein Schäflein wohl weiden und den rechten Weg zum Himmel führen, und weiß doch niemand als der Teufel und unser Herrgott, wo die Hirten selbst hinfahren. Es schändet, lästert und verdammt einer den andern; wenn sie auf der Kanzel stehen, ist der Teufel ihr Präceptor, der hilft ihnen regieren, daß ein Königreich mit dem andern uneins wird, ein Land aufrührerisch gegen das andere; der Nachbar kann sich nicht mehr mit dem Nachbar vertragen, ja man findet wohl an einem Tisch vier oder fünferlei Glauben sitzen, der eine will auf diesen Berg, der andere auf jenen. Der ewige allmächtige Gott wolle die Herzen der lieben Hochdeutschen stärken, ihnen einen freien Muth geben und sie wieder auf die Beine bringen, daß sie dermaleinst aus der Asche wieder her-

vorkommen, und ihren alten Beruf und ihr gutes Lob erneuern!" *)

Wenn das Vorstehende sich polemisch wider die bösen Zeitumstände und deren Ursachen richtet, so finden wir in der „Lustig und lesenswürdig Historia" eine der Zeit weit vorausgeeilte Popularweisheit, welche die Religion ganz ins Moralische verlegt:

„Daß Gottes Wort an keinem Ort der Welt, an keine Kirche oder Kanzel und an keinen Herrn Hansen gebunden sei."

„Daß wo kein Lieb ist, da ist auch kein wahrer Glaube."

„Daß die größte Thorheit sei, daß der Mensch einen andern mit Gewalt will selig machen, der sich selbst selig zu machen nicht vermag."

„Daß ein Christ Niemand anfeind wegen eines Irrthums."

„Daß Gott uns auch ohne den geschriebenen Buchstaben und alles Pfaffengezänk selig machen könne."

Und dann der letzte Rest politischen Volksbewußtseins:

„Daß sowohl christliche Unterthanen als Obrigkeiten in der Schrift die Gesalbten des Herrn genannt werden."

Die Popularweisheit eilte eben voraus, einer noch fernen Zukunft zu. Der dreißigjährige Todtschlag rückte in Scene: Neid, Dünkel und Zanksucht trieben innerhalb der reformatorischen Welt ihr schnödes Spiel. Und der Fremde, der die Deutschen durch Deutsche zu vertilgen pflegt, hatte sich bereits angemeldet: Spanische Truppen hatten die Reichsacht wider die Stadt Aachen vollzogen, spanische Truppen sich in die Jülich-Cleve'sche Angelegenheit gemischt, und der König von Frankreich war von der Union, von Brandenburg und Pfalz-Neuburg hinlänglich eingeladen worden.

---

*) G. G. Freytag: „Aus dem Jahrhundert des großen Krieges". 5. Aufl. S. 64. 65.

Der Krieg. Böhmen und die Pfalz.

Die von den Defensoren nach Prag berufene Versammlung stieß im März 1618 auf große Flauheit der Prager selbst und auf eine feste Haltung des Kaisers. Die Braunauer Commission wurde grade abgeschickt, Mathias verbot sogar eine neue Versammlung der Protestanten. Viele städtische Magistrate fabricirten Loyalitätsadressen; der Kaiser, hieß es, sei der einzige Defensor.

Am 18. Mai trat die vertagte Versammlung wieder in Berathung, Mathias verbot jede Sitzung. Am 21. Mai begaben sich die Notabeln in corpore aufs Schloß, die kaiserliche Mittheilung zu hören. Bei der Berathung der Antwort im Carolinum verlangte Thurn, daß man sich bewaffnet aufs Schloß begeben dürfe. Die Statthalter hatten nichts dagegen, daß sich die Delegirten selbst schützten.

Die letzte Vorbesprechung fand auf der Kleinseite von Prag, jenseits der Moldau, bei Albrecht Smiřicky statt, allwo Thurn und Budowec die Defenestrirung durchsetzten; Ulrich Kinsky war für Niederstechen. Die Neustadt schloß sich jetzt der Bewegung an, die Altstadt verharrte beim Kaiser.

Prag, von der Moldau in zwei Theile getheilt, ist die architektonisch schönste Stadt in Oesterreich, ein imposantes Museum der Baukunst. Ein ganzes Jahrtausend redet hier aus Steinen, von der fabelhaften alten Synagoge an zur majestätischen Gothik, durch die poetische Frührenaissance zum Classicismus, von da durch barocke Abschwächung zum modernen

Nützlichkeits- und Fabrikenbau. Einen dauernden Stempel drückten die luxemburgischen Fürsten Johann der Blinde, Karl IV. und Wenzel, besonders Karl IV. der Stadt durch die Gothik auf, welche im Dome zu St. Veit links von der Moldau auf den französischen Chorstyl zurückkam. Ein fröhliches Muster der Frührenaissance prangt das Lustschloß Belvedere auf der westlichen Höhe, von Francesco de Lagno unter König Ferdinand I. erbaut. Sein Sohn Ferdinand erbaute den „Stern". Auf derselben Höhe, dem Hradschin, thront auch die königliche Burg im classischen Renaissancestyl aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts. Das alte gothische Schloß war 1541 bis auf ein Stück Spätgothik niedergebrannt; noch steht der flamboyante Ladislaussaal, worin die Böhmen ihren Königen huldigten. Vom Ladislaussaal begiebt man sich in die Landstube oder den feudalen Ständesaal, wo noch der Thronsessel und der Bischofsstuhl am alten Platze stehen. Die Kirche dieses alten Theils ist dem Maria-Theresiastift eingeräumt. Vom Fräuleinstift aus bietet sich das herrliche Panorama der königlichen Stadt dar: rechts der Laurentiusberg, links der Ziskaberg, dazwischen die Stadt mit zahllosen Thürmen und drei Moldaubrücken. Moldauaufwärts liegt der Vischigrad, die Ruine der alten czechischen Königsburg. Hinter uns erstreckt sich, eine halbe Stunde hoch, der Weißenberg mit der Kirche S. Maria de Victoria.

Prag auf dem rechten Ufer theilt sich in die Alt- und Neustadt, während die Kleinseite zu unsern Füßen liegt. Die massive alte Brücke, welche beide Theile mit einander verbindet, trägt 28 Heiligenbilder, darunter als Hauptfigur den heiligen Johann Nepomuk, den Kaiser Wenzel 1393 in die Moldau werfen ließ. Man will jedoch in diesem heiligen Johann eine gewisse Aehnlichkeit mit Johann Huß entdecken, dessen Bethaus auch noch in der Altstadt zu sehen ist, und diese Vermuthung stimmt vorzüglich zu der Vermengung der Heiligenverehrung mit dem Hußcultus, die von den Jungczechen noch unlängst an den Tag gelegt wurde.

Die classische Renaissance findet sich in mehreren Palästen der Altstadt wieder, vorzüglich in dem des Grafen Clam Gallas. Aber die Renaissance vermag im Ganzen den gothischen Stempel nicht zu verwischen, fliegt vielmehr häufig die Gothik nur decorativ an. Auch Wallenstein's Palast auf der Kleinseite mit dem hohen Prachtsaal durch zwei Stockwerke trägt in den burgartigen Höfen einen gewissen mittelalterlichen Charakter. Das Pferd, das den Generalgewaltigen bei Lützen trug, steht dort ausgestopft.

Begleiten wir nun die bewaffneten Stände von der Altstadt über die große Nepomukbrücke zur Kleinseite, die 200 Stufen hinauf, an des Martinitz Haus vorüber, zum Hradschin empor. Sie werden ohne Weiteres eingelassen und dringen in den Sitzungssaal der Statthalter, die sog. Rathsstube, die sie jedoch nicht alle faßt.

Diese Rathsstube befindet sich noch gegenwärtig im Zustande von 1618 mit dem sämmtlichen damaligen Mobiliar.

Da stehen Aktentruhen wie Holzkasten, mit verblichenem Sammt überzogen; Stühle wie die Melkstühle in Landwirthschaften; der Rathstisch mit gesplissenem Ueberzuge. Da hangen an den Wänden im Bilde: Rudolf von Habsburg, großäugiges Oval, der ideale Typus der Art; Ferdinand I., Karl V. brüderlich ähnlich, doch etwas ins Starre schielend; Max II., gutmüthig, mit kleinern freundlichen Augen; Rudolph II., mit fallender Kinnlade, irren Blicken, doch dem Vater nicht unähnlich. Hinzugekommen sind Ferdinand II., der jesuitische Halbspanier, und Ferdinand III., der unbedeutende Ganzspanier. Ferner erblicken wir: Slavata, den stolzen Hidalgo, mit aufgekräuseltem Lippenbart und trotzigen slavischen Aeuglein, den Absagebrief in der Hand; Martinitz, den böhmischen Granden in deprecirender Haltung. Von dem Geheimschreiber Fabricius steht noch das Secretariat, ein auf zwei Stufen erhöhter Hühnerkasten. Man öffnet die alten Fenster und erblickt 80 Fuß tief den Obelisk mit dem Kreuze.

Es war am 23. Mai 1618, gegen 9 Uhr Morgens.

Von den zehn Statthaltern waren nur vier gegenwärtig: Adam Sternberg, Martinitz, Slavata und der Kanzler Lobkowitz; neben ihnen der Secretär Fabricius. Man las ihnen die Schrift der Defensoren vor und frug eindringlich: ob die Statthalter mit an dem kaiserlichen Schreiben betheiligt seien. Die Räthe gaben keine Antwort. Mathias Thurn bestand auf Ja oder Nein. Graf Schlick apostophirte den Martinitz und den Slavata als die Urheber, sie hätten auf Eingebung der Jesuiten gehandelt. „So viel durftet Ihr nichtsnutziges Jesuitengesindel mit Euren Helfershelfern, den Secretären, wagen. So mögt Ihr denn wissen, daß wir keine alten Weiber sind.“ Wenzel von Ruppa hob die religiöse Bedrückung hervor. Mathias Thurn beschwerte sich, daß er am Leben bedroht sei. Smiřitzki sagte, der Adel werde wie die Leibeignen behandelt. Colonna von Fels beschuldigte Martinitz und Slavata der Urheberschaft des kaiserlichen Briefes. Alle stimmten bei. Die Beiden suchten sich zu vertheidigen. Fels frug, ob sie zu bestrafen seien. Schweigen — neuer Wortwechsel. Den Majestätsbrief von 1609 hätten sie nicht unterschrieben, hieß es, was seine Richtigkeit hatte; Budowec hatte schon damals gegen diese Räthe protestirt. Jetzt wurden Sternberg und Lobkowitz aus dem Saale gedrängt. Martinitz flog zuerst durchs Fenster, 28 Ellen hoch. Thurn schob den Slavata hin: „Da habt Ihr ihn!“ Dieser stieß sich eine Wunde am Fenstergesims. Fabricius, der Secretär, wurde ihnen kurzer Hand nachgeschickt.

Ein Wunder in Gestalt eines Kehrichthaufens rettete sie alle drei. Doch verwundete sich Martinitz, als er dem Slavata zu Hülfe kam, an seinem eigenen Degen.

Von oben rief man der Dienerschaft zu, den Gestürzten den Garaus zu machen. Es fielen Schüsse. Martinitz erhielt einen Streifschuß an der linken Kopfseite, ein zweiter ging durch seinen obern linken Aermel, ein dritter streifte den Arm. Die Diener und Freunde der Statthalter eilten herbei. Die Gegner fanden den Weg zum Graben nicht. Fabricius ging

davon und entkam nach Wien; er wurde später als „Herr von. Hohenfall" geadelt. Martinitz stieg auf einer Leiter in das Haus des Kanzlers Lobkowitz, wo er beichtete und sich als „Sterbender" zu Bette legte. Slavata wurde durchs Thor in dasselbe Haus getragen. Die Kanzlerin Polixena Lobkowitz rettete die beiden Statthalter vor Thurn und dessen Gefährten durch kühnes Leugnen. Martinitz floh nach Regensburg zu den Jesuiten und wohnte dann zu München in Tilly's Behausung. Slavata entkam mit Hülfe der Gräfin Thurn über Teplitz nach Sachsen.

Uebrigens wehrte Graf Thurn allen Gewaltthaten gegen Katholiken und Juden.

Am folgenden Tage, 24. Mai, wurde die Revolution im Schlosse organisirt; jetzt erschienen auch die Prager. 30 Directoren aus den drei Ständen: Adel, Ritter und Städte, bildeten die Regierung. Wenzel Wilhelm Ruppa oder Roupow wurde Präsident, Graf Thurn Gubernator. Eigentlich leitete er jedoch nur das Heerwesen als Generallieutenant, mit Fels als Feldmarschall und Bubna als Generalquartiermeister.

Allen Kennern der damaligen Zustände und Vorgänge hat sich die Beobachtung aufgedrängt, daß der entscheidende Moment keine bedeutenden Männer antraf, daß die Kühnheit des Beginnens keineswegs ihre Rechtfertigung in großartigen Leistungen gefunden hat. Gindely bemerkt, von hussitischem Geiste sei keine Spur vorhanden gewesen; Thurn habe kein Czechisch verstanden und die Massen nicht zu elektrisiren gewußt. Feldherrntalent spricht er ihm gleichfalls ab, was aber doch wohl die Einschränkung erfahren muß, daß ihm beständig Truppen und Geld zu einer bedeutenden Offensive fehlten. Die Revolutionäre spielten die bekannte Comödie: Treue dem Kaiser, Feindschaft seinen schlechten Rathgebern! Gleich nach dem Fenstersturz vereideten sie den Burghauptmann Czernin auf „den König und die Stände." Sodann rechtfertigten sie sich ganz devot in der „ersten Apologie", die am 26. Mai an

den Kaiser-König nach Wien abging. Mathias erhielt seine Einkünfte ruhig ausbezahlt.

Die hohen Kriegsämter waren besetzt, aber es fehlten die Armee und die Zeughäuser. Um Soldaten zu bekommen, griff man zu den verkehrtesten Mitteln, nämlich zu dem Aufgebot und zugleich zur Werbung, wo doch Eins das Andere hinderte. Das Aufgebot, welches den drei Ständen nach Maßgabe ihrer Leistungsfähigkeit Soldaten zu Fuß und zu Pferde auferlegte, wurde auf 16,800 Mann Infanterie und 2400 Reiter berechnet; das Uebrige sollte die Werbung nach Gutbefinden der Directoren liefern. Ende Juni mußte der Landtag beschließen, daß die Armee auf 12,000 Mann Infanterie und 4000 Reiter „erhöht" werden sollte. Das unergiebige Aufgebot sollte gegen 385,000 Thaler abgelöst werden.

Am 2. Juni wurden die Jesuiten ausgewiesen; sie zogen auf derselben Straße ab, auf der sie vor 63 Jahren gekommen waren. Mit ihnen wurden der Erzbischof Lohelius von Prag und der Abt von Braunau des Landes verwiesen. Thurn zog in Eilmärschen auf Budweis zu, wo kaiserliche Truppen lagen. Aber es fehlte Geld, die Städte benahmen sich als „fürsichtige und weise Leute" und schlugen das Anlehen ab. Auf dem Landtage vom 25. Juni erschienen wenige Deutsche. Es mußte ein Zahlungsmoratorium gewährt werden. Der Krieg begann mit dem Bankerott.

Die alten katholischen Statthalter riethen in Wien zur Nachgiebigkeit. Mathias war, auf Anrathen Khlesl's, nicht abgeneigt. Ferdinand aber, den die Nachricht vom Fenstersturz in Preßburg beim Bankett des Erzbischofs von Gran „wie ein Todtenkopf" überrascht hatte, erklärte sich dagegen; mit ihm der Kanzler Lobkowitz und der spanische Gesandte Oñate. Mathias ließ den Directoren zu Prag seine Meinung derb sagen, aber von Rüstungen erfolgte nichts. Oñate wunderte sich, daß sein König sich in Kosten stürzen sollte, während der Kaiser vielleicht mit den Rebellen ein Abkommen getroffen habe!

Als die Krönung des Königs von Ungarn in Preßburg am 1. Juli vollzogen und der ungarische Reichstag geschlossen war, hatte Ferdinand freie Hand. Der ihm zunächst im Wege stand, Khlesl, sollte beseitigt werden. Er wurde am 20. Juli in die Wiener Hofburg gelockt, Dampierre nannte ihn einen „ehrvergessenen, losen Buben". Man weigerte sich, ihn zum Kaiser zu führen. Am Schottenthore wurde er in einen Wagen gesetzt, über Wiener-Neustadt, seine bischöfliche Residenz, durch Steiermark und Kärnten nach Tirol geführt. Im Schlosse Ambras bei Innsbruck setzte man ihn gefangen. Bei der Nachricht von dieser Entführung biß Mathias ins Betttuch; die Kaiserin frug ihren Neffen Ferdinand jammernd: ob das der Dank für zwei Kronen sei. Ferdinand erwiderte kalt: er wolle lieber die zwei Kronen niederlegen als den Cardinal befreien. Als Mathias sämmtliche Beschwerden gegen Khlesl angehört hatte, sagte er: „Sollte wirklich unser vertrautester Rath dergleichen gethan haben, so habt Ihr dem losen Lecker sein Recht widerfahren lassen."

Der Papst, dessen Nuntius mit im Complott gewesen war, that nichts für seinen Cardinal; nur mußte Ferdinand um Absolution bitten, die ihm gewährt wurde. 1619 kam Khlesl von Ambras ins Innsbrucker Schloß; dann wurde er päpstlicher Gefangener im Kloster St. Georgenberg bei Schwaz. 1622 ließ ihn Gregor XV. nach Rom kommen, erst in der Engelsburg und dann auf freiem Fuße leben, jedoch mit den Einkünften von Wien und Wiener-Neustadt. 1627 durfte er heimkehren und starb 1630 mit 77 Jahren.

Zum Abschluß seiner Charakteristik sei gesagt, daß Khlesl, der in der Gefangenschaft die Welt für „ein Pech" erklärte, vor seinem Sturze zwei Bisthümer und eine Dompropstei innehatte, daneben aber von fremden Gesandten und von den einzelnen Kronländern Geld annahm. Spanien zahlte ihm 3000, später 10,000 Scudi. Als seine Effecten mit Beschlag belegt wurden, fanden sich 300,000 Ducaten vor. Nach seiner Restitution brachte er es wieder auf 48,000 Gulden Einkünfte.

Er vermachte seinen Verwandten 46,000 Gulden, der Kirche eine halbe Million. Ein Politiker vermeinte er zu sein, aber ihm fehlte die Consequenz, sein Wille wurde durch „Trinkgelder" gelenkt.

Weil er schuld an der Erlassung des Majestätsbriefes sein sollte, sang ihm das katholische Volkslied nach:

„Untreu hat ihn getroffen,
Es bleibt nit ungerochen."

Spanien hielt zum Kaiser, mehr noch zu Ferdinand. In Heidelberg hatte man seit 1613 die Augen auf Böhmen gerichtet. Als nun ein Gesandter der Directoren an den pfälzischen Hof kam, schickte Friedrich V. den Grafen Albrecht von Solms nach Prag. Dieser versprach Hülfe und gab die Versicherung, die Union werde Niemanden dem Kaiser beispringen lassen. Von dem Vetter Max in Bayern konnte Ferdinand vor der Hand nichts erlangen, so viel Dankbarkeit er ihm auch zuschwur. Sigmund von Polen gab einige Tausend Reiter, denen aber der Kaiser den Weg durch Schlesien erst bahnen sollte.

Die Gesandtschaft der Prager nach Preßburg wurde durch den Paladin Forgach arretirt und nach Wien in den Thurm gebracht. Der ungarische Reichstag mahnte die Böhmen zum Frieden, gab aber dem König Ferdinand keine Unterstützung; nur werben durfte er, sehr gegen die öffentliche Meinung. Recht übel war er dran, denn die böhmischen Abgaben — ein Drittel seiner Einkünfte — und die ungarischen Soldaten bildeten damals die Stützen Habsburgs.

Die oberösterreichischen Stände, in der Mehrzahl protestantisch gesinnt, riethen dem Kaiser zum Frieden: er solle die Türken, nicht Christen bekriegen. Der Kaiser durfte im Lande nicht werben und die Truppen aus dem Friaul ließ man nur rottenweise durch. Die Niederösterreicher begannen mit Beschwerden über kirchliche Bedrückung. Man sperrte und besetzte das Zeughaus in Wien. Nur die Residenz selbst gab 14,000 Gulden, und borgte später 30,000: das war Alles.

Der treffliche Mann in Mähren, der Freund und Schützer der Protestanten, der die böhmischen Stände i. J. 1608 zum Abfall von Rudolf bewegen wollte, Karl von Zierotin, war mit dem böhmischen Aufstande unzufrieden; er wurde jetzt „Politiker". Er, der als Landeshauptmann von Mähren des Kaisers höchstes Mißtrauen erweckt hatte, erwies sich jetzt als gut habsburgisch. Als Ferdinand ihn am 14. Juni nach Wien berief, konnte er zufrieden mit ihm sein. In Mähren hintertrieb Zierotin die Absendung einer Deputation nach Prag; die kaiserlichen Truppen durften unbehelligt durch das Land marschiren; ja in Prag rieth er eindringlich zum Frieden mit dem Kaiser. Schlesien bezeigte sich der Bewegung freundlich und sicherte die nordöstliche Gränze gegen feindlichen Durchzug. Tonangebend war in Breslau Markgraf Joh. Georg von Brandenburg-Jägerndorf, der Schlesien von der böhmischen Kanzlei abtrennen wollte; sein Rath und Oberhauptmann Hartwig von Stietten war bei der Deputation nach Prag. Die Lausitz hielt sich neutral. Zählen konnte der Kaiser nur auf Steiermark, Kärnten, Krain, Istrien, Tirol und Vorderösterreich.

Die kaiserliche Armee bestand aus 9600 Mann zu Fuß, 3200 Reitern, 1100 Husaren und 300 Haiduken. Graf Boucquoi war Oberbefehlshaber. Er dachte eine militärische Promenade nach Prag zu machen. Dampierre brach mit 6000 Mann im Südosten ein und befestigte Bystritz; Boucquoi selbst vereinigte sich bei Deutsch-Brod mit Dampierre und drang bis Czaslau vor.

In Prag setzte es allerlei Schwankungen ab; man wollte sich mit dem Kaiser versöhnen; Adam Waldstein suchte die Katholiken abspänstig zu machen. Endlich beschloß man neue Rüstungen.

Da erschien auf dem böhmischen Schauplatz der Mann, der für die ganze Folgezeit den Ton der Kriegsführung angeben sollte, der kühne Condottiere Ernst von Mansfeldt. Er war 1580 als natürlicher Sohn des Fürsten Peter Ernst von

Mansfeldt in Belgien geboren, von Philipp II. legitimirt und dann der Gnade Albrechts und Isabellens überwiesen worden. Er nannte sich nie „Fürst", sondern stets nur „Graf". 1603 commandirte er unter Mathias in Ungarn die Leibcompagnie; wegen einer bösen Schuldgeschichte wurde er nach Hause geschickt. Unter Albrecht in Belgien führte er ein Reiterregiment, ein wahres Räubercorps. Unter Leopold befehligte er im Jülich'schen Kriege wiederum die Reiterei und erhielt sich und die Truppen durch Brandschatzung. Mansfeldt charakterisirt gleich an der Schwelle das grausame Spiel des sog. „deutschen Kriegs". Die Truppen kosteten damals sechsmal so viel als heute. Im ordentlichen Wege war keine Armee zu erhalten. Mansfeldt gab ganz offen zu, daß der Soldat nichts respectire, sich helfe wie er könne. Auf Holzschnitten jener Zeit figuriren die Fürsten als Badergesellen, welche schröpfen und Ader lassen; das Blut tropft in Form von Goldstücken herab. Daneben blühte schon 1618 die Falschmünzerei, das Kippen und Wippen. Aus der Gefangenschaft des brandenburgischen Grafen von Solms entkam Mansfeldt wahrscheinlich durch Verrath. Dann ging er mit Allem was er hatte zur Union über. Da es hier nichts zu thun gab, so diente er bis 1617 dem Herzog von Savoyen im Montferrat'schen Kriege gegen die Spanier. Nach dem Frieden hielt Karl Emanuel die Hälfte seiner Truppen in Bern zur Verfügung von Kurpfalz.

Anfangs September rückte nun Mansfeldt mit seinen Truppen in das westliche Böhmen ein und legte sich zwischen Klattau und Pilsen ins Quartier. Der kleine, halb verschrumpfte, häßliche Mann mit der Hasenscharte, der dennoch große Ansprüche an die Weiber erhob, war kaum da, als auch die wilde Wirthschaft losging, die der Feind gelehrig nachahmte. Zwischen den beiden Standquartieren gingen 24 Dörfer in Rauch auf. Man beschuldigte die Mansfeldter, einen Pfarrer lebendig gebraten, Frauen und Mädchen geschändet und an die Schwänze der Pferde gebunden zu haben. Doch ließen es auch die Ungarn im kaiserlichen Solde an keiner Grausam-

keit fehlen. Militärisch geschah dagegen einen Monat lang nichts.

Anfangs October erhielt der Markgraf von Jägerndorf von den schlesischen Ständen Befehl, in Böhmen einzurücken; auch die polnische Gränze wurde besetzt. Boucquoi war schon von Czaslau nach Ledecz zurückgewichen. Thurn schlug am 3. November den Dampierre bei Pilgram; die Kaiserlichen zogen sich über die Gränze nach Iglau, wurden aber von den Bewohnern nicht eingelassen; sie zerstreuten sich in Mähren. Am 9. Nov. schlug Thurn auch den Boucquoi bei Budweis. Am 21. Nov. nahm Mansfeldt Pilsen.

Anstatt jetzt Böhmen völlig zu säubern, drang Thurn, mehr Politiker als Feldherr, auf niederösterreichisches Gebiet. Graf Schlick, der dem Boucquoi die Kriegscasse und Beute abnahm, überschritt gleichfalls die Gränze. In Wien zitterte man, die Leute aus der Umgegend flohen in die Stadt. Mathias erfreute sich keiner Popularität. Da er Geld brauchte, berief er den Landtag; dieser schlug die Forderung ab und wurde aufgelöst. In Oberösterreich sah es noch schlimmer aus: Starhemberg war schon im böhmischen Lager, die Stände vermehrten ihre Truppen, legten Schanzen an der böhmischen Gränze an gegen Boucquoi, Schanzen nach Passau zu, gegen einen etwaigen Vormarsch der Bayern. Zu Horn vereinigten sich gar Ober- und Niederösterreicher mit den Ungarn zu einem gemeinsamen Abkommen. Alles hing an Zierotin, das Schicksal Oesterreichs lag in seiner Hand. Er brauchte blos in Brünn nicht abzuwiegeln, durfte sich nur passiv verhalten und — die Habsburger waren gewesen. Thurn bestürmte ihn, der Markgraf von Jägerndorf ließ ihm durch Stietten zusetzen, der eifrige Tschernembl aus Oberösterreich redete ihm zu: Zierotin blieb taub. Der Brünner Landtag ließ sich sehr stürmisch an, aber die ruhige Suada des festen Mannes tröpfelte Oel auf die wilden Wogen; das Höchste was von ihm zu erlangen war, bestand in einer Friedensmahnung an den Kaiser. Man konnte den schwachsinnigen Matthias, der sich in nichts mehr

von Rudolf unterschied, mit Leichtigkeit in Wien gefangen nehmen und ihm jede Bedingung dictiren; aber Zierotin glaubte an ein gemeinsames Reich unter Habsburg, und Zierotin hat beide gerettet.

Der Krieg bestand im Wesen aus Freibeuterei und Epidemien. Im böhmischen Heer gingen 8000 Mann bis Ende Februar 1619 am Typhus zu Grunde, zwei Drittel des Gesammtbestandes. Bei Boucquoi in Budweis stand es nicht besser; doch langten 2000 Vorderösterreicher über Passau an. Dampierre ging wieder über die Gränze zurück. Thurns Requisitionen verwüsteten das Land, so daß die obdachlosen Leute sich in die Tiefen des Böhmerwaldes flüchteten. Boucquoi seinerseits hauste nicht milder, in einem einzigen Kreise gingen 200 Dörfer im Feuer auf.

Ueber die böhmische Krone war man derweilen draußen noch nicht einig. Der Herzog Karl Emanuel von Savoyen begehrte, um Hülfe angerufen, die böhmische und die deutsche Krone; der Pfälzer Friedrich sollte Elsaß und Vorderösterreich bekommen, später auch Oesterreich und Ungarn. Dafür wollte der Herzog 6—7000 Mann stellen und $1^1/_2$ Millionen Ducaten hergeben. In Heidelberg, wo dem jungen Friedrich bereits „furchtbare Zweifel" aufgestiegen waren, wurde das adoptirt, nur mit der Modification, daß Böhmen später an Kurpfalz kommen sollte.

König Jakob von England gab keinerlei Ermunterung; er wollte es mit Spanien nicht verderben, da er eine Infantin für seinen Prinzen von Wales zu bekommen hoffte. Nur zu billigen Friedensbedingungen rieth er in Wien.

Max von Bayern wollte nichts von einem Ausgleich, nichts vom Majestätsbrief hören; er würde damit „seine Seele nur besudeln und an einer fremden Sünde theilnehmen." Aber von militärischer Hülfe war keine Rede.

So sah man sich in Wien genöthigt, auf einen Waffenstillstand einzugehen. Kursachsen sollte vermitteln; aber der kurfürstliche Rath Lebzelten sagte zu seinem Herrn: Es sei die

Frage, ob die Habsburger überhaupt von ihrem Besitz etwas retten würden. Ein Tag der Verhandlung war nach Eger ausgeschrieben. Da hetzte Kurpfalz: Ferdinands Erbfolge müßte für ungültig erklärt werden. Eine fulminante Flugschrift, wohl von den Defensoren eingegeben, schlug als Artikel 1 vor: dem Hause Habsburg sind alle Rechte abzusprechen.

Die Sachen standen so schlimm, daß Ferdinand erklärte, er wolle „lieber sterben und verderben", ehe er etwas über den Majestätsbrief hinaus bewilligte! Der Waffenstillstand war nicht herbeizuführen, obgleich im Felde nichts geschah.

Auf dem Prager Landtag wurden neue Rüstungen bewilligt, leider wieder im Wege des Aufgebots. Die Katholiken erklärten sich bereit zur Landesvertheidigung. Die Güter der Gegner wurden confiscirt — damit war jede Brücke abgebrochen. Wie unmöglich der Ausgleich war, geht aus den Forderungen hervor, welche den 19 Prager Deputirten zum Verhandlungstage nach Eger mitgegeben wurden: die Kirchengüter bleiben im Besitz der Stände, die Jesuiten sind auf ewig vertrieben, alle österreichischen Protestanten treten in Conföderation, die Güterconfiscationen bleiben rechtsgültig, für unfähig erklärte Personen sind von allen Aemtern ausgeschlossen.

Am 20. März 1619 ging Mathias unter tausend Qualen den Weg Rudolfs, auf dem ihm seine gefräßige Gemahlin um ein Vierteljahr vorausgegangen war. Jetzt hatte Ferdinand ganz persönlich zu handeln.

König F e r d i n a n d von Ungarn und Böhmen war der Märtyrer einer schlechten Sache. Gindely, der böhmische Ranke, schildert ihn als weder selbständig, noch thatkräftig, als durchaus abhängig von den Jesuiten und der Curie. Er sei, seinem Liebling Eggenberg gegenüber, nicht einmal so sehr Fürst gewesen wie Ludwig XIII. vor Richelieu. Derselbe Ferdinand übte auch bereits das vermeintlich populäre Geplauder mit dem Volke. Persönlich reizte ihn nur die Jagd. Von Pfaffen und Günstlingen ausgeplündert, betete er sich zu Tode. Was als Charakter bei ihm angesehen wird, bestand in der jesui-

tischen Einflüsterung: „Lieber mit Weib und Kind, den Stab in der Hand, in's Elend wandern, als über Ketzer herrschen.“ Durch die Vererbung kam das bei seinem Sohne Ferdinand III., wie bei den spanischen Philippen, noch stärker heraus: „Eher Scepter und Kron, Leib und Leben verlieren, ja sogar den eigenen Sohn vor seinen Augen niedermachen sehen, als die Ausübung des Augsburger Bekenntnisses in seinen Königreichen und Ländern gestatten.“

Das Jahr 1619 setzte Ferdinand auf harte Proben. Am 20. Mai, kurz vor dem Jahrestag der Revolution, schlugen Thurn und Mansfeldt die königlichen Truppen abermals aus Böhmen hinaus. Ein Schrecken vor Ferdinand ging durch ganz Oesterreich. Darauf baute Thurn, als er die mährische Gränze überschritt und nach Brünn zog. Diesmal bemerkte man die moralische Gewalt Zierotins nicht; die Mährer machten wie die Schlesier und in der letzten Zeit auch die Lausitzer gemeinsame Sache mit den Böhmen und vertrieben zunächst die Jesuiten.

Mathias Thurn, um die Stimmung auszunutzen, marschirte auf Wien und langte in etwas desolatem Zustande am 5. Juni vor den Thoren der Hauptstadt an. Ferdinand saß machtlos, aber unerschüttert in der Burg.

Die Protestanten Niederösterreichs hielten den Augenblick für gekommen, es den Böhmen, Mährern und Schlesiern nachzuthun; im Einverständnisse mit Thurn sandten die Stände am 5. Juni Morgens um 10 Uhr Abgeordnete in die Burg, ihre Rechte von Ferdinand zu fordern. Es gehörte gewiß Muth dazu, diesem „10. August“ zu widerstehen; aber Ferdinand hielt Stand. Die Sprecher der Deputation waren: Paul Jakob v. Starhemberg, Andreas Thonradl, Karl Teufel u. A. Die Debatte wurde leidenschaftlich. Thonradl verlangte, Ferdinand solle den Krieg gegen Böhmen aufgeben. Daß er den König beim Rockknopf gefaßt, ist eine von Hurter in Curs gesetzte Erfindung. Ferdinand debattirte kalt, bat sogar. Abends von 5—6 Uhr wurde die Audienz erneuert. Da sprengten 400 von Ferdinand requirirte Reiter von Krems unter dem Hauptmann

Gilbert v. Saint-Hiliaire, der mit Karls IX. Wittwe aus Frankreich gekommen war, in den Burghof. Die Deputation empfahl sich höflichst. Ferdinand schickte nach, um weiter zu verhandeln. Sie schlugen das aus. Ferdinand aber dankte der heil. Jungfrau inbrünstig.

Als Thurn wegen Mangels an Lebensmitteln und Geld wieder abgezogen war, verlegten die protestantischen Stände ihre Sitzungen nach Horn. Hier zeichneten sie im August 1619 eine Convention mit Böhmen, welcher die Oberösterreicher beitraten.

Am 28. Mai 1620 erkannte Ferdinand die Privilegien der Stände unter der Enns an, ließ die Augsburger Confession gelten, so weit sie im Gebrauch; Beschwerden dürften jedoch erst nach der Huldigung vorgebracht werden; die Convention mit Böhmen sei aufzugeben. Da schieden sich die Wasser: die Extremen hielten zu Böhmen; die Uebrigen, Katholiken wie Protestanten, huldigten am 31. Juli. Jene waren jetzt „Rebellen", jedes Rechts und Eigenthums verlustig. Die protestantischen Prediger wurden ausgetrieben. Als Maximilian von Bayern am 4. August 1620 in Linz einzog, war auch das Loos Oberösterreichs besiegelt.

Der Träger zweier Kronen war mit heiler Haut davon gekommen. Es ging jetzt um die dritte, die durch den Tod des Mathias gleichfalls verwaiste Kaiserkrone. Die Protestanten konnten keinen ernstlichen Candidaten haben, der fabelhafte Herzog von Savoyen erhielt höchstens die Stimme von Kurpfalz. Die katholischen Gegner Ferdinands — auch Khlesl hatte die Hand im Spiele gehabt — waren auf den Herzog von Lothringen und auf Maximilian von Bayern verfallen. Beide lehnten jedoch ab. Für den Kurfürstentag war kein Geld vorhanden; Oñate lieferte spanisches Geld, um einen deutschen Kaiser zu küren.*)

*) Der Volkswitz sagte über den steten Geldmangel des Kaisers, Ferdinand habe drei große Berge: Eggenberg, Werdenberg, Questenberg; drei große Steine: Dietrichstein, Liechtenstein, Wallenstein, und Sieben Bürgen, und doch kein Geld!

Ferdinand saß am 28. August 1619 in Frankfurt als gewählter Kaiser beim Gastmahle, das ihm der Kurfürst von Trier gab. Es wurde — natürlich — „stark gegessen“ und noch stärker getrunken, als der Postmeister anklopfte und die Secretäre herausrufen ließ. Diesen theilte er die Nachricht mit, daß am Tage vor der Kaiserwahl, am 19. August, die Böhmen den Kurfürsten-Pfalzgrafen zu ihrem Könige gewählt hätten. Es war wie im vorigen Jahre zu Preßburg an der Tafel des Erzbischofs von Gran — der zweite „Todtenkopf“ erschien im Saale.

Die ganze Gesellschaft wurde tief bestürzt: in Frankfurt, so sagte man, hat Ferdinand einen Titel erworben und zwei Königreiche verloren; denn Ungarn werde auch nicht zu behaupten sein. Gesprächsweise meinten Andere, Pfalz werde nicht annehmen; wer ihm dazu rathe, könne ihm eben so gut anrathen, Gift zu nehmen. Der brandenburgische Gesandte aber äußerte: es sei nicht leicht, ganze Königreiche auszuschlagen! Im Ganzen durchschauerte die vornehme Gesellschaft eine legitimistische Angst vor der Revolution; die hohen Herren hielten, trotz aller Confiscationen und allem Besitzwechsel seit 100 Jahren, stark am Erbrecht. Von dieser Seite hatte der Pfälzer nichts zu erwarten. Was die deutschen Fürsten auch sonst an Ferdinand aussetzen mochten, in diesem Punkte stimmten sie ganz dem zu, was er angesichts des böhmischen Aufruhrs an Philipp III. von Spanien geschrieben hatte: „Die Secten hätten den Herrschaften so viel Freibriefe abgezwungen, daß sie zu der Behauptung gekommen wären: außer seinen Kammergütern habe der Fürst keine Einnahmen, es sei denn durch freie Bewilligung der Stände, welcher Grundsatz nothwendig die Obrigkeit ganz von der Willkür der Unterthanen abhängig mache. Wenn die Obrigkeit solcher Dienstbarkeit nicht auf einmal erledigt werde, so möchten viele Länder de facto eine Republik unter sich errichten. Es sei jetzt eine Gelegenheit, das volle unbeschränkte fürstliche Ansehen wieder herzustellen.“

Das Bekenntniß ist lehrreich: der Protestantismus führt zur constitutionellen Monarchie, die dem Fürsten die Hände bindet; von da zur Republik ist verführerisch nahe. Fuhr doch die Prager Defenestrirung auch dem langhaarigen Ludwig XIII., dem zweiten Bourbonen, durch alle Glieder.

Ob es solche und ähnliche Erwägungen waren, die den neuen Kaiser aufrecht erhielten: genug, er blieb an jenem Tage scheinbar heiter und guter Dinge. Von Frankfurt reiste er nach München und brachte am 8. October endlich den Bund mit der Liga zu Stande. Ferdinand versprach dem Herzoge von Bayern volle Entschädigung für alles zu Leistende, verpfändete ihm Oberösterreich und versprach ihm die pfälzische Kur, wie einst Karl V. die sächsische vergeben hatte. Dabei machte offenbar das Erbrecht keine Scrupel.

In diesen Verhandlungen erkannte der Kaiser die Liga als Staat im Staate förmlich an; er überließ dem Herzoge „freies und absolutes Directorium mit Werbung und Anführung der Völker, jedoch mit der ausdrücklichen Condition, daß, nachdem er und die übrigen katholischen Stände mit Geld und Völkern verordnet (ausgerüstet) sein werden, alsdann er (Max) auch Ferdinand wider seine Feinde solchergestalt beistehen wolle, wie er's nach Beschaffenheit der Umstände für nützlich erachten, auch die hiezu verordneten Mittel und Gelegenheit es zulassen werden."

Selbst das aber schien für Max noch zu bindend zu sein, weßhalb er limitirte: Er könne sich zu nichts Gewissem verbinden; er für seine Person wolle nichts unterlassen, was in seiner Gewalt stehe. Aber „weder Ferdinand noch Jemand von dessen Haus solle ihm auf keinerlei Weise solche absolute und völlige Direction verhindern."

Man sieht, unter welchem Joche der Kaiser herging und wozu er sich verstand, um sich nicht selbst aufzugeben. Man sieht aber auch den Gegensatz zwischen der Liga und dem Kaiser keimen.

Friedrich V. nahm das Gift. Von der ganzen „Union"

hatte ihm Niemand zugerathen als Ansbach, Baden und Anhalt. Er war ein junger hübscher Mensch von 24 Jahren, mit weichen großen Augen. Der mädchenhafte Kopf saß zierlich auf dem doppelten Spitzenkragen, paßte aber schlecht zu dem blanken Harnisch. An der Seite seiner stolzen englischen Elisabeth zog er in Prag ein und ließ sich am 4. Nov. 1619 krönen. Das schien ihm die Hauptsache zu sein; einen männlichen Gedanken zur Begründung der königlichen Macht, dem begehrlichen Adel gegenüber, hatte er nicht. Böhmen zählte damals 240 Herrenfamilien, 1128 Ritter und 42 königliche Städte. Die Geistlichkeit bildete seit den Hussitenkriegen keinen Stand. Die 1368 Herren und Ritter hatten neun Zehntel des Großgrundbesitzes inne; das übrige Zehntel gehörte dem Könige. Die 42 Städte schätzte man auf $2._8$ Millionen Vermögen, den Adel auf 8 Millionen. Die politische Macht war also auf Seiten der Herren vom hohen Adel; nur die reichen Ritter, z. B. die Trzki, hatten noch ein Wort mitzureden. Der junge König adoptirte diese Zustände und gewährte dem Adel sämmtliche feudale Privilegien, damit er fürder nicht „wie die Leibeigenen" behandelt würde. Böhmen war jetzt eine Adelsrepublik mit einem Scheinkönige.

Wiederum ist es der Dichter, der diesen Zustand charakterisirt:

„Ei ja, das Volk!
Habt Ihr das Volk bedacht, wenn Ihr die Zehnten,
Das Herrenrecht von ihnen eingetrieben?
Das Volk! das sind die vielen leeren Nullen,
Die gern sich beisetzt, wer sich fühlt als Zahl,
Doch wegstreicht, kommt's zum Theilen in der Rechnung."

Bewiesen die kurfürstlichen Räthe Friedrichs keinerlei politische Einsicht, so versah es der calvinistische Eiferer Scultetus nach einer andern Seite. Hatten die Katholiken von den 1300 Pfarrstellen in Böhmen auch nur kaum ein Fünftel, war auch nur ein Zwanzigstel des männlichen hohen Adels katholisch, so war doch ein blindes calvinistisches Eifern gegen den katholischen Cultus um so weniger am Platze, als weder die Utraquisten,

noch die Lutheraner sich an Aeußerlichkeiten stießen. Scultetus aber ließ die Bilder aus den Prager Kirchen entfernen. Nicht wenig mißfiel auch der leichte französische Ton, den die Fürsten Christian von Anhalt und Georg von Hohenlohe anschlugen.

Wenn der neue König sich nicht aus eigner Macht halten konnte — von Deutschland her hatte er nichts Gutes zu erwarten. Die Lutheraner haßten den Scultetus, durch Hoë von Hoënegg war Kursachsen schon 1619 für den Kaiser gewonnen. Im Frühjahr 1620 huldigten auch die mährischen und schlesischen Stände dem König Friedrich; aber in Heidelberg hatte man böse Ahnungen. Auf dem Fürstentage zu Mühlhausen herrschte eine ungünstige Stimmung; es erfolgte ein Abmahnungsschreiben nach Prag.

Wunderbar, in diese allgemeine Flauheit und Verkehrtheit ragt plötzlich der blonde Heldenkopf des schwedischen Gustav Adolf herein. Der Prinz war auf der Brautschau, die Schwester Georg Wilhelms von Brandenburg hatte er gesehen; jetzt kam er Ende März 1620 nach Heidelberg, wo der schwedische Resident Rutger schon mit Johann Casimir eine enge Verbindung geknüpft hatte.

Gustav Adolf reiste incognito als G A R S. Der junge Johann v. Rusdorf, der sich später als rühriger Diplomat und energischer Patriot bekunden sollte, begleitete ihn zum Lager des Markgrafen von Baden, welches sich im Elsaß befand. Unterwegs bemerkte Gustav Adolf: Wäre er Herr der Pfalz, so hätte er die Päpste von Worms und Speier längst zum Gehorsam gebracht und sich ihre Länder genommen!

Wie es um die Union stand, sollte sich bald zeigen. Für die Revolution in Böhmen hatte der Verband ein Anlehen bei der Stadt Nürnberg garantirt. Dann hatte er ein Heer von 15000 Mann aufgebracht, aber nur mit höchster Mühe das dazu nöthige Geld beschaffen können. Er steckte tief in Schulden. Die Liga hatte eine Armee im Oberelsaß, die sie durch Bayern nach Oesterreich dirigirte. Es kam darauf an, ob die Union diesen Durchzug gestatten würde. Die Union

ließ es geschehen. Die Frage erneute sich, als die Liguisten auf Ulm marschirten, wo die Unionstruppen standen. Die geld- und muthlose Union, die keinen Heinrich IV. mehr hinter sich hatte, laborirte obendrein an innerm Hader; man verdächtigte den Höchstcommandirenden, den Markgrafen von Ansbach, vom Kaiser bestochen zu sein. Und so kam denn am 3. Juli 1620 der Vertrag von Ulm zu Stande, nach welchem die Union sich verpflichtete, Friedrich V. in Böhmen nicht zu unterstützen, die Liga aber sich vorbehielt, den Spaniern freie Hand gegen die Pfalz zu lassen! Schon machte sich Spinola, die spanische „Spinne", marschfertig und als er in die Pfalz einfiel, durfte sich die Union nicht rühren. Das Volkslied sang „der Union Grabschrift": „Gerüstet, geprahlt, nichts gethan" — „daß ich war wie ein todter Hund". Oder

„Der Unirten Treu ging ganz verlorn,
Kroch endlich in ein Jägerhorn;
Der Jäger blies es in den Wind,
Das macht, daß man sie nirgends findt."

Hessen und die Reichsstädte traten bald aus dem nichtsnutzigen Verbande.

Neben dem Bündniß mit Spanien und der Liga hatte Ferdinand auch ein Abkommen mit Kursachsen getroffen. In Prag hatte es neben der pfälzischen Partei bis zur Königswahl auch eine sächsische gegeben; zwischen dieser und dem kurfürstlichen Hofe war ernstlich darüber verhandelt worden, die Habsburger überhaupt abzuschaffen. Johann Georg mit dem langen Perückengesicht und dem Barte im Geviert sah sich durch die Wahl des Pfälzers zum böhmischen Könige um eine Krone getäuscht; sein Leibtheologe, der lutheranische Bullenbeißer Hoë von Hoënegg, hetzte ihn gegen die „Sacramentirer", und so ließ sich der protestantische Kurfürst nicht nur zur Wahl eines jesuitischen Kaisers bestimmen, sondern auch von diesem Kaiser mit der Zusicherung der beiden Lausitzen erkaufen.

Noch einmal leuchtete den Böhmen ein fahler Hoffnungsstern: der unermüdliche Thurn verbündete sich mit dem ehr

süchtigen, aber wenig zuverlässigen Bethlen Gabor (Gabriel Bethlen) von Siebenbürgen, und zog zum andern Male nach Wien. Zum andern Male zog er ab — die Wiener mochten ihn so wenig zum Bundesgenossen, wie neuerdings die Ungarn in Schwechat — und Ferdinand brach ungestört die Opposition der Stände von Niederösterreich.

Es nahte die Entscheidung. Maximilian zog mit seinem Heere gebieterisch durch Oberösterreich, dann durch Niederösterreich nach Böhmen. Unter ihm commandirte Johann Tscherklas, Graf von Tilly, ein wallonischer Luxemburger, der den Krieg und die spanische Methode bei Alba erlernt hätte. Bei Rakonitz, westlich von Prag, gedachte die kaiserlich-liguistische Armee eine Schlacht zu schlagen; aber Christian von Anhalt ließ sich nicht aus seinen Verschanzungen herauslocken. Die Verbündeten marschirten daher auf Prag zu; als die Böhmen sich davon überzeugt hatten, suchten Thurn und Anhalt dem Feinde mit der Armee zuvorzukommen. Es ging in Eilmärschen, aber eiliger noch war der König Friedrich, der noch vor der Armee Prag erreichte. Anhalt langte am 8. Novbr. 1620 Morgens um 1 Uhr auf dem Weißen Berge an; er war, wie weiland Ziska, unter der Beleuchtung von brennenden Dörfern marschirt.

Tilly, der mit dem Herzog von Bayern voraus war, wollte schon am 7. Novbr. über den Feind herfallen; aber die Kaiserlichen waren noch zu weit zurück und Boucquoi, der bei Rakonitz verwundet worden, schützte die Ermüdung seiner Soldaten vor. Oberst Verdugo mußte seine feurige Beredtsamkeit aufbieten, damit Boucquoi darein willigte, dem Feinde sofort über Hostiwitz nachzusetzen.

Das böhmische Heer stand auf dem Weißen Berge in Schlachtordnung unter den Befehlen Christians von Anhalt und Georgs von Hohenlohe, 21,000 Mann stark, worunter 5000 ungarische Reiter. Die kaiserlich-liguistische Armee stand gegen 9 Uhr, als die Sonne die Nebel durchbrach, am Fuße des Berges; die Kaiserlichen 12,000 Mann stark, welche Oberst

Liechtenstein ordnete, die Liguistischen 11—12,000 Mann, zusammen also 25,000 Mann.

Wiederum war es der kranke Boucquoi, der sich nicht zur Schlacht entschließen konnte und von einem Flankenmarsch nach Prag redete. Diesem Bedenken machte der Pater Dominicus, ein Carmeliter, ein Ende, indem er unter Hinweisung auf den göttlichen Schutz zur Schlacht anfeuerte. Die Truppen waren vorbereitet, hatten zu Tausenden gebeichtet oder den Rosenkranz abgebetet. Herzog Max gab das Losungswort: Sancta Maria! Und der Waffentanz begann. Maximilian blieb bei Boucquoi am Fuße des Berges und betete mit ihm das Salve regina; Tilly führte die Liguisten.

Auf dem linken böhmischen Flügel zeichnete sich der junge Prinz Anhalt aus, so daß schon schlechte Nachrichten beim Wagen Boucquoi's anlangten; aber Tilly sandte Hülfe und der junge Anhalt wurde von Oberst Verdugo aus zwei Wunden blutend gefangen. Auf dem rechten Flügel wandte sich gleichfalls das Glück, Tilly selbst griff hier entscheidend ein und in einer halben Stunde war die Schlacht entschieden. Die Reiter des Prinzen Anhalt und die mährische Infanterie hatten einzig ihre Pflicht gethan; am feigsten benahmen sich die Ungarn; ohne einen Angriff abzuwarten, sprengten sie mit verhängtem Zügel davon, sobald ihr Vordertreffen geworfen war. Was jetzt erfolgte, war kein Rückzug, sondern eine wilde Flucht.

An 1000 Ungarn, die sich über ein Wehr der Moldau retten wollten, ertranken im Flusse. Das übrige Heer, das sich nach Prag flüchtete, wurde unterwegs decimirt. Die Böhmen verloren im Ganzen den vierten Theil ihrer Mannschaft durch den Tod. Die Verbündeten wollen nur 250 Todte gehabt haben, dagegen desto mehr Verwundete; unter diesen befand sich der später so berühmte bayerische Graf v. Pappenheim. Der berühmteste Soldat der Liga war aber jedenfalls René Descartes oder Cartesius.

Wo war derweilen der König von Böhmen, um dessen Thron gekämpft wurde? Er blieb ruhig im Schlosse zu Prag,

obwohl ihm Anhalt des Morgens früh mitgetheilt hatte, die Schlacht stehe bevor und seine Anwesenheit sei zur Befeuerung der Truppen nöthig. Mittags setzte er sich mit zwei Abgesandten seines Schwiegervaters Jakob zu Tische; zum Dessert erfuhr er, daß die Schlacht beginne. Als er kaum zu Pferde am Thore angelangt war, wälzten sich die Seinigen in größter Unordnung thalwärts. Seine Feldherren bestätigten die grause Niederlage und nun gings ans Packen und Flüchten. Geräthschaften, Papiere, auch die Krone wurden nach der Altstadt transportirt. Elisabeth allein blieb gelassen und folgte ruhig ihrem Gemahle.

Der junge Thurn sprach sich für fernern Widerstand und die Vertheidigung der Stadt aus; 8000 frische ungarische Reiter seien im Anzuge; aber Anhalt traute der Bürgerschaft nicht, weil sie die Soldaten hasse, und Thurn, der Vater, schloß sich dieser Ansicht an. Am andern Morgen um 9 Uhr bewegte sich ein langer Zug, König, Königin, Anhalt, Thurn, Hohenlohe, alle hohen Offiziere und Räthe, zum Thor hinaus, auf Nimmerwiedersehen. Nur der junge Thurn kehrte zurück, in der Absicht, die Karlsbrücke bis zum Tode gegen den nachdringenden Feind zu vertheidigen. So hatte der chevalereske Jüngling der schönen Pfalzgräfin gelobt.

Der Exkönig erreichte Abends mit seiner Gemahlin das Städtchen Nimburg; noch in der Nacht reisten sie weiter nach Schlesien. Es war ein kurzer Traum gewesen. Friedrich, der einen einzigen Winter in Prag verbracht hatte, trug nichts davon als den Titel „Winterkönig". Auf einem Holzschnitt sah man den Pfälzer, wie er nach der Königskrone griff und ihm der Kurhut entfiel.

Das Volkslied begleitete den armen Winterkönig obligat auf seiner kurzen Laufbahn. Zuerst sang es:

„O lieber Friez, mein gut Gesell,
Laß fahren diese Kron!
Bereitet ist Dir schon die Hell
Zu einem gewissen Lohn."

Ferner berichtet es, daß er „Zwölf Tonnen Gold und Silber reich“ den Pfaffen abgejagt habe .... „Und Bilderstürmen ist ihre Kunst“. Nach der Schlacht soll er um Gnade bitten:

„O frommer Kaiser Ferdinand,
Nimm ihn in Gnaden an!
Sieh nicht an seinen Unverstand
Es ist ein junger Mann.“

Die Krone war in der Altstadt zurückgelassen worden.

Die siegreiche Armee, die am Schlachttage nicht gewagt hatte in Prag einzudringen, begann zwei Stunden nach Abzug des Königspaares unter Boucquoi ihren Einzug. Nachmittags folgte Maximilian mit seinen Truppen. Beide richteten ihre ersten Schritte zur Capuzinerkirche mit der berühmten Loretokapelle. Das Schloß wurde geplündert. Maximilian erhielt von der rückständigen Bagage des Pfälzers zwei Kisten mit Gold- und Silbergeschirr, die Reitpferde des Flüchtlings und den englischen Hosenbandorden. Eine Deputation der Stände ließ durch den Obersthofmeister Wilhelm v. Lobkowitz dem Herzog die Bedingungen ihrer Unterwerfung überreichen: ausnahmslose Amnestie, Aufrechterhaltung der politisch-religiösen Freiheit und Sicherheit des Besitzes. Maximilian rieth zur bedingungslosen Unterwerfung und versprach mehr, als er halten konnte — das Leben. Den Prager Bürgern erging es nicht besser; auf ihre Bedingungen antwortete man mit Kanonen, die auf dem Hradschin aufgefahren wurden. Prag unterwarf sich blindlings.

Alles das erfuhr man in Wien volle vierzehn Tage später; am 23. Novbr. kam der Schwager Boucquoi's mit dem Berichte an. Am andern Tage betheiligte sich Ferdinand bei einer Prozession und hörte die Predigt des Capuzinerpaters Sabinus über den Text des Psalmisten: „Du wirst sie mit eiserner Ruthe züchtigen und wie ein irdenes Gefäß zertrümmern.“ Der Pater warnte ausdrücklich vor Milde, der Majestätsbrief müsse vernichtet werden und der Sieger sich der

Drohung des Propheten erinnern: „Weil Du einen zum Tode Verurtheilten freigelassen hast, wirst Du und Dein Volk sein Sklave sein.“ Diese Ermahnung war wohl kaum nöthig, Ferdinand trug die Brust voll Galle und Rache, die Opfer lagen zu seinen Füßen. Der Kurfürst von der Pfalz wurde in die Reichsacht erklärt, und zwar auf Ferdinandeische Weise ohne jede Form. Darob entstand große gelehrte juristische Fehde, in welcher Rusdorf tapfer focht. Fürst Christian von Anhalt, gleichfalls in die Acht erklärt, machte bald seinen Frieden mit dem Kaiser und that einen Fußfall.

Von Widerstand in Böhmen war keine Rede mehr; den letzten Soldatenhaufen der zerschlagenen Armee trieb man mit Gewalt aus Prag; die sich versteckt hatten, wurden ausgespürt und getödtet. Am 21. Juni 1621 fielen 27 Häupter des Aufstandes auf dem Butgerüst. Strafgarnisonen machten Adel und Bürger mürbe; inquisitorische Untersuchung schied die Böcke von den Schafen. Die einzige Rettung bestand in rascher Bekehrung zum Katholicismus. Confiscation der Vermögen war an der Tagesordnung; dem Grade der Schuld entsprach der Bruchtheil des Besitzes, welcher genommen wurde: ganz Schuldige verloren Alles, etwas minder Schuldige fünf Sechstel u. s. w.

1622 erfolgte der „Generalpardon“: katholisch mußte Alles werden, was Anspruch auf das geringste bürgerliche Amt erhob. 1624 erfolgte das zweite kirchenpolitische Mandat: Fürst Liechtenstein verbannte alle protestantischen Prädicanten aus dem Lande. Die Bilder des Huß und Hieronymus wurden gewaltsam aus den Kirchen entfernt; das Symbol des steinernen Kelches, einst mit so viel Blut erkauft, wurde abgemeißelt. Katholische Priester drangen in Städten ein, die seit 200 Jahren keinen gesehen hatten. Wer den katholischen Gottesdienst nicht besuchte, zahlte 5 Schock Buße, die durch militärische Execution eingetrieben wurde. Denn es hieß: Es sei der unbeugsame Wille der Majestät, daß sich Jeder in Böhmen zur alleinseligmachenden Religion bekenne, der Se.

Majestät mit dem ganzen ruhmvollen Hause Oesterreich anzugehören geruhe!

Die Auswanderung begann massenweise; ein neuer eingewanderter Adel, militärische Glücksritter aus Spanien, Italien, Lothringen, Belgien und Polen, wurde reichlich dotirt. Speculanten, wie Albrecht von Waldstein, kauften große Güter um einen Spottpreis, den sie wohl noch schuldig blieben oder in schlechtem Gelde zahlten, wie gleichfalls Albrecht von Waldstein that. Die Jesuiten kamen bei der allgemeinen Treibjagd nicht zu kurz, sie wurden für ihre ausgestandene Hetze gemästet.

Am 30. August 1627 erfolgte das dritte Mandat der Religionscommission: wer sich jetzt nicht füge, habe sein Besitzthum zu veräußern und das Land zu verlassen. Der Strom der Auswanderung ergoß sich nach Pirna und Dresden; vom Verkauf ihrer Habe lösten die Exulanten blutwenig. Man berechnet den Verlust an Einwohnern, den Böhmen in diesem Jahre erlitt, auf 36,000 Familien, die, wie sich denken läßt, nicht zu den schlechtesten gehörten. Wie immer war neben diesem Gräuel das Ekelhafteste die Niederträchtigkeit, in welche die Feigheit Vieler umschlug. Es gab Bürger, die sich als Musketiere gegen widerspänstige Bauern gebrauchen ließen, ja es kamen Petitionen wider die Aufnahme von Nichtkatholiken zu Stande.

In demselben Jahre 1627 hob Ferdinand die alte Wladislaw'sche Landesordnung auf und zerschnitt den Majestätsbrief mit eigener Hand. Am 10. Mai erschien die berühmte „vernewerte Landesordnung", ein reines Octroi des Siegers. Die böhmische Krone war fortan erblich im Hause Habsburg männlicher und weiblicher Descendenz. Die bis dahin politisch ausgeschlossene Geistlichkeit wurde zum ersten Stande erhoben. Der Regent allein war Gesetzgeber, jede Initiative der Stände cassirt. Das Uebergewicht des Adels war gebrochen, aber ohne daß der Bürgerstand das Geringste dabei gewonnen hätte — Eine Knechtschaft machte jetzt Alle gleich.

Im Jahre 1629, als die Reaction in ihrem Zenith stand, wurde auch der Orden der Jesuiten feierlich zurückgerufen und der Statthalter Leo von Kolowrat befahl, daß auf Ostern je zehn Häuser der Reihe nach zu beichten hätten.

Man könnte sich darüber wundern, daß unter einem Volke, dem es doch an Eigenwillen und Eigensinn nicht fehlt, die Flamme des religiösen und reformatorischen Eifers ohne den heftigsten Widerstreit, ohne offene Auflehnung ausgeblasen werden konnte, wenn man nicht wüßte, daß auch in Böhmen jene Bewegung sich in drei Theile zersplittert hatte, von dem pfälzischen Calvinismus ganz abgesehen. Der Hussitismus war im Utraquismus zu einem Aschenhaufen zusammengebrannt: das Abendmahl unter beiderlei Gestalt glich einer altkatholischen Forderung, von der Kirche in einem Punkte abweichen zu dürfen. Innerhalb der utraquistischen Partei gab es Proteste gegen die Siebenzahl der Sacramente, die Transsubstantiation, den Cölibat ꝛc., gerade wie heute. Es fehlte die Einheit eines Credo, das Pathos der Gemeinde für dieses Credo, im Gegensatz zum alten Glauben. Die Lutheraner kamen der Kopfzahl nach gegen die Utraquisten nicht in Betracht. Religiöser Ernst, Ueberzeugungstreue und Wahrhaftigkeit herrschten bei der „Union der Brüder“; aber diese Brüder bildeten eine verschwindende Minderzahl, und ihr friedlicher Charakter neigte mehr zum Dulden als zum Handeln. So kam es, daß Ferdinand mit seiner „Reformation“ der Reformation auf keinen compacten Widerstand stieß.

Selbstredend warf der Gluthschein der böhmischen Reaction seinen Reflex auf die übrigen österreichischen Länder. In Niederösterreich, dessen Protestantismus sich den Kaisern Mathias und Ferdinand so fatal erwiesen hatte, wurde von Grund aus „reformirt“. Wir haben das bereits erzählt. 1627 erging an 28 Doctoren med. und juris an der Wiener Universität der gemessene Befehl, entweder katholisch zu werden oder abzuziehen. Die protestantischen Geistlichen und Lehrer wurden über die Gränze geschafft.

Auf einen ungleich härtern Widerstand stieß Ferdinand im Mühl- und Hausruckviertel Oberösterreichs. Hier erneuerte die protestantische Bauerschaft im Jahre 1626 die Zeiten des großen Bauernkrieges.

Der reformatorische Oppositionsgeist war überhaupt am zähesten in Oberösterreich und im Salzburgischen. Sechs Jahre lang hatten diese Gebiete bereits die Quälereien der österreichischen Soldaten und der bayerischen Occupation erduldet; bayerische Besatzungen lagen in Linz, Enns, Freystadt. Da erhob sich der Bauer Stephan Fadinger aus dem Hausruck als „Oberhauptmann der christlich-evangelischen Armee" mit dem Rufe: Religionsfreiheit oder los von Habsburg! Der Statthalter Herberstorf wurde im offnen Felde geschlagen; Fadinger eroberte Wels und Steier und belagerte Enns. Die Regierung begann zu unterhandeln. Die Bauern verlangten Herstellung der evangelischen Kirche, Entfernung des fremden Kriegsvolks und allgemeine Amnestie. Als sich das zerschlug, belagerte Fadinger die Landeshauptstadt Linz; hier wurde er von einer Kugel tödtlich getroffen. Sein Nachfolger, Achaz Willinger von Kalterhof, war ohne Talent. Freystadt wurde von den Bauern erstürmt und wieder verloren. Linz und Enns konnten nicht genommen werden. Als neuer Anführer machte sich ein Jüngling furchtbar, der einfach „der Student" hieß. Er schlug den Herberstorf bei Gmunden, fiel aber selbst bei Wolfsegg. Doch gelang es erst 1628 dem Bayern Heinrich Gottfried von Pappenheim, den Aufruhr zu bewältigen. Jetzt wurde Alles niedergeschlagen oder katholisch gemacht.

Wieder erneuerte sich das fürchterliche Spiel von vor 100 Jahren: die Leichen Fadinger's und anderer Führer wurden ausgegraben und nachträglich verbrannt. Man gab den Bauern freies Geleit und kerkerte sie ein. Man hetzte die Besiegten wie das Wild, um sie mit Kannibalenhumor zu morden. Das Spiel aber hieß das „Frankenburger Würfelspiel": die gefangenen Bauern würfelten paarweise, der niedrigste Wurf lieferte in die Hände des Henkers.

Ein urkräftiges Volkslied in 55 Strophen bewahrte lange das Andenken an diesen letzten Bauernkrieg, dem 1632 noch ein Nachschlag und 1648 noch ein Aufflackern folgten. Das einzige noch vorhandene Exemplar (Hof- und Staatsbibliothek zu München) trägt einen Holzschnitt: Drei Bauern stellen eine Rütli-Scene dar; sie sind mit Dreschflegeln, Hacke und Stock versehen; über ihnen der Halbmond, der Doppeladler, die Sonne, dazwischen Sterne. Unter dem Holzschnitt steht: „Im Thon: Hascha mein Grädl wilst laufen". Und also geht der „Thon":

„Hascha jetzt waiß ich nichts besser,
als das wir einnemmen die Schlösser,
deren im Landt ein gantzer Hauffen,
last die Pfaffen vund Edlleuth lauffen,
ich waiß ein Staal voll Rösser,
stehn nit weit von Gmundten,
groß Biren vund Lunden,
auch viel schönes Frawenzimmer,
wöllen wir alles wegk führen,
niemand soll uns drann jrren,
wir lassens von vns nimmer:
wöllen auch fangen alle Pfleger,
führen ins Geistlich Feld Hauptleger,
sie müssen werden frömmer.

Hascha wir haben vernommen,
das Bayrisch Volck sei ankommen,
Kayserisch auch eine große Mennig,
unser seyn doch auch nit wenig,
und wöllen noch mehr bekommen,
wir wöllen außsenden,
gar scharpffe Potenten,
an unsere gewesten Herrn,
die jetzt Unterthanen,
gar keines verschonen,
sie thuns nit oder gern:
daß sie lassen die Gültpferdt hollen,
mit Carbiner und vil Pistollen,
dann wir seyn jhre Herrn."

Der Protestantismus glomm unter der Asche fort, und als Joseph II. im Jahre 1781 sein Toleranzedict verkünden

ließ, zeigten sich in Oberösterreich und Obersteiermark sporadisch ganze evangelische Gemeinden. Zwei Jahrhunderte lang hatte der hohe Alpenschnee auf diesen Bekennern gelastet, und jetzt traten sie hervor wie die Cyclame im Spätfrühling. Zwei Jahrhunderte des Drucks nach dem Wahlspruch Ferdinand's II.: „Wenn mir ein Engel und ein Priester zugleich begegneten, so würde ich dem Priester zuerst Ehre bezeugen".

Der Kaiser stand völlig unter jesuitischem Commando. Als der P. Becanus im Jahre 1624 gestorben war, erbat sich Ferdinand den P. Lamormain aus La Moire Mannie im Luxemburgischen zum Beichtvater. Der Ordensgeneral P. Claudius gab diesem folgende Instruction: Er solle sich nicht ungefragt in die Politik mischen, aber darauf sehen, daß der Häresie kein Vorschub geleistet, die Jurisdiction gegen Ketzer nicht gestört, die Geistlichkeit nicht besteuert und keine Gerichtsbarkeit über sie geübt werde. Der Kaiser solle seine Gemahlin in Schranken halten, ihr nicht unvorsichtigerweise Geheimnisse mittheilen. Lamormain wurde allmächtig, in wichtigen Dingen stach er sogar den Eggenberg aus.

Wer die Zustände in Oesterreich von Ferdinand I. an bis zu den Jahren 1619 und 1628 scharf in's Auge faßt, dem wird sich die Ueberzeugung gewaltsam aufdrängen, daß die Geschichte unseres Erdtheils kaum je eine verhängnißvollere Krise durchgemacht hat, als in diesen 100 Jahren. Bis zum Jahre 1619 ging der reformatorische Zug bestimmend durch sämmtliche Bevölkerungen der Habsburgischen Staaten; die Scheu des ersten Ferdinand vor der Rebellion, das leise Schwanken des zweiten Max zwischen persönlichen Jugenderinnerungen und verwandtschaftlichem Druck, selbst die Rudolfinische Reaction, ja sogar die Ferdinandeische Brutalität in Steiermark, Kärnten und Krain hatten wenig von dem Geiste unterdrückt, welcher der Natur jener Völker conform war und dem sie sich als einem zuverlässigen Führer in die neue Geschichte hinein anvertraut hatten.

Es handelt sich dabei natürlich nicht um dogmatische

Gegensätze, um etwas mehr oder weniger Vernunftwidrigkeit; es ging damals um das zurückeroberte Recht des Gewissens, um die persönliche Autonomie, die selbständige Prüfung, welche die akatholische Welt größeren Geschicken entgegentrieb. Das Ringen galt der Erkämpfung und Festhaltung eines geistigen Gegen- und Uebergewichtes, angesichts des Heerden-Bewußtseins im Nord- und Südosten. Wer das Horoskop der Gegenwart gelesen hat, wird uns vollauf verstehen.

Noch im Jahre 1619 war es möglich, das Unglück von Oesterreich abzuwehren, nicht nur dem entsetzlichsten aller Kriege vorzubauen, sondern auch die Zukunft der Civilisation sicher zu stellen. Leider hatten es Ferdinand, Spanien, Rom und Bayern, alle am Leitseil der Jesuiten, anders beschlossen. Der öffentliche Geist mußte zurückgeschraubt, die Aspiration der Völker erwürgt werden. Eine fünffache Censur erdrosselte jeden Gedanken, der zur Mittheilung bestimmt war: der Reichshofrath wachte über Deutschland, die Bischöfe über ihre Diöcesen, die Jesuiten der Universität über die Wissenschaft, die Stände, so lange sie etwas bedeuteten, über die Protestanten. Als das Ansehen der Stände gebrochen war, kam auch diese Censur an die Jesuiten der Universität. Das dauerte anderthalb Jahrhunderte. Was von jener Zeit an über die österreichischen Staaten verhängt wurde, war aller natürlichen Entwickelung grade entgegen, ein ruchloser Zwang, dem Gedanken und dem Gewissen auferlegt: dies und nichts Anderes hat die Zustände hervorgebracht, an denen selbst Joseph's II. edelstarker Kopf zerschellte. Wer das Organ der Beobachtung besitzt, und wessen Beobachtung vom reinsten menschlichen Wohlwollen getragen wird, der gewahrt die Nachwirkungen jenes höllischen Zwanges, den Fluch jener Naturwidrigkeit, bis in die Gegenwart hinein.

Mag immer eine brutale, im wahren Sinne materialistische Geschichtsauffassung derlei Bedauern in den Wind schlagen; mag sie lächelnd behaupten, der Kampf um's Dasein

bringe das so mit sich, der Stärkere siege nun einmal ob: die natürliche Entwickelung, auch der menschlichen Dinge, wird deßhalb nicht minder falsch betrachtet, und die Analogien aus der bewußtlosen Natur beweisen deßhalb nicht mehr.

Wenn ein Unkraut massenhaft, licht= und luftraubend, über edle Pflanzen hinwuchert und höhere Bildungen erstickt, so ist der Schaden, trotz der Macht des Stärkern, evident; wenn aber der Landwirth gar dieses Unkraut sät und pflegt, wenn er die Entwickelung des intensiv Stärkeren gewaltsam unterdrückt, so trifft diesen Barbaren der verdiente Fluch des Natur= und Menschenfreundes. Er hat ja eben den Kampf um's Dasein gestört, er ist der natürlichen Entwickelung hindernd in den Weg getreten, er hat nicht als Schalk, sondern als Dämon verneint.

Diejenige Historie, welche die „Rettungen" in Schwang gebracht hat, und ihre Zwillingsschwester, die Bemäntlerin aller Barbarei und Menschenverachtung, sie haben ihren Lohn dahin. Eine Geschichtsperiode freilich, die an den Brüsten dieser Weisheit gesogen, wird mitleidig lächeln über die entgegengesetzte Ausdeutung der Geschehnisse, welche gleichwohl die Dinge richtiger anschaut als die autoritativste Moral, der die Wurzeln fehlen. Aber es muß wohl auch wieder eine Zeit kommen, in welcher schwarz schwarz und weiß weiß genannt wird; in welcher man, unbeschadet der Objectivität, Zorn zu empfinden versteht, und im berechtigten Pathos, ohne der Schablone eines dürren Rationalismus zu verfallen, auch dem Gang der Dinge die abhanden gekommene Lebhaftigkeit wieder verleihen darf. —

Das vernichtende Gewitter, welches im Jahre 1620 auf Prag und Böhmen niedergefahren war, rollte naturnothwendig auch nach Westdeutschland. War der böhmische König vernichtet, so konnte auch der geächtete Kurfürst der Rache des giftigen Kaisers nicht entgehen.

Sehr schlecht standen hier die Sachen für die Evangelischen. Auf kaiserlicher Seite das siegreiche Heer der Liga unter Tilly

und die Spanier unter Spinola; diesen gegenüber die faule Union, die seit dem Sommer 1620 neutral geblieben war und sich jetzt völlig auflöste. Der Reichskrieg war zu Ende, sollte noch Widerstand geleistet werden, so blieb nichts übrig, als ein Parteigängerkrieg.

In der That fanden sich zwei kühne Partisane und ein uns schon bekannter verwegener Condottiere. Der Fürst Christian von Braunschweig fürchtete als Administrator des Bisthums Halberstadt mit Recht die Wirkung des geistlichen Vorbehaltes; die protestantische Sache war insofern seine eigene. Zudem war auch er ein Verehrer der englischen Königstochter, die der Sturm vom Thron in's Exil gerissen hatte. Er steckte in galanter Weise ihren Handschuh auf seinen Hut und schwur, denselben nicht eher herabzunehmen, als bis er sie nach Prag zurückgeführt hätte; ein Gelübde, das er so wenig zu halten im Stande war, wie der junge Graf Thurn das seinige. Fürst Christian war aber auch ein strammer Kriegsmann; seine große Adlernase unter langem Flatterhaare paßte vortrefflich zu dem kriegerischen Harnisch. Rücksichten nach irgend einer Seite kannte er nicht; „Gottes Freund und aller Pfaffen Feind" war seine Devise, unter der sich 15,000 Kriegsknechte anwerben ließen.

Der Markgraf von Baden, Georg Friedrich, ein anmuthiger Kopf und ein protestantisches Herz, legte im Interesse seines Landes die Regierung in die Hand seines Sohnes, sammelte gleichfalls 15,000 Mann Kriegsvolk und stieß mit ihnen zu dem wilden Mansfeldt.

Diesen Letzteren kennen wir bereits. Er hatte sich aus der Oberpfalz vor Tilly zurückgezogen und war in die Rheinpfalz gezogen, wo er die Werbetrommel rühren ließ, unter deren Wirbel die geistlichen Güter am Main, Rhein und im Elsaß erfuhren, wie der Krieg den Krieg ernährte und was es heiße, den Clericorum Attilam heranrücken zu hören:

„Pom, Pom, Pom, Bidi, Bidi, Pom!
Hüt' Dich Pfaff, ich komm!"

Der Schall dieser Trommel lockte sogar den verzagten Friedrich von der Pfalz aus seinem holländischen Asyl wieder in sein Land.

Kein Geringerer als der Dichter Rudolf Weckherlin sang den Mansfeldt und den Braunschweig an:

„Daß er mög' die wilde Schwein,
So man Pfaffen heißt, verjagen."

Als Christian von Braunschweig 1621 dem Mansfeldt in der Pfalz zu Hülfe kommen wollte, griff ihn der lutherische Landgraf Ludwig von Darmstadt im Buseckthal in der Wetterau an und trieb ihn Ende des Jahres zurück. Christian führte dann in Westphalen den Mansfeldtischen Krieg, plünderte Klöster und Stifter nach Herzenslust und hieß die zwölf silbernen Apostel zu Paderborn in alle Welt gehen.

Aber verbrennen ist noch nicht antworten, es galt dem kriegsgerechten Feinde entgegenzutreten. War doch die Oberpfalz bereits aufgegeben und hatte sich doch Maximilian mit seinen Jesuitenschaaren dort niedergelassen, um zu „reformiren", wie in Bayern, wie in Donauwörth. Am 29. April 1622 trafen Mansfeldt und Georg Friedrich in der Nähe von Wiesloch, oberhalb Heidelberg, auf den „alten Kahlkopf" Tilly. Sie warfen ihn, da sie sich jedoch nach dem Siege trennten, mußte der Markgraf am 6. Mai bei Wimpfen den Stoß Tilly's allein aushalten. Tilly nahm seine Revanche; die 400 Pforzheimer, die ihren Fürsten mit ihren Leibern gedeckt und sich sämmtlich in die Pfanne hätten hauen lassen, werden jetzt von der unbarmherzigen Kritik in das Reich der Mythe verwiesen. Auch Christian von Braunschweig, der sich wieder südwärts gewendet hatte, zeigte sich am 19. Juni bei Höchst unweit Frankfurt der Taktik und Disciplin des „Kahlkopfs" nicht gewachsen. Der verzagte Kurfürst, von Versöhnungs-Vorspiegelungen geködert, entließ die beiden Heerführer aus seinem Dienst und zog sich wieder nach Holland zurück. Christian und Mansfeldt führten den Rest ihrer Schaaren über Lothringen nach Holland, und Tilly hatte freie Bahn vor sich.

Alles Diplomatisiren half dem Kurfürsten von der Pfalz zu nichts. Vergebens plagte sich Rusdorf in London ab, den Schwiegervater Jakob zu energischen Schritten zu bewegen. Der kurpfälzische Minister Camerarius meinte: „Der König von England müßte entweder päpstlich oder ein Stier sein.“ Jakob war keines von beiden, sondern ein gelehrter Narr. Die Rheinpfalz und das Veltlin hatte Spanien auf's Korn genommen, um von Italien nach Belgien zu reichen.

Wessen auch eine „reguläre“ Armee fähig war, das erfuhren Heidelberg, Mannheim und Frankenthal nach ihrer Erstürmung. Tilly verübte 1623 in Heidelberg einen Diebstahl, wie er sonst immer den Franzosen zur Last gelegt wird; er schenkte dem päpstlichen Commissär Leone Allaci die Bibliotheca Palatina, die kurfürstliche oder Landesbibliothek, an Büchern und Handschriften die werthvollste in ganz Deutschland. Fünfzig Wagen brachten sie dem Papst Gregor XV. Als Zugabe folgten die Büchereien aller vier Facultäten der Universität und die des Stiftes der Heiligen-Geistkirche. Die Palatina kehrte 1816 nach Heidelberg zurück; aber noch 3000 Handschriften liegen im Vatican.

Die Pfalz war gesäubert, aber in Westphalen loderte die Kriegs- und Brandfackel auf's Neue. Der Nimmerrast Christian von Braunschweig war aus Holland dort eingebrochen. Tilly rückte ihm entgegen und schlug ihn am 9. August 1623 bei Stadtlohe, als er gerade auf die Vereinigung mit dem aus Ostfriesland heranrückenden Mansfeldt hoffte, definitiv auf's Haupt. Der Partisan und der Condottiere flohen über die deutsche Gränze, die Liga war gänzlich Herrin des Planes.

Die holländischen Generalstaaten, deren Sache doch auch zu Schaden kam, rührten sich nicht, weil sie von innerem Hader tief aufgewühlt waren. Moritz von Oranien benutzte die Gomarisch-Arminianischen Dogmenstreitigkeiten, um sich seines verhaßten Gegners zu entledigen und auf den Trümmern des Patriciats das demokratische Cäsarenthum zu errichten. —

Der Theologe auf dem englischen Throne ließ Tochter und und Schwiegersohn ruhig verderben.

Ferdinand aber, im Vollgefühl des Triumphes, unerschütterlich in seinen Absichten, benahm sich auf dem Fürstentage zu Regensburg 1623 als Dictator. Taub für alle Einreden und Bedenken, verlieh er dem Herzoge von Bayern zur Oberpfalz die pfälzische Kurwürde und gab deutlich zu verstehen, daß der Krieg gegen den Protestantismus ein Vertilgungskrieg sein sollte, daß es gelte, Mitteleuropa um ein volles Jahrhundert zurückzuschrauben. Die Kirche drückte ihr Siegel darauf, 1622 gründete sie zu Rom das Collegium de Propaganda, und das Jahr darauf sprach sie den Ignaz Loyola und den Xaver heilig.

Der niederdeutsche Krieg und Wallenstein.

Tilly hauste denn doch gar zu arg in Westphalen; auf Geheiß seines Kurfürsten und im Einverständniß mit Ferdinand gab er die von den Protestanten confiscirten Stifter den Katholiken zurück und zeigte so den niederdeutschen Ständen was ihrer harrte. Für sich allein hätten diese nun freilich weder Muth noch Kraft besessen, dem mächtigen und entschlossenen Feinde die Stirn zu bieten. Wie aber Ferdinand sich auf Spanien und Polen gestützt hatte, so kam auch den Evangelischen Hülfe vom Ausland. Die Bezeichnung „deutscher Krieg" wurde immer besser illustrirt. Deutschland bereitete sich mehr und mehr zu dem Theater vor, auf dem fremde Intriguen, Machtgelüste und Soldaten sich bis zum völligen Ruin des Landes tummeln sollten.

Zuvörderst war im Kopfe Jakob's I. seit dem Jahre 1623 der Traum einer spanischen Heirath für seinen Erben erloschen. Jakob ließ sich nicht mehr durch spanische Vorspiegelungen hinhalten, er lenkte vielmehr ins national-protestantische Fahrwasser zurück und schickte dem unermüdlichen Mansfeldt, der 1624 persönlich in London gewesen, Geld und Truppen. Auch der Genosse Mansfeldt's, Christian von Braunschweig, war das Jahr darauf in London, erhielt indessen nur Versprechungen, da Jakob das Geld für die französische Braut seines Sohnes Karl gebrauchte. Aber noch ein Anderer, viel Wichtigerer, trat jetzt aus der Coulisse. Der Bischof von Luçon, Armand von Richelieu, der gediegene, unnahbare Khlesl Frank-

reichs, leitete seit 1624 die Geschicke seines Landes. Er war frei von der Angst Ludwigs XIII. sich zu compromittiren, frei sogar von der Protestantenfurcht. Seine inländischen Hugenotten bekämpfte er aus politischen Gründen, nicht aus Fanatismus. Der Glaube war nicht der Zielpunkt des Kirchenfürsten. Richelieu ging auf die national-politische Einheit aus, auf Zerstörung der feudalen Anarchie und auf die Machtstellung des geeinten Frankreichs nach Außen. Es galt dem französischen Staatsmann, die schon erwähnte spanisch-habsburgische Kette vom Veltlin bis Flandern zu sprengen, und am 8. August 1624 schloß er mit England, Savoyen, Venedig, Graubündten und Holland den Vertrag von Avignon gegen Spanien und Oesterreich. Zum Springer in Niederdeutschland erkor er sich den bereitwilligen König von Dänemark, Christian IV., der zugleich deutscher Reichsstand, ein Verwandter Friedrichs V., dem Protestantismus ergeben und begierig war es den Schweden zuvorzuthun. Am 25. März 1625 wurde der Bund zwischen Christian IV. und den niederdeutschen Fürsten und Staaten geschlossen. Die dänischen Stände freilich wiesen jede Betheiligung zurück, und Christian konnte nur als Herzog von Holstein auftreten. Der gewählte niedersächsische Kreisoberst schloß dann, nachdem der Krieg schon im Frühjahr begonnen hatte, am 19. December 1625 einen Vertrag mit England und den aus ihrer Lethargie erwachten holländischen Generalstaaten ab, welche den Mansfeldt und Braunschweig zu unterhalten versprachen.

Brandenburg und Sachsen waren seit der Vergebung der pfälzischen Kur an Bayern nachdenklich geworden. Sie befürworteten beim Kaiser die Wahrung der Rechte von Friedrich's Nachkommen auf seinen Länderbesitz. Die katholischen Restaurationen und Reactionen in Niederdeutschland verstimmten den Kurfürsten von Sachsen vollends. Unter seinen Auspicien erschien 1625 die „Nothwendige Vertheidigung des Augapfels" (der Augsb. Conf.), worauf katholischerseits replicirt wurde mit dem „Brill für den evangelischen Augapfel". Die Du-

plik lautete: „Scharfes rundes Auge für den römischen Papst". Die Reduplik: „Venetianische Brillen für lutherische Nasen".

Durch solch' angenehmen Esprit wurde wieder etwas Theologie in die stets weltlicher sich gestaltenden Combinationen gemischt.

Der nimmer ruhende Rusdorf arbeitete unterdeß emsig in London weiter, that sich mit Henry Vane zusammen und schlug in einer Flugschrift vor, die englische Flotte sollte an der Elbe und Weser eingreifen und so indirect den Krieg gegen Spanien führen. Leider wurde daraus die Belagerung von Cadix und die Zerstörung der englischen Flotte. Rusdorf, der gegen Buckingham wühlte, wurde auf dessen Betreiben aus England verwiesen.

Ferdinand, der Bayern so reichlich belohnt hatte, aber noch immer abhängig von der Armee der Liga war, fühlt esich genirt durch diese Abhängigkeit. Grade so wie Max gezögert hatte, ihm in seiner Bedrängniß beizustehen, nahm jetzt auch Ferdinand Anstand, blos als idealer Schutzherr einer fremden Armee aufzutreten. Er wollte ein Heer für sich haben. Woher dieses aber nehmen, da die Reaction in Böhmen und der Aufstand in Oesterreich vorläufig alle Kräfte des Kaisers in Anspruch nahmen? Christian von Braunschweig und namentlich der Mansfeldter hatten den Weg gezeigt: ein namhafter Heerführer wirbt sich eine Armee zusammen, welcher er reiche Beute, zur Noth Plünderung verheißt, der er mit Ausnahme des Dienstes und der Zucht im Felde die Zügel schießen läßt; eine Armee, die siegen muß, um zum Raube zu gelangen, und die durchaus nicht nöthig hat, aus einer bestimmten religiösen Secte zu bestehen. Es galt nur die Methode Mansfeldt's im größern, ja im größten Maßstabe anzuwenden.

Der Mann war gefunden. Albrecht von Waldstein, ein böhmischer Edelmann, der seine militärische Begabung schon im türkischen und böhmischen Kriege bewährt hatte, erbot sich, dem Kaiser eine Armee von 20,000 Mann und mehr ins Feld zu stellen, wenn man ihn frei gewähren lasse.

Dieses Anerbieten wurde endlich acceptirt. So trat die dritte Macht zwischen die Evangelischen und den Kaiser, zunächst im Dienst und Interesse des letzteren, als kaiserlicher „Veldthauptmann".

Wallenstein's erstes Generalat.

Albrecht Wenzel Eusebius von Waldstein, vom böhmischen Geschlecht der Ralsko, das sich in die Wartenberg und Waldstein theilte, kam als Sprößling der ärmern Branche am 14. September 1583, 4 Uhr 30 Minuten Nachmittags zur Welt, und zwar zu Hermanitz bei Königgrätz. Seine Familie war protestantisch. Früh verwaist, wurde er auf Kosten seines protestantischen Onkels A. Slavata in die Schule der böhmischen Brüder zu Koschumberg im Chrudimer Kreise geschickt, woselbst er einige Jahre verblieb. Durch den katholischen Onkel Nikam gelangte er dann zu den Jesuiten nach Olmütz, wo es ihm besser behagte als bei den strengen Brüdern. Ein Extrem hob das andere auf, der junge Waldstein wurde katholisch und indifferent.

Seine höhern Studien machte er zu Altorf, wo er wegen wilder Streiche fast relegirt wurde.

„Denn zu Altorf, im Studentenkragen,
Trieb er's, mit Permiß zu sagen,
Ein wenig locker und burschikos."

Zu Padua hörte er bei Galilei die Ingenieurkunst, sein Wappen prangt dort noch auf öffentlichem Platze. Hierauf machte er mit einem begüterten Verwandten die übliche Cavalierstour durch Deutschland, Belgien und Italien.

1604—5 war er Hauptmann bei der ungarischen Armee des Kaisers Rudolf und lernte das Kriegshandwerk unter General Basta, der vom Trommelschläger herauf avancirt war und in Siebenbürgen seinen Namen blutroth einschrieb. Dieser

Basta ist der eigentliche Vorfahr der Mansfeldt und Braunschweig, also auch Wallenstein's.

Mit 21 Jahren machte Hauptmann Waldstein mit dem böhmischen Freiherrn Heinrich Michael Hieserle mitten im Winter die mühselige Reise von Eperies durch die Zips, über die Tatra durch Polen nach Prag, um Geld für die Truppen in Ungarn zu holen. Seine Lieblingslectüre war „Il Principe“ des Macchiavelli.

Bei den Cabalen des Mathias gegen Rudolf schlug er sich auf die Seite des erstern.

1608, im Jahre des „Haarsterns“, ein Jahr vor seiner Wandlung durch das Teleskop, wurde Joh. Kepler von seinem Arzte Dr. Stromayer in Prag ersucht, die Nativität eines jungen Edelmannes zu stellen, da und da geboren und erzogen, so alt, so und so beschaffen, unverheirathet. Kepler wollte nicht darauf eingehen, aber auf einen Empfehlungsbrief des Astrologen P. Verdungus gab er nach.

Die Nativitas Wallensteinii, Ducis Friedlandii findet sich in Kepler's Werken, ed. Frisch, I. 293 ff. und 386 ff. Kepler zog die 12 Dreiecke oder „Häuser“ am Himmel, bemerkte jedoch vorab: Er pflege auch sonst nicht durch alle Häuser zu gehen und Specialfragen zu erörtern. Man möge es ihm daher auch jetzt nicht als Unfleiß anrechnen. Wenn es im Folgenden scheine, als wolle er dennoch Zufälliges und Nebensächliches errathen, so sei das nur so gemeint: „nämlich nach der Regel, daß welcher Astronom einige Sachen blos und allein aus dem Himmel vorsagt und sich nicht fundirt auf das Gemüth, die Seele, Vernunft, Kraft oder Leibesgestalt desjenigen Menschen, dem es begegnen soll, der gehet auf keinen rechten Grund, und geräth es dennoch, so ist es Glück. Sintemal Alles was der Mensch vom Himmel zu hoffen hat, da ist der Himmel nur Vater, seine eigene Seele aber ist die Mutter dazu, und wie kein Kind außerhalb seiner Mutter Leib gezeugt wird, wenn schon der Väter zehne wären, also hoffet man vergeblich ein Glück von oben herab, dessen

man keine Anleitung in des Menschen Seel und Gemüth findet, und hingegen so große Correspondenz ist zwischen der Gebärmutter und dem menschlichen Samen, noch viel größere Neigung haben unsere verborgenen Kräfte der Seelen zu den himmlischen erscheinenden Configurationibus.“ Das war der letzte Faden, mit dem Kepler an der Astrologie hing.

Im Hause des Lebens standen Jupiter und Saturn im Sternbild der Fische, aber Saturn höher als Jupiter.

Saturn bedeutet: „die melancholischen, alle Zeit wachenden Gedanken, Alchymiam, Magiam, Zauberei, Gemeinschaft zu den Geistern, Verachtung und Nichtachtung menschlicher Gebote, auch aller Religionen;“ das Trachten nach „neuen, unversuchten und seltsamen Mitteln“. Auf die Rechnung des Mondes kommt der „merkwürdige Nachtheil und Verachtung bei denen, mit welchen er zu conversiren hat, daß er für einen einsamen, leichtschätzigen Unmenschen wird gehalten werden.“ Er sei „unbarmherzig, ohne brüderliche und eheliche Liebe, nur ihm und seinen Wollüsten ergeben, hart über die Unterthanen, geizig, betrüglich, ungleich im Verhalten, meist stillschweigend.“ Jupiter treibt ihn zu „Ehrendurst, Streben nach zeitlichen Dignitäten und Macht, dadurch er ihm viel großer und heimlicher Feinde macht, aber denselben meistens obsiegen wird.“ Der glänzende, prächtige Jupiter giebt Hoffnung, „daß bei reifendem Alter sich die Untugenden des Saturn abwetzen und sein ungewöhnliches Naturell zu hohen gewaltigen Dingen befähigen werden.“

„Saturnus Reich ist aus, der
Ueber Allem, was das Licht scheut, waltet. —
Denn Jupiter, der glänzende, regiert.“

Merkur in Opposition zu Mars will sagen: „einen großen Aberglauben“, wodurch „er eine große Menge Volkes an sich ziehen, oder sich einmal von einer Rott, so malcontent, zu einem Haupt- und Rädelführer aufwerfen lassen“ werde. Mars und Saturn „werden diesen Herrn eigensinnig, streitig, trotzig und verwegen machen, durch welche Untugenden er

leichtlich mit seiner Obrigkeit in gefährlichen Streit kommen kann, oder sonst mit hohen Potentaten, wo dann allerlei grausam-schreckliche Verwirrungen mit seiner Person eintreten werden." — „Er wird eine stattliche Heirath machen mit einer Wittib, nicht schön, aber an Herrschaften, Gebäuden, Vieh und barem Geld reich." Das Horoskop habe viel Aehnlichkeit mit dem des polnischen Kanzlers Zamoisky und dem der Elisabeth von England.

Aber, heißt es nach allem dem, „seine Natur und Neigung gilt bei mir mehr als jeder Stern." Der 25jährige Waldstein war von dieser Nativität tief ergriffen. Er merkte: Saturn überwog den Jupiter, nicht umgekehrt, wie bei Schiller. Ihm blieb offenbar nur die zweite Rolle zu spielen: deutscher Reichsfürst, vielleicht Kurfürst, das stand in den Sternen geschrieben.

Dem Saturn entsprach auch die äußere Erscheinung Waldsteins; er war lang, hager, fahlen Gesichts, trug ein Paar Eulenaugen unter übergebauter Stirn, hatte starke Züge; sein Benehmen war kalt, verschlossen, nicht imposant; man fürchtete ihn, liebte ihn nicht. „Ein Ungeheuer — und der größte Capitän seiner Zeit."

Verhelst stellt ihn dar mit kurzgeschornem Igelkopfe, Schnurrbart und „Wallensteiner" am Kinn, im gewölbten, umgeschlagenen Spitzenkragen, mit dem Harnisch bekleidet. Eine spätere Aufnahme zeigt ein langgezogenes, sorgenvolles Gesicht. Werfen wir ihm noch den Scharlachmantel um die Schultern, stecken wir ihm die rothe Feder auf die Sturmhaube, so schreitet Mephistopheles unheimlich genug nächtens durch das Lager. Eine heitere Zuthat zu diesem Mephistopheles bildet allerdings die kurze Tabakspfeife Wallensteins. In Wien rauchte man zu Anfang des 17. Jahrhunderts, um sich gegen die Pest zu schützen.

Das Horoskop schien zu wirken. 1609 heirathete Waldstein eine ältere Dame, Lucrezia Nekyssowa von Landeck, mit Gut und Geld. Sie starb schon 1614. 1617 führte der

König von Ungarn und Böhmen Krieg mit Venedig um Gradisca im Friaul. Waldstein wurde an der Spitze einer von ihm selbst geworbenen Truppenschaar, die eigentlich der Durchsetzung der römischen Königswürde galt, hingeschickt. Er nahm Gradisca, schob den Dampierre bei Seite und leitete die Friedensverhandlungen.

In Wien schloß er dann eine zweite Ehe mit Isabella von Harrach. Sein Schwager war der Schwiegersohn des spätern Fürsten von Eggenberg, des kaiserlichen Factotum. 1618 brach der böhmische Aufstand aus, Mähren hielt zu Böhmen; Waldstein, der hier als Oberst ein Reiterregiment befehligte, ging mit der Kriegscasse von 90,000 Thalern zum Kaiser durch. Die Truppen aber ließen ihn im Stich. Er gelangte mit der Casse allein über Olmütz nach Ungarn und von da nach Wien. Das Geld mußte als Lösegeld für den gefangenen Cardinal Dietrichstein herausgegeben werden.

Als Thurn auf Wien marschirte, hielt Waldstein mit 1000 Kürassieren die Donaubrücke; später schlug er die Böhmen bei Tein.

Auf dem Weißen Berge war er nicht anwesend, sein Regiment aber griff mächtig in die Schlacht ein, während der Oberst eine besondere Mission zu erfüllen hatte. Ferdinands Lob über ihn ist daher nur indirect zu verstehen. Dann schlug er den Bethlen Gabor bei Standschütz in Mähren und den Markgrafen von Brandenburg-Jägerndorf bei Kremsier. Einen Namen hatte er sich jetzt schon gemacht; in spanischen Berichten von 1619 und 1621 heißt er Volquestain, auf Deutsch Wallenstein.

Nach der Niederwerfung der Böhmen verrieth er seine saturnische Blei- und Schwernatur in widerwärtigster Weise. „Mich schuf aus gröberm Stoffe die Natur.“ Ferdinand hatte zwei Drittel des böhmischen Landes confiscirt. Wallenstein kaufte große Güter an, zahlte den größten Theil des Preises nicht, oder doch mit falschem Gelde. Seine Mutter war eine geborne Smiřitzky; der älteste überlebende Erbe dieser Familie war blödsinnig. Die Vormundschaft kam an die 14jährige Schwester Margarethe, die den revolutionären Heinrich Slavata

heirathete. Nach dem Weißen Berge floh die Verwittwete nach Breslau. 1621 erschlich der herzlose Wallenstein die Auslieferung des Blödsinnigen und die Vormundschaft. Den Feudalbesitz rettete er vor der Confiscation, einen Theil des Allods überließ er dem Kaiser. Dann intriguirte er so lange in der Familie, bis er 1625 alle Rechtsansprüche in seiner Hand hatte. 1627 ließ er sich, bei Lebzeiten des Blödsinnigen, zum absoluten Eigenthümer erklären. Margarethe Slavata war ihm natürlich im Wege; 30 Jahre später behauptete sie vor Ferdinand III., Wallenstein habe ihr nach dem Leben getrachtet.

Schon 1621 gelang es ihm durch Käufe des Vier- bis Fünffachen seinen Besitz zu arrondiren, den er allmählich aus dem böhmischen Verbande herauszuschälen wußte. Von 1622 bis 1624 kaufte er für beinahe 4 Millionen Gulden. Wie das? 1623 zahlte er 2 Millionen. Wie das? 638,000 Gulden rückständigen Sold für ein Reiterregiment von 1620/1 brachte er in Abzug. Gindely nennt das ein starkes Drittel zu viel. 182,000 Gulden setzte er für Beschädigung seiner mährischen Güter in Rechnung. Blieb immer eine Million, die kein Fürst in Europa besaß. Die Smiřicky'schen Güter trugen vielleicht in zwei Jahren 100,000 Gulden.

Der Statthalter von Böhmen, Fürst Liechtenstein, ließ schlechtes Geld prägen, $4^1/_2$ Gulden galten für $11^1/_4$. Wallenstein trat in Verbindung mit dem Juden Basseoi, einem Kipper und Wipper. 1625 bedurfte er eines kaiserlichen Freibriefs, daß er nie wegen schlechten Geldes nachzahlen solle!

1622 war er Reichs- und Pfalzgraf mit Privilegien gegen das böhmische Recht. Dem Kaiser kaufte er die Lehensherrlichkeit über die Vasallen im Friedländischen ab. Die Allodialgüter wurden erkauft oder ertrotzt. Die frühern kaiserlichen Vasallen wurden „Unterthanen der Friedländischen Gesammtherrschaft", gingen nicht mehr nach Prag zum Landtag. 1623 wurde Wallenstein Fürst, 1624 Friedland mit 9 Städten und 57 Schlössern und Dörfern zum Fürstenthum erhoben.

Er kaufte Sagan in Schlesien, baute seinen Palast in

Prag und führte mehr als kaiserlichen Hofstaat. 5 Millionen hätte er für böhmische Güter allein zahlen sollen; er zahlte höchstens $1^1/_2$ Millionen. Der bestohlene Ferdinand entlieh sogar 1623 von Wallenstein 700,000 Gulden zu 6 %, während er noch 1,200,000 Gulden zugut hatte. Seit 1621 zahlte Wallenstein keine Steuern, und als 1628 und 1631 die Steuer eingetrieben werden sollte, deckte er sie mit den Zinsen der 700,000 Gulden und wollte noch heraus haben!

Mitten im Lagerleben verwaltete er sein Fürstenthum und bestellte einen „Landeshauptmann", wie ein souveräner Herr. Seine Zünfte schnitt er gleichfalls von Prag ab. Die Finanzkammer in seiner Hauptstadt Gitschin hielt alle Steuerzahlungen nach Prag zurück. Er ernannte einen eignen Kirchenvisitator und ging damit um, einen vom Prager Erzbischof unabhängigen Bischof einzusetzen. Er setzte ein besonderes Tribunal zu Gitschin ein, seit 1627 auch über Adel und Geistlichkeit competent. Appell fand nur an den nunmehrigen Herzog statt.

1628 ließ er durch seinen Kanzler Ilgen eine Verfassung für Friedland verkünden. Ein Landtag wurde nach Gitschin ausgeschrieben für Geistlichkeit, Adel und landesfürstliche Städte, nach dem Muster der böhmischen Landesordnung. Deutsche Sprache und deutsches Recht galten im Herzogthum.

Als Administrator war er mustergültig, wenngleich despotisch. Aus der Fremde ließ er Handwerker nach Gitschin kommen. Er legte Eisenhämmer und Waffenfabriken an, trieb Maulbeerzucht und Seidenweberei. Der Handel blühte unter dem böhmischen Colbert, der zugleich noch Louvois und Turenne war. Sein Adel mußte sich in Gitschin anbauen. Er selbst ließ sich durch einen Italiener einen Palast errichten. Die seit den Hussiten verschütteten Bergwerke wurden wieder geöffnet, Schmelzhütten in der Nähe angelegt. Klöster erlaubte er, aber keine todte Hand, nur Dotationen. Die Kirche durfte überhaupt liegende Güter nur auf einstimmigen Beschluß der Stände haben. Die Jesuiten wurden zum Unterricht benutzt, das Collegium zu Gitschin erzog den jungen Adel.

Die Durchführung seiner Maßregeln war tyrannisch. Dem Verfertiger einer ungeschickten böhmischen Namensübersetzung befahl er die Hand mit Prügeln entzwei zu schlagen. Die Steuern mußten bei Todesstrafe entrichtet werden. Auf eine Bitte um Steuernachlaß resolvirte er: bei Wiederholung „den Kopf abschlagen". Der Landeshauptmann Gerhard von Taxis entging nur durch die Flucht den Folgen solcher Strenge. Dämonischer Ehrgeiz, frevelhafter Egoismus, saturnische Bleiseele — aber als Verwaltungsgenie ebenso groß wie als Schlachtengenie.

Das erste Generalat dauerte von 1625—29. Ehe aber Wallenstein sich in dieses Wagniß stürzte, zog er neue Erkundigungen von den Sternen ein. Am 25. Decbr. 1624 ersuchte der Landeshauptmann Gerhard v. Taxis in einem Schreiben Namens des Herzogs von Friedland den Astronomen Kepler zu Linz, genauer als früher geschehen die Nativität Wallensteins zu stellen. Es sei bisher alles Frühere richtig befunden worden, nur nicht ganz genau auf die einzelnen Jahre vertheilt. Der Irrthum rühre wohl daher, daß Wallenstein früher seine Geburt um fast eine Viertelstunde zu früh angegeben habe. Zehn Fragen wollte Wallenstein beantwortet haben, hauptsächlich: ob er eines gewaltsamen Todes und wo sterben werde; ob er Glück oder Unglück und welche Feinde er habe; Näheres über Zamoisky und Elisabeth möchte er wissen.

Kepler wehrte ab. Was sollte ihm die Spielerei, 16 Jahre nach gewonnener Klarheit, 13 Jahre nachdem er dem Kaiser Rudolf gesagt: Die Astrologie müsse aus Sr. Majestät Kopf und Rath heraus? Er könne nicht dazu, daß früher der Prophet Recht behalten; das sei das Werk des Andern. Dieser habe den Erfolg gesichert, wie nicht der Arzt, sondern meist die gesunde Natur des Patienten helfe. Uebrigens lasse er sich nicht als Komödiant oder Platzspieler gebrauchen.

Endlich, am 21. Jan. 1625, läßt er sich herbei, unter der Bedingung, daß Wallenstein 6200 fl. Gehaltsrückstände für den Druck der Rudolfinischen Tafeln hergebe. (Kepler's Werke, ed. Frisch, VIII. 347 ff.)

Ob gewaltsamer Tod? — Im Hause des Todes stehen Mars und Venus, gewaltsamer und natürlicher Tod. Der Fürst kann wählen. — Wo? — Im Vaterlande wird er sterben. — Wird er im Kriegswesen Glück haben? — Ja. — Ob Feinde? — Nicht anders möglich. — Ob die Böhmen seine größten Feinde? — Ja, da er sich als Böhme gegen Böhmen gebrauchen lassen. — Wie Ferdinands Horoskop zu dem seinigen stehe? — Des Königs von Böhmen und Wallensteins Nativitäten seien nicht sonderlich gut gegen einander. Wallenstein solle sich vor Angebern und Raubvögeln hüten. Ganz widerwärtig sei ihm die Nativität des Erzherzogs Ferdinand (des spätern Ferdinands III.). Dann geht Kepler auf die nächsten 10 Jahre (1625—35) ein. Gefährlich sei die Conjunction zwischen Saturn und Jupiter jedes Jahr im März und September; auch Juli und December seien bedenklich. Sehr böse sei der März 1634, weil der gewaltsame Mars zu allen Planeten ein wunderliches Kreuz mache, was noch zu der Feindschaft zwischen Jupiter und Saturn komme.

War's Prophezeiung, war's Gehorsam? Wir werden sehen. Jedenfalls hat Wallenstein einen Höhern über sich, den er nicht los wird. Der Erzherzog Ferdinand erregt fortan sein größtes Mißtrauen und es lauert eine mächtige Gefahr.

Aus der auf der Sternwarte zu Pulkowa gefundenen Correspondenz Kepler's*) geht hervor, daß Wallenstein selbst auf der Höhe seiner Triumphe Keplern als seine Vorsehung verehrte. Zu Anfang 1629 schreibt der Herzog von Mecklenburg dem armen Gelehrten: „dieweil der Herr den Ruf des Präses unter den Mathematicis hat und ich die meiste Unge-

*) Mit Vergnügen verweisen wir auf ein geistreiches Feuilleton des bisweilen nur zu geistreichen Alfred Königsberg in der „N. Fr. Presse": „Wallenstein ein Geschöpf Kepler's." In Bezug auf die Krise im zweiten Generalat Wallenstein's sind wir jedoch anderer Meinung als der Verfasser. Warum giebt übrigens Herr Königsberg nicht seine gesammelten Essays heraus?

legenheit mit des Königs aus Hungarn (Erzherzog Ferdinand) Nativität finde, bitte ich, der Herr wolle mir darüber seinen Discurs schicken, er wird mich höchlich obligieren."

Wallenstein glaubte an Kepler, wie Ferdinand II. an den P. Lamormain, wie Friedrich V. an Spalatin, Johann Georg von Sachsen an Hoë von Hoënegg, Maximilian von Bayern an den P. Busleiden. Er hatte den chaldäischen Magier-Glauben, steckte in ganz materialistischem Stern-Fetischismus; Kepler war ihm der Hierophant.

Das große geschichtliche Räthsel „von der Parteien Haß und Gunst" hin und her gedeutet, löst sich dahin: Wallenstein glaubte an den Kepler, der an sich selbst nicht glaubte, der schon längst den letzten Rest des geocentrischen Irrthums von sich geworfen hatte.

Der im Januar 1625 von Kepler Confirmirte wurde zunächst mit seinem Plan, 20,000 Mann zu werben und zu erhalten, ausgelacht. Der defenestrirte Vetter Slavata äußerte zu Wien: Er habe immer „der tolle Waldstein" geheißen. Auch Eggenberg war dagegen. Vielleicht war der März schuld.

Dann ging er selbst nach Wien und vertheilte 300,000 Thlr. unter die kaiserlichen Räthe. Das half. Er bekam den unbeschränkten Oberbefehl als kaiserlicher General-Feldobrist. Entschädigung sollte ihm aus den eroberten Ländern werden.

Und jetzt ereignete sich das Unerhörte, eine Armee wurde aus dem Nichts geschaffen. Die Werbetrommel erdröhnte und in Schwärmen flogen die Geworbenen nach Eger, dem Sammelplatz. Täglich 1 Pfd. Fleisch, 2 Pfd. Brod, 2 Maß Bier, 9 Gulden monatlich der Infanterist, 15 der Reiter. Wahlspruch: „Den Soldaten muß man gut füttern, gut zahlen und gut henken."

Der Holk'sche Jäger: „Flott will ich und müßig gehn,
Alle Tage was Neues sehn."
Der Wachtmeister: „Das Wort ist frei,
Die That ist stumm, der Gehorsam blind."

In Eger ging es gleich hoch her. Der Senat spendete, so

heißt es, „jedem Obristen zwei Eimer Wein, dem Herzog zwei Eimer Wein, ein Faß Bier, ein Faß Meth, ein Fuder Haber und einen Hirschen; nebstdem besorgte der Senat freien Tisch für den Herzog und seinen Hofstaat während seiner Anwesenheit in Eger. Vier Rathsherren waren beordert, hiezu alles Nöthige zu besorgen. Der Mundkoch hatte ein Verzeichniß übergeben, welches sich heute noch im Egerer Archiv befindet, was täglich für die herzogliche Tafel an Fleisch- und Fischtagen beizuschaffen war. Nach diesem Verzeichnisse scheint die Tafelbesorgung des Herzogs trotz der damaligen billigen Lebensmittelpreise den Säckel der guten Stadt Eger gewaltig erleichtert zu haben. Für des Herzogs Tisch wurden täglich erfordert: $^3/_4$ Centner Rindfleisch, 2 Lämmer, 4 Schöpse, 24 junge Hühner, 8 Pfd. Schweinefleisch, 6 Pfd. Bratwurst, 4 Schock Krebse, allerlei Wildpret, Gänse, Enten, Obst, holländischer Käse, 2 Kübel Butter und eine Menge anderer Victualien. An Fischtagen waren 60 große Karpfen, 20 große Hechte, 21 Häringe, 12 geräucherte Karpfen, 1 Metzen dürre Zwetschken, 24 Forellen u. s. w. zu liefern. Man sieht, die Herren im kaiserlichen Hauptquartiere waren gut zu leben gewohnt. Im Laufe der nachfolgenden Kriegsjahre wurde Eger wiederholt durch die Besuche des Herzogs beehrt und der jeweilige Aufenthalt kam der Stadt immer theuer zu stehen, da nicht nur des Herzogs Hofstaat zu verköstigen war, sondern in und um die Stadt bequartierte Kriegsvölker mancherlei Plünderungen sich erlaubten und die ohnedies durch die fortwährenden Kriegsauflagen ausgesogenen Bewohner oft der letzten Habe beraubten. Die Erzählung der zeitgenössischen Chronisten, daß bei dem Herannahen des Kriegsvolkes oft die Bewohner ganzer Dörfer sich in die Gebirge flüchteten, erscheint daher ganz glaubwürdig."

Im Herbste 1625 begann der Abmarsch von Eger mit 50,000 Mann. Der Kaiser hatte seinem General-Feldobristen Böhmen, Franken und Schwaben für seine Requisitionen preisgegeben. Die Stadt Nürnberg zahlte 100,000 fl. beim Durchzug, die übrigen Städte und Stände pro rata.

Slavata flüsterte schon jetzt von bösen Streichen, die der Vetter im Kopfe führe; die halbe Armee sei protestantisch. Wallenstein setzte sich à cheval auf die Elbe, quartierte die Armee in den reichen Stiften Magdeburg und Halberstadt ein. Er schrieb eine Einkommensteuer aus: Bürger und Bauern hatten die Hälfte ihres Einkommens, Fürsten und Adel zwei Drittel zu entrichten. Sachsen ließ er ungeschoren, die Klagen der übrigen Niederdeutschen solle der Kaiser unter den Tisch werfen.

Am 25. April 1626 kam ihm der Mansfeldter an der Dessauer Brücke ins Gehege; er hatte 20,000 Mann. Die wurden „zerhackt und zerstreut", nicht verfolgt. Durch Schotten und Weimaraner verstärkt, zog Mansfeldt Ende Juni von Frankfurt a./O. nach Schlesien und von da bis an die Waag. Wallenstein setzt ihm erst auf dringende kaiserliche Mahnung nach und erreicht ihn am 5. September. Er läßt ihn jedoch entwischen. Den Bethlen Gabor trifft er am 30. Septbr. an der Gran — und unterhandelt. „Aurora soll allen Tractationen ein Ende machen." Es war noch September. Gabor entrinnt, sucht seinen Frieden mit dem Kaiser und Mansfeldt flieht todtkrank ins Venetianische. Er starb zu Uraco in Dalmatien, stehend auf zwei Offiziere gestützt. Unfern von Spalato liegt er begraben. Der Partisan des Pfälzischen Kriegs, Christian von Braunschweig, war im Mai desselben Jahres in Westphalen gestorben.

Zu Wien entstand unter Anführung Slavata's eine wahre Rebellion gegen den Feldobristen. Wallenstein wendet sich an Kepler, der ihn tröstet: starke Opponenten, er aber werde obsiegen. Wallenstein gab seine Entlassung, aber mit ihm wäre das Heer verschwunden. Eggenberg eilte daher nach Bruck, dem Grollenden entgegen, und brachte ihm den Titel „Herzog von Sagan". Auf seinem Zuge durch Böhmen verwüstete Wallenstein die Güter seiner Feinde, der Dietrichstein, Liechtenstein und Slavata. Dieser sprach davon, ihn niederschießen zu lassen, worauf Jener: den Slavata hätte man nicht blos defenestiren sollen.

Am 27. August gewann Tilly die Schlacht bei Lutter am Barenberge gegen Christian IV. Der dänische König aber verstärkte sich immer wieder zur See, erhielt Unterstützung von England und vereinigte sich mit dem Markgrafen von Baden. Da fuhr Wallenstein gleich einem verheerenden Wetter heran, eroberte das rebellische Schlesien, drang durch Brandenburg nach Mecklenburg, verjagte die beiden Herzöge, des Dänen Verbündete, erreichte und schlug Christian IV. bei Heiligenhafen, jagte durch Holstein und Schleswig nach Jütland. Das war seit Otto dem Großen nicht dagewesen. Tilly war depossedirt. Alles dies geschah im October und November. Die Dänen, ohnehin wider Willen im Kriege, boten die Absetzung ihres Königs gegen die besetzten Provinzen an. Wallenstein: das sei Sache des Kaisers (Jupiters), er nehme mit dem Andern (Mecklenburg) vorlieb. In Wien beschäftigte man sich mit der dänischen Krone.

1628 erhielt Wallenstein Mecklenburg als Pfand für seine Auslagen. Der Lehnsbrief ist erst vom 16. Juni 1629, er erfolgte nach dem Restitutions-Edict. Ferdinand wies den armen Kepler mit seiner Forderung von 12,000 fl. an Wallenstein; dieser trassirte auf die Universität Rostock. Kepler refüsirte und ging nach Sagan. Wallenstein zahlte in lumpigen Abschlägen, um Kepler'n willig zu erhalten. Er bedurfte der Nativitäten des Königs von Spanien, des Kurfürsten von Bayern und ihrer Söhne. Kepler seufzte: „Die schmutzige Dirne Astrologie ernährt mich, die reine Himmelstochter Astronomie läßt mich verhungern!“

In Mecklenburg entwarf Wallenstein seine kühnsten Pläne: das Gebiet der Ost- und Nordsee sollte unter die Oberlehenschaft des Kaisers kommen, das Haus Habsburg seemächtig werden und Deutschland auch im Norden umspannen. Er selbst als „Admiral des oceanischen und baltischen Meeres“ und Herzog von Mecklenburg hätte dort Ordnung gehalten. Um den gefährlichen König von Schweden, dessen starke Hand sich bereits in Stralsund zeigte, zu gewinnen und gar zum

Bundesgenossen zu machen, könnte man ihm die eroberten dänischen Provinzen verleihen. So im Rücken gesichert, würde sich der Kaiser auf die Türken werfen.

In Deutschland war Alles gethan, den ganzen Norden behandelte der Sieger wie einen Schemel seiner Füße, vom Kurfürsten von Brandenburg an bis zum Salzsieder von Hall:

„Was ich erkrimm' nur und erkratz',
Frißt und säuft mir der schlimme Fratz."

Später zu Regensburg wurde ihm nachgerechnet: 7 Millionen von Hessen, 10 Millionen von Pommern, 20 Millionen von Brandenburg erpreßt zu haben.

Der Großadmiral besaß leider kein Schiff und war nicht im Stande die Stadt Stralsund zu nehmen, welche zu Wasser von Dänen und Schweden Succurs erhielt. Vergebens ließ der Kaiser den Hanseaten sagen, sie sollten sich mit seiner Hülfe vom Monopol der Engländer und vom Sundzoll der Dänen befreien.

Ein Brief des P. Lamormain vom Anfang des Jahres 1628 enthüllt die damaligen Wiener Absichten: Alles was nicht kaiserlich und katholisch ist, niederwerfen; die Städte im Innern mit Garnisonen versehen, im Weigerungsfalle belagern; die Seestädte der Hülfe der Seemächte berauben, Stralsund um jeden Preis nehmen, Bremen, Hamburg, Lübeck die gegenseitige Hülfe abschneiden, jede einzeln durch Handelstractate und kaiserlichen Pavillon ködern; mit Dänemark zum Schein unterhandeln, währenddeß die Ostseestädte nehmen."

„Obzwar dies schlechte Sachen, so sind von uns doch viel schlechtere durch die ersehnte Hoffnung des Friedens angefangen." — „Corrumpiren" und große Orlogschiffe anschaffen, 50—60,000 Mann aufladen; Schweden cajoliren und die Polen hetzen; auch mit Schweden Frieden schließen, wenn's heilsam ist, und „es nicht an heilsamer endlicher Betrügerei fehlen lassen". Endlich den Sund nehmen und Holland aussperren.

Noch kurz vor dem Thorschluß des ersten Generalats

sprach sich Wallenstein hochfahrend dahin aus: Es müsse ein absolutes Dominium sein, man brauche keine Kurfürsten noch Fürsten. Seine eigene Stellung dachte er sich wohl als die eines Connetable und Großadmirals, als des Nächsten am Throne. „Von Gottes Gnaden Herzog zu Mecklenburg, Friedland und Sagan." Der Kaiser belehnte ihn ja feierlich als „Herzog von Mecklenburg, Fürsten der Wenden, Grafen von Schwerin, Herrn von Rostock und Stargard, Vasallen des heiligen römischen Reiches, ihn und seine Erben". So vertrug sich Saturn mit Jupiter.

Die Sache hatte nur ihre Haken. Stralsund wurde 1628 zwei Monate lang mit aller Macht vergeblich zu Lande berannt. Die Belagerung wurde die längste Zeit von dem Parteiläufer Arnim oder Arnheim aus Sachsen geleitet. Sie kostete 12,000 Mann. Ende Juli landete der Dänenkönig in Wolgast, hinter Wallenstein's Rücken. Tilly sollte jetzt die Belagerung weiter führen, was die Liga untersagte. Wallenstein gab die Belagerung auf, warf sich auf den König und zwang ihn zur Einschiffung. Es war noch im August. Jetzt wurden Friedensverhandlungen angeknüpft, die zum Lübecker Frieden vom 12. Mai 1629 führten. Alle Eroberungen wurden herausgegeben, wogegen Christian IV. auf die deutschen Bisthümer seiner Söhne verzichtete und Wallenstein als Herzog von Mecklenburg anerkannte. Die Kriegskosten der Liga wurden in den Wind geschlagen.

Zweiter Haken. Ferdinand war persönlich wenig zum Erobern geneigt; sein Verstand reichte gerade hin, ihn den Unterschied zwischen sich und Rudolf von Habsburg erkennen zu lassen. Seine bigotte Seele dürstete danach die Welt zu katholisiren, den Strom der Säcularisationen zurückzustauen. Am 6. März 1629, vor dem Lübecker Frieden, erließ er motu proprio das „Restitutionsedict", das frechste Aktenstück der Geschichte bis zur Verkündigung der Reunionskammern des vierzehnten Ludwig. Richelieu nannte es „einen groben politischen Fehler", Wallenstein selbst „eine unzeitig scharfe Reformation".

Tilly sogar warnte aus den Niederlanden. Alle seit dem Passauer Vertrag von 1552 von den Protestanten eingezogenen Bisthümer, Stifter, Kirchengüter kehren in den Schooß der Alleinseligmachenden zurück; die katholischen Stände erhalten feierlich das Recht der Bekehrung. Dieses Recht hatten sich freilich Oesterreich und Bayern schon hinlänglich genommen, Bayern nicht nur in der Oberpfalz, sondern auch in dem verpfändeten Stück Unterpfalz, hier gegen doppeltes Recht durch die Jesuiten ausgeübt. Es standen auf dem Spiele 3 Erzbisthümer, 15 Bisthümer, zahlreiche Stifter und Klöster in Niederdeutschland. Drakonischer Gewissenszwang, Knechtung der Geister und die gewaltsame Aufhebung eines 77jährigen Besitzstandes.*)

Den dritten Haken bildeten Wallenstein's mächtige und zahlreiche Feinde. Die Liga war ihm seit je nicht hold, seit 1627 gradezu aufsässig. Er sprang zu willkürlich mit den Reichsständen um, keiner fühlte sich mehr sicher; sie mißtrauten seiner mehr protestantischen als katholischen Armee. Seine Obristen waren vielfach protestantisch: die Lüneburg, Lauenburg, Holstein, besonders Arnim. Im Frühjahr 1628 sandte Vetter Slavata durch den Capuziner Alexander v. Ales eine wahre Philippika an den Kurfürsten von Bayern: Wallenstein sei unergründlich, hieß es darin, schweige sich nach Macchiavelli aus. „Seht ihm auf die Fäuste, nicht auf's Maul! Seine Fäuste sind sein Heer. Er will den Oberbefehl auf Lebenszeit. Er sagt selbst, bei den Römern sei Kaiser gewesen, wer den Waffen vorgestanden. Bei ihm dienen meist Ungläubige und Ausländer. Der König von Ungarn, gegen den er eine unbegreifliche Abneigung hegt, ist von der Nachfolge ausge-

*) Das Volkslied klagte und weissagte:

„Des Kaysers unnöthige Reformation
Bringt mich um meine Reputation,
Den Kayser um die römische ‚Kron',
Bayern wird auch kriegen seinen Lohn."

schlossen. Schließt der Kaiser die Augen, was allenfalls beschleunigt werden kann, so wird Friedland sich vom Heere zum Kaiser ausrufen lassen. Die Kurfürsten müssen ihn bestätigen, weil ihr Gebiet von seinen Truppen überzogen ist. Dann giebt's einen großen Krieg gegen Türken und Franzosen. Er wird der Welt zeigen, was das unter Einem Haupt geeinigte Deutschland vermag." Die Kurfürsten müssen einschreiten, dem Kaiser erklären, sie würden sich selbst helfen, weil es zwei Kaiser gebe; Tilly sei ins Geheimniß zu ziehen, er solle die Truppen der Liga zusammenhalten, sich auf eine Schlacht vorbereiten; die Unterbefehlshaber Friedlands, den Grafen Schlick mit andern verläßlichen Generalen müsse man avisiren, ihm nicht mehr zu gehorchen. „Macht ein Ende mit diesem Menschen, der nur gewaltsam beseitigt werden kann. Er ist eine wilde Katze, springt Euch ins Gesicht, wenn Ihr ihn nicht gut trefft!"

Das war der Plan der Camarilla, der sechs Jahre später ausgeführt wurde. Uebrigens stellte der giftige Slavata seinen Vetter sehr hoch, wenn er ihn gleich nicht begriff. Wallenstein, im Besitze Mecklenburgs, hatte allerdings hochfliegende Pläne: die Türkei zu erobern, nach Konstantinopel zu ziehen, das abendländische Kaiserthum zu erhöhen, dem Kaiser Ferdinand die Krone Konstantins auf den Kopf zu setzen! Dabei blieb Jupiter immer oben.

Die Armee der Liga gegen Wallenstein! Der Gewaltige hatte den Herzog von Braunschweig verjagt und schnitt für Tilly das Fürstenthum Kahlenberg, für Pappenheim das Fürstenthum Wolfenbüttel heraus, ganz à la Napoleon. Seine Offiziere räsonnirten laut an der Tafel: die deutschen Fürsten verthun Alles mit Ballettiren und Jubiliren.

Auf dem Fürstentage zu Bingen sprach man von Gewalt gegen die Vergewaltigung. Der anwesende Tilly warnte: das sei sehr gefährlich, Wallenstein lasse sie ächten und jage sie zum Teufel wie die Mecklenburger.

Das Restitutionsedict wurde von Slavata eingeblasen.

zur Durchführung sollte die Armee der Liga dienen, Friedlands Armada überflüssig werden. Die Armada war allerdings zu gut für den Polizeidienst und für Zwangsgarnisonen. Kepler schrieb: Viel Streit, doch auch ein glückliches Thema, günstige Strahlen in Aussicht. — Also Krieg im Auslande, gewaltige Schläge des unbesiegbaren Heeres gegen die Fremden, Macht von Innen nach Außen! Piccolomini mit 10,000 Mann in die Niederlande gegen Holland; Arnim mit 10,000 Mann nach Polen gegen Gustav Adolf. In Mantua waren die Gonzaga ausgestorben, die Franzosen hatten den Prinzen von Nevers dorthin geschickt. Die Franzosen sollen heraus, Colalto marschirt mit 20,000 Mann südwärts. Zudem war der Papst französisch gesinnt, Friedland sprach: Rom sei in 100 Jahren nicht geplündert worden, es müsse jetzt viel reicher sein. 20,000 Mann blieben unter Conti in Pommern.

Die Mecklenburgische Ritterschaft huldigte dem neuen Herzog im Juli 1629. Er erwiderte gnädigst: Sie werden beim Augsburgischen Bekenntniß gelassen, Gewissensfreiheit sei ein Privileg der Deutschen. Dann führte er persönlich 30,000 Mann nach Süddeutschland.

Erzherzog Leopold Wilhelm, des Kaisers Sohn, sollte die Erzstifter Halberstadt und Magdeburg bekommen; Wallenstein war mit der Durchführung beauftragt. Da die Nativität Leopolds gut zu der seinigen stand, so nahm er Halberstadt und belagerte Magdeburg. Acht Wochen lag er vor der jungfräulichen Burg; seine Soldaten, namentlich die Protestanten, wurden lässig, die Vertheidigung war tapfer; der September rückte heran, Wallenstein ließ sich eine Contribution zahlen und zog ab. Regensburg mit dem verhängnißvollen Reichstag trat in Sicht.

Der Reichstag versammelte sich, Wallenstein spürte das Gewitter über sich. Er gab gute Worte, seine Armee solle auch den Kurfürsten Treue schwören. Mecklenburg, bat er, möge später auf seinen Vetter Max übergehen. Erkennen ihn die Kurfürsten an, so will er die Armee entlassen; er schätze

sich glücklich, ihres gleichen zu sein. — Sie erkannten ihn aber nicht an.

Zur Sicherheit verlegt er die Armee nach Memmingen in Bayern; westlich geht die Straße nach Paris, nordöstlich über München nach Regensburg. Wer weiß, wohin er sich richten wird?

Da hängte Kurfürst Maximilian der Katze die Schelle um: Wallenstein verwüste Deutschland; ehe man an die Wahl des römischen Königs denke, müsse Wallenstein entfernt werden. Alle liguistischen Stände stimmten unisono zu, Brandenburg und Sachsen desselbigen gleichen. Die Freunde warfen ein: es sei Bayern mit seinem Tilly, welches Deutschland verwüstet habe. Maximilian habe durch den Krieg die Kurwürde, die Oberpfalz und die Unterpfalz diesseits des Rheins erlangt. Die 13 Millionen Kriegsentschädigung, die er dem Kaiser für sechs Monate aufgerechnet, betrügen mehr als Wallenstein's Forderung für sechs Jahre. Die Heidelberger Bibliotheken seien für ausgedorrte Knochen angeblicher Heiligen nach Rom gewandert.

Eine Vertheidigungsschrift für Wallenstein zeigt uns in einer einzigen Probe den Zustand der deutschen Sprache im „deutschen Kriege": „Einen solchen vernünftigen, valorosischen, meritirten General inmitten des Cursus seiner Victorien abzudanken, wäre wider alle razon de estado. Er möchte dann alle seine Qualitäten wider kaiserliche Majestät wenden, oder wohl gar des Feindes partida ergreifen."

Wallenstein ließ umlaufen: die Nachfolge im Reiche gehöre dem Sohne des Kaisers, auch ohne Wahl. Er als treuester Diener des Kaisers werde marschiren. Mantua wurde am 21. Juni 1630 erobert. Slavata schrieb: Der Kaiser sei in Trübsinn verfallen, daß Mantua gegen den Papst erobert worden! Der Papst ließ durch den kaiserlichen Beichtvater melden: das koste dem Kaiser das Seelenheil. Dem geängstigten Ferdinand verbürgte Slavata die Nachfolge seines Soh-

nes, wenn er den Kurfürsten die Entlassung Wallensteins bewillige.

Endlich ließ Eggenberg, der bis dahin zu ihm gehalten, seinen Verwandten fallen. Slavata und der Kurfürst von Bayern waren oben. Natürlich war Lamormain die Haupttriebfeder der kaiserlichen Entschlüsse gewesen; an ihn wandte sich Maximilian in seinen persönlichen Anliegen. Einen Factor indessen, ohne den der Sieg noch immer zweifelhaft geblieben wäre, „die graue Excellenz", den Abgesandten des Cardinals Richelieu, werden wir erst später kennen lernen. Hier nur so viel: Mantua wurde vom Kaiser herausgegeben und dem Prinzen von Nevers zurückerstattet. Der heilige Vater und das kaiserliche Gewissen waren befriedigt.

Noch am 20. August frug Ferdinand beklommen: wie man die Sache mit Glimpf anfange. Noch am 23. gab Wallenstein Werbepatente aus. Ende August entschließt sich der Kaiser „mit schwerem Herzen, ungern und ohne Gutheißen."

Werdenberg und Questenberg bringen die Botschaft nach Memmingen. Wird Er gehorchen? Am 9. Sept. noch keine Antwort. Aber Kepler hatte eindringlich vor März und September gewarnt und der Feldastrolog Zenno (Seni) bestätigte jetzt die böse Conjunction.

„Haupt- und Rädelsführer einer Rotte von Malcontenten." — „Ein Reich von Soldaten will er gründen."

Kepler hatte ihm ein 70jähriges Leben prophezeit, wenn die böse Periode vermieden würde, und er zählte erst 46 Jahre.

Das „graue Männlein" in „Wallenstein's Lager" war der Geist des hungernden Astronomen und kosmischen Physikers. Nur bedeutete sein Erscheinen nicht immer daß „was Großes geschehen", sondern auch oft daß was Kühnes unterlassen.

Wollte Wallenstein das, was ihm die Gegner zur Last legen, so war jetzt, im Sept. 1630, der Moment gekommen.

Nie wieder war der Mann so mächtig, die Gelegenheit so günstig. Sogar der rohe Jlow weiß:

„O Du wirst auf die Sternenstunde warten,
Bis Dir die irdische entflieht.“

Wallenstein ging in sich, beugte sich vor dem Orakel und faßte sich in Geduld. Mit seinem Raube zog er zu dem bereits in Böhmen Geraubten. Zu Gitschin führte er ein Leben, wie es kein deutscher Kaiser und König von Böhmen und Ungarn je geführt. Zahllose Pagen in Sammt und Seide flogen auf seinen Wink; sein Marstall war der prächtigste in Europa, seine Pferde fraßen aus marmornen Krippen.

Der mächtigste Mann in der damaligen Welt, vor dem Deutschland, Frankreich und der Papst zitterten, beugte sich vor dem Genius, der eben auf seinem lahmen Klepper von Sagan nach Regensburg geritten war, um sein längst geschuldetes Geld vom Kaiser einzutreiben. Der unsterbliche Hungerleider führte den Generalgewaltigen an der Vorderlocke: ein Ruck und er gehorcht. —

Gustav Adolf und Wallenstein.

Die protestantische Sache in Deutschland war mehr als je auf fremde Hülfe angewiesen. Sie kam ihr aus dem skandinavischen Norden, durch den Nibelungenhelden.

Schweden hatte sich seit dem 15. Jahrhundert muthig von der Calmarischen Union der drei Nordlandsreiche und der erdrückenden dänisch-feudalen Oberherrschaft zu befreien gesucht. Engelbrecht Engelbrechtson, Karl Knudson Bonde, Steen Sture d. Aelt. kämpften als nationale Rebellen energisch gegen die dänische Unterdrückung; aber gegen Ende des Jahrhunderts war König Hans von Dänemark wieder Herr von Schweden. Hemming Gad erneuerte zu Anfang des folgenden Jahrhunderts den Empörungskrieg; aber erst dem kühnen Gustav Wasa mit seinen dalekarlischen Bauern gelang es, den dänischen Adel gründlich zu schlagen, Schweden unabhängig und lutherisch zu machen.

Die Wasas besaßen protestantisches Pathos und trugen sich mit großen politischen Plänen. Schon Gustav nahm Esthland mit Reval. Sein Nachfolger Erich hegte den Gedanken einer großen Monarchie. Dessen Bruder Johann, vermählt mit der polnischen Prinzessin Katharina, drohte dem Wasathum Gefahr: sein Sohn Sigmund wurde 1587 katholischer König von Polen. Bei ihm war der berühmte Jesuit Possevino. Sein Kanzler war der gleichfalls berühmte staatsmännische Zamoisky, früher der Rathgeber Stephan Bathory's; er rettete den König Sigmund gegen Türken und Kosaken.

Die Schweden ließen den König Sigmund nur gegen Revers zum Schutze ihrer Religion zur Erbfolge in seinem Vaterlande zu. Als der Conflict dennoch ausbrach, setzten die Schweden im Jahre 1604 den Bruder Johanns, den Onkel Sigmunds, als König Karl IX. ein. Der hierauf ausbrechende Krieg mit Polen währte bis 1609.

Der Sohn Karls von Südermannland ist Gustav II. Adolf, geboren am 9. December 1594, elf Jahre nach Wallenstein. In seinem 18. Jahre, 1611, bestieg er den schwedischen Thron.

Aufrechthaltung der protestantischen Religion, namentlich gegen das katholische, von den Jesuiten immer stärker zersetzte Polen — zwischen Schweden und Polen die Ostsee —: das ist Gustav Adolfs Horoskop. Mit der Hansa war es zu Ende, schon Gustav Wasa hatte mit der Flotte Lübeck umgangen; die Herrschaft über das baltische Meer spukte in verschiedenen Köpfen.

Der blonde Schwedenjüngling, il re d'oro, von gedrungener Statur, breiten Schultern, festem Fleisch im Gesicht, klarem Auge, dichtem Schnurr- und Knebelbart, kleinem musikalischem Ohr und edler Nase als Fortsetzung der Stirn, besaß einen Feuergeist und eine schwer zu bändigende Energie. Mit 15 Jahren verlangte er stürmisch den Oberbefehl über die Armee; mit 16 Jahren nahm er am dänischen Kriege Theil und erwies sich von bedenklicher Kühnheit. Seinem kühlen Mentor Axel Oxenstjerna sagte er: „Du zügelst mich immer zu kalt"; Oxenstjerna erwiderte: „Du würdest sonst verbrennen". Das Fieber pflegte er sich durch Fechten zu vertreiben.

Sein Wissensdrang war unersättlich; sieben Sprachen verstand er außer seiner Muttersprache: lateinisch, deutsch, holländisch, italienisch, russisch, polnisch, griechisch. Das Völkerrecht des Hugo Grotius, diesen ersten Anflug von Menschlichkeit in der Auffassung des politischen Lebens, führte er stets bei sich; den Machiavelli überließ er seinem Gegner Wallenstein.

Die Führung des Prinzen und des Königs war streng moralisch; Zucht hielt er in seinem Heere; er selbst verfaßte den Morgen- und Abendsegen für die Truppen. Gerechtigkeit war seine staatliche Devise. Dem Richter, sagte er, der Jemanden, selbst dem Könige, zu Gefallen spricht, sollen die Haut an den Richterstuhl, die Ohren an den Pranger genagelt werden! Und doch liebte dieser eherne Charakter die Laute und die sanfte Musik.

Seine erste Liebe war romantisch rein, sie galt einem Fräulein Ebba von Brahe, die sein Herz gewann, da er 17jährig als Eroberer von der Insel Öland heimkehrte. Seine Mutter Christine von Holstein kreuzte seine Absichten, verheirathete die Ebba gewaltsam und spielte dem Sohne das Bildniß der Marie Eleonore, der Tochter des Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg in die Hand.

Nach seiner Thronbesteigung erneuerte der junge König sofort den Krieg gegen Dänemark, schloß aber 1613 einen Frieden, in welchem Dänemark fast die ganze Nordseeküste Schwedens behielt. Er wandte sich gegen Rußland, wo Michael Romanoff 1614 die neue Dynastie gründete. 1616 kam der Frieden mit Rußland zu Stolbowa zu Stande, welcher Schweden in den Besitz von Ingermannland, Karelien und Kexholm am Lodogasee setzte und Rußland von der Ostsee ausschloß. „Und ich hoffe zu Gott, sagte der junge Held, es wird ihm schwer sein, über diesen Bach zu springen.“

Die Polen haßte der König wegen der „Teufelsbrut der Jesuiten“, die den Grundsatz hätten, Ketzern brauche man die Treue nicht zu halten. In dieser kritischen Periode, als es sich um Sein oder Nichtsein handelte, unter den schwierigen Verhältnissen, die auch einzig die Elisabethische Politik erklären, entschlossen sich die schwedischen Stände zögernd zu dem Gesetz: Alle Katholiken sind Reichsverräther. 1621 eröffnete der König aufs Neue den Krieg mit Polen, nahm ihnen Lievland, Memel, Elbing, Pillau, also Polnisch-Preußen, und erregte ernstliche Bedenken bei dem Kurfürsten von Brandenburg, der das

Land von Polen zu Lehen trug. Auch gab Gustav Adolf im Frieden von Stuhm 1629 einen Theil Lievlands und einige preußische Städte heraus. Eigentlich war dieser letztere Frieden nur ein Waffenstillstand auf sechs Jahre, den Frankreich und Holland, im antispanischen und protestantischen Interesse vermittelten, um dem Könige die Hände frei zu machen.

Gustaf Adolf hatte die Augen längst auf Deutschland gerichtet. Als es sich von der Prinzessin Marie Eleonore von Brandenburg handelte, erklärte der junge König, er müsse selbst sehen. 1618 war er incognito in Berlin; Johann Sigismund nahm Anstand, da der Bewerber lutherisch, er selbst reformirt und sein polnischer Lehnsherr katholisch sei. Johann Sigismund aber starb im December 1619. Georg Wilhelm wurde Kurfürst. Da machte Gustav Adolf seine zweite Reise nach Deutschland unter dem Pseudonym GARS (Gustavus Adolfus, Rex Sueciae). In Berlin war der Kurfürst abwesend, die Kurfürstin-Mutter lud den Gast in ihre Gemächer; heimlich verlobte sich dieser mit der Prinzessin. Ohne ein romantisches Idyll sollte es nicht abgehen.

Auf dieser Reise kam der König auch nach Heidelberg, der Hauptstadt von Kurpfalz. Der kurfürstliche Rath von Rusdorf (lat. a valle quietatis), ein bedeutender und im Unglück seines Herrn unermüdlicher Diplomat, verkehrte um so ungenirter mit dem Schwedenkönig, als er ihn nicht kannte. Er lenkte dessen Aufmerksamkeit auf die Schwester des Kurfürsten, die eine Frau für seinen König wäre! 1620 führte Gustav Adolf die Brandenburgerin heim.

1618 schon, als es sich um die Wahl des Kurfürsten von der Pfalz zum Könige von Böhmen handelte, hatte der 24jährige König an Intervention gedacht. Er wollte damals ein Bündniß zwischen Schweden, England, Holland und Brandenburg gegen Spanien-Oesterreich abschließen. 1624, vor Ausbruch des niederdeutschen Krieges, wollte er abermals einschreiten, um Oesterreich von der Ostsee entfernt zu halten. Ein antispanischer und protestantischer Bund sollte geschlossen

werden mit Frankreich, Savoyen, Venedig und Bethlen Gabor, der Krieg an allen Ecken entbrennen. Der König wollte Polen nehmen, er verlangte Wismar an der Ostsee und Bremen unweit der Nordsee als Garantien. Alles war fest beschlossen, Geld in Masse vorhanden, der König sollte den Oberbefehl führen: da drängte sich Dänemark vor und der König ließ ihm die Ehre des „Vortanzes". Er konnte warten.

Richelieu, seit 1626 chef et surintendant général de la navigation et du commerce, gleichfalls auf das dominium maris erpicht, „aller gallischen Rathschläge Schürer und Blasbalg", blickte seit Lutter am Barenberge festen Auges nach Schweden. Gustav Adolf führte grade seinen Krieg mit Polen, landete 1627 ein Heer in Pillau, nahm Braunsberg, verjagte die Jesuiten, schickte die Bibliothek nach Upsala, und rückte gegen die Pommer'sche Gränze. Fast wäre er sich mit seinem Schwager Georg Wilhelm in die Haare gerathen. Da fuhr Wallenstein in der Gewitterwolke durch Brandenburg nach Pommern, Mecklenburg, bis nach Jütland hinein.

Wallenstein unterstützte natürlich Polen gegen Schweden, wollte dem König die Schiffe verbrennen, schickte katholische Regimenter nach Polen, fand aber doch für gut, einstweilen den König „mit Tentationen hinzuhalten."

Wiederum wurde Kepler drangsalirt, wie es um des Schwedenkönigs Horoskop stehe. Der Gequälte antwortete: Todfeindschaft, aber Wallenstein werde obsiegen.

1628 intervenirte der König wirklich, schloß ein Bündniß mit Stralsund, warf von der Seeseite Truppen in die belagerte Stadt und zwang den „Großadmiral" in partibus zum Abzuge. Dann entsandte Wallenstein 15000 Mann katholischer Truppen unter Arnim nach Polen; als Gustav Adolf remonstrirte, antwortete Wallenstein wegwerfend. Am 26. Sept. 1629 wurde jedoch auf französischen Druck und Wunsch der Frieden zwischen Schweden und Polen zu Altmark bei Stuhm abgeschlossen. Richelieu erklärte: le roi de Suède était un nouveau soleil levant.

Schon im Mai desselben Jahres hatte der König an den schwedischen Reichsrath berichtet: der Triumph des Katholicismus stehe bevor, es gelte den Glauben zu vertheidigen, die schwedische Religion sei in Gefahr. Es gehe in Deutschland so zu, „daß einem treuen Herzen, das an seinem Gott, seinem Glauben und der Freiheit seines Landes hängt, bei solchem Jammer und Elend der Freunde und Glaubensverwandten Augen und Herz bluten."

Die Stände mögen Steuern bewilligen, jeder sich zur Ausrüstung von Schiffen verstehen; die Städte seien damit vorgegangen, auch die Privaten sollen sich zusammenthun. Die Stände gingen freudig auf den Wunsch des Königs ein. So kam die schwedische Flotte auf 54 Orlogschiffe. Aber noch einmal frug der vorsichtige König an, ob Offensive oder blos Defensive. Bekanntlich wurde die erstere für nothwendig erachtet.

Das Königreich Schweden hatte damals 12 Millionen Thaler Einkommen, 9 davon wurden für den Krieg bestimmt. Als die Armee fest in Deutschland stand, zahlte Schweden weniger.

Der 36jährige erprobte Kriegsheld war ein großer Taktiker; er hatte die Aufstellung des Heeres völlig geändert, die verschiedenen Waffengattungen zur leichten gegenseitigen Unterstützung disponirt. Seine Infanterie war durch bequemere Gewehre viel mobiler geworden: die Schloßflinte ersetzte das Luntengewehr der Musketiere, die Gabel zum Auflegen war abgeschafft. Der König erfand die Patronen, d. h. ein fertiges Pulver, das sich nicht mehr entmischte. Die Dragoner waren berittene Infanterie, ohne Stiefel und Sporen. Das schwere Geschütz vom Zwölf- bis zum Zweipfünder hatte der König in kürzere Rohre umschmelzen lassen; es gab Feldkanonen für ein Pferd oder für zwei bis drei Mann. Jedes Regiment hatte seinen Vierpfünder, aus dem achtmal geschossen wurde, ehe die Muskete sechsmal Feuer gab. Die kupfernen Rohre wurden durch Eisenringe geschützt und mit Tauen um-

wickelt; darüber ein bemalter und vergoldeter harter Lederüberzug.

Das Volkslied ließ den „Lappländer" sagen:

„Die Stücke führst Du mit Roſſ' und Wagen,
Die unſern kann man über die Achſel tragen,
Von ſtarkem Leder wohl gemacht,
Und ſchießt draus, daß der Boden kracht."

Der vollkommne Gegenſatz zu dieſer ſchwediſchen Taktik war Tilly's ſchwerfällige Niederländerei: die Infanterie im Centrum 10 Glieder tief, oder im Carré mit 50 Mann Front, im Elefantentritt aufmarſchirend; die Cavallerie viereckig auf den Flanken, erſt nach langem Feuern zum Niederrennen des Feindes vorrückend. Wallenſtein's Genialität hatte dieſes Syſtem verbeſſert; was noch an taktiſcher Leichtigkeit fehlte, das erſetzte bei ihm die höhere Strategik, die wahrhaft Napoleoniſche Kenntniß des Terrains.

Unter dem Könige befehligten Guſtav Horn als Feldmarſchall, Joh. Banér als General-Oberſter der Artillerie und der 27jährige geniale Torſtenſon.

Die Disciplin im ſchwediſchen Lager war von unerhörter Strenge; vor Beginn der Schlacht wurde compagnieweiſe gebetet, die Offiziere knieten neben den Gemeinen.

Der frivole Zeitgeiſt ſpottete ſchon damals:

„Bei Guſtav dem Schweden, dem Leuteplager,
Der macht eine Kirch' aus ſeinem Lager."

40,000 National-Schweden wurden eingeſchifft. Der gewiß unverfängliche öſterreichiſche Chroniſt Khevenhüller äußert ſich über den damaligen ſchwediſchen Volkscharakter alſo: „Ein gar arbeitſam Volk, welches in geſchwinder Eil ein Großes machte. Sie ließen ſich mit Brod und Waſſer begnügen, die Einwohner hatten kein Beſchwer und Bedrängniß von ihnen. Welche Geld hatten, zahlten und kauften um's Geld; welche nichts hatten, nahmen vorlieb mit dem, was ihnen gegeben wurde, weßhalb

die Einwohner sie liebten und ihrer Ankunft sich freuten, hingegen die Kaiserlichen haßten, und wo sie ihrer mächtig werden konnten, niedermachten." Höchst charakteristisch ist gewiß, daß die Schweden nichts vom Hexenthum wußten, ehe sie den deutschen Boden betraten.

Am 14. Mai 1630 erklärte der König vor dem Reichstag: Es gelte, „die unterdrückten Religionsverwandten vom päpstlichen Joch zu befreien — sein Leben werde er zuletzt lassen müssen." Sein letzter Gruß aus dem Vaterlande ans Vaterland lautete: Gottes Kirche und sein reines Wort werden verfolgt. Die Feinde wollen die Religion ausrotten. Zur Versöhnung des göttlichen Zorns wurden drei Bet- und Festtage verordnet. Am 7. Juni landete der König auf Rügen, am 24. auf Usedom. Pommern bat um Neutralität, welche abgeschlagen wurde. Vor Stettin erschien der König im grauen Tuchrock, ohne Feder auf dem Hut, ohne Rüstung und Feldzeichen. Er sei gekommen, erklärte er, die heilige reine Religion Augsburgischer Confession aufrecht zu erhalten, die Kirchendiebe und Straßenräuber zu verjagen. Stettin, wie alle eingenommenen Städte, wurde befestigt. Der Rest des Jahres wurde auf die Vertreibung der Kaiserlichen aus Pommern verwendet, denen nur Colberg und Greifswalde verblieben.

Es war Zeit. Magdeburg war streng blokirt. Schweden hatte ein Bündniß mit der Stadt geschlossen, Oberst Falkenberg commandirte die Belagerten. Auch der protestantische Gegencandidat des Erzherzogs Leopold Wilhelm, Christian Wilhelm von Brandenburg, befand sich in der Stadt.

Am 15. Januar 1631 ließ Richelieu zu Bärwalde auf fünf Jahre den Vertrag mit Schweden abschließen: Frankreich zahlt jährlich 400,000 Thaler, wogegen der König den Status quo der katholischen Kirche unbehelligt läßt und der Liga Neutralität gestattet. Schwerlich würde der König diesen Vertrag abgeschlossen haben, wenn ihm nicht die beiden Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen den Weg versperrt hätten. Die französischen und schwedischen Interessen gingen eben nur

zusammen, so lange und so weit es sich um die Demüthigung Habsburgs handelte. Der Cardinal hatte sich schon im vorhergehenden Jahre in Mantua zum Protector Italiens gegen Spanien aufgeworfen; seine nördliche Position gegen Spanisch-Niederland war Verdun. Hier wollte er gemeinsame Sache mit Holland machen. Damit vertrug sich ganz wohl die Freundschaft mit Bayern, ja die Idee, einen Wittelsbacher zum deutschen Kaiser zu machen. Schweden konnte aber doch unmöglich mit der Liga gehen! — Uebrigens zahlte auch England 60,000 Pfd. St. Subsidien.

Auf Anstoß der beiden Kurfürsten wurde zu Leipzig ein „Conventelein" protestantischer Stände abgehalten; man beschloß „vorsichtigen Defensionsstand gegen den Kaiser", von Gustav Adolf war keine Rede. Der Landgraf Wilhelm von Hessen und Bernhard von Sachsen-Weimar ritten erzürnt von Leipzig weg, direct ins schwedische Lager. Gustav Adolf rief aus: „Sie wissen nicht, ob sie lutherisch oder päpstlich, kaiserlich oder deutsch, frei oder Sklaven sein wollen."

Vergeblich hatte der König die energischen Worte an den Brandenburgischen Abgesandten in seinem Lager gerichtet: er verlange mascula consilia, männliche Entschlüsse. Qui se fait brebis, le coup le mange. Transivimus Rubiconem! wir sind über den Rubicon gegangen. Vergeblich forderte er Küstrin als Pfand. „Keine Neutralität! rief er aus, das Ding kenne ich nicht. Komme ich an die Gränze, so muß Se. Liebden sich kalt oder warm erklären. Hier streitet Gott und der Teufel. Hält Sie es mit dem Teufel, so muß Sie vorher mit mir fechten. — Ich habe in vierzehn Tagen in keinem Bett gelegen, möchte der Mühe auch wohl überhoben sein und bei meiner Gemahlin zu Hause sitzen, wollt' ich nicht Anderes bedenken."

„O Magdeburg, halt Dich feste,
Du wohlgebautes Haus!"

Die magdliche Burg aber fiel am 20. Mai 1631. Un-

endliches Wehklagen erscholl durch das ganze protestantische Deutschland.

Am 4. Juni richtete Gustav Adolf seine Kanonen gegen das Schloß zu Berlin. Jetzt erwies sich Alles als ein „Mißverständniß“, Küstrin und Spandau wurden übergeben und Abends zechte man im schwedischen Lager bis zum Exceß.

Gustav Adolf flog auf die Elbe zu, der Kurfürst Johann Georg von Sachsen zögerte noch, schwankte und wankte. Tilly erst half seinen Bedenken ab, indem er ihm 200 Dörfer verbrannte. Tilly war von einem erstickenden Fanatismus; daß er aber Magdeburg habe anzünden lassen, ist durch Wittich's Untersuchungen wenig glaublich geworden. Auch Pappenheim ist von der Schuld freizusprechen, das Feuer an 18, nach andern Angaben an 50—60 Orten angelegt zu haben. Ganz allgemein gesprochen, zündet der Eroberer eine Stadt nicht an, die er plündern will. Nach Wittich hatte Tilly vollkommen Recht, als er in seinem Bericht meldete: die Magdeburger hätten es selbst gethan. Die aus der Stadt entkommenen Flüchtlinge sagen aus: „Ein Theil der Schiffsknechte“ habe Feuer angelegt oder „etliche Bürger“, Oberst Falkenberg selbst das Rathhaus.

Im Liede, das von fernher ertönte, heißt es:

„Die Magd und Burg, die feste Stadt,
An Gott durch ein' Romeyn'sche (römische, antike) That
Ihr' Jungfrauschaft geopfert hat.“

Und:

„Eh' ich die päpstlich Lig' erkenn',
Und sie mein' eigen Herren nenn',
Viel lieber in das Feuer renn'.“

Wallenstein aber, der zu Gitschin saß, warf dem Pagen, der ihm die Nachricht vom Falle Magdeburgs brachte, eine silberne Glocke an den Kopf, mit den Worten: „Das ist nicht wahr!“ —

Als auch Sachsen sich endlich gefügt hatte, rückte der König nach Wittenberg, am 23. August von Wittenberg auf Torgau. Am 25. stand Tilly zu Halle. Am 1. September

wurde das Bündniß zwischen Schweden und Sachsen abgeschlossen.

Am 7. Sept. 1631 stießen endlich Gustav Adolf und Tilly in der Ebene von Breitenfeld aufeinander. Tilly zählte 70 Jahre, er saß auf seinem kleinen Schimmel im grünseidenen Schlafrock, das Barett mit bunten Federn besteckt. Das Feldgeschrei war: Jesus Maria!

Gustav Adolf trug ein gelbes Ledergoller, einen einfachen Schulterkragen, unten offene Kniehosen, Reiterstiefel, einen breitkrempigen, befiederten Schlapphut, Schärpe und Schwert. Als nordischer Wodan blies er schrecklich Feuer aus seinem Horn, dem Giallahorn, welches in den letzten Zeiten ertönt. Das Feldgeschrei: „Gott mit uns!"

Die schwerfällige Niederländerei stand gegen die mobile schwedische Taktik, 10 Glieder gegen 3 im Centrum. Zwar die 20,000 Sachsen auf dem linken Flügel der schwedischen Armee waren eher ein Hinderniß als eine Hülfe. Sie hatten's bald so eilig, daß sie nach Eilenburg davon gingen. Desto fester standen die Schweden, desto frischer gingen sie drein. Der Leo arcticus, der nordische Löwe, der Jüngling aus Mitternacht, haschte die Babylonische, um sie mit Feuer zu verbrennen. Man sprach sehr gröblich von der „Breitenfeldischen Schweinhatz".

Wallenstein aber sagte zu seinem Neffen Max: „Das war eine erschreckliche Schlacht, sie kommt mir wie erwünscht. Jetzt können wir den Kaiser und den König von Spanien von Grund aus verderben, die Jesuiten und den Kurfürsten von Bayern niederwerfen und uns an den Feinden rächen."

Es wird schwer zu leugnen sein, daß Wallenstein mit Gustav Adolf in Verbindung stand. Mit Recht legt Ranke großes Gewicht auf den „Gründlichen und wahrhaften Bericht des Jaroslaw Sesyna Rasin über die Verhandlungen zwischen Tržka, Friedland, Graf Thurn und dem König von Schweden, 1630—34", gedruckt 1635. Tržka hätte die Sache eingeleitet, Thurn mit den Schweden vermittelt.

Tilly schrieb zwischen 1630 und 1631 an seinen Kurfürsten: die Avancen an Wallenstein seien von England und Schweden ausgegangen; eine englische Armee solle in die Pfalz, eine französische nach Italien, der König von Schweden nach Deutschland rücken; dann werde Wallenstein mit 10—12,000 Mann aufbrechen. Friedland habe sagen lassen: Er denke und werde nicht schlafen. Zur selben Zeit ungefähr sandte Gustav Adolf den Arnim an den Grafen Thurn. Mitte Mai 1631 schrieb Třzka an Rasin: Wallenstein sei zu haben, der König möge nur dessen Bedingungen nicht zurückweisen. Mitte Juni war Sesyna Rasin bei Wallenstein. Třzka erklärte, der König möge an Wallenstein schreiben. Dies geschah. Wallenstein äußerte: ein größeres Glück sei ihm nie widerfahren. Schriftlich gab er nichts von sich, ließ aber melden: Er werde zur rechten Zeit vom Kaiser abfallen, der König solle ihm 10—12,000 Mann durch Thurn schicken. Gustav Adolf ließ wiedersagen: Wallenstein solle Krieg in des Königs Namen führen und Vicekönig von Böhmen werden. Da erfolgte die Schlacht bei Breitenfeld.

Es ist offenbar, daß die Schweden nach gewonnener Schlacht viel „dilatorischer“ verhandelten. Nach Breitenfeld fand ein Gespräch zwischen Wallenstein, Třzka und Sesyna statt, in welchem Wallenstein Truppen von Schweden begehrte und sich erbot, seine alten Offiziere herbeizuziehen, auch davon sprach, den Kaiser nach Italien zu jagen. Der König möge, so warnte er, sich nicht zu tief mit den Franzosen einlassen, dafür aber um so fester in Deutschland draufgehen. Er und der König wollten schon Alles ordnen.

Gustav Adolf mißtraute dem, dessen er jetzt weniger zu bedürfen glaubte. In Wien herrschte jäher Schrecken; man begann „den Fuchsbalg anzuziehen, heimliche Mittel zu suchen.“ Am Ende war der P. Lamormain an allem Unheil schuld! Plötzlich erinnerte man sich des so schmählich entlassenen General-Feldobristen zu Gitschin. Der Bischof von Wien bat ihn flehentlich und schmeichelte ihm mit der Wendung: er habe

den größten Sieg davongetragen, wenn er sich selbst überwinde. Wallenstein äußerte vertraulich: „Die Tröpfe wissen nicht mit wem sie zu thun haben. Des Kaisers Haß und Feindschaft gilt mir gleich, bleibt mir nur der König gewogen.“

Aber Schweden bot nur noch 1500 Mann, worauf Wallenstein: „Dann muß es in anderer Weise gehen.“ Die Gräfin Trzka begriff ihn nicht und sprach von seinem „wankelmüthigen Sinn.“

Der Kaiser Ferdinand hatte ihn persönlich nie fallen lassen; er titulirte ihn beständig seinen „General-Obrist-Feldhauptmann“ und schrieb ihm persönlich ein Handbriefl „mit bestürztem Gemüth“: „Die Gefahr steige täglich und möchte einen unremedirlichen habitum contrahiren.“ Wallenstein antwortete jetzt auf die Wiener Vorwürfe wegen der Intriguen mit Schweden: Das seien doch „gar zu alberne Possen“. Immer aber verschwur er sich noch, dem Kaiser nicht zu dienen, auch wenn er seine Seele aus dem Abgrunde der Hölle retten könnte. Die Spanier aber protegirten ihn jetzt. Sesyn erklärt, keinen Auftrag an den König mehr erhalten zu haben.

Wie stimmt nun dieses Hin- und Herschwanken zu dem frühern Wallenstein, namentlich zu dem Kepler'schen? Es ist wahrlich unnöthig, obige Intriguen einfach wegzuleugnen oder sie für „alberne Possen“ zu erklären. Der von heißem Rachedurst erfüllte Friedland war kein patriotischer Tugendspiegel; es kam ihm nur darauf an, sich richtig zu seinem Verhängniß zu stellen. Aber konnte denn nicht Gustav Adolf jetzt Jupiter sein? Kepler hatte zwar „Todfeindschaft“ in den Sternen gelesen; aber konnte sich das nicht geändert haben? Und Kepler war nicht mehr. Nach der Schlacht von Breitenfeld sprach Johann Georg von Sachsen von der „römischen Krone“ für den Sieger; Wilhelm von Hessen nnd Bernhard von Weimar versprachen sogar diese Krone. Als dann Gustav Adolf zurückhielt, mußte es freilich „anders gehen“. Am Ende war der Kaiser doch Jupiter, und Saturn zum Kurfürsten bestimmt.

Der Jubel über Breitenfeld war gränzenlos im protestantischen Deutschland. Das längst entschlafene Dornröschen der deutschen Poesie regte sich im Dickicht. Paul Fleming sang:

„Zwingt die Saiten der Cithara
Und laßt die süße Musica
Ganz freudenreich erschallen!“

„Wer ist nun der Held und Mann,
Der endlich Deutschland helfen kann?
Das ist Gustavus Adolphus!“

„Des großen Gustav Adolfs Ebenbild“ wurde also gefeiert:

„Sein Angesicht allein erwies mehr süße Wunder,
Mehr Gnad' und Majestät, dann des Gotts, dem der Dunder
Einst zugeeignet war.“

„Sein Haupt, der Tugend Thron, da sie stets triumphiret,
Mit seinem reichen Haar hat Phöbus selbst gezieret;
So hat sein Antlitz mehr denn menschliche Gewalt.“

Während Arnim, nunmehriger Bundesgenosse Schwedens, auf Prag marschirte um Wien zu bedrohen, zog Gustav Adolf als Befreier durch den Thüringer Wald gegen die geistlichen Stifter am Main, die berufene „Pfaffengasse“. Ueberall wurden die vertriebenen lutherischen Prediger und Schullehrer wieder eingesetzt. Ein Jauchzen ging durch die erlöste Welt. Die Pfaffheit zitterte.

„Der Schwed' stimmt' ihn' die Pfeifen,
Lehrt sie Baß untergreifen,
Ein geistlich Fuga schon.“

In Frankfurt a./M. ließ sich der König die damalige Festung Sachsenhausen ausliefern. Die Spanier wurden aus der Pfalz vertrieben, das „goldene“ Mainz, das Hauptquartier der Jesuiten genommen, deren Güter confiscirt. Dem Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt, einem der traurigsten unter den vielen traurigen deutschen Fürsten, sagte der König: er sei gegen etliche 30,000 Thlr. Recompens gut kaiserlich, was dem Landgrafen das Blut aus den Wangen trieb. Das

kurpfälzische Haus ward auf kurze Zeit wiederhergestellt. Das Bisthum Würzburg, der ganze Rhein sammt dem Elsaß waren in den Händen der Schweden.

Großer Pläne voll, beschloß der König die Erhöhung der Armee von 81,000 auf 198,000 Mann. Der Krieg wurde für einen Moment ein deutscher Krieg. Rudolf Weckherlin, der Schwabe, mit Paul Fleming der letzte Fahnenträger der Poesie, gab seinen Segen dazu. In seiner „Ermunterung an deutsche Krieger" heißt es:

„Der ist ein Deutscher, ehrenwerth,
Der wacker, herzhaft, unverzaget,
Für die Freiheit mit seinem Schwert
In einige Gefahr sich waget."

„So straf, o deutsches Herz und Hand,
Nun die Tyrannen und die Bösen!
Die Freiheit und das Vaterland
Mußt Du auf diese Weis' erlösen."

Frankreich fing an zu fürchten, daß seine Ziele überflogen werden möchten; es näherte sich dem Bayern und verlangte von Gustav Adolf die Restitution der Pfalz. Der König schlug das rundweg ab. Als man ihm mit 40,000 Franzosen drohte, rief er dem französischen Agenten zu: „Euer König soll meiner Armee nicht zu nahe kommen oder er muß ein Rencontre mit mir haben." Die Franzosen mußten sich bequemen, des Königs Willen zu thun. Vor der Hand blieb der Besitz des linken Rheinufers ein frommer Wunsch.

Den Waffenstillstand, der wegen der Neutralitätsverhandlungen mit Bayern geschlossen war, brach Graf Pappenheim. Jetzt war die Liga gesprengt und verloren. Tilly, der „alte Corporal", wie ihn Gustav Adolf nannte, schlug seine letzte Schlacht im April des folgenden Jahres 1632 bei Rain am Lech, verlor ein Bein und starb zu Ingolstadt.

Gegen Ende des Jahres 1631 schloß Oesterreich ein neues Bündniß mit Spanien ab. Der Papst jedoch war nicht herüberzuziehen. Urban VIII., ein schlauer Florentiner, etwas

melancholisch angeflogen, trotz seines Schnurr- und Knebelbartes, war antiösterreichisch. Als ihm der Kaiser bemerklich machte, der König von Schweden habe nur 30,000 Mann, erwiderte er: mit 30,000 Mann habe Alexander die Welt erobert. Uebrigens sei das gar kein Religionskrieg, der König von Schweden lasse Jeden bei seinem Glauben.

Im Decbr. 1631 nahm Wallenstein das kaiserliche Anerbieten an: er wurde Generalissimus über die gesammte Truppenmacht. Diesmal jedoch ernannte der Kaiser die Generale, Wallenstein nur die Obersten. Das Recht der Confiscation wurde ihm provisorisch eingeräumt. Ein Aequivalent für das Herzogthum Mecklenburg sollte im allgemeinen Frieden gefunden werden, einstweilen Glogau als Pfand dienen. Die finanzielle Entschädigung würden die eroberten Länder bieten.

Es scheint ausgemacht, daß Wallenstein an Kurpfalz statt Mecklenburgs dachte; da er jedoch das pfälzische Haus nicht gänzlich depossedirt wissen wollte, so faßte er neben Baden-Durlach auch Würtemberg ins Auge. Wie früher nach Norden, so stand jetzt sein Sinn nach Süden. Merkwürdigerweise verpflichtete er sich jedoch nur auf vorläufig drei Monate. Waren ihm die Ideen des März im Wege?

40,000 Mann hatte er im Nu zusammengetrommelt: Wallonische Kürassiere, Kosakenpulke aus Polen, Panduren aus Croatien; aber die Katholiken und Oesterreicher hatten das Uebergewicht. Bald stoben ihm die Reste der Tilly'schen Regimenter zu.

Die sächsische Armee, die dem Schwedenkönige versprochen hatte, nach Wien zu marschiren, stand noch immer in Böhmen, vermuthlich nicht ohne Wallensteins Mitwissen. Der Glücksritter Arnim, brandenburgischer Vasall, bald im schwedischen, bald im polnischen, dann im kaiserlichen oder im sächsischen Dienst, war immer im Zusammenhang mit Wallenstein geblieben. Jetzt rückte dieser von Znaim in Mähren nach Böhmen, vertrieb die Sachsen mit Leichtigkeit und sicherte sein Friedland.

Gustav Adolf zog durch Franken, hielt seinen glorreichen Einzug in Nürnberg, schlug den Tilly für immer zwischen

Lech und Donau und lagerte sich endlich bei Nürnberg. Hier geschah es, daß er die herbe Strafpredigt an die deutschen Offiziere seiner Armee richten mußte, ein trauriges Zeugniß von der Verkommenheit eines großen Theiles der Nation, deren geistiger Befreiung der Kampf galt. Denn also ließ sich der König vernehmen:

„Ihr Fürsten, Ihr Grafen, Ihr Freiherren, Ihr Edelleute! Ihr seids, welche die größte Untreue am eigenen Vaterland beweiset; Ihr zerstöret, verderbet, verheeret es. Ihr Obersten, Ihr Offiziere, vom höchsten bis zum niedrigsten, keinen ausgenommen, Ihr seid diejenigen, welche stehlen und rauben, ja Ihr bestehlet Eure eigenen Glaubensgenossen, Ihr gebet mir Ursache, daß ich einen Ekel an Euch habe. Gott, mein Schöpfer, sei mein Zeuge, daß mir das Herz in meiner Seele gällt, wenn ich Euer einen nur anschaue; Ihr seid Frevler und Verbrecher an den guten Gesetzen und meinen Geboten. Ihr seid Schuld daran, daß man öffentlich sagt: „„Der König, unser Freund, thut uns mehr Schaden, als unsere Feinde.““ Mein Herz erbittert sich, ja meine Eingeweide erzittern, wenn ich die Klage jetzt höre, daß schwedische Soldaten für unverschämter gehalten werden, als selbst jene des Feindes. Allein es sind keine Schweden, es sind die Deutschen selbst, die sich mit diesen Ausschweifungen beflecken.“

Des Königs Finnen und Lappen wurden natürlich von der deutschen Begehrlichkeit angesteckt: sie, die sich früher mit verschimmeltem Brod und Wasser begnügten, hatten sich jetzt an Kalteschale und Semmeln gewöhnt.

Wallenstein, der sich Ende Juni zu Eger mit Max von Bayern verständigt und den Oberbefehl über das vereinigte Heer übernommen hatte, war gleichfalls nach Franken gezogen und verschanzte sich nur eine Stunde von Gustav Adolf's Lager, bei Zirndorf.

Da brach in Nürnberg eine furchtbare Seuche aus, welche 29,000 Menschen hinraffte. Das schwedische Heer litt entsetzlich darunter. 4000 Pferde erlagen dem Futtermangel. Wallen-

stein erhielt in fünf Tagen keinen Bissen Brod. Wer von beiden Gegnern wird die unhaltbare Lage zuerst aufgeben?

Dazu entschloß sich der feurige König. Am 2. Sept. 1632 ließ Gustav Adolf das feste Lager Wallensteins berennen. Alle Stürme wurden abgeschlagen, die Verluste waren sehr groß. Der König hatte zum ersten Male nicht gesiegt. Was jetzt thun? Die Heeresburg des Feindes war uneinnehmbar, mit Gewalt war er nicht daraus zu vertreiben.

Der König war unsicher in seiner Strategie, das Operationsfeld war ihm offenbar zu groß. Sollte er in die österreichischen Erblande marschiren, wo er den Bauern ob der Enns Hülfe versprochen hatte, die soeben den Nachschlag der 26er Rebellion führten? Sollte er zum Bodensee hinaufziehen, um Deutschland vollends aufzurollen? Er zog auf die Donau zu. Mit Wallenstein knüpfte er diplomatisch wieder an; dieser aber sandte die Vorschläge direct nach Wien. Er hatte des Königs schwache Seite erspäht.

Wallenstein, der den König ruhig an seinem Lager vorüberziehen gelassen, worüber sich der Bayernherzog bitterlich beklagte, gab den Süden preis und marschirte nach Sachsen.

Er wußte ganz genau was er that, indem er das Land Johann Georgs unter Trompetenschall verwüstete. Der König mußte seinem Bundesgenossen zu Hülfe kommen. Er entbot seine Gemahlin nach Erfurt. Böse Ahnungen erfüllten ihn. Oxenstjerna entwarf eine Verordnung betreffend die Regierung Schwedens im Falle der Minderjährigkeit der thronberechtigten Prinzessin Christine. Dann verschanzte sich der König bei Naumburg.

Wallenstein aber wußte ihn aufs Blachfeld zu locken. Am 6. Novbr. 1632 trafen sich die beiden Unbesiegbaren bei Lützen. Gustav Adolf, dem noch eine Kugel im Nacken saß, trug keinen Harnisch unter dem Ledergoller. „Gott ist mein Hort", war sein Wahlspruch; die Trompeter bliesen: „Eine veste Burg ist unser Gott". Er selbst hatte ein frommes Lied gedichtet, sang und betete. Wallenstein, der an der Fußgicht

litt, saß in einer Sänfte, finster wie ein Höllenrichter. Schon längere Zeit bewegte er sich nur am spanischen Rohr; früh war er ergraut. In seinem Lager fielen Redensarten, wie: „Wenn sie die Schlacht nicht gewännen, wollten sie Gott mit Knitteln aus dem Himmel jagen."

Dichter Nebel bedeckte die Ebene bis nach Mittag. Der König, mit Kurzsichtigkeit behaftet, wagte sich auf dem rechten Flügel zu weit vor und fiel. Bernhard von Weimar, der den Oberbefehl übernahm, entflammte das Heer zu blutiger Rache. Die Wallensteinischen büßten schwer den schweren Schlag. Pappenheim wurde tödtlich getroffen, Piccolomini schwer verwundet, zahllose Offiziere fielen. Wallenstein concentrirte sich nach Leipzig zurück und hielt ein furchtbares Strafgericht über seine Truppen. Bald konnte er wieder vorrücken. Die Schweden hatten die Schlacht gewonnen, aber durch den Tod ihres Königs war Wallenstein der eigentliche Sieger.

Was wollte Gustav Adolf in Deutschland, was wollte er für sich, für Schweden? Diese Fragen sind lange genug controvers gewesen. Die schroffe Behauptung Droysens: „Nicht einmal einen Anlaß zum Kriege erblickte er in der Pflicht, für die bedrückten Evangelischen im Reich aufzutreten", verurtheilt sich selbst. Der König, wie ihn Droysen darstellt und vielfach preist, wäre nach dieser Auffassung der größte Komödiant seines Jahrhunderts gewesen; er hätte Wallenstein und Richelieu an Doppelzüngigkeit weit überboten. Auch hat sowohl die sonst nahe verwandte historiographische Richtung der Sybel'schen Zeitschrift, als auch Prof. Wittich in Jena eine solche Auffassung beseitigt. Der scharfblickende Fallmerayer erklärt einfach: die geistige Freiheit Deutschlands sei durch die Anrufung des Schwedenkönigs nicht zu theuer erkauft worden. Diese geistige Freiheit war nicht das Ergebniß eines schnöden Spieles, sondern die Frucht eines tiefernsten Pathos. Gustav

Adolf war durchaus der kriegerische Luther. Seine Weigerung, den Reformirtrn zu Frankfurt eine Kirche einzuräumen, erklärt sich freilich nicht aus diesem Punkte, desto besser aber aus seiner Politik der Wiederherstellung des frühern Rechts. In der Pfalz stellte er doch den reformirten Cultus wieder her; ehe er Schweden verließ, beklagte er lebhaft die Spaltung im protestantischen Lager.

Aber für sich, d. h. für sein Vaterland, wollte der König allerdings auch etwas. Die deutsche Kaiserkrone? Daß er ein Narr gewesen wäre! Hingehalten, versprochen wurde sie ihm allerdings; von ihm selbst wird uns nicht das leiseste Kopfnicken berichtet.

Oxenstjerna hat es nach des Königs Tode gesagt: Er wollte die Ostseeküste. Wir haben das gleich zu Anfang unserer Darstellung angedeutet. Schweden sollte ein Ostseereich werden, die Ostsee ein schwedischer See. Die Russen wie die Polen dachte er von diesem Meere auszuschließen; Pommern und Mecklenburg vollendeten die gewünschte Umsäumung. Noch vor der Schlacht bei Lützen forderte der König als Friedensbedingungen: Religionsfreiheit, ständische Libertät gegen den Kaiser, Ersatz der Kriegskosten, einen evangelischen Bund, Pommern, Wismar und die Häfen in Mecklenburg. Polen und Russen hätte er auf sich genommen.

Aber Franken und Schwaben, wirft man ein. Er ließ sich doch in Franken huldigen! Den Nürnbergern sagte er, Würzburg, Mainz 2c. wolle er behalten. Als er wieder nach Norden zog, beauftragte er den Oxenstjerna, den schwäbischen, den fränkischen und die beiden Rheinkreise zu regieren, Accise für den Krieg zu erheben, alle kaiserlichen Beamten zu entlassen. Aber, wohlgemerkt, bei der Huldigung hieß es: „Bis zu anderweitiger Vereinigung und Anweisung". Er nahm sich ein Pfand, um seine wirklichen Ansprüche desto sicherer durchzusetzen. Der Ostseestaat hatte um so bessere Chancen, je mehr der König herauszugeben hatte. Das Protectorat über die protestantischen Staaten von Norddeutschland, von

dem er 1631 dem französischen Gesandten sprach, verstand sich als Zugabe von selbst.

Was aber Polen betrifft, nach dessen Besitz ihn auch verlangt haben soll, so haben wir ein tiefernstes und prophetisches Wort des Königs über diesen Unglücksstaat. Wenn er Polen erobern wollte, so beabsichtigte er dabei, „die Republik dem Unglück zu entreißen, welches alle Nachbarn bei Eidschwur über sie beschlossen". Nur die Vereinigung mit Schweden könne helfen, sonst „werde die bestimmte Stunde in dem aufgezogenen Uhrwerke herbeikommen". Das war doch gründliche Staatsmannschaft! —

Gustav Adolf bleibt der feste Charakter, mit Gewissen und Ueberzeugung, mit positiven Zielen und Zwecken, der Mann, dessen kühnste Pläne im Einklang mit seinem inwendigen Menschen standen, ein Held aus einem Guß, das protestantische Princip, welches für eine Idee in die Schlacht ritt. Wallenstein dagegen war bei aller Toleranz doch nur Indifferentist, der Jesuit, der sich den Umständen bald so, bald anders accommodirt, voll geheimer, aber schwankender Intentionen, das Princip des Neukatholicismus, das Residuum der mittelalterlichen Welt, ohne Pathos, aber voller Egoismus, der materialistische Egoismus selbst.

„Ihr Lutherischen fechtet
Für Eure Bibel, Euch ist's um die Sach' —
Von all dem ist die Rede nicht bei uns."

Der Schwedenkönig war geliebt, angebetet, der Abgott seines Heeres; der Herzog von Friedland war niemals populär, stets nur gefürchtet.

Vernehmen wir jetzt das Schicksal des Allgefürchteten. Es ist bereits bemerkt worden, daß Wallenstein die Pfalz in's Auge gefaßt hatte, ob er es nun blos auf den „Pfalzgrafen" oder auch auf den Kurhut abgesehen. Wer immer ihm hier in den Weg trat, der war sein eigentlicher Feind. Nun war aber Philipp IV. von Spanien, der Schwager des Erzherzogs

Ferdinand, des spätern Ferdinands III., gleichfalls lüstern nach der Pfalz. Spanisch-Italien wäre durch diesen Besitz in bessere Verbindung mit Spanisch-Niederland gekommen.

Sobald sich die Gelegenheit bieten würde, sollte auf dem Zuge nach den Niederlanden die Pfalz genommen werden. Wallenstein dagegen arbeitete auf ein Abkommen mit den beiden nördlichen Kurfürsten hin, damit sie sich zu seiner Anerkennung als Pfalzgraf bereit fänden. Um diese Angel dreht sich das Schicksal Friedland's fortan.

1633 marschirte er nach Schlesien; er war dem Feinde dort überlegen, aber er zögerte mit „feindfreundlichen Ceremonien" vom Juni bis in den October. Auf Reclamationen von Wien her bemerkte er: sie haben dort Langeweile, der Kaiser soll sich die Zeit mit Jagd und Musik vertreiben! Am 12. October fiel er bei Steinau über den Grafen Mathias Thurn her, nahm diesen gefangen, fegte Schlesien und forderte Berlin zur Uebergabe auf. Seine Reiter schwärmten durch die Mark Brandenburg nach Pommern bis an die Ostsee. Er selbst marschirte, im Einverständniß mit Arnim, auf Dresden. Die beiden Kurfürsten sollten zum Frieden gezwungen, der Zustand von 1618 hergestellt, die eingezogenen Stifter zurückgegeben, die Gleichstellung der Confessionen anerkannt werden.

Die Constellation war viel günstiger, als man gemeiniglich glaubt. Nach dem Tode Gustav Adolfs fehlte den Protestanten ein imponirendes Haupt. Besonders Joh. Georg von Sachsen nahm Anstand, sich dem schwedischen Kanzler zu fügen. Norddeutschland verlangte nach Loslösung von Schweden. Die patriotische Gesinnung ist in neuerer Zeit als Lückenbüßer eingeschoben worden. Frankreich, um am Rhein freie Hand zu bekommen, intriguirte selbst mit Sachsen.

Zu Heilbronn ernannten die vier obern Reichskreise den Grafen Oxenstjerna zum Haupt des evangelischen Bundes. Frankreich, von Sachsen zurückgewiesen, erneuerte jetzt (Sept. 1633) sein Bündniß mit Schweden, ging aber mit aller Macht

und allen Mitteln darauf aus, das Besatzungsrecht von Coblenz bis Constanz zu erlangen. Die Offiziere der Donauarmee wurden mit Geld und Gut, mit Herrschaft und Erblehen abgefunden, abgekauft. Bernhard von Weimar erhielt die Bisthümer Bamberg und Franken; im Herzogthum Franken, als schwedischem Lehen, ließ er sich öffentlich huldigen.

Bei diesem allgemeinen Feilschen und Zugreifen dachte Richelieu, wenn auch mit Vorsicht, ebenfalls an Wallenstein.

Mit dem Franzosen Feuquières, dem Agenten Richelieu's, verhandelte Kinsky, der Schwager Trzka's, zu Dresden. Man sprach von Wallenstein als König von Böhmen. Auch Oxenstjerna stand 1633 in geheimer Verbindung mit den Wallensteinischen wegen Böhmens. Wallenstein schob hinaus. Trzka gab den Sterndeutern die Schuld. Im September war Oxenstjerna mit Arnim zu Frankfurt. Dort verlautete: Friedland selbst wolle gegen die österreichischen Erblande marschiren, Bernhard solle nach Bayern, Horn ins Elsaß, für Oberst Holk wurden schwedische Regimenter verlangt. War das begründet, so ging Wallenstein schon jetzt mit der Idee um, seinen Jupiter zu zwingen. Er begann tragisch zu werden, indem er wider den Schicksalsspruch handelte.

Der Wiener Hofkriegsrath forderte, daß Thurn in Ketten eingeliefert würde. Wallenstein erwiderte, Thurn sei schwedischer Offizier, und setzte ihn in Freiheit. Seine Feinde schäumten. Der Präsident des Hofkriegsraths Schlick erhielt den Auftrag, im Wallenstein'schen Lager die Gallas, Piccolomini rc. auszuforschen, ob man sich auf sie verlassen könne, falls mit Friedland wegen seines Podagras „oder sonst" eine Veränderung vorgenommen würde.

Die Wiener Clique war allerdings insofern in ihrem Rechte, als der Generalissimus den deutschen Süden gänzlich vernachlässigte, um nur ja dem Kurfürsten von Bayern nichts zulieb zu thun. So fiel Regensburg am 15. Nov. 1633 in die Hände Bernhards von Weimar. Wien selbst war bedroht. Wallenstein eilte hin, ließ Passau befestigen und — bezog die

Winterquartiere in Böhmen, legte auch Truppen in die Erblande. Von Wien kam der Befehl, diese Truppen außerhalb der Erblande überwintern zu lassen. Nach einem Gutachten der Obersten wurde dies verweigert; es war eigentlich der erste Revers zu Gunsten Wallensteins. Ende December frug der sorgenvolle Ferdinand den Grafen Schlick: Was nach der Absetzung mit der Person des „Mitkönigs" anzufangen sei? Ihn gefangen zu nehmen sei schwierig. Ihn freizulassen bedenklich. Slavata brach heraus: dem Gallas den Oberbefehl und 40 Patente für die Obristen geben, Wallenstein aber nach Wien laden; komme er nicht, so sei Gewalt anzuwenden.

Oxenstjerna mißtraute dem Friedland wie Gustav Adolf; Richelieu verordnete noch am 1. Februar 1634: Breche Wallenstein offen mit dem Kaiser, dann möge man Alles zugeben, die böhmische Krone jedoch nur für den äußersten Fall. Geldgeschenke hatte der Cardinal früher an ihn gelangen lassen, ihm auch den einstmaligen Länderbesitz verbürgt. Arnim wußte nicht mehr, was er aus Wallenstein machen sollte. Dieser sprach von Abdankung, wollte sich nach Hamburg zurückziehen, gar ins Kloster gehen: er fürchtete sich vor dem März 1634!

Jetzt erfolgte die spanische Truppenforderung. Der Beichtvater der österreichischen Thronfolgerin, Quiroga, verlangte im Lager zu Pilsen 6000 Reiter für den Cardinalinfanten, Bruder des Königs. Wallenstein schützte den strengen Winter vor und schlug das Begehren ab. Die Obersten, die nach Pilsen entboten worden, stimmten zu. Am 12. Januar 1634 kam dann zu Pilsen das „Verbündniß" oder der zweite Revers zu Stande, in dem man gelobte, sich nicht von Friedland zu trennen. Es fielen starke Reden inter pocula. Wallenstein äußerte mündlich: Gott solle ihn bewahren, etwas wider den Kaiser zu unternehmen! Eine Clausel stand nicht darin. Indessen war die Spannung zum Zerreißen gestiegen. Der spanische Gesandte Oñate hielt die Subsidien zurück. Es gab kein Geld mehr, der Wiener Hof war ohne Musikcapelle! Eggenberg, der seinen Verwandten am Längsten gehalten hatte,

ließ ihn jetzt fallen. Ferdinand scheute vor einer gewaltsamen Tödtung zurück; aber Oñate sagte: „Ein Dolchstoß, ein Pistolenschuß endet Alles!“

Am 24. Januar wurde zu Wien die Absetzung beschlossen; unter demselben Datum schrieb Ferdinand einen vertraulichen Brief an den tiefeingeweihten Lamormain; aber noch viel später schrieb Kaiser Ferdinand sehr cordial an seinen General-Feldhauptmann.

Gallas erhielt die Ernennung durch kaiserliches Patent. Wie die Weisungen lauteten, ersieht man aus der Instruction Piccolomini's an Butler: Se puede licentiar o matar el general, in poniendo lo por un camino o por un altro en estado que non puede hazer mal. „Den General verabschieden oder tödten, indem man ihn auf die eine oder die andere Weise in eine Lage bringt, daß er nichts Uebles thun kann.“

Auf diesen Piccolomini baute Wallenstein fest, da er unter gleichem Horoskop mit ihm selbst geboren sei. Wozu Richelieu die feine Bemerkung macht: „Eben weil Piccolomini ihm so ähnlich war, hätte er sich vor ihm hüten sollen: Friedland wußte doch, wie hinterlistig und falsch er selbst war.“

Am 13. Februar erließ Gallas eine geheime Instruction an die Befehlshaber, ihm allein zu gehorchen.

Wallenstein gedachte die Maske in Prag abzuwerfen; dort wollte er den Frieden mit den zwei Kurfürsten proclamiren und den Kaiser zur Anerkennung desselben zwingen. In Pilsen erfuhr er seine Absetzung. Am 22. Februar erließ er den Befehl, nur ihm, Ilow und Tržka zu gehorchen. Eiligst appellirte er an Bernhard von Weimar, nach Eger zu kommen; auch Arnim war bereits unterwegs.

Mit dem Verfehmten zog nach Eger der Schenk von Irland, Butler, der die Platzcommandanten Gordon und Lesley ins Geheimniß zog. Beide waren Schotten und Calvinisten, und Lesley war es, der zuerst von Ermordung sprach. Am 25. Februar kamen von dem Butler'schen Regiment 100 Ge-

meine und mehrere Offiziere heimlich in die Stadt, unter ihnen Macdonald, Birch, Brown, Deveroux. Bei Gordon wurde des Abends tüchtig getafelt und gezecht. Ohne höhern Befehl, zur bloßen Sicherheit der Verschwornen, wurden dabei Tržka, Ilow, Kinsky und Neumann ermordet. Tržka schien „gefroren", so hartnäckig wehrte er sich. In Wallenstein's Schlafzimmer drang der Hauptmann Deveroux; mit der Partisane durchbohrte er den Wehrlosen, der einfach gefangen genommen werden konnte.

Die Schweden kamen zu spät. Oñate aber rief bei der Nachricht von dem Blutakte aus: „Eine große Gnade, die Gott dem Hause Oesterreich erwiesen hat."

Wallenstein erlag dem Kampfe mit seinem Geschick; sein Ehrgeiz und die Noth brachten ihn in Conflict mit der Kepler'schen Constellation. Lange fügte er sich dem Spruche des Orakels; als er rebellisch wurde, scheiterte er. Aegre fatis cessit Egrae, wie man im Zeitgeschmack lateinisch witzelte.*) Da Sophokles den Glauben an die Orakel hegte und pflegte, so würde er an Wallenstein und seinem Verhängniß ein überzeugendes Beispiel gefunden haben.

Von dem gesammten strategischen Genie, von den großartigen Feldzügen, von all' den Plänen und Combinationen des außerordentlichen Mannes ist nichts geblieben, als die Erinnerung. Mit seinem Tode war seine ganze Wirksamkeit wie weggeblasen, in leere Luft gehaucht.

Der kaiserliche Hofhistoriograph Vernuläus (gest. 1649) verfaßte unter 14 Haupt- und Staatsactionen auch einen „Fritlandus", worin der Held schwarz genug gemalt war. Schon im Jahre 1634 erschien auf der Madrider Bühne ein Drama: „Albrecht Wenzel Eusebius v. Waldstein", welches der „Gnade Gottes" Ausdruck verlieh. Das deutsche Volkslied moralisirte: „des Adlers Tyrannei":

*) Um dem lateinischen Gleichklang aegre—Egrae nahe zu kommen, müßte man etwa sagen: In Regensburg war's arg, in Eger — ärger.

„Er sendet einen Mann, Krieg wider Dich zu führen,
Der Alles wissen will und will, gleich Gott, regieren,
Unwissend daß sein Fall sehr nah' bei seiner Pracht."

Um eine, auch nur nachträgliche Untersuchung, Auffindung eines Complotts und posthume eigene Rechtfertigung war es denen gar nicht zu thun, die so summarisch verfahren ließen. Zwei sog. Rädelsführer wurden noch verfolgt, der eine, Graf Schafgotsch, als servus poenae torquiret, wie die barbarische Strafe von damals Barbarisches ausdrückte.

Auch von einer öffentlichen Erklärung über die grausen Vorfälle in Eger war durchaus keine Rede; denn daß der Kaiser sich durch Rundschreiben vom 8. März 1634 zu rechtfertigen suchte, bedeutet um so weniger, als Ferdinand später äußerte: Wallenstein sei nicht so schlimm gewesen, als seine Feinde gesagt. Der Kaiser war eben nicht Herr im eigenen Hause. Es war gethan, die Thäter wurden belohnt, der Rest war Schweigen. Einen wichtigen Fingerzeig mit der ganzen Faust über die Machinationen, welche der Ermordung Wallenstein's vorhergingen und sie in ihrem Gefolge hatten, geben uns die unlängst veröffentlichten: „Judicia, wie der Herzog von Friedland könnte bewogen werden, sein Generalat zu resigniren ꝛc.", wahrscheinlich zwischen dem 6. Nov. 1632 und dem 30. Aug. 1633 verfaßt und an Kaiser Ferdinand adressirt. Der Verfasser entschuldigt mit kriechender Schlauheit seine Anonymität und zählt dann die „Ursachen des üblen Zustandes" auf, unter denen die vierte lautet: „daß Ew. kaiserl. Majestät dem Herzogen von Friedland wider aller getreuen Stände Hoffnung das Generalat cum plenipotentia belli et pacis aufgetragen." Der Herzog, heißt es weiter, könne den Dienst kündigen, weßhalb also nicht der Kaiser? Se. Majestät möge daher seinen geheimen und Kriegs-Räthen die Frage vorlegen: „Ob N. bei seinem Eid dafür halte, daß der Herzog von Friedland bei seinen überhand nehmenden Leibesungelegenheiten dem Generalat länger nützlich vorstehen könne? Ob und was vor Mittel vorhanden, den Herrn

Generaliss. zu gutwilliger Resignation zu bewegen? Wenn Herr Generaliss. nicht abstehen wollte, was alsdann vor Mittel zu gebrauchen? Ob es besser sei, das ganze Haus Oesterreich und nachfolgentlich die Christenheit zu verlieren, als den Herrn Generaliss. offendiren?" Der Verfasser des Gutachtens kann nun nicht glauben, „daß unter allen E. k. M. Räthen einer sei, der den Herzog von Friedland nach seinen Leibesungelegenheiten vor sufficient halte, dem so wichtigen Kriegswesen, davon E. k. M. ja der ganzen Christenheit Conservation hoffet, allein ohne Rath allerseits zu dirigiren und verträglich auszuführen." Hauptsächlich sei dem Herzog zum Vorwurf zu machen, daß er „die zwo Hauptkriegs-Maximas, quod bellum tarda consilia et celerrimas executiones requirat, gar nicht achten thut." Deßhalb schlägt der jesuitische Rathgeber vor, „daß der Herr Generaliss. durch seine befreund'te oder durch geistliche Personen, die sich nicht fürchten, an seine beharrliche Leibesschwachheiten und die unerträgliche Kriegeslast erinnert werde." Allerdings sei nothwendig, „1. daß diese Sachen in höchster Geheim zu halten; 2. daß, wenn E. k. M. zu der Aenderung resolvirt, erstlich durch Patres Capucinos oder andere angenehme Patres bei dem Herzogen die Güte zu versuchen." Und wenn derselbe „nicht abstehen wollte"? Diese Frage — meint der Anonymus — „resolviret sich selbst". „Allein" — fügt er bei — „soll billig alle Offension so viel möglich vermieden bleiben und die Ursachen der Aenderung auf der Sachen höchste Noth und auf seine, des Herrn Generaliss., Schwachheiten fundiret werden." Das Gutachten schließt mit den Worten: „Der Allmächtige Gott lebt noch; seine mächtigen Hände sind nicht gebunden. Er kann verzweifelte Sachen zurecht bringen und hilft gerne, wann der Mensch seiner ertheilten Mittel mit guter Ordnung sich gebrauchen thut."

Der Französisch-Schwedische Krieg und der Westphälische Frieden.

Die Lage war seit Gustav Adolf's Tode entschieden geändert, oder vielmehr die im Werke begriffene Aenderung zeigte sich jetzt selbst den blödesten Augen. Wenn der blonde Schwedenkönig noch sein politisches Interesse, den Plan eines Ostsee-Reiches, mit der ernsten protestantischen Innigkeit zu vereinigen wußte, und Wallenstein noch mit Recht sagen mochte:

„Ihr Lutherischen fechtet
Für Eure Bibel, Euch ist's um die Sach';
Mit Eurem Herzen folgt Ihr Eurer Fahne. —
Wer zu dem Feinde läuft von Euch, der hat
Mit zweien Herrn zugleich den Bund gebrochen.
Von all dem ist die Rede nicht bei uns —":

so stand seit dem Jahre 1633 die Sache anders. Die religiöse Begeisterung, die in Wallenstein's Heer so methodisch neutralisirt war, erstarb jetzt auch auf der Gegenseite, mitsammt dem patriotischen Idealismus. Paul Fleming (1609 – 40), der den Umschwung noch voll erlebte, hatte als Jüngling „an Deutschland" gesungen:

„Zerbrich das schwere Joch, darunter du gebunden,
O Deutschland, wach' doch auf, faß' wieder einen Muth,
Gebrauch Dein altes Herz, und widersteh' der Wuth,
Die Dich und die Freiheit durch Dich selbst überwunden."

Davon konnte keine Rede mehr sein, seit Schweden auf seiner mîte, d. h. auf Entschädigung bestand, sein Heer durch immer

stärkere Aufnahme von deutschen Söldlingen verschlechterte, so daß bald auch in diesem Lager der Ruf nach Antheil an der Beute (nach der curée) sich erhob.

Unter den Auspicien des Marquis de Feuquières schloß Graf Oxenstjerna am 13. April 1633 zu Heilbronn das Bündniß mit den Kreisen Franken, Schwaben, Ober- und Niederrhein; die oberste Entscheidung im Kriege behielt sich der schwedische Reichskanzler vor; Bernhard von Sachsen-Weimar aus der Ernestinischen Linie, der Rächer Gustav Adolf's auf dem Schlachtfelde von Lützen, trat als schwedischer Obergeneral an die Spitze des Heeres; der Lohn ward ihm voraus angewiesen in der Belehnung mit dem Herzogthum Franken und den Bisthümern Bamberg und Würzburg.

Gustav Horn, ein wackerer Schüler Gustav Adolf's, der sich in Schwaben und im Elsaß bewährt hatte, commandirte neben ihm. Brandenburg und Sachsen, befreit von dem großen schwedischen Dränger und Gewissensrath, thaten nicht mehr mit, unterhandelten vielmehr mit Wallenstein. Sachsen bereitete sich schon vor auf die ihm von diesem letzteren zugedachte Rolle und betrieb die erst von späten Nachkommen gepriesene „deutsche Politik", zu der auch Brandenburg aus Sorge um Pommern stark hinneigte.

Die schwedische Armee fiel über Bayern her, und da sich Wallenstein aus bekannten Gründen nicht rührte, so eroberte Bernhard die Schlüsselposition Regensburg. Saturn wollte damals den Jupiter zwingen, kokettirte stark mit den Feinden, bewirthete sie freundlichst, schimpfte auf den Kaiser und die Jesuiten und schloß mit Sachsen den Waffenstillstand vom Juni 1633. Acht Monate nachher hatte er den Tod davon.

Der Erzherzog Ferdinand trat in Scene, Regensburg wurde befreit, und da Bernhard sich von Horn nicht rathen ließ, die heranrückenden Verstärkungen abzuwarten, so verlor er die Schlacht bei Nördlingen (6. September 1634) gegen Ferdinand und dessen Ablatus Gallas, dem der liguistische Reitergeneral Joh. v. Werth tapfer zur Seite focht. Ein

prächtiges Decorationsbild von Rubens (Belvedère zu Wien) zeigt die Zusammenkunft des österreichischen mit dem spanischen Ferdinand, dem Bruder Philipp's IV., auf dem Schlachtfelde. Horn war gefangen, der ganze Train verloren. Die Flucht der Geschlagenen fand kein Ziel; Bernhard entwich nach Lothringen und setzte seine Hoffnung auf Frankreich.

Die Sieger verwüsteten unterdeß Würtemberg, dessen Herzog sie vertrieben, Hessen-Kassel und die Pfalz gründlich.

Am 1. November 1634 schlossen die Heilbronner ihren Schutzvertrag mit Frankreich, welches sich verpflichtete, 12,000 Söldner zu stellen und eine halbe Million Livres jährlich zu zahlen, wogegen ihm Breisach, der Paß bei Straßburg, sogar Constanz zugesichert, Philippsburg aber eingeräumt wurde. Am 23. December entsetzten die Franzosen Heidelberg von den Kaiserlichen, mischten sich also thatsächlich ein. Schweden war in dem Vertrage bei Seite gedrückt. Die Spanier besetzten Trier, was einen Krieg Frankreichs gegen Spanien bedeutete.

Dies war der Moment für die „deutsche Politik" Sachsens, ihren Frieden mit Habsburg zu schließen. Solches geschah zu Prag am 30. Mai 1635. Sachsen ließ sich die so theuer errungene Religionsfreiheit von Oesterreich bestätigen und den Besitz der säcularisirten Kirchengüter auf 40 Jahre, vom 12. November 1627 angefangen, gewährleisten. Das war herzlich wenig, aber desto schwerer wog für den Kurfürsten die Zusage der Ober- und Niederlausitz als Mannslehen. Die Aussicht auf eine neue Provinz für ein Princip! Dagegen verpflichtete sich Joh. Georg, die dem Frieden widerstrebenden Reichsstände zwingen zu helfen und die Ausschließung des Protestantismus aus Oesterreich anzuerkennen. Die Reformirten in Deutschland wurden auf gut Flacianisch todtgeschwiegen.

Auch Brandenburg gab das Princip auf, mit ihm Weimar, Anhalt und sonstige Kleine. Fest blieben nur der gediegene Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel sammt seiner tapfern Gemahlin Amalie, Baden-Durlach und Würtemberg.

Landgraf Wilhelm wurde geächtet, mußte fliehen und starb zwei Jahre darauf in Ostfriesland.

Der 30jährige Krieg hätte als 17jähriger schließen können; auf den Ursprung des Streites besann sich Niemand mehr.

Da trat Richelieu noch bestimmter auf. Seine Devise lautete: Zurückwerfung der Habsburger und — der Rhein! Er vermittelte 1635 die Verlängerung des Waffenstillstandes zwischen Schweden und Polen und nahm Bernhard von Weimar in den „Dienst Frankreichs". Zur Erhaltung einer Armee von 18,000 Mann versprach er jährlich 4 Millionen Livres. Pro forma hieß Bernhard „der Kronen Schweden und Frankreich Generalissimus". Richelieu schloß auch in demselben Jahre ein Bündniß mit der Republik Holland gegen Spanien.

Frankreich führte eigentlich nur mit dem letztern, nicht mit dem Kaiser Krieg; seine Heere kämpften in den Niederlanden, in Italien, an den Pyrenäen, in Spanien selbst. Bernhard blieb der Kriegsmeister am Rhein. Er eroberte 1636 Zabern, warf den Gallas zurück, ging wieder auf das rechte Rheinufer und nahm das Bisthum Basel. 1638 schlug er die Kaiserlichen sammt den Bayern bei Rheinfelden, nahm den Breisgau, das Oberelsaß, Theile des Schwarzwalds, schloß das wichtige Breisach ein, schlug bei Wittenweyer den Feldmarschall Götz, den Herzog Karl von Lothringen bei Thann, den Götz wieder bei Breisach, welches sich am 19. December unterwarf. Die Belagerung hatte 20,000 Mann gekostet, von denen 2000 an unnatürlichen Lebensmitteln, zu denen auch Leichname gehörten, zu Grunde gingen.

Es war ein neuer Kriegsherr vorhanden, der sich auch politisch fühlte, mit den deutsch-protestantischen Ständen wie mit Schweden selbständig verhandelte und den Franzosen schier noch bedenklicher wurde als Gustav Adolf. Am 18. Juli 1639 starb er, sehr gelegen, beim Rheinübergang zu Neuenburg. Er zählte 35 Jahre.

Werfen wir einen Blick auf den deutschen Norden. Erbost über den Abfall Sachsens schürten die Schweden, Fran-

zosen und Bernhard den Groll Oxenstjerna's gegen die Kurfürsten von Brandenburg und von Sachsen. Der Feldmarschall Banér warf sich bei Wittstock im Brandenburgischen auf die Sachsen und schlug sie (4. Oct. 1636); sodann besetzte er Pommern, Thüringen und Sachsen und verwüstete methodisch das Land zwischen Oder und Elbe. Was jetzt „schwedische Armee" hieß, machte es grade wie ehedem die Wallensteiner; nur daß das von Tilly halb verbrannte, dann vom Friedländer geschonte Sachsen, jetzt wieder an die Reihe kam. Es entstanden Hungersnoth und Hungertyphus; die Schweden, unter denen neun Zehntel Deutsche, erfanden den „schwedischen Trunk", d. i. die Tortur mit eingegossener Mistjauche, um verborgene Schätze zu erpressen!

Im Jahre 1637 mußte sich Banér durch schlauen Rückzug nach Pommern retten. Im Juni 1638 kehrte er mit schwedischem Succurs zurück, trieb den Gallas nach Schlesien und Böhmen; am 14. April 1639 siegte er bei Chemnitz und verfolgte den Feind bis Prag. Aus Böhmen mußte er sich dann mit Königsmark wieder zurückziehen. Von den Bundesgenossen verlassen, starb er am 20. Mai 1641 zu Halberstadt. Er sei vergiftet worden, hieß es; auch der Landgraf Wilhelm von Hessen soll an Gift gestorben sein. Gustav Adolf wurde angeblich vom Herzoge Franz Albert von Lauenburg gemeuchelt, Wallenstein wirklich ermordet; den Bernhard von Weimar hätten die Franzosen beseitigt. Alles das, wenig Wahres und viel Falsches, traf willige Ohren; man fand es natürlich in unnatürlicher Zeit.

Wieder schließt eine Periode des unseligen Krieges ab; die zwei Hauptshelden sind vom Schauplatz verschwunden. Als Herzog Bernhard, der gradere, protestantische Wallenstein, Lothringen befreit hatte, bot ihm der Kaiser das Herzogthum Franken und Wallenstein's Feldherrnstab. Er blieb vertragstreu, in der Hoffnung, Frankreich werde ihm den Elsaß überlassen. Noch vor seinem Tode bestimmte er, seine Eroberungen sollten bei Deutschland verbleiben. Aber Frankreich mißachtete

seinen letzten Willen, bestach das „Weimarsche" Heer sammt den Befehlshabern, gab ihnen einen französischen Chef und setzte sich zum Erben ein.

Richelieu wollte ernstlicher als je den Krieg wider die habsburgische Doppelmonarchie, den Krieg im westlichen Deutschland, in Italien und an den Pyrenäen, den Krieg zwischen Portugal und Spanien, den französisch-holländischen Seekrieg in Asien und Amerika. Das Unheil wüthete also weiter. Man schlug sich in Deutschland zu Ehren eines französischen Planes und blutete aus tausend Wunden für die Arrondirung und Größe Frankreichs.

Bernhard von Sachsen-Weimar war der letzte protestantische Held, der Begeisterung erweckte. Von ihm singt Paul Fleming: der Kaiser selbst müsse bekennen, daß dem Helden nichts Kaiserliches mehr mangle, als der Name, „und Dich mit Cäsar grüßen". Bernhard, sonst ein harter Krieger, wob doch noch einige Romantik in seine militärisch-politischen Combinationen. Neben dem allemannischen Herzogthum Baden-Elsaß, welches ein vortrefflicher Mittel- und Zwischenstaat gewesen wäre, hatte er sich die Vermählung mit der hochinteressanten verwittweten Landgräfin Amalie von Hessen zum Ziele gesetzt. Mit ihm erlischt das letzte menschliche Interesse an dem Kriege; nur das Mitgefühl für das gemarterte Volk und das verheerte Land bleiben übrig.

Was das Volkslied damals dem schwedischen General Holk in den Mund legte:

„Gewissen hin, Gewissen her,
Ich acht' vielmehr die zeitlich' Ehr',
Dien' nicht um Glaube, dien' um Gelt —
Gott geb' wie's geh' in jener Welt!"

das war fortan Maxime und Parole.

Und mit wahrem Galgenhumor wurde das allgemeine Elend also ausgedrückt:

„Verloren ist Hopfen und Malz,
Die Butter ist weg, Gott geb' uns Salz!"

Die greuelvolle Kriegsführung, an die wir in diesen letzten Jahren durch angebliche „Befreier" und „Befreite" wieder erinnert werden sollten, hatte nicht auf Bernhard's Tod gewartet. Sagte doch der als Hippolithus a Lapide bekannte Freiherr von Chemnitz schon zum Jahre 1634 von Bernhard's Armee:

„Die Soldaten litten gar keine Ordnung, sondern hauseten, daß Obrigkeiten und Unterthanen ein gerechtes Grausen vor ihnen hatten. In Summa, sie erwiesen sich im steten Zechen und Bankettiren, mit gewaltsamen Erpressungen von Geld und Geldeswerth, Prügeln, Hauen und Stechen, ja Todtschlagen und Niederschießen der bestürzten und abgematteten Unterthanen, wie es kaum jemals beim Kriegswesen hergegangen."

Und die Kaiserlichen! Die Kosaken (aus Polen) und die Croaten sägten den Leuten Arme und Beine durch, stachen sie mit Nadeln an den empfindlichsten Stellen, hämmerten Nägel in den Kopf, gossen siedendes Pech und Blei in Ohren, Nase und Mund, brieten sie gar in Backöfen!

Als Banér zum zweiten Male in Böhmen einbrach, wüthete seine Soldateska dort derart, daß man sich nach Wallenstein's Zeiten zurücksehnte. Alle Einwohner wurden als Leibeigene, Sklaven und Hunde behandelt. Banér selbst, der Schlemmer und Völler, äußerte in der Lausitz: „Es wäre kein Wunder, wenn sich die Erde öffnete und Gottes gerechtes Verhängniß solche ehrvergessene Frevler verschlänge."

Als nun jetzt die Franzosen Bernhard's Armee vervollständigten, erhielt der Greuel frische Nahrung. „Sie betrugen sich wie die Schweine, die heute in die Eicheln gehen und morgen dem Metzger den Hals unter die Füße legen müssen." Das Schlimmste bei ihnen war ihre unersättliche bestialische Wollust.

Bei der traurigen Wahl zwischen dem Kannibalismus der „schwedischen Armee" und der viehischen Unfläterei der Franzosen finden wir dennoch den größern Zorn gegen die erstere

gerichtet. In einer berühmten Broschüre der Zeit, dem „deutschen Brutus", lesen wir: „Gott will Deutschland nur mit ihnen strafen, denn wir haben dieser Nation Affengebärden, Schlaraffenkleider und leichtfertige Unart täglich in Sitten, Ceremonien und Gebärden, Gastmählern, in Sprache und Kleidung nachgeahmt." Auch wird ausdrücklich bemerkt, die Franzosen hätten nicht so sehr beunruhigt, weil Frankreich nicht Kaiser werden konnte.

Banér hatte sich 1640 und 41 mit dem Gedanken getragen, den zu Regensburg seit 1630 zum ersten Male wieder versammelten Reichstag zu sprengen. Das schlechte Wetter, die Grundlosigkeit der Wege, die Folgen seines eigenen wüsten Lebens hinderten ihn daran. Auf diesem Reichstage hätte sich Ferdinand III. — sein Vater war 1637 gestorben — fast mit den Fürsten und Ständen vertragen; dem aber standen Frankreich und Schweden, zum Theil auch die deutsche Presse im Wege. Es erschien nämlich das berühmte Buch De ratione status in Imperio nostro Romano-Germanico (Von der Staatsraison oder politischen Doctrin im römisch-deutschen Kaiserreiche), von Hippolithus a Lapide (Bogislaus Philipp von Chemnitz). Hippolithus behauptete kurz, die Souveränität in Deutschland ruhe in der aristokratischen Republik der Stände, nicht im Kaiser; das tyrannische Habsburg müsse vom deutschen Boden vertrieben werden. Diese Doctrin war eigentlich nur eine scharfe Consequenz aus den factischen Zuständen. Das Kaiserthum hatte längst und speciell durch den Krieg die Souveränität verwirkt; das wofür sich die Stände in Deutschland geschlagen hatten und noch schlugen, war die Territorialhoheit, die „Libertät", wie sie das französische Liberté verdeutschten. Der kaiserliche Hof ließ das Buch zu Wien verbrennen, und mit dem Frieden war es vor der Hand nichts.

Die Politik Richelieu's, der im Jahre 1642 mit Tode abging, wurde von Mazarin fortgesetzt. Freilich nicht in dem großen selbstgewissen Style Richelieu's; Mazarin, der Minister der Regentin Anna, hatte eine Masse innerer Schwie-

rigkeiten auf dem Halse und betrachtete den Krieg in Deutschland als ein Abzugsmittel für die bösen Säfte. Sagte er doch gradezu: La guerre purge la France de ses mauvaises humeurs. Der Marschall Guébriant besiegte zwar im Januar 1642 den österreichischen General Lamboy bei Kempen; der „große Condé" schlug im Mai 1643 die Spanier entschieden bei Rocroy in den Niederlanden. Als aber Condé nach Deutschland ging, wurde er im November desselben Jahres bei Duttlingen total geschlagen, worüber heller Jubel ausbrach. Condé sowohl als Turenne vermochten sich nur schwer gegen Mercy zu halten.

Im Norden Deutschlands trugen die Dinge ein ganz anderes Gesicht. Aus der unerschöpflichen schwedischen Pflanzschule war ein neuer Held hervorgegangen und im November 1641 an Banér's Stelle getreten. Es war Torstenson, der Lahme, den sogar Voltaire mit dem großen Condé zusammenstellt. Mit frischen disciplinirten Soldaten aus Schweden ausgerüstet, zwang er Brandenburg zur Neutralität, flog in seiner Sänfte nach Schlesien, vernichtete am 21. Mai 1642 das Heer Franz Alberts von Lauenburg bei Schweidnitz, rückte in Mähren ein, wieder nach Schlesien zurück; flog aus Schlesien nach Sachsen und schlug am 2. November 1642 in der zweiten Schlacht bei Breitenfeld oder Leipzig die kaiserliche Armee unter Erzherzog Leopold Wilhelm und dem „Heerverderber" Gallas. Die Feinde ließen 10,000 Todte auf dem Platze. Nach kurzer Rast flog Torstenson wieder nach Mähren, holte sich die Olmützer Bibliothek und ließ auf Wien marschiren. Des Kaisers Hauptstadt war verloren, wenn Rakoczi Wort hielt. Plötzlich ist er, der beflügelte Lahme, an der Niederelbe, erzwingt von Christian IV., der sich gegen Schweden gekehrt, im Frieden von Brömsebro die Insel Gothland und die Freiheit vom Sundzoll; erscheint im Januar 1645 abermals in Böhmen, das Geschütz auf Schlitten; gewinnt im Frühjahr 1645 die Schlacht bei Jankow, belagert Brünn in Mähren, zieht noch einmal gegen Wien und legt, da seine

Verstärkungen ausbleiben, auf dem Rückzug in Böhmen todtkrank den Commandostab nieder.

Gustav Wrangel, Torstenson's Nachfolger, brachte Kurbrandenburg rasch zum Frieden. Hier regierte seit 1640 der fromm-kluge, zielbewußte Kurfürst Friedrich Wilhelm, zur wohlthätigen Abwechselung gegen seinen Vater Georg Wilhelm. Ihn meinte wohl das Volkslied, wenigstens paßt es dem Kurfürsten auf den Leib, wenn es heißt:

„Wozu dient solch' Weichmüthigkeit
Und kindisch Unbeständigkeit?
Was einmal schließlich vorgenommen,
Dem soll man kecklich nachher kommen.
Wo man sein Sach' fängt weislich an,
Da hilft das Glück ein'm kühnen Mann."

Werfen wir den Blick wieder nach Süden. Im September 1644 hatte Condé Philippsburg wiedergenommen, Turenne sich fast aller festen Städte von Landau bis Kreuznach bemächtigt, mehrere freilich schon im October wieder eingebüßt. Im folgenden Jahre aber traf ihn die herbe Niederlage von Mergentheim, wo die Truppen der Landgräfin Amalie seinen Rückzug decken mußten. Am 3. August 1645 wurde die Revanche bei Allersheim unweit Nördlingen genommen. Turenne und Condé siegten, vorzüglich durch deutsche Hülfstruppen. Jetzt marschirte auch Wrangel südwärts, der zähe Maximilian von Bayern verstand sich zu einem Waffenstillstande. Als er diesen unüberlegter Weise kündigte, rückten die beiden Sieger wieder vor und schlugen am 19. Mai 1648 die letzte Schlacht des unendlichen Krieges bei Zuckmarshausen gegen Bayern und Oesterreicher. Max wurde besiegt und, ein echtes Zeichen der Zeit, der österreichische General Melander (Holzapfel), ein Calvinist, früher in hessischen Diensten, mit ihm! Bayern aber wurde nach Herzenslust verwüstet.

In Böhmen, dem Ursitze des Krieges, operirten Karl Gustav von Zweibrücken, der künftige König von Schweden, und der letzte schwedische Held, Königsmark. Königsmark

eroberte die Kleinseite von Prag, die Altstadt Prag vertheidigte sich wacker gegen Karl Gustav. Die Bauern in Oberösterreich zeigten ihre letzte Neigung zu Empörung und Abfall, sie schickten eine Deputation nach Prag, den Pfalzgrafen über die Donau zu holen. Da erscholl am 24. October die Botschaft: Frieden! Im Mai 1618 hatte der Krieg in demselben Prag begonnen, wo er jetzt, 1648, abgebrochen wurde.

Seit 5 Jahren saßen die Bevollmächtigten der kriegführenden Parteien in Münster und Osnabrück zusammen, um das schwierige Werk zu Stande zu bringen.

Auf dem Doppelcongresse von Münster und Osnabrück — in Münster tagten die Franzosen, in Osnabrück die Schweden — hatte in den ersten Jahren auf Seite der deutschen Bevollmächtigten eine patriotische Stimmung geherrscht, die, wenn sie sich befestigt hätte, noch immer ausgereicht haben würde, um Deutschland vor dem bittersten Schaden zu bewahren. Seit dem Jahre 1648 aber trat eine merkliche Stauung dieses Stromes ein, und die beredte Paraenesis ad Germanos („Ermahnung an die Deutschen") des Katholiken Wessenberg vom Jahre 1647 fiel schon nicht mehr auf fruchtbaren Boden. Die französischen Gesandten d'Avaux und Servien hatten leichtes Spiel, das Mißtrauen gegen den Kaiser wachzuhalten; denn der Wiener Hof trieb durch seine jesuitischen Tendenzen die Protestanten in die Arme der Fremden und besonders der Schweden, während die Machtansprüche und Begehrlichkeiten sich um Frankreich schaarten. Es erschien eine französische Broschüre im Geiste der „Staatsraison" des Chemnitz, worin den libertätssüchtigen Ständen das Ideal einer aristokratischen Republik, höchstens mit dem Kurfürsten Maximilian als Kaiser an der Spitze vorgespiegelt wurde. Zudem hatten die Franzosen während ihrer Rheincampagne von Speier

Akten und Register der kaiserlichen Kammer nach Paris geschleppt, wo sich jetzt die Reichsfürsten Auskunft und Rechtsbelege holen mochten.

Nichts Alberneres als vom Patriotismus Ferdinand's III. in dieser Zeit zu reden. Jedenfalls hätte ihn diese Regung sehr spät angewandelt; auch hat der Erfolg bewiesen, daß Ferdinand's Streben darauf gerichtet war, den seit 1621 für untheilbar erklärten habsburgischen Ländercomplex aus dem Reiche herauszuschälen und sui juris, eigenen Rechtes werden zu lassen. Diese Tendenz zur Isolirung griff die „Staatsraison" des Hippolitus so schneidig an, indem sie verlangte, daß die Waffen gegen die „bedrohlichen Familien", die „Schicksalsfamilien" des Macchiavelli gekehrt würden, daß man einen neuen Kaiser wählte, der seine Einkünfte aus dem confiscirten Besitz Oesterreichs zöge. Wäre die Gerechtigkeit die Leiterin des österreichischen Verfahrens gewesen, hätte Ferdinand die religiöse Toleranz begriffen, was doch damals kein Kunststück mehr war: noch hätte er die Deutschen um sich schaaren und den Fremden den Weg zeigen können. Die Freundlichkeit und das Entgegenkommen des Grafen Trautmannsdorf, des österreichischen Bevollmächtigten auf dem Friedenscongresse, werden sehr gelobt. Graf Trautmannsdorf war Convertit, was ihn bei den Protestanten nicht besonders empfahl; er besaß aber Formen, die ihn angenehm machten, was etwas besser wirkte. Stockkatholisch war Alles gefärbt, was von Wien kam; in einer Beschreibung des bereits verloren gegebenen Elsasses hieß es:

„Der Mons Vogesus an heiligem Blut
Alle andern übertreffen thut."

Der Krieg war um der Religion oder doch um der Kirche willen geführt worden; aber merkwürdiger- und doch natürlicherweise begannen die Debatten und die Stipulationen mit Besitzfragen, mit dem Verlangen nach Land und Leuten. Die Begehrlichkeit der Fremden wollte zuerst befriedigt sein. Mit großen Ansprüchen traten die Franzosen auf. Vielleicht hätte

sich ihnen ein Bedeutendes abmarkten lassen, wenn der Religionsfrieden zuvörderst abgeschlossen worden und dann ein Appell an den Patriotismus ergangen wäre. Eine starke und kluge Hand hätte auch wohl Frankreich gegen Schweden und Schweden gegen Frankreich ausgespielt. Statt dessen theilte der 70jährige Maximilian von Bayern den Franzosen die beglaubigten Abschriften der kaiserlichen Instructionen mit, nach welchen der Elsaß und Breisach aufgegeben waren; ja derselbe Maximilian drohte später dem Kaiser mit einem französischen Bündniß! So bekam Frankreich leichtes Spiel, und es fielen ihm als Kriegsentschädigung in den Schooß: Ober- und Unterelsaß, der Sundgau, Breisach und die Landvogtei Hagenau; nur Straßburg, Bisthum und Stadt, die Dekapole oder die zehn Reichsstädte, vier Abteien, die Grafen und Herren von Lützelstein, Hanau, Fleckenstein, Oberstein und die Reichsritterschaften blieben bei Deutschland. In Philippsburg erhielt Frankreich das Besatzungsrecht. Weiter wurde es noch im Besitze von Metz, Toul und Verdun, von den Protestanten an Heinrich II. gegeben, und von Pignerol, durch Savoyen an Frankreich gekommen, bestätigt. Ein Krieg Frankreichs mit dem Herzogthum Lothringen sollte endlich nicht mehr als Reichskrieg betrachtet werden, d. h. das Reich gab auch Lothringen auf!

Nun kam die Reihe an Schweden, dessen Forderungen bis nach Schlesien reichten. Es erhielt: ganz Vorpommern mit der Insel Rügen, dann Stettin, Gartz, Damm, Golnau, die Insel Wollin mit dem frischen Haff, Wismar mit Walfisch, Pöl und Neuenkloster, die Stifter Bremen und Verden und fünf Millionen Thaler. Kurbrandenburg opponirte vergebens, es erhielt nur den Lohn für seine faule Politik bis zum Jahre 1640. „Stände" überhaupt aber merkten jetzt etwas von den „Commercien" auf der Ostsee.

Brandenburg wurde für seine pommerschen Verluste durch die Bisthümer Halberstadt, Minden und Camin und das Heimfallsrecht auf Magdeburg entschädigt. Mecklenburg erhielt für

Wismar die Bisthümer Ratzeburg und Schwerin. Auch Braunschweig-Lüneburg wurde für ähnlichen Verlust entschädigt.

Die brave Landgräfin Amalie von Hessen bekam für ihren Sohn die gefürstete Abtei Hersfeld, ferner Stadthagen und Schaumburg und 600,000 Thlr.

Der „Winterkönig" war im Laufe des Kriegs zu Metz klanglos gestorben; man weiß nicht einmal, wohin seine Leiche gerathen. Sein Sohn Karl Ludwig, den die Schweden zur Zeit des Heilbronner Bundes schon einmal eingesetzt hatten, wurde in der Unterpfalz rehabilitirt und erhielt die achte Kurwürde, da die siebente von seinem Vater zugleich mit der Oberpfalz an Maximilian von Bayern gekommen war.

Alle geächteten Reichsstände, namentlich Würtemberg, dessen Herzog seit der Nördlinger Schlacht landflüchtig gewesen, wurden in ihre Rechte von 1619 eingesetzt. In Oesterreich aber — hier zeigte sich der Pferdefuß — erstreckte sich die Amnestie nur auf diejenigen, welche für Schweden und Franzosen gekämpft hatten, nicht auf die Rebellen gegen das Haus Habsburg. Für diese, als hätten sie nie zum Reiche gehört, gab es keinen Pardon. Noch widerlicher zeigte sich diese Rücksichtslosigkeit bei Behandlung der kirchlichen Fragen.

In Religions- oder vielmehr kirchlichen Besitz- und Rechtsangelegenheiten wurde der Zustand vom Jahre 1624 maßgebend gemacht — man erinnere sich der österreichischen Reaction vom Jahre 1621 und der Expulsions-Decrete vom Jahre 1624! — Für das Kirchenvermögen sollte der 1. Januar 1624, für die Religionsübung das ganze Jahr die Norm abgeben. Diejenigen, die im Laufe jenes Jahres ihren Cultus nicht üben gedurft, „werden fortan geduldet und mögen zu Hause oder in der Nachbarschaft Gottesdienst halten, auch die Kinder in fremde Schulen schicken oder sich Hauslehrer halten." (Vergl. die Zustände in Bayern unter Maximilian.) Ausdrücklich hieß es, daß die Dissidenten nicht verachtet und von keinen bürger- und wirthschaftlichen Vortheilen ausgeschlossen sein sollten. Danach schien doch offenbar jeder Zwang zur Auswanderung

beseitigt zu sein. In einem folgenden Artikel aber hinkte die Bosheit nach: Solche, die auswandern wollen oder müssen, haben resp. fünf oder drei Jahre Zeit. Unfehlbar wurde dieser Wink benutzt.

In Oesterreich — das war seit dem Prager Frieden mit Sachsen klar — konnte es nur persönliche Ausnahmen von der staatlichen Katholicität geben. Die Herzöge von Brieg, Liegnitz, Münsterberg und Oels, sowie die Stadt Breslau erhielten Religionsfreiheit. Grafen und Herren in Schlesien und Niederösterreich brauchten nicht auszuwandern und konnten ihren Cultus in der Nachbarschaft begehen. Sonst aber wurde in Innerösterreich, Böhmen und der Oberpfalz kein evangelischer Gottesdienst geduldet; für Bayern hatte Maximilian gesorgt.

Eine äußerst wichtige Bestimmnng betraf die Reformirten oder Calvinisten. Jetzt endlich wurden sie anerkannt und zugleich verordnet, daß der Confessionswechsel eines lutherischen oder reformirten Landesherrn die Unterthanen in nichts verpflichte; nur der Hof dürfe in solchen Fällen seinen besonderen Cultus haben. Natürlich widersetzten sich die Lutheraner dieser Toleranz, richteten aber nichts aus. Ebenso steifnackig betrugen sich später Lutheraner und Reformirte bei dem sogen. „Simultaneum", d. h. bei der Frage: Darf ein katholischer Landesherr, der ein protestantisches Land antritt, den Katholiken in diesem Freiheit gewähren? Man sieht, was wir Toleranz nennen, war damals noch ein höheres Wesen, das sich Jeder nach Belieben und Interesse auslegte. Von der Gewissensfreiheit in Holland, wo Calvinisten, Katholiken und Juden neben einander lebten, hatte man im Reich höchstens eine Ahnung.

Das reservatum ecclesiasticum, der geistliche Vorbehalt von 1555, blieb in Kraft oder wurde vielmehr erst jetzt allseitig anerkannt, und die Katholischen erkauften sich diesen Damm gegen Massenübertritte durch die spottwohlfeile Ausdehnung auf protestantische Würdenträger!

Im Punkte der Reichsverfassung, die mit den Franzosen zu Münster verhandelt wurde, trafen die factischen Zustände mit den Wünschen der Franzosen und der einzelnen Stände zusammen. Der Kaiser regierte fortan nicht mehr, sondern das Reich. Ohne den Reichstag konnte der Kaiser nichts mehr thun; in religiosis galt sogar nicht die Mehrheit, sondern der Vergleich, der Ausgleich, das Compromiß von Fall zu Fall. Der Gerechtigkeit gemäß sollten Reichs-Deputationen und Commissionen, sowie das Reichskammergericht halb aus Protestanten, halb aus Katholiken bestehen, was in Frankreich chambres mi-parties hieß. Doch brachte der Kaiser beim Kammergericht 26 Katholiken gegen 24 Protestanten durch. Finanziell blieb der Kaiser ohne Reichszölle, weil die Stände Alles accaparirt hatten; der gemeine Pfennig war längst ein seltener Vogel. Die reichsfreie Ritterschaft kürte selbst ihre Gerichte, die kaiserlichen Landgerichte gingen an die Landesherren über. Also auch keine Reichssporteln.

Den Reichsständen wurde gestattet, unter sich und mit fremden Mächten Bündnisse zu schließen, dafern sie nicht wider Kaiser und Reich gingen. Damit war die Territorialhoheit der Stände unausgesprochen vorhanden; der Rest blieb Machtfrage. 8 Kurfürsten, 7 Erzbischöfe, 47 Bischöfe, 24 weltliche Fürsten, 208 Grafen und Reichsgrafen und 84 Reichsstädte: das Alles zusammenaddirt stellte das deutsche Reich vor. Fehlte leider das geistige Band.

Deutschland war nach dem classischen Worte des Kanzlers Oxenstjerna eine Confusio divinitus conservata, ein Wirrsal, das nur Gott zusammenhalten kann!

Mehr nominelle Verluste, aber redende Zeugnisse von der Abnahme der Centripetalkraft des Reiches, waren die Unabhängigkeits-Erklärung der holländischen Republik und die Freigebung der Schweiz. Die Unabhängigkeit Hollands von Spanien wurde in einem besonderen Vertrage vom 26. Januar 1648 ausgesprochen.

Der burgundische Kreis blieb dem Buchstaben nach be-

stehen, doch erklärte sich das Reich für unbetheiligt an dem zwischen Frankreich und Spanien fortdauernden Kriege.

Auch das letzte Band deutscher Gemeinsamkeit, die Einheit der Kauffahrtei, war während des grausen Krieges abgerissen. Die deutsche Hansa hatte sich 1630 aufgelöst. Dieser Umstand erklärt hinlänglich die Wettbewerbungen um Ost- und Nordsee, Wallenstein's und Larmormain's Pläne, die Strebungen Dänemarks und die Idee Gustav Adolf's und seines Kanzlers Oxenstjerna.

In den Stipulationen des Friedenscongresses, der selbst nur ein Kind der Umstände war, zeigt sich deutlich eine aristokratische Tendenz, eine Oligokratie: das spiegelte nur die innern socialen Verhältnisse wieder. Grafen und Herren, ebenso unabhängig wie Fürsten und Kurfürsten, ahmten in Sitten und Neigungen diesen nach; ebenso drückten die Patriciergeschlechter der Reichsstädte auf die Zünfte und das gemeine Volk.

Gegen den ganzen halbschlächtigen Frieden protestirte Papst Innocenz X. Jemand sagte darüber: „Der Papst hat gut lachen, Olympia kitzelt ihn.“ Und man lachte.

Einen Freudenseufzer stieß der fromme Paul Gerhard aus, daß nun endlich Friede geworden.

„Wohlauf und nimm nun wieder
Dein Saitenspiel hervor!

— — — — — —

Herr, Deine Gnad' und Güte
Bleibt dennoch sicherlich.“

„Das drückt uns Niemand besser
In unsre Seel' und Herz hinein,
Als ihr zerstörten Schlösser
Und Städte voll Schutt und Stein.“

Am 16. Juni 1650 wurde zu Nürnberg der „Friedens-Executions-Hauptreceß“ ausgefertigt. Aus dieser fürchterlichen Mißbildung gähnt so zu sagen der damalige Zustand des Reiches hervor. Noch drei Jahre und das Reich verabschiedete

sich in dem letzten Reichstagsabschiede. Die Anarchie wurde formlos.

Formlos, gähnend, langweilig waren auch die Festlichkeiten, welche dem Frieden zu Ehren angestrengt wurden. Zu Nürnberg im Rathhaussaale bankettirten die Kaiserlichen und die Schwedischen nach der Geburt jenes sprachlichen Monstrums: es wurden Gänge von 150 Speisen aufgetragen; zum Schluß hob man das oberste Blatt der Tafel ab und blickte auf lauter Confect und Marzipan. Auch die Allegorien der Spätrenaissance waren ins Barocke übergegangen: die Gerechtigkeit erschien im weißen Hemde — sie war bis aufs Hemd ausgezogen; der Frieden hatte sich in grüne Seide gewickelt — er hoffte auf bessere Zeiten; Mars in Soldatenkleidung wurde fortgejagt!

Im Jahre 1653 erblichen auch die letzten Farben, Alles wurde erdfahl, nüchtern, prosaisch. In dieser grauen Prosa barg sich eine neue Welt, die Welt des Erkennens, der Naturforschung, das radicale Gegengift gegen die Hallucinationen des Glaubens, der zuletzt selbst nicht mehr an sich geglaubt hatte.

Auf den Trümmern von Magdeburg erhob sich die Luftpumpe; ein Bürgermeister der Stadt, Otto von Guericke, leitete für Deutschland ein anderes Zeitalter ein.

Deutschland nach dem 30jährigen Kriege. Die Verheerung und der Kulturstand.

Die eigentliche Statistik Deutschlands, die exacte Vergleichung von Land und Leuten im Jahre 1618 und im Jahre 1648, wird wohl für immer ein frommer Wunsch bleiben. Das Material ist allzu lückenhaft. Mit den Kirchen verbrannten zahllose Kirchenbücher. Für die Kulturgeschichte bleiben indeß genug Anhaltspunkte übrig, sowohl um einen Begriff von der allgemeinen Verheerung — der Heereszüge durch 30 Jahre hindurch — zu geben, als auch um einen Schluß auf die Folgen dieses Ereignisses, auf geistiges Leben und Streben insbesondre zu gestatten. Sammeln wir daher die Angaben zu möglichst prägnantem Ausdruck.*) Bildlich hat diesen Ausdruck Niemand sprechender gegeben, als der treffliche Epigrammatiker Logau in seiner „Chimäre": Zuerst sei sie ein Löwe gewesen von kühnen Thaten, des Krieges Ende im Auge; sodann eine gefräßige Ziege, mehr auf Freund als auf Feind zielend; zuletzt Drache oder Schlange, welche rast und sich selbst im Rasen vertilgt. — Gehen wir indeß näher auf Einzelheiten ein und beginnen wir mit der Ursprungsstätte des Krieges, mit Böhmen.

Gleich zu Anfang des Kriegs wurde das Land von Thurn wie von Boucquoi und Dampierre heimgesucht. Ernst von Mansfeldt und die Liga plünderten sodann jeden Winkel im Ellenbogener Kreise und um Eger. Die Ferdinandeische

*) S. besonders die fleißige Zusammenstellung von Inama-Sternegg in Raumers „historischem Taschenbuch" 1862.

Reaction that das Ihrige; Wallenstein, die Sachsen und die Schweden den Rest. Im Jahre 1634 wütheten die Kaiserlichen und die Feinde um die Wette. Von 1637 bis 1639 grassirte eine Hungersnoth. Hunderte von Dörfern gingen täglich in Flammen auf, durch den schwedischen General Pfuel allein 800. Von 34,700 Dörfern blieben zuletzt noch 6000 übrig, von 3 Millionen Einwohnern 780,000. Von 150,000 Bauernstellen erübrigten 1650 noch 50,000. Der Weinbau hatte in Böhmen seit dem 10. Jahrhundert begonnen und stand unter Karl IV., der einen eignen magister montium seu vinearum, also einen Reben-Meister oder Minister einsetzte, in voller Blüthe. Er rettete sich sogar durch die Hussitenkriege hindurch. „Der Böhme schenkte des perlenden Weins." — Mit dem 30jährigen Kriege ging auch diese Kultur zu Grunde, um erst in der Neuzeit spärlich wieder gepflegt zu werden. Das Volkslied jammerte:

„In Böhmen sind erschlagen
Viel hunderttausend Mann,
Verbrunnen Haus und Hof.
Auch weder Schaf noch Rind,
Ist all's geraubt, geplündert,
Die Noth zerbricht den Schlaf."

Die trostlosen Zustände in Schlesien gehen aus den folgenden Einzelheiten hervor. Die Stadt Löwenberg zählte 1617 738 Häuser und 6500 Einwohner; 1639 noch 40 Bürger, also etwa 200 Einwohner. Im Jahre 1641 deckte man die Häuser ab, um keine Steuern zu zahlen. Schauerliches meldet die Chronik von Reichenbach im Fürstenthum Schweidnitz. Der Ort wurde 1632 von den Sachsen geplündert, 1633 drei Tage lang durch Schafgotsch; im selben Jahre durch Franz Albrecht von Lauenburg, 1634 gründlich von den Croaten, 1642 drei Tage durch Torstenson; 1643 rissen die Kaiserlichen 150 Häuser ein. In der Lausitz blieben von 299 Bauern 58, von 436 Kossäten oder Colonen 81 übrig. — Mähren erfuhr von 1619—22 ungefähr dasselbe Schicksal mit Böhmen. Banér

verbrannte 1637 an 2000 Ortschaften; die Spanier waren seine Vorbilder gewesen. Von 1642 an waren Torstenson und Königsmark am Werke.

Niederösterreich kam verhältnißmäßig am besten weg; nur die Gränzbezirke litten während des böhmischen Krieges und der Durchzüge gegen Wien. Oberösterreich wurde durch Bayern als Pfandbesitzer und besonders durch die drei Bauernrevolten von 1626, 1632 und 1648 arg mitgenommen. Auch fand starke Auswanderung ins Salzburgische und nach Steiermark statt.

Bayern kam erst in der zweiten Hälfte des Krieges an die Reihe, holte dann aber reichlich nach. Was unter Gustav Adolf mäßig begonnen hatte, wurde energischer fortgesetzt durch Banér und Königsmark. Zum Jahre 1645 berichtet ein Augenzeuge: „die vornehmsten Bauern haben kein Kleienbrod mehr zu essen: man verspeist Hunde und Katzen. Im Freising'schen sind die Bauernhöfe meist verlassen." Die ganze bedeutende Tuchmacherei hatte aufgehört. Grade im Schlußjahre 1648 entstand Theuerung und Hungersnoth im ganzen Osten des Landes. Der Scheffel Korn war für 60—80 Gulden kaum zu haben — das Zwanzigfache von heute, ohne die Geldentwerthung zu rechnen. Man sah „hier und da die Ruine eines Kirchthurms oder Hauses." Der 76jährige Kurfürst Maximilian mußte die schwere Buße für seine Politik noch selbst erleben. In Pfalz-Neuburg war in vielen Dörfern kein Schloß und kein Nagel mehr zu finden. Die Reichsstadt Augsburg zählte von 80,000 Einwohnern nur noch 18,000. In Nürnberg erlaubte der Kreistag nach den Kriegsläuften und der Pest von 1632 jedem Mann zwei Weiber zu nehmen; katholische Geistliche durften sich verehelichen. Würtemberg fiel dem Sieger von Nördlingen zum Opfer; 1634 zählte es noch 313,000 Seelen, 1641 48,000. In Stuttgart starben im Jahre 1635 4379 Personen; Waiblingen kam von 2350 Einwohnern auf 145, Ravensburg von 1400 auf 400 herab.

Wer einen Laib Brod hat, hieß es, ist nicht sicher ob er ihn behält.

Die Pfalz wurde von vornherein verödet. Das Jahr 1635 war der Höhenpunkt der gräßlichen Seuchen, die sich von 1631—37 über Deutschland verbreiteten. In jenem Jahre war das Verderben allgemein, Hunderttausende wurden weggerafft. In vielen Städten blieb ein Zehntel der Bewohner am Leben. Oft war in den Straßen kein Schritt zu hören. Durch Gras und Gestrüpp mußte man sich Bahn brechen. Tilly's Schaaren wütheten 1622 in Heidelberg und Umgegend. Schon jetzt hören wir von tagelangem Morden, Plündern, Martern mit Daumschrauben, Knebeln, Prügeln, Nägeleinbohren, Sengen an heimlichen Orten, Aufhenken, Brennen an den Fußsohlen, Schänden und Wegschleppen der Weiber. In Neckargmünd und Wiesloch wurden Männer, Weiber und Kinder niedergemetzelt. Uebrigens that auch Mansfeldt das Seinige in der Pfalz; die Plünderung mußte für die Löhnung der Soldaten aufkommen. „Heiß' Eisen und Mühlsteine mitzunehmen war verboten." Die Unterpfalz von Boxberg und Mosbach bis Oppenheim, Alzei und Bacharach war eine Einöde. Das Martyrium der Pfalz drückt sich in der schaudervollen Angabe aus, sie habe zuletzt nur noch den 50sten Theil ihrer Bevölkerung gehabt! Etwas milder, wenngleich schrecklich genug, lautet die andre Meldung, das Land sei von 500,000 Seelen auf 48,000 herabgekommen. Die Städte sind noch jetzt kaum auf ihrer ehemaligen Höhe angelangt! Frankenthal z. B. sank von 18,000 Einwohnern auf 324 herab! Der Weinbau „der fröhlichen Pfalz" war zur Unmöglichkeit geworden!

Zu Worms wurden 1635 die Todten ausgegraben. Man male sich das Bild aus: Ein todtes Pferd liegt da, ein Weib nimmt sich Fleisch ins Fürtuch und ißt davon, etliche Hunde nagen an der Mitte des Pferdes, auf dem Kopfe sitzen Raben!

Es ist unglaublich, zu welchen Nahrungsmitteln die Menschen in der Verzweiflung griffen: Gras, Blätter, Thierfelle, Baumrinde, Aas, Leichen, sogar vom Galgen abgeschnit-

tene, wurden in mehr als einer verheerten Gegend Deutschlands gegessen! Nesseln und Schnecken, ohne Salz und Schmalz, waren Leckerbissen.

Der Elsaß war zur Wildniß geworden; zwischen Hagenau und Zabern existirte kein Dorf mehr.

Das Deficit am Mittelrhein, in Hessen und Nassau war enorm. Hessen verlor 18 Städte und 700 Wohnorte. Die Landgräfin Amalie beschwor den befreundeten Turenne um Erbarmen, „in Erwägung des äußersten Elendes ihrer Lande." Die gesammte hessische Glasfabrikation hörte auf. — In einem nassauischen Dorfe existirten von 130 Familien noch 20, im Hadamar'schen von 600 Seelen kaum 20; das Amt Rennerod auf dem Westerwald brachte noch eine Familie auf! Die noch übrigen Nassauer suchten ihr Heil in der Auswanderung. In Wiesbaden wuchsen Sträuche und Hecken auf dem Rathhausplatze.

Die Grafschaft Henneberg in Franken umfaßte auf 30 Quadratmeilen 177 Ortschaften. Als der Krieg hier 9 Jahre lang gerast hatte, waren 70 Proc. der Familien und 66 Proc. der Wohnungen untergegangen. Von 18,000 Einwohnern lebten noch 5800. Die Zahl der Familien war erst 1849 wieder auf 1916 gestiegen, während sie für das Jahr 1634 1773 betragen hatte. Die Häuser hatten 1849 noch nicht ihre frühere Anzahl erreicht. In 13 Dörfern waren 1849 nur 107 Pferde, gegen 485 im Jahre 1634; in 12 Dörfern erst 4596 Schafe, gegen 4616. Zwei Jahrhunderte hatten folglich nicht zur Herstellung genügt!

Im Coburg'schen wohnten in sämmtlichen Amtsdorfschaften schon 1635 nur noch 100 Mannspersonen, in einzelnen Dörfern 2—3. Kinder wurden von ihren Müttern gegessen. Meiningen verlor 10,000 Bewohner von 12,740. Ueberhaupt zählten Thüringen und Franken vor dem Kriege noch etwas mehr Dörfer als jetzt. In beiden Gauen blühte der Rebenbau vor dem Kriege, wie in Böhmen.

Sachsen verlor in den Jahren 1631 und 1632 fast eine

Million Menschen. In Freiberg sank die Zahl der Verheiratheten während des Krieges von 4000 auf 500; in Schmiedeberg von 400 Ehepaaren auf — 16! Dörfer waren zu Tausenden verschwunden. Die Wölfe hatten sich im Lande so stark vermehrt, daß sie in ganzen Heerden Dörfer und kleine Städte anfielen. Man sagte damals: die Wölfe sind in den Wohnungen, die Bauern in den Wäldern. Kein deutsches Land hat eine Reproductionskraft bewiesen wie Kursachsen.

Von Magdeburg standen nach dem Mai 1631 außer dem Dom noch 139 Häuser und „wenige kleine Hüttlein.“ Und Magdeburg war eine Stadt von 40,000 Menschen gewesen. Fünf neue Belagerungen folgten der Tilly'schen; im Jahre 1680 hatte die Stadt es erst wieder auf 7—8000 Seelen gebracht.

In Kurbrandenburg drohte dem Kurfürsten und seinem Volke der bare Hunger, wenn die Wallensteinischen noch länger im Lande blieben. Da wollen die 7 oder 10 Millionen, die Georg Wilhelm berechnete, wenig heißen. Berlin soll sogar 1661 nur 300 Bürger gezählt haben. In ganz Norddeutschland richtete sich die Wuth der katholischen Soldateska besonders gegen die Pfarrer.

Westphalen, Hannover, Ostfriesland waren gänzlich verheert und verarmt. Die Summe der Einbußen an Menschenleben in ganz Deutschland, also der absolute Verlust trotz der Bevölkerungszunahme, wird auf zwei Drittel der Gesammtbevölkerung angesetzt: von 12 Millionen vor dem Kriege waren nachher noch 4 Millionen am Leben. Nimmt man die Gesammtbevölkerung zu 16 Millionen an, von denen 12 Millionen verschwanden, so beträgt der Verlust drei Viertel!

Schrecklich zu sagen, die Entsittlichung und Verwilderung war noch ärger als die Entvölkerung und das Elend. Denn was galt 30 Jahre lang in Deutschland, welche Maximen, welche Moral? Das Gelüst des Kriegsknechtes. Wir haben von diesen Barbareien hin und wieder an passender Stelle geredet. Im Galgenhumor der Volksdichtung faßte sich die ganze Moral dahin zusammen:

„Sobald ein Soldat wird geboren,
Sind ihm drei Bauern auserkoren,
Der Erste, der ihn ernährt,
Der Andre, der ihm ein schönes Weib bescheert,
Der Dritte, der für ihn zur Hölle fährt."

Wie nun aus der Wüste eine lachende Flur herstellen? Die Unwissenheit war eben so groß wie die Capitalarmuth. 40 Jahre lang blieb nach dem Frieden ein ganzes Drittel des Ackerbodens völlig brach liegen. Man hatte keine Düngermethode, wußte nichts von Wiesenkultur. Drei Morgen Grasland gaben zu Weinsberg ein einziges Fuder Heu. Alberne Bauernregeln von Olim's Zeiten, Praktiken nach der Stellung des Mondes bildeten die ganze Agronomie. Ganze Heere von Zigeunern machten das flache Land unsicher; der Bauer wünschte den Krieg zurück! Im Freising'schen ging der Preis eines Gutes von 2000 Gulden auf 70—80 herab. Im Amt Weinsberg galt der Morgen Landes 2—5 Gulden, grade wie zur Zeit des großen Bauernkrieges: die Wirthschaft ging mithin um 125 Jahre zurück; und das währte, mit Ausnahme der Pfalz, Sachsens und Brandenburgs, durch das ganze Jahrhundert. Das Landvolk entzog sich den Diensten und Leistungen an die Gutsherrschaft massenhaft durch Reislauf.

In der That war der Druck auf die kleinen Leute ärger als je zuvor. Die Steuern waren größer, die Frohn ungemessen. Ganz unerträglich wurden die Jagdrechte der Herren, deren Verletzung furchtbar gebüßt; unerträglicher fast noch die Jagdfrohnden: „vier, fünf, sechs Wochen frieren — um einen Hasen." Die Landsknechte, welche erfahren hatten, was „der Mann im Feld werth" war, thaten auf dem Ackerfelde kein gut. Das stetig anwachsende Territorialrecht erstreckte sich bis auf die winzigsten der unmittelbaren Gebiete. Die Reichsritterschaft übte Blutbann und Steuerrecht. Grade die Patrimonialgerichtsbarkeit vollendete den Duodezstaat und gab den Miniatur-Sultanen den Dünkel der Souveränität. Ein grausam wahres Wort ging um: Rustica gens optima flens,

pessima ridens; das Bauerngeschlecht wenn's heult, so ist's recht, wenn's lacht, ein schlimmer Knecht. Daß unter solchen Umständen der leichtbegreifliche Trotz und die Meuterei barbarische Mittel der Zucht hervorriefen, liegt auf der Hand. Das seit dem Bauernkriege in Aufnahme gekommene römische Recht wurde jetzt immer gewaltsamer durchgeführt: die Besitzentsetzung oder das „Ausschlachten" der Bauern verwandelte große Massen von selbständigen Leuten in Hoftagelöhner oder ländliches Proletariat. Damals reiften die Mecklenburgischen Zustände heran: von 12,000 Bauernstellen im Jahre 1621 waren 1755 noch 5000 übrig.

Das Geld sank im Werthe, und dennoch fielen die Bodenproducte im Preise.

Gewerbe und Handel befanden sich in entsprechendem Zustande; aber noch ganz besondere Ursachen legten sie in Deutschland lahm. Vorab ging der große Kauffahrteibund, die commercielle Einheit Deutschlands, aus einander. Schon die Königin Elisabeth hatte sie durch Ausfuhrverbote schwer bedrängt; die lebhafte Concurrenz der Merchant adventurers that das Uebrige. Seit 1620 bestand die Hansa nur unter königl. dänischen Auspicien. Die Niederländer befuhren die Ostsee, die Schifffahrt ins Weiße Meer brach das Monopol der Hansa auf den russischen Handel. Vierzehn Städte schleppten die alte Tradition bis 1630 fort. Dann gründeten Hamburg und Bremen einen neuen Bund, der 1669 seine letzte Tagsitzung hielt.

Unter diesen Umständen sank die Getreideausfuhr aus dem Danziger Hafen von 1619—1659 in fast regelmäßigem Fall von 103 Millionen auf 542 Lasten jährlich! Nach Westen zu standen die Sachen um nichts besser. Der Rheinhandel wurde von Holland und Frankreich betrieben. Im Süden zerfiel zugleich mit der Bedeutung Venedigs der großartige Verkehr Deutschlands mit Italien und der Levante. Nürnberg und Augsburg, die diesen Handel bis zuletzt aufrecht erhalten hatten, waren durch die Soldateska vernichtet.

Der Welthandel ging von Deutschland nach England, Holland, Frankreich, Dänemark, Schweden und Rußland. Holland baute sich seine riesige Handelsflotte aus deutschen Wäldern! Im Gewerbe kam erst jetzt der zopfige Zunftgeist auf, den die Neuzeit unter diesem Namen befehdet. War die Zunft und Gilde früher die Association unter Producenten desselben Arbeitszweiges, war die Corporation etwas aus den allgemeinen Verhältnissen sich Ergebendes, nicht ohne einen tiefen Zug von Solidarität und Gemeingeist, des Einstehens Aller für Einen: so arbeiteten sich jetzt das scheelsüchtige Privileg und die lächerliche Hierarchie hervor, die leider vortrefflich zu der überhandnehmenden bürgerlichen Philisterei paßten. Das Bürgerthum war seit der Mitte des 16. Jahrhunderts in beständigem Sinken. Die Geschichte des schaudervollen Krieges zeigt uns nur einzelne Bürgerthümer, die der alten Bedeutung der Freistätten wider fremde Barbaren und einheimische Zwinger Ehre machten: z. B. die Stralsunder und die Magdeburger. Was jetzt in den Städten vorging, beschränkte sich zumeist auf prahlerisches Gebahren der Patricierkaste und verzopftes Zünfteln der Handwerker. Man existirte in den Städten nur kraft eines Privilegs und soweit das Privileg reichte. Unehrlich waren und blieben noch die Kinder von Leinwebern, Barbieren, Schäfern, Müllern, Pfeifern, Trompetern und Badern, die nicht ohne Weiteres in die Lehre genommen werden durften.

Das politisch-historische Wissen, das zu dieser Zeit sehr in die Breite ging, und das selbstgefällige endlose Citiren brachten an den Höfen wie im Dienste der Städte jenes Geschlecht von Diplomaten, Jurisconsulten und Bureaukraten auf, das noch jetzt mancherorts nicht leben und nicht sterben kann. Im Gewerbe mehrten sich die „Hofapotheker, Hofschuster, Hofschneider", wie die „privilegirten bürgerlichen Riemenschneider". Ja die Geburt selbst, das unabänderliche Factum, wurde verbessert. Auch Karl V. und seine Nachfolger hatten wie zum Jux, meist jedoch aus Cassabedürfniß geadelt; jetzt aber

kamen die Adelsbriefe und der Briefadel in Schwang. Es wurden sogar Todte im Grabe geadelt, verweste Bürgerliche für stifts- und turnierfähig erklärt. Das „Ew. Gnaden" mit dem folgenden Zeitwort im Plural brachte das widersinnige „Sie" zuwege. „Ew. Gnaden haben geruht mir zu sagen; Sie haben erwähnt 2c."

Das 17. Jahrhundert laborirte an pedantisch steifer Großmannsucht, die Idee der Gleichheit versank völlig. Nie vorher war der Unterschied in der Tracht so peinlich beobachtet worden, um Vornehm von Gering, die Stadt vom Lande zu scheiden. Mit dem städtischen Rock blieb auch alles, was die Stadt noch an Intelligenz besaß, innerhalb ihrer Mauern; kaum daß ein Lichtstrahl zu dem so bedürftigen Landvolk zu bringen vermochte. Die Kluft, die noch wir zwischen dem Stadtherrn und dem Bauer erblicken — sie ist das Werk des 17. Jahrhunderts.

Zu all diesen Uebelständen kam nun noch die Münzverschlechterung, lies: die officielle Falschmünzerei hinzu, die nur straffällig war, wenn Private die Wege einer hohen Regierung zu wandeln sich vermaßen. Schlechtes Geld, das den Verkehr störte, circulirte schon in der ersten Periode des Krieges. Wir sahen auch, wie der Friedländer seine Güter damit bezahlte.

Das Volkslied klagte:

„Alle Dieb, die hievoran
In hundert Jahren gehangen,
So viel doch nicht gestohlen han,
Als unsre Kipper begangen. — —
Und werden doch nicht gehangen."

Und nach dem Kriege, als Europa wirklich Ruhe brauchte, als Sparsamkeit die erste Lebensregel der Völker werden mußte, gesellte sich nun zum Kippen und Wippen der frechste Luxus, die Einführung der theuersten Fabrikate, die kostspieligste Prunksucht. Es regnete von oben herab Specialordnungen über Kirchtage, Hochzeiten, Kindtaufen; Kleiderordnungen gehörten zur Tagesordnung. Die Großmächte aber und solche

die es werden wollten, gestatteten sich den Luxus der stehenden Heere, dieser Diphtheritis des modernen Europa. Die Recrutirungen wurden stärker als je, Preßgänge und Werbungen im Auslande kamen in Mode. Oesterreich erhöhte seine Armee von 1673 bis zum Ende des Jahrhunderts von 60,000 auf 132,000 Mann; Friedrich Wilhelm von Brandenburg gar von 4000 Mann auf 28,500. Bayern lieferte seine Landeskinder für Subsidien nach auswärts, den Landgrafen von Hessen zum lockenden Exempel.

So trat an die Stelle des deutschen Volksgeistes, der die Reformation aus sich geboren und die Renaissance so freudig ergriffen hatte, der Geist der Liederlichkeit, Unzucht und Faulheit. Und auf diesem Mist blühten dann die Kothpflanzen der Gefühllosigkeit, des Aberglaubens und des schwärmerischen Fetischismus. Hexenthum und Gauklerthum, Magie und Prellerei lagen sich in den Armen, wie immer in Zeiten der Erschöpfung und der Verzweiflung. Deutschland hatte alle Initiative verloren und mußte zwei Jahrhunderte lang England und Frankreich den Vortritt lassen. Nur das Princip confessioneller Parität hatte es sich und der Welt durch ein Meer von Blut und Morast hindurch gerettet. Aus dieser religiösen Indifferenz — nicht Indifferentismus — konnten erst in späterer Zeit die Keime des Selbstbewußtseins und des interesselosen Gedankens hervorsprießen.

Die moralische Verkommenheit des deutschen Volkes in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts haben wir bisher als die unvermeidliche Wirkung der Kriegs-Greuel und Wehen behandelt. Die allgemeine Verheerung mußte eine eben so allgemeine Verwilderung im Empfinden und Denken wie in der Thätigkeit hervorrufen.

Scharfe Beobachter wollen indeß die Stockungen deutschen Geisteslebens schon in den beiden ersten Decennien des Jahr-

hunderts vor Ausbruch des Krieges gewahren. Nach allen Richtungen hin halten wir eine solche Behauptung nicht für begründet, in einigen Punkten aber hat sie ihre Richtigkeit. Das charakteristische Kennzeichen der Stockung bei einem sonst spontanen Volke, hier im Lande der Reformation, besteht in der Nachahmung, nicht etwa im Aufnehmen fremder Gedanken und Leistungen, sondern in unselbständiger Wiederholung des Fremden, welches einfach übertragen und verschlechtert wird.

Schon seit Anfang des Jahrhunderts grassirte in Deutschland die französische Mode. Nur einzelne Reichsstädte hielten noch fest am Eigenen und gaben erst gegen Ende des Jahrhunderts nach; so Hamburg, Lübeck, Bremen, Frankfurt, Ulm, Nürnberg, Augsburg, namentlich aber das kerndeutsche Straßburg. Die Stutzer im Lande nannten das „altväterisch“, sie aber waren à la mode. In Broschüren und Predigten wurde gegen den „Kleiderteufel“ angekämpft — vergebens. Ebenso wenig halfen die fliegenden Blätter mit ihren kaum carikirten Darstellungen. So etwas beweist nur, wie die Gesetzgebung, das Vorhandensein des Uebels.

Am Widrigsten nahm sich das soldateske Geckenthum aus. Auch wendete sich der Hauptsatyriker der Zeit wesentlich gegen beides, gegen die Modesucht und den Soldatengeck. Hans Michael Moscherosch, aus einer aragonischen Familie, die unter Karl V. in Deutschland eingewandert, gebürtig aus dem hanauischen Antheil am Elsaß (1600—1669), durchlebte in seinen besten Jahren den ganzen scheußlichen Krieg und veröffentlichte während desselben „Wunderliche und wahrhafte Gesichte Philanders von Sittewald“ (Gesammtausgabe Straßburg 1650). Titel sowohl als Stoff der ersten sieben Gesichte verrathen den spanischen Abkömmling; denn sie sind nachgebildet den Sueños y Discursos des Francisco de Quevedo Villegas, „Gesichte und Betrachtungen des ꝛc.“ In diesen sieben ersten Gesichten (1639 und 1640) hechelt Moscherosch den Pedantismus der Juristen, ihren Jargon, die quacksalbernden Aerzte, die Astrologen mit ihren Praktiken und

Prognostiken; den Mischmasch der Sprache, den er selber durch sein olla podrida von Latein, Italienisch, Spanisch, Französisch und Deutsch bestens repräsentirt; die picarischen oder Schelmenromane, den Götzendienst der Reputation, der spanischen honra. Die sieben letzten Visionen sind frei erfunden (1641—43) und hier glänzen der „à la mode Kehraus“ und das „Soldatenleben“. Von der Sprachmengerei heißt es: „Wenn man eines neusüchtigen Deutschlings Herz öffnete, so fände man $^5/_8$ Französisch, $^1/_8$ Spanisch, $^1/_8$ Italienisch und kaum $^1/_8$ Deutsch.“ Im „à la mode Kehraus“ wird uns ein schier bekanntes Bild vor Augen geführt: „Sie haben ein Diebs- oder Galgenvogelhaar auf dem Kopf“. „Wer sich seiner eigenen Haare schämt, ist nicht werth, daß er einen deutschen Kopf hat.“ Alle Kategorien von Bärten werden aufgeführt: Zirkelbärtel, Schnecken-, Jungfrauen-, Tell-, Spitz-, Maikäfer-Bärtel.

Die Klagen über Weiberhoffart ertönen durch das ganze Jahrhundert, von der Kanzel wie vom Throne herab, in Predigten und Verordnungen. In Ober- wie in Niederdeutschland, auf Hoch- wie auf Plattdeutsch, überall dieselbe Litanei.

Der Satyriker Joachim Rachel meinte:

„Sollt' ein Franzos es wagen,
Die Sporen auf dem Hut, Schuh an der Hand zu tragen,
Die Stiefel auf dem Kopf, ja Schellen vor dem Bauch,
Anstatt des Nestelwerks — der Deutsche thät' es auch!“

Der Sinndichter Logau aber faßte die Sache politisch:

„Soll's denn sein, daß Frankreich Herr, Deutschland aber Diener sei?
Freies Deutschland, schäm' Dich doch Deiner schnöden Kriecherei!“

Von Moscherosch zu Grimmelshausen ist nicht weiter als von Tracht zur Sitte, von Verkehrtheit zu Laster, nur daß der Eine lacht, der Andere brennt.

Während des Krieges und seiner Greuel schrieb Christoph von Grimmelshausen (gest. nach 1673 als Amtmann zu Renchen am Oberrhein) unter dem Pseudonym Samuel Greiffenson von Hirschfeld, ebenfalls nach spanischem Vorgange,

einen picarischen (von picar picken, picuraza Elster, picorazo Schelm) Roman unter dem Titel: „Simplicius simplicissimus“, von dem vor Kurzem eine verstümmelte Ausgabe in usum delphini, als „Kinderbuch“ riskirt wurde. Kein Capitel des wahren „Simplicissimus“ — und nur der wahre ist lehrreich, — darf unter die Augen eines Kindes kommen.

Das Buch, welches trotz seiner frühen Abfassung erst 1668—9 im Druck erschien, hat einen Gehlhauser oder Gelnhauser (früher zu Hanau gehörig) zum Verfasser und ist eine Spessartgeschichte, oft auch im Dialect, aus der Kriegszeit. Der Held selbst, der richtige Erste Beste, ist der Sohn eines Sauhirten, der durch die Plünderung seines Daheim ins Wilde hineingewirbelt wird. Unsäglich roh, gemein, unfläthig, schweinisch sind die meisten Scenen — ebenso roh, gemein, unfläthig und schweinisch wie die damaligen Zustände. Oft glaubt man im Morast zu ersticken, und wundert sich dann, wie man sich selbst an den Morast gewöhnt. Der Verfasser schildert aber nichts als die Wirklichkeit. Wie gesagt, von Moscherosch' à la mode und Soldatenleben zum Simplicissimus ist nur ein Schritt. „Neben ein paar Hellern im Beutel ein närrisches Kleid auf die neue Mode mit tausenderlei seidenen Banden tragen“; dann wollen sie gleich „rittermäßige Herren und adelige Personen von uraltem Geschlecht sein“, da sie doch von „Tagelöhnern, Kachelziehern und Lastträgern“ ꝛc. abstammen. Ein Offizier wird geschildert, wie ihm „zu beiden Seiten lange Zöpfe herunterhängen wie Pferdsschwänz, zwischen Maul und Nase nur Stoppeln, die weiten Hosen sehen aus wie ein Weiberrock.“ Daß man doch die plündernden Soldaten gegen die Türken führte! ruft Grimmelshausen aus.

Neben dem „schwedischen Trunk“ figurirt eine andere Folterei: „die Fußsohlen mit feuchtem Salz reiben, von der Gais belecken lassen“. Der Bauern Rache fehlt nicht.

Die „französische Tyrannei“ erhält den gebührenden Text.

Der Nähr- und Wehrstand werden mit einem Baume verglichen: die Bauern sind die Wurzeln und der Stamm, die

Soldaten das Ungeziefer oben. Wenn's oben fehlt, so wird's von unten ersetzt.

Mit der Hexerei und den Horoskopen bindet der Verfasser auch an; doch bleibt ihm Gott der „Herr der Planeten".

Gegenüber der brutalen Welt mit ihrem endlosen Fressen und Saufen und ihrer Hungerleiderei, verweist die Verzweiflung sozusagen von selbst auf ein besseres Jenseits. Doch wird das, was Voltaire so meisterhaft im „Candide" ironisirt hat, hier ungenießbar, nämlich die ernstliche Einmischung der „Wunderbarmherzigkeit und unendlichen Gnadengüte Gottes". Das ganze Buch schlägt diesem unmotivirten Vertrauen ins Gesicht. Die „Gnadengüte" erwies sich höchstens darin, daß eine solche Welt noch zusammenhielt und daß vernunftbegabte Wesen göttliche Endzwecke darin zu entdecken vermochten.

In der Politik ist Grimmelshausen schon rationalistischer; hier verabschiedet er den Patriarchalismus, der ihn in der Religion noch völlig beherrscht. Das gräßliche Elend des Bürgerthums bringt ihn auf den Gedanken: die Städte sollen sich zu einer Republik verbünden und jede Beschränkung der Freiheit und des persönlichen Eigenthums aufheben. Zukunftsvoller als dieser Communismus der Nichtshaber war Grimmelshausen's plebejische Meinung über den Adel. Da hören wir das altenglische: When Adam dug and Eva span.

„Wie stünd' es jetzund umb die Welt,
Hätt' Adam nicht gebaut das Feld!
Mit Hacken nährt' sich anfangs der,
Von dem die Fürsten kommen her.

Wird Dir rein Alles abgebrannt,
Verwüstet und verheert das Land,
So nehmen sie doch nichts mit sich,
Der Boden bleibt beständiglich."

Während die europäische Welt kaum bis zum Mercantilismus gekommen war, wird hier der Boden als Naturgabe und die Arbeit als productiv gepriesen.

An den „Simplicissimus" schlossen sich zwei weitere kul-

turelle Romane als Autobiographien zweier Nebenhelden des erstern Werkes: „Die Landstörzerin Courage", die Geliebte des Simplicissimus, und der „seltsame Springinsfeld", eine Art Sancho Pansa. Aus dem Rahmen der Zeit heraus, mehr ins Gebiet der freien Phantasie, tritt „das wunderbarliche Vogelnest", welches eine vorzügliche Erfindungsgabe bekundet. Grimmelshausen und Fr. v. Logau bilden die geistigen Spitzen der Zeit; wo Logau in meisterlicher Prägnanz kritisirt, da schildert Grimmelshausen plastisch und wahr. Schade nur, daß ihm solch' abscheulicher Stoff bescheert war!

Außer der Sprachmengerei und Modewuth grassirte im 17. Jahrhundert die Titelkrankheit, von der das 19. noch einen guten Rest ererbt hat. Die Titelsucht ist die Modesucht der Auszeichnung, an die Stelle des Costüms tritt der Prunkname. Auch hierbei litt die Sprache bittere Noth. Je inhaltsloser das Bewußtsein einer Zeit, desto stärker klappern die hohlen Titel. Die byzantinischen Kaiser erfanden die „Majestät", die wir getreulich aufbewahrt haben. Justin II., der Nachfolger Justinians, nannte sich im 6. Jahrhundert „Unsere Ewigkeit". In Frankreich kam schon sehr früh der „allerchristlichste König", in Spanien die „katholische Majestät", in Portugal der „Allergläubigste", in Polen der „Orthodoxe", in Ungarn der „Apostolische König" auf. — „Wohlgeboren" hatte sehr lange Zeit seinen hohen Werth; denn noch zwischen 1625 und 1640 wurde der Titel „Wohlgeboren" an fürstliche Häuser „aus Gnaden" verliehen. Der Kurfürst von Sachsen hieß erst 1625 „Durchlaucht".

Die äußerliche Verbrämung leerer Büchsen ist echt jesuitisch. Im 17. Jahrhundert stand auf einer Kirchentafel die Widmung: „dem allmächtigst-allheiligsten und unüberwindlichsten Herrn, Herrn Jesu Christo, von Ewigkeit gekröntem Kaiser der himmlischen Heerschaaren, erwähltem unsterblichen König des Erdbodens, des heiligen römischen Reiches einzigem Hohenpriester, Erzbischof der Seelen, Kurfürsten der Wahrheit, Erzherzog der Tugend, Herzog von Bethlehem und

Landesfürst von Galiläa, gefürstetem Grafen zu Jerusalem und Freiherrn von und zu Nazareth, Ritter der höllischen Pforte, Herrn der Heiligkeit, Seligkeit, Gerechtigkeit, Pfleger der Wittwen und Waisen, Richter der Lebendigen und Todten, unserem allerheiligsten Herrn und allergnädigstem herablassenden Erlöser ꝛc.ꝛc."

Diesem evangelischen Zopf gegenüber widmete ein schriftstellernder Arzt, Hippolytus Guarinonius, mailändischer Abkunft, seinen zu Ingolstadt gedruckten Folianten: „Greuel der Verwüstung menschlichen Geschlechts" „der allerheiligsten, großmächtigsten und unüberwindlichsten Fürstin und Frauen, Jungfrauen Maria, gekrönten Kaiserin des himmlischen Reiches, Großherrscherin der neun englischen Heerschaaren, gebornen Königin zu Israel, Kurfürstin des gelobten heiligen Landes, Fürstin von Juda ꝛc. Ew. Jungfräulichen, Kaiserl. Königl. Majestät allerunterthänigstes, allerdemüthigstes und allerverworfenstes Knechtle."

Die Kehrseite, den geistlichen Hochmuth, zeigt uns ein Magister M. Seeger zu Wittenberg. Dießer ließ sich vor einem Crucifix knieend abmalen; er redet (lateinisch): „Herr Jesu Christ, liebst du mich?" Antwort: „Allerberühmtester, alleredelster, allergelehrtester Herr Doctor Seeger, Rector dieser Schule, Allerwürdigster und Allerverdientester, ich liebe dich durchaus!"

Was haben wir da den Birmanen noch vorzuwerfen, die ihren König „Herrn der weißen Elephanten" nennen, weil die Gottheit sich auf einem solchen Thiere einst niedergelassen?

Der Sprachverderb, der sich durch Alles das hindurch zieht, war allerdings keineswegs blos ein Product des Krieges, wenngleich dieser ihn auf seine Höhe trieb. Er datirte bis auf die Zeit Karl's V. zurück. Die Latinität der Universitäten, die ungeschlachten Uebersetzungen, selbst die Reisen in's Ausland vermehrten das Uebel. Die Widmung des Guarinonius datirt von 1610. Schon 1617/8 schrieb Opitz seine lateinische Rüge: De contemptu linguae germanicae, „Von der Verachtung deutscher Sprache". Ebenso bildete sich 1617

im Interesse „vaterländischer Zucht und Sitte“ zu Weimar die „fruchtbringende Gesellschaft“, oder der „Palmenorden“ durch drei Weimarische, zwei Anhaltische Fürsten und viele Herren vom Adel. Als Mitglieder wurden aufgenommen: Opitz, Moscherosch, der Hamburger Pastor Rist, Philipp Zesen, Georg Neumark, Birken (auch Pegnitzschäfer), Andreas Gryphius. Vorbild des Ordens war die florentinische Accademia della Crusca, die Kleien- oder Beutelungs-Akademie.

Schon 1622 hatte übrigens Joachim Vogel ein Schauspiel, den „Clausensturm“, „mit lebendiger Fürbildung des Passauer Vertrags“, besonders gegen die Verächter des Deutschen gerichtet.

Ein Mitglied des Palmenordens, Justus Georg Schottel, verfaßte die erste deutsche Grammatik; aus derselben Gesellschaft ging auch eine erträgliche Uebersetzung des Terenz hervor. Der Orden erlosch im Jahre 1680.

1633 entstand die kurzlebige „aufrichtige Tannengesellschaft“ — wieder das verrätherische Deutsch im Titel der Reformatoren. 1646 gründeten die Schäferdichter G. Phil. Harsdörfer und Joh. Klaj den „gekrönten Blumenorden“ der „Pegnitzschäfer“ zu Nürnberg, die ihre Dichternamen aus Sidney's „Arcadia“ entlehnten. Im selben Jahre stiftete Phil. von Zesen zu Hamburg die „deutsch gesinnte Genossenschaft“. 1656 endlich, nach dem Kriege, entstand der „Schwanenorden an der Elbe“ durch den Hamburger Pastor Rist, der mit seinem platten Werke 1667 das Zeitliche segnete. 1647 hatte er auch ein Schauspiel: „Gustav Adolf und Wallenstein“ gesündigt.

Die „deutsch gesinnte Genossenschaft“ und namentlich Phil. von Zesen reagirten am Stärksten gegen die eingedrungenen Fremdwörter, schossen aber bei diesem löblichen Streben weit über's Ziel hinaus und erinnern gar sehr an die Jahnerei in unserem Jahrhundert. Minerva sollte künftig „Klugin“, Venus „Lustin“, Vulkan „Glutfang“, die Nase das „Löschhorn“, die Maske das „Mummgesicht“, das Pistol der

„Reiterpuffer" heißen. Das Theater wurde in eine „Schauburg", der Vers in den „Dichtling" verballhornt.

Charakteristisch war auch die Kindlichkeit der Zeit, am Besten repräsentirt durch den Pegnitzschäfer Harsdörfer. Dieser Mann vermaß sich, durch seinen „Nürnberger Trichter" „in sechs Stunden Reim- und Dichtkunst einzugießen".

Die geniale, phantasiereiche Behandlung der Sprache war mit Joh. Fischart im Jahre 1591 zu Grabe getragen worden. Wie übermüthig schöpferisch fuhr dieser im Elsaß lebende Mainzer, Meenzer, Reznem, Elloposkleros, dieser polemische Calvinist, wider die Ingolstädter Jesuiten heraus! Wie geißelte er die „Jesuwider", die „Jesujunker", die „Sauiten" sammt ihrem Oberhaupt, dem „Ignaz Lugiovoll"! Wie sprang er mit dem Aberglauben der „Sternschreier" um! „Aller Praktik Großmutter, das ist die dickgebrockte, pantagruelische, betrugdicke Prakdick und Pruchnastikatz, Laßtafel, Bauernregel und Wetterbüchlein, auf alle Jahr und Land gerechnet und gericht" — lange vor Kepler, der sich von der „schmutzigen Dirne" noch ernähren lassen mußte! In welch' schwunghafter Prosa berichtete er über die Pariser Bluthochzeit, über die Zerstörung der Armada, wie hieb er auf die deutschen Fürsten ein, die es mit den Spaniern hielten! Das war ein kräftiges protestantisches Deutsch im „Ehezuchtbüchlein", wider den infamen Cölibat! Hier trat eine zukunftsvolle Subjectivität auf, die sich kühn der Welt gegenüberstellte und durch schallendes Gelächter diese Welt zu vernichten wagte.

Wohin war das alles gerathen? Wie konnte solches Feuer gänzlich verrauchen? Man antwortet: Es erlosch in der „Periode der Nachahmung". Als ob irgend eine Periode eine Macht, eine Wesen wäre! Als ob die Zeit eine Gränze setzte und nicht selbst eine willkürlich gesetzte Gränze bedeutete! Fischart ist der Abschluß der reformatorischen Periode, der Abschied vom 16. Jahrhundert, welches nach ihm nichts mehr zu versenden hatte. Und diese gewaltige Persönlichkeit ist selbst schon Nachahmer, Nachbildner und Nacheiferer des Rabelais.

Mit ihm stirbt die Volksliteratur aus; es kommt eine Buch- und Gelehrtenliteratur. Das ursprüngliche Bewußtsein vom Guten und Wahren wird reflectirtes Bewußtsein. Der heimatliche Boden genügt eben so wenig mehr wie die heimische Empfindung. Die Schriftsteller reisen: der Heidelberger Bibliothekar Melissus nach Ungarn, Italien, Frankreich und England; W. Zinkgreff aus Heidelberg in die Schweiz, nach Frankreich, England und den Niederlanden; der Dichter Paul Fleming nach Moscovien und Persien; der kernhafte Weckherlin spricht von „ausländischer Muse". Die Uebersetzungen aus dem Italienischen, Französischen, Spanischen, Englischen häufen sich. Wenn das kosmographische Element die Vergleichung hervorrief, so die Nachbildung höherer Muster des Auslandes und der Antike die Nachahmung. Deutschland setzte sich auf die Schulbank; die Zeit war nicht dazu angethan, die Höhe des Parnasses zu ersteigen, der von Musketen und Kanonen starrte. Aus dem kastalischen Quell wurden die Rosse der Kürassiere getränkt, die Musen gingen als Zigeunerinnen mit den Heeren.

Die Kulturgeschichte weiß mit den stehenden Rubriken der Literaturgeschichte wenig anzufangen; sie muß die Bezeichnungen „erste und zweite schlesische Dichterschule" einfach beseitigen. Martin Opitz (1597—1639) wird der Gründer der „ersten schlesischen Dichterschule" genannt, und doch waren die einzigen Zeitgenossen, die auf den Namen von Poeten Anspruch erheben konnten, Paul Fleming (1609—1640) aus dem Voigtlande und Rudolf Weckherlin (1584—1651/3) ein Vollblutschwabe. Paul Fleming, der Weltreisende, hat in wenigen Jahren das Beste an Oden, Liedern und Sonetten geleistet. Georg Rudolf Weckherlin, der zumeist in England diplomatisch beschäftigt war, machte gar kein Métier aus Literatur und Poesie; und doch hat er für Sprache und Ausdruck unendlich besser gewirkt als Opitz; doch entsproßten seinem Geiste duftige Blüthen, wie das Trauerlied bei Gustav Adolf's Tod, wie zahlreiche „Oden und Gesäng" (1618/9)

voll frischer Empfindung, während Opitz nur ein Kunstblumen-Fabrikant war.

Weckherlin blieb auch in der Fremde ein guter Patriot, der protestantischen Sache wärm ergeben. Opitz dagegen ließ sich auf Verwendung seines saubern Patrons, des Hrn. Karl Hannibal von Dohna, im Jahre des Restitutionsedicts vom Kaiser Ferdinand II. adeln und „von Boberfeld" nennen; für kaiserliches Geld übersetzte er das Manuale controversiarum des Jesuiten Becanus. Niederträchtig ist sein Epigramm auf Magdeburgs Fall: Um die Jungfrau haben Viele gefreit, endlich kriegt sie Tilly; also kommt jetzt „Jungfrau und Gesell, und Alt und Alt zusammen." Durch Schmeichelei wurde er königl. polnischer Hofhistoriograph bei dem Renegaten Sigmund, und zwar mit hohem Gehalt.

Seine Bedeutung ist eine rein, d. h. abstract literarische. Die „Deutsche Poeterei" (1624), eine Art Poetik, ist ein Schnellfabrikat nach Daniel Heinsius, dem holländischen gelehrten Dichter, dem es zuerst klar wurde, daß die germanischen Sprachen wohl das Zählen der Sylben, nicht aber deren Messung gestatten, daß vielmehr der Accent an die Stelle der Quantität zu treten hat. Mit Heinsius und den Franzosen hat Opitz auch den Wahlspruch gemein: die Dichter sollen et delectare et prodesse, ergötzen und moralisiren. Fleming und Weckherlin kümmerten sich nicht allzu viel um den Accent und sagten doch sehr viel Gutes und Schönes. Thatsächlich beobachtet hatte den Accent schon 100 Jahre vor Opitz der Dramatiker Paul Rebhun.

Opitz selbst hat es nie über Concetti und Moral hinausgebracht; Zeugen dessen schon die Titel seiner didaktischen Quälereien: „Trostgedicht in Widerwärtigkeiten des Kriegs", „Zlatna oder von der Ruhe des Gemüths", „Vielgut oder vom wahren Glück". Zu „delectiren" gedachte er vermuthlich in seinem pedantisch beschreibenden Gedicht: „Vesuvius".

Literarisch merkwürdig wurde Opitz ferner durch seine Uebersetzung der „Antigone" des Sophokles (1636), der er die

„Trojanerinnen“ in sechsfüßigen Jamben nach dem Muster der Alten nachschickte. Es war zu der Zeit, als der „Cid“ von Corneille erschien! Noch zu etwas Anderm gab die „dichtende Regel“, wie man Opitz genannt hat, den Anstoß. Nach dem Italiener Rinuccini verfaßte er die mythologisch-schäferliche „Daphne“ und die geistliche „Judith“ (1633). Die „Daphne“ wurde von Heinrich Schütz, der sich als Componist in Venedig ausgebildet hatte, als erstes deutsches Singspiel gesetzt und in Torgau bei der Vermählung der Schwester Joh. Georgs von Sachsen, Marie Eleonora, mit Georg II. von Hessen, im Jahre 1627 als Entremet aufgeführt, und zwar an Stelle der früher üblichen Turnier-Ringelrennen und Mummereien. Das italienische Schäfergedicht, Tasso's „Aminta“ an der Spitze, war überhaupt die Bruthenne der Oper.

Endlich befindet sich Opitz mit seinem Hymnus auf die Geburt Christi auf dem Wege zur Oratorien-Textirung und weist außerdem, freilich ganz von ferne, in Betreff des Stoffes auf John Milton und Klopstock hin.

Die gesammte deutsche Poesie saß auf der Schulbank und Magister Opitz führte den Bakel. Fast war die Poesie aber noch Gold gegen die meiste Prosa, die durch das Latein des römischen Rechts und die französische Diplomatensprache völlig erdrückt wurde.

Wenn so die Menschen reflectiv und die Phantasie träge geworden waren, die Didaktik als solche aber nicht als poetische Gattung, und die Beschreibung nur als Element der dichterischen Ausführung betrachtet werden kann: so blieb offenbar nur die Gnomik übrig, in der ein Talent etwas leisten konnte. Zu dieser Weise präludirte schon Wilhelm Zinkgreff aus Heidelberg (1591—1635) in seiner werthvollen Sammlung: „Scharfsinnige und kluge Sprüche der Deutschen“ (1626), den „Apophthegmen“, wie sie auch heißen. Der Verfasser eigener Zeit- und Weltweisheit war dann Friedrich von Logau (1604—55), ein ächter Zeitgenosse des Kriegs, in seiner

amtlichen Stellung als Kanzleirath der Herzogin Dorothea Sibylle von Brieg gut situirt, einer der ersten deutschen Epigrammatiker. Lessing und Ramler erweckten ihn von den Todten, der letztere gab ihn etwas modernisirt heraus. Karl Simrock stellte manches Antiquirte wieder her, da ja dem Deutschen mittlerweile auch ein historisches Sprachbewußtsein geworden sei. In Logau besitzen wir den einzigen Geist des 17. Jahrhunderts, der es mit dem vielgepriesenen Quatrain der Franzosen aufnehmen konnte.

Zuerst erschienen „Reimsprüche“ von ihm, dann „Sinngedichte“, sicherlich die beste Uebersetzung von „Epigramm“. Die erste Sammlung war von 1638, vollständig erschien das Ganze 1654.

„Deutsche sind so alte Leute,
Lernen doch erst reden heute;
Wenn sie doch auch lernen wollten,
Wie recht deutsch sie handeln sollten.“

„Was fremde Hülfe sei, das fühlst Du, Land, allhier:
Die Hülfe half ihr selbst, das Fremde ließ man Dir.“

„Luthrisch, Päpstlich und Calvinisch, diese Glauben alle drei
Sind vorhanden; doch ist Zweifel, wo das Christenthum denn sei.“

„Juristen, Aerzte, Prediger, sind alle drei beflissen,
Die Leute zu purgiren wohl an Seckel, Leib, Gewissen.“

Eng verwandt mit der Epigrammatik, nur in der Form mehr die umgekehrte Lyrik, ist die Satyre, von der sich große Dosen bereits bei Moscherosch und Grimmelshausen vorfanden. War in der Fischart'schen Satyre mehr Juvenal'sche Heftigkeit mit überlegenem Humor verbunden, so hatte sich die rein verstandesmäßige Satyre bei Fischart's Zeitgenossen Georg Rollenhagen († 1609) eingebürgert. In seinem „Froschmeuseler“, der pseudo-homerischen „Froschmäuse-Schlacht“ nachgebildet, wird die Thierfabel in ihrem Verlauf immer satyrischer; unter der Maske des Storches tritt der Kaiser, unter der des „Beiß-

kopfs" der Papst hervor; die theologischen Anspielungen wurden stets handgreiflicher.

Viel directer im Angriff und für die Volksbildung faßlicher trat sodann Laurenberg mit vier Scherzgedichten in plattdeutscher Sprache auf. Sein Thema ist das beständige dieser Zeit: A la mode und Sprachmengerei; besonders kam ihm die beschauliche Naivität des Idioms zu Hülfe, dessen ganzen Zauber jüngst wieder der unübersetzbare Fritz Reuter empfinden ließ. Was will der correcte, glatte, aber schier tonlose Rachel aus Schleswig gegen Laurenberg besagen?

Epos und Lyrik mündeten also gleichmäßig im Witz; das erstere auf dem Umweg durch die Thiersage, die letztere als erweitertes Sinn- und Stichgedicht. Alles das aber war auf dem Boden der zweiten Natur, der Kunst gewachsen, kam aus zweiter Hand und gelangte kaum ins Volksherz. Die Volkslyrik lebte fort im Lied und im Choral. Vom erstern haben wir im Verlaufe der geschichtlichen Erzählung hin und wieder Gebrauch gemacht; es erhielt sich noch eine Weile. Das geistliche Volkslied aber, das Kirchenlied, blühte mächtig, wirksam, erquickend, grade im Jahrhundert der Verwüstung.

Populäreres gab es nicht und konnte es nicht geben, als die hohen Lieder niedergeschlagener und sich im allgemeinen Zusammensturz am Glauben wieder aufrichtender Gemüther. So sang Paul Fleming: „In allen meinen Thaten", Joh. Hermann im sapphischen Ton: „Herzliebster Jesu, was hast Du verbrochen?" oder im alexandrinischen Ton: „O Gott, du frommer Gott"; Martin Rinkert, zur Feier des faulen Prager Friedens von 1635: „Nun danket Alle Gott"; der Pastor Rist: „Ermuntre dich, mein schwacher Geist" und „O Ewigkeit, du Donnerwort"; Simon Dach, der Leibpoet Friedrich Wilhelms von Brandenburg: „Ich bin bei Gott in Gnaden"; die Kurfürstin Henriette von Brandenburg selbst: „Jesus, meine Zuversicht"; vorzüglich aber der mächtigste unter ihnen, ein leidender Luther, Paul Gerhard: „Befiehl du deine Wege", „Sollt' ich meinem Gott nicht singen", „Wach'

auf, mein Herz, und singe". An diese Gewalt des inwendigen Glaubens, die sich in Posaunentönen Luft machte, reichte natürlich der brave Jesuit Friedrich von Spee nicht heran.

Ein noch immer nicht ganz gelöstes Problem ist das Verhältniß Deutschlands zu Shakespeare im 17. Jahrhundert. Daß schon die deutschen Zeitgenossen Kunde von dem gewaltigen Briten und von mehreren seiner Dramen hatten, steht außer Zweifel. In Halle am Hofe des Administrators von Magdeburg wurde 1611, fünf Jahre vor dem Tode des Dichters, „eine teutsche Comödie, der Jude von Venedig, aus dem Engländischen" aufgeführt. In Dresden kamen 1626, zehn Jahre nach dem Tode des Briten, auf die Bretter: „Romeo und Julie", „Julius Cäsar", „Hamlet" und „Lear", also mit Ausnahme des „Macbeth" die größten ethischen Dramen allesammt. 1627 sah man zu Torgau den „Julius Cäsar". 1668 erschien die „Tragikomödie vom Mohren zu Venedig"; 1678 wurde die „wunderbare Heirath Petruccios mit der bösen Katharina" für den Zittau'schen Schauplatz vorgestellt durch Christian Reimann.

Von dem gelehrten Morhof erfahren wir sogar, daß schon 1613 Joh. Rhenanus als Nachahmer Shakespeare's aufgetreten sei. Endlich wissen wir, daß bereits gegen Ende des 16. Jahrhunderts „englische Komödianten" nach Deutschland kamen und hier ihre Nationalstücke aufführten, denen das Publikum beiwohnen mochte wie den lateinischen Schulkomödien. „Englische Komödianten" wurde aberwohl auch mit der Zeit ein Name, der den hochdeutschen Schauspielern verblieb, wie den Kunstreitern die Bezeichnung „englische Reiter", als längst kein Engländer mehr unter ihnen war und kein Englisch mehr auf der Bühne gesprochen wurde. Das Alles aber erklärt nicht, wie der Nürnberger Notar Jakob Ayrer, der 1605 starb, Shakespeare'sche Stoffe behandeln konnte, die der

Brite erst nach jenem Jahr in Angriff nahm. Daß Nachrichten von Nürnberg nach London gedrungen seien und Shakespeare einen Ayrer'schen Stoff aus dem Rohen herausgemeißelt habe, wie er das an englischen Vorgängern geübt: diese Vermuthung scheitert an der Thatsache, daß Ayrer's Stücke nicht aufgeführt und erst im Jahre 1618 gedruckt wurden.

Die „Geschichte der schönen Phänicia", welcher die Fabel von „Viel Lärm um Nichts" zu Grunde liegt, läßt sich noch auf die gemeinsame Benutzung einer Novelle des Italieners Bandello, der durch Belleforest ins Französische übersetzt worden war, zurückführen. Nur hat Ayrer den Stoff ganz roh gelassen, während Shakespeare ihm pygmaleonisches Leben einhauchte. Der „Sturm" aber, ein Spätling Shakespeare's, erschien nach Ayrer's Tode und die Shakespearographen wissen keine Quelle des düstern Idylls anzugeben. Sollte also doch...? Tittmann giebt die einzig mögliche Erklärung: der Stoff ist ein Strandmärchen von der Ostsee, und die Geschichte spielt auf einer Insel. Ayrers „Sidna" paßt die Insel dem Binnenlande an und macht einen Wald daraus. Vielleicht gelangte das Strandmärchen durch einen englischen Komödianten an Shakespeare....

Ein weiteres Zusammentreffen des großen Briten mit dem Nürnberger Notar findet statt in Betreff „Hamlets". Es ist natürlich wieder nur vom Stoff die Rede; denn Ayrer entwickelt in seiner „Pelumperia" keinen Charakter psychologisch und erhebt sich nicht über die Schlächtereien im „Titus Andronicus", der übrigens 1624 in Reichs-, See- und Hansestädten von Engländern agiret wurde. Es ist schwer zu denken, daß Ayrer den „Hamlet" gekannt habe; wohl aber muß ihm eine der Quellen Shakespeare's, nämlich Thomas Kid's Spanish tragedy zugänglich gewesen sein, wie es die von Gervinus angeführten Parallelstellen beweisen:

Kid:	Ayrer:
Now that the night begins with sable wings	Nun hat die gegenwärtige Nacht Mit ihren schwarzen Flügeln gemacht
To overcloud the brightness of the sun.	Die Himmelwolke dunkel zwar, Auch Mond und Stern' verfinstert gar.

Wir haben dieses kritische Entremet nicht um seiner selbst willen hier eingefügt; wir gedachten vielmehr den Beweis anzubahnen, daß grade im höchsten Ausdruck poetischer Begabung, im Drama, sich auf deutschem Boden eine Weiterentwicklung aus dem 16. Jahrhundert ins 17. hinein bekundet, die denn doch nur gewaltsam abgebrochen werden konnte. Es ist jetzt nicht mehr zu sagen, was ohne den Krieg aus Ansätzen geworden sein möchte, wie sie uns in dem fruchtbaren Ayrer und besonders in dem geistreichen Herzog Heinrich Julius von Braunschweig vorliegen. Die Berührung mit dem Fremden, die Anklänge an Ausländisches, ja die directe Einwirkung desselben auf Heimisches bilden noch keine Instanz, welche die Eigenthümlichkeit und die Werdelust eines Nationalgeistes schlechthin verurtheilen müßte. Wenn englische und später holländische Stoffe und Darsteller nach Deutschland kamen, so gingen dafür die Deutschen auch nach England und gar nach Norwegen. Auch Franzosen und Spanier zogen über den Canal, die Spanier nach Italien. Die Nationalitäten schlugen eben ihre Wellen über die engern Gränzen hinaus, excentrische Kreise kamen und gingen: es war die Zeit einer noch etwas trüben Morgenröthe der Weltliteratur.

Ayrer und Heinrich Julius waren Volksdramatiker, der Bruch des Kunstdramas mit dem Volksstück war noch nicht vollzogen. In der Vorrede zu Ayrer's Opus theatricum, welches „30 ausbündig schöne Comedien und Tragedien von allerhand Denkwürdigkeiten, alten Römischen Historien 2c. und noch andere 36 schöne lustige und kurzweilige Fastnacht- oder Possenspiele“ (Nürnberg Fol. 1618) enthielt, lesen wir in der

Vorrede: Ayrer habe alles nach dem Leben gerichtet, daß man's gleichsam auf die neue englische Manier und Art — persönlich agiren und spielen könne. Da nun Ayrer das Meiste vor dem Bekanntwerden der englischen Art und Weise gedichtet hat, so bildet er das Mittelding zwischen Hans Sachs und dem englischen Einfluß. Es wäre auch unbegreiflich, daß grade in Deutschland nicht aus Mysterien, Moralitäten und Fastnachtsspielen Schau-, Trauer- und Lustspiele hervorgegangen sein sollten. Das freilich ist richtig, den Deutschen fehlte der dramatische Samenkern, die Ballade, die Wurzel des englischen Dramas, und die Romanze, der Keim des spanischen Auto. Aber man sehe, wie verlangend der Nürnberger Notar in die Geschichte und ins alte deutsche Epos hineingreift: Fünf Stücke römischer Geschichte: „Kaiser Otto III.", „die Erbauung der Stadt Bamberg", „Kaiser Heinrich II. und Kunigunde", „schreckliche Tragedie vom Regiment Mahumetis II."; dann „Hugdietrich", „Kaiser Otnit", „Wolfdietrich", zweimal die „schöne Melusine". Auch Singspiele hatte Ayrer angefertigt, die als Einlage am Ende der Akte oder zum Schlusse ernster Dramen mit dem Pickelhäring oder einer Pantomime abwechselten. So ist es denkbar, daß in Deutschland gleichzeitig mit der ersten Oper in Venedig zu Ehren Heinrichs III. (1574) auf dem Theater gesungen wurde.

Wirft man nun Ayrer mit Recht den Mangel einheitlicher Handlung, die Nichtausnutzung der Intrigue, die puppenhafte Starrheit der Charaktere vor, so daß er nur als Dramatisirer der Erzählung, und noch dazu in ungeschlachter Sprache, gelten kann; so ist das eben der Anfang jeder dramatischen Literatur.

Weiter geht schon der interessante, gelehrte und erfindungsreiche Herzog Heinrich Julius von Braunschweig-Lüneburg, geboren im Shakespeare-Jahr 1564, gestorben 1613 als Director des kaiserl. Geh. Raths zu Prag, ein Protestant, der sich den Kaisern Rudolf und Mathias unentbehrlich machte. Seine Stücke veröffentlichte er unter dem Namen Hibaldeha

(Henricus Julius Brunsvicensis ac Lueneburgensis Dux — edidit hunc actum, oder Episcopus Halberstadensis). Auch er schrieb Trauer- und Lustspiele. Gervinus rühmt die „Susanna“ als ältestes und bestes Stück, von vorwiegend ernster Haltung, als einen Spiegel des Weltlaufes, dessen vierter Akt ein Meisterstück sei. Der Narr Johann Clant (Jan Clant = Jack Clown?) spielt eine Hauptrolle. Die Prosa ist musterhaft. Es folgt die Tragödie „von einem Buler und Bulerin“, aus dem Jahre 1593, worin uns ein Ständchen aus damaliger Zeit vorgeführt wird, auch Schminke, französische Mode, Maskeraden vorkommen. Der Teufel unter der Gestalt des Satyrus holt zuletzt die „Bulerin“. Die verschiedenen deutschen Dialekte, die der Verfasser an seine Personen vertheilt, erinnern an Aristophanes und Shakespeare. Ein Jahr jünger ist die „Tragödie von eim ungerathem Sohn“ (1594). Hier treten die Schrecken des Gewissens in plumper, lapidarer Form auf; die Psychologie hält ihren Einzug auf's Theater. Die drei Köpfe der gemordeten Räthe auf der Schüssel des Mahles erschienen etwa acht Jahre vor dem „Macbeth“; die Verzweiflung des Teufels Nero erinnert an die ruchlosesten Theater-Bösewichte. Eine ächte Moralität, die sich zu incarniren sucht, eine vielversprechende Kraftprobe!

In dem Stücke „von einer Ehebrecherin“ findet sich eine richtige Falstaffiade: der Buhle wird in einem Faß mit Wäsche hinausgetragen! Sogar der Abt von St. Gallen tritt uns entgegen in einer „Comödia von einem Edelmanne, welcher einem Abt drei Fragen aufgegeben“.

Das beste Lustspiel, darin hat Gervinus Recht, ist „Vincentio Ladislao, Satrapa von Mantua“ (1591). Vincentio hält die Mitte zwischen dem Finkenritter und den köstlichen Chargen des 30jährigen Krieges, wie sie Andreas Gryphius später im „Horribilicribrifax“ zeichnete. Don Quixote ist von viel edlerer Natur, eigentlich eine tragische Gestalt; aber im 18. Jahrhundert heißt der abgeschliffene Vincentio Münchhausen.

Herzog Heinrich Julius erlebte den Krieg nicht mehr, desto empfindlicher der hochbegabte Andreas Gryphius aus Glogau (1616—64), der sich in fröhlicher Friedenszeit ganz anders entwickelt haben würde. Familienunglück und schwere Krankheit wirkten erschütternd auf ihn ein und gaben ihm die Young'sche Nachtstimmung der „Kirchhofsgedanken". Die wilden Ereignisse der Zeit, die schauerlichen Schläge des Kriegs disponirten ihn mehr für das Schreckhafte als für das Erhabene, und der Tragiker Seneca überspannte noch diese Stimmung.

Der tiefe Seufzer aus der gepreßten Seele des Lyrikers:

„Die Herrlichkeit der Erden
Muß Rauch und Asche werden,"

ist kein gutes Motto für den Dramatiker, der festen Auges in die menschlichen Kämpfe hineinzublicken hat und nicht blos Vernichtung des Edeln, Untergang des Großen darin erblicken darf. Pessimisten sind keine dramatischen Dichter. Wie wäre unter andern Verhältnissen dem Gryphius sein fahrendes Wesen, sein vieles Reisen zu gut gekommen! So aber sagt er uns gleich in der Vorrede zum Trauerspiel „Leo Armenius" (d. d. Straßburg 1646): „Zudem unser ganzes Vaterland sich nunmehr in seiner eigenen Asche verscharret und in einen Schauplatz der Eitelkeit verwandelt, bin ich beflissen, dir die Vergänglichkeit menschlicher Sachen in . . . Trauerspielen vorzustellen." Da wird also das Trauerspiel in seinem Wortverstande genommen. Ein weiteres Drama heißt: „Ermordete Majestät oder Carl Stuart"; die Gegner des Königs sind Räuber und Mörder. Der „sterbende Papinian" ist wieder ein Opfer, diesmal der byzantinischen Despotie.

„Peter Squenz", dem „Sommernachtstraum" entnommen, gelangte durch englische Komödianten an einen deutschen Professor, von diesem an Andreas Gryphius, endlich an Christ. Weise. Der Dichter des schulmeisterlichen Bettelpoeten verstand eben so ausbündig heiter wie melancholisch zu sein, bewegte sich aber constant im Extremen. Ganz auf deutschem,

wenngleich faulem Holze gewachsen, ist der nach Beendigung des Krieges geschriebene „Horribilicribrifax“, eine groteske Caricatur des feigen Maulhelden und gascognischen Bramarbas, wie sie der Pariser „Charivari“ so glücklich in Ratapoil“, dem schnappsseligen, thränentröpfelnden Aufschneider aus dem ersten Empire verkörpert hat. Es ist Fallstaff, der sich in Hudibras umsetzt, mit der continentalen Zugabe des Rodomont und Don Ranudo Colubrados. Für Deutschland bildet der münchhausensche „Finkenritter“ des 16. Jahrhunderts den Ausgang; ihm folgten in zeitgenössischer Variation im 17. „Schelmufsky“, Fallstaff und Horribilicribrifax.

Gar köstlich ist die Erfindung des Gryphius, den Bramarbas in zwei Theile zu theilen, in Horribilicribrifax und Daradiridatumdarides, die in Streit mit einander gerathen:

Horrib. Und wenn du mir bis in den Himmel entwichest und schon auf dem linken Fuß des großen Bären säßest, so wollte ich dich doch mit dem rechten Spornleder erwischen und mit zweien Fingern in den Berg Aetna werfen.

Darad. Gardez vous, Follastreau! meinst du, daß ich vor dir gewichen? Und wenn du des großen Carols Bruder, der große Roland selbst, und mehr Thaten verrichtet hättest als Scanderbeg, ja in die Haut von Tamerlanes gekrochen wärest, solltest du mir doch keine Furcht einjagen. — —

Horrib. Per non lasciar piu oltre passar questa arroganza, will ich die ganze Belagerung von Troja mit dir spielen.

Darad. Und ich die Zerstörung von Konstantinopel. — Endlich erkennen sie sich.

Horrib. Magnifici e cortesi heroi können leicht unwissend zusammen gerathen.

Darad. Les beaux esprits lernen einander durch dergleichen Rencontre erkennen. —

Auch die Dulcinea von Toboso erscheint als Cölestina,

und wird von ihrem Anbeter also apostrophirt: „Nobilissima Dea, cortesissima ninfa, ochio del mundo! Durchlauchtigste unter allen Schönen, berühmteste unter den Fürtrefflichsten, übernatürlichste an Vollkommenheit, unüberwindlichste an Tugenden, euer unterthänigster leibeigener Sklav, der durch die Welt berühmte Capitän Horribilicribrifax von Donnerkeil, Herr auf Blitzen und Erbsaß auf Carthaunenknall, präsentirt, nebenst Verwünschung unsterblicher Glückseligkeit, seiner Kayserin bei angehendem Morgen seine zwar wenigste, aber jederzeit bereitwilligste Dienste."

In dieser derbkomischen Verhöhnung der Auswüchse des Krieges trat denn doch eine andere Kraft hervor, als wenn der Pegnitzschäfer Birken 1650 sich seine lahme Allegorie zur Feier des Osnabrücker Friedens: „Die friederfreute Teutonia" aus dem Leibe spann, oder wenn der Pastor Rist zu Hamburg noch 1653 „das friedejauchzende Deutschland" über die Bretter hinken ließ.

Der Krieg war es jedoch nicht allein, der dem Drama in Deutschland Halt gebot und seinen Mehlthau auf die besten Knospen legte. In dem kosmopolitischen Verbande der fünf Kulturstaaten trat grade seit 1600 die allgemeine Kunst, die Kunst der Töne, mit unerhörten Ansprüchen in den Vordergrund des Interesses. Seit dem 16. Jahrhundert hatte die Musik ihren Hauptsitz von den Niederlanden nach Italien verlegt und war bei der Neubegründung des Katholicismus thätig gewesen. Nach Vollendung der vorwiegend vocalischen Kirchenmusik warf sich die Kunst auf die Objectivation in den Instrumentaltönen und schritt der neuen Harmonie entgegen. In Venedig wirkte und lehrte Meister Gabrielli, und Heinrich Schütz aus dem Voigtlande (1585—1672) war sein Schüler.

Die Kunst in ihrer nenen Gestalt drang von der Kirche

in die Welt und auf die Bretter, welche die Welt bedeuten. Die Italiener adaptirten sowohl das heroische Stück als die idyllische Schäferei des Tasso und Guarini der Musik. Monologe wurden zu Recitativen, Chöre zu mehrstimmigem Massengesange. Die Instrumente bekamen die Leitung, Einleitung und Fortleitung. Aus dem Recitativ entquoll die Arie, das Arioso, die Cavata; die Arie zerlegte sich wieder in Solo, Duo oder Terzett. Eine neue Mischgattung von zwei, ja mit Hinzuziehung des Tanzes und der Scenerie von vier Künsten, brach sich Bahn und belegte weit und breit das Terrain der schönen Empfindung mit Beschlag. Es war die mehrgenannte Oper, welche eine solche Vereinigung der Künste anstrebte, natürlich aber den Nachdruck auf die Musik legte, bald die Poesie zur mißgestalteten Sklavin erniedrigte und durch zwei Jahrhunderte hindurch den Geschmack auf harte Proben gestellt hat.

Die Versuche neuester Zeit, die Oper unter dem Titel einer Allkunst zu reformiren, den Namen durch „Bühnenspiel“ oder „Kunstwerk der Zukunft“ zu ersetzen, wiederholen die alte Irrung nur in einer neuen Weise, so daß jetzt auch die Musik auf orthopädischem Bette gestreckt und zur selben Lahmheit wie die Poesie verrenkt wird. Allkunst kann zu nichts anderem führen, als jeder Einzelkunst ihr Wesen zu nehmen, von jeder den Schatten übrig zu lassen und die Schatten der Erschlagenen im wirren Geistertanze vorzuführen. Musik kann in discreter Weise als Begleiterin, stimmungweckend, neben der Poesie hergehen; Poesie kann dem musikalischen Empfinden durch das lösende Wort zu Hülfe kommen. Das Drama kann nie musikalisch, das Tonstück in seiner Entwickelung und im Einzelnen nie poetisch articulirt werden. Lassen sich beide auf einen Wett- und Ringkampf ein, so bleibt eine von ihnen auf dem Platze, wie die Poesie in der alten Oper, oder alle beide, wie im „Bühnenspiel“.

Kein Zweifel, die Verweltlichung und Dramatisirung der Musik hat im 17. und 18. Jahrhundert allen anderen Künsten

Eintrag gethan. Da die Allgemeinheit dieser Empfindungsform, die sog. Sprache des Gefühls, jede mögliche Vorstellung zuläßt, so bürgerte sie sich leicht in der gesammten Kunstthätigkeit ein; nicht nur die Vorstellung, auch die Darstellung wurde tönend, singend und klingend. Die Poesie versüßelte und verflachte sich, um dem Ton keine Unebenheiten darzubieten; die Plastik rauschte in faltenschlagenden Gewändern, die marmornen Denkmale tönten sich aus in massenhaften Emblemen und Draperien, in Wolken und Bäumen; die Malerei bekam Ton und Töne — die Farben wurden „abgetönt" — sie wurde ganz „Stimmung"; ja die Architektur, das Festeste und Widerstrebendste, schwang in Vorsprüngen, Guirlanden, Schnörkeln aller Art. Kurz, das Leben der Kunst, das dem ruhigen Blick allmählich aufgehen soll, sprang den Menschen aufdringlich in's Gesicht, die schönen Formen begannen zu tanzen.

Das deutsche Singspiel, als Entremet zwischen den Akten einer Hauptaction, ist, wie schon erwähnt, gleichzeitig mit den ersten Opern in Italien. Auch Instrumentalmusik kam in den Zwischenakten vor. Selbst Gryphius schrieb Reigen oder Chöre für den Schluß der Akte und setzte ein Ballet an's Ende des „Horribilicribrifax".

Das hätte noch gehen mögen. Seit aber Opitz die „Daphne" geschrieben und Schütz sie componirt hatte, seit Schütz auf die „Daphne" im Jahre 1637 die „Eurydice" von Buchner hatte folgen lassen, trat nach und nach die Oper als besondere Kunstgattung dem Schauspiel entgegen; Oper und Ballet hielten ihren Einzug an den Höfen und nahmen dem Drama Licht und Luft: so in Dresden, Weißenfels, Braunschweig und Wolfenbüttel, Bayreuth, Wien, Gotha, Halle, Altenburg, Rudolstadt, Durlach; etwas weniger in Ansbach, Weimar, Darmstadt, Coburg, Berlin und Stuttgart. Erst die Oper brachte auch die Frauen regelmäßig auf's Theater.

Minder verfänglich, dem Volke näher stehend, gehaltener,

war eine zweite Mischgattung von Musik und Poesie — das Oratorium. In Italien nach einer Capelle oder einem Betsaale genannt, hat es gleichwohl in Deutschland seinen besonderen Ursprung gehabt. Oeffentliche Trauer- oder Festspiele gaben den Anlaß. So verfaßte der Nürnberger Joh. Klaj 1650 ein Friedensgedicht, „der seligmachenden Geburt Jesu Christi zu Ehren zu singen". Der Text wurde vom Verfasser selbst in der Kirche recitirt, von Sängerchören und Instrumentalabsätzen unterbrochen. Ferner wurde das Neue Testament, besonders die Passionsgeschichte nach Matthäus und Johannes, Gegenstand der neuen Kunst. Chöre und Instrumentalabsätze erhoben sich auf der Textur des recitirenden Vortrages. Gegen Ende des Jahrhunderts schaffte man den erzählenden Evangelisten ab; das Recitativ trat ein. Aus diesen Vorbedingungen gingen die beiden Passionen J. S. Bach's hervor.

Die allgemeine Kunst bewies schon in dieser Periode ihre allgemein-seligmachende Natur. Gustav Adolf liebte die sanften Weisen zur Laute und den Choral von Trompeten geblasen; Cromwell hielt sich eine Capelle; Ferdinand II. hatte zwei Passionen, die Jagd und die Musik; seine Hofcapelle war gut besetzt. Diese kam 1634 in Lebensgefahr, als die spanische Partei den Untergang Wallenstein's begehrte und, um diesem Begehren Nachdruck zu geben, die Subsidien zurückhielt. Wien ohne Hofcapelle! Ferdinand III., der sich zur Harmonie der Confessionen im Reiche erst durch Schweden und Franzosen zwingen ließ, componirte musikalisch selber und zog die besten italienischen Meister heran. Der moderne Tonsatz war da; er bedurfte nur noch seines Gesetzgebers und Regulators: im Jahre 1660 wurde Fux in Steiermark geboren.

Was die bildende Kunst im Besondern betrifft, so vollzog sich im 17. Jahrhundert die Scheidung, zu der die Renaissance den Grund gelegt hatte; nicht nur die Scheidung der Einzelkünste: Architektur, Bildhauerei, Malerei; sondern auch in jeder einzelnen die Trennung von Kunst und Handwerk, die wir in unsern Tagen wieder durch die Nothbrücke des Kunsthandwerks zu verbinden suchen. Die „Genialität", die „Kunst um der Kunst willen", ging ihre eigenen Wege; das Handwerk suchte die Schranken der Zunft zu zerbrechen und begehrte nach „Freiheit".

Dieses Auseinandergehen der Thätigkeiten hatte einen zwiefachen Grund, einen politisch-socialen und einen technischen. Die Zunft in ihrer Geschlossenheit widerstrebte den Anforderungen größerer Gleichheit; selbst die Regierungen bestanden vergebens auf der Aufnahme der sog. Unehrlichen. Im Innern der Zunft brach der Zwist unter Meistern, Gesellen und Lehrlingen aus, den wir bei England näher betrachten werden. Sodann aber störten die exacten und Naturwissenschaften, Chemie, Physik, Mathematik und Mechanik, die Einheit des Werkes. Die Maschine ersparte nicht nur Arbeit, sondern erforderte auch eine Specialthätigkeit. Einer konnte nicht mehr Alles machen, aber Jeder wollte etwas Besonderes leisten. Die Arbeit theilte sich von selbst, ohne jedes Lehrbuch. Die sog. „Kunstschränke" oder „Cabinets" waren Collectivarbeiten, zu denen der Goldschmied, der Holz- und der Elfenbeinschnitzer, der Edelsteinschleifer, der Drechsler, der Buchbinder, der Emaille- und Oelmaler, jeder an seinem Theile beizutragen hatten. Grobschmiede waren unfähig, die feinen Eisenarbeiten, das Graviren, Nivelliren, Tauschiren, Damasciren und Aetzen zu vollbringen, und jede einzelne dieser Verrichtungen erforderte bald ihren Mann für sich.

Schon vor dem Kriege beförderte die Prunksucht der reichen Bürger, der städtischen Optimaten, die ihren Stolz in Schaustellungen befriedigten, die Richtung auf Wunderwerke. Wie die Fürsten und Herren nach Territorial-Souveränität

strebten, so der Reichthum nach sozialer Ausnahmsstellung. Das Volk, welches die Kipper und Wipper mit beißendem Spott verfolgte, welches den „gartenden Knechten" bis zum Todtschlag gram war, verschonte auch die „Pfeffersäcke" und „Häringsnasen" nicht. Der Classenunterschied, der sich in den Bauernkriegen zwischen frohnender Arbeit und feudalem Erbbesitz geltend gemacht hatte, trat jetzt in den bürgerlichen Erwerbsverhältnissen hervor.

Der theologische Bann lag zu Anfang des 17. Jahrhunderts schwer auf Deutschland. Die Protestanten drückte der kirchliche Lehrsatz, hier lutherisch, dort calvinisch; die Pastoren geberdeten sich als Inhaber des Glaubens. Die Katholiken seufzten weniger unter dem Tridentinum, als unter der peinlichen Hut der Patres, besonders der Jesuiten. Die scharfspürenden Beichtväter waren die Herren des Gewissens. Selbst das vergrabene Pfund des Selbstdenkens in der Religion wucherte, als es wieder hervorgegraben war, abenteuerlich genug. Nur der Historiker kann einen Mann wie Jakob Böhme (1575—1624) begreifen. All das Großthun mit seiner philosophisch-speculativen Bedeutung, mit seiner metaphysischen Tiefe, wie es von Neuern getrieben worden, ist eitel Flunkerei, die uns um zwei Jahrhunderte zurückduseln möchte. Jakob Böhme kann als „Philosoph" gar nicht verglichen werden mit dem großen und kühnen Giordano Bruno, dem Begründer des „Monismus", der hoch über der Kirche und allen Secten stand.

Lassen wir aber den „Philosophen" Böhme fallen, so bleibt uns ein kulturgeschichtlich merkwürdiger Mann übrig, der grade von der Starrheit und Gefrorenheit des protestantischen Dogmas das beste und schlagendste Zeugniß ablegt. So ganz ohne Vorkenntnisse, wie man sich den Philosophus teutonicus zu denken liebt, war er nicht. Er stammte aus einer wohlhabenden Bauernfamilie in Schlesien; sein Vater wußte sich etwas mit dem Amte eines „Kirchvaters"; er war gottesfürchtig und vermuthlich auch schon etwas „Speculirer"

über das Dogma. Der junge Jakob wurde in die Stadtschule zu Seidenberg geschickt, an deren Spitze der tüchtige Rector Joh. Leder aus Schmiedeberg stand. Im 14. Jahre kam der Knabe zu einem Schuster in Seidenberg in die Lehre; er war zu schwächlich um Bauer zu werden.

Mit 24 Jahren war er Meister zu Görlitz und verheirathete sich vorschriftsmäßig sofort. Er wurde Hausbesitzer und Vater von sechs Kindern. Seit 1613 verließ er das Handwerk, um sich der Theosophie zu ergeben. Der Krieg brachte ihn in Dürftigkeit; er schusterte wieder und trieb Handel mit Handschuhen, die er in Prag absetzte. Damals hatte er schon die Schriften „vieler hoher Meister" gelesen.

Um was es sich besonders bei den damaligen Schlesiern handelte, das war die „innere Erleuchtung" über die göttlichen Dinge, die Auffindung des tiefen geheimnißvollen Sinnes der Bibel und der Dogmen. Da mußte der eigene Wille gänzlich an einem höhern aufgegeben werden, das Denken sich in Intuition, in gefühliges Brüten verwandeln. „Gleichwie das Auge des Menschen siehet bis in das Gestirne, daraus es seinen anfänglichen Ursprung hat, also auch die Seele siehet bis in das göttliche Wesen, darinnen sie lebet." — „Rang also in Gottes Beystand eine ziemliche Weile und Zeit ums Ritter-Kränzlein, welches ich hernach mit Zersprengung der Thoren der Tieffe im Centro der Natur mit sehr großen Freuden erlangete, da meiner Seelen ein wunderlich Licht aufging, das der wilden Natur fremd war. Darinn ich erst erkannte, was Gott und Mensch wären und was Gott mit dem Menschen zu thun hätte, welches ich zuvor nie verstand, auch auf solche Weise nie suchte; sondern als ein Kind, das an seiner Mutter Brust hanget und sich nach der sehnet. Also auch meine Seele nach diesem Licht, aber mit keinem Vorhinwissen, was mir begegnen sollte oder würde, sondern als ein einfältig Kind." Das ist doch Alles eher, als die Sprache eines Denkers; das ist der Ton eines Sehers, Visionärs, zum Besten eines Dichters.

Und welcher Gedanke war es, der den Böhme lehrte, „den Dingen ins Herz zu schauen"? Gar kein Gedanke, nicht einmal eine innere Empfindung, sondern ein Sinneseindruck — ein Sonnenblick, der auf eine Zinnschüssel fiel!

Der ehrbare und wundersame Schuster von Görlitz hat das Verdienst, über seinem Leisten das starre Dogma der Kirche selbst durchgrübelt und in höchst eigene phantastische Bilder gekleidet zu haben. Er hatte keine Ruhe, bis ihm das kirchlich Abstracte, der todte Buchstabe des Credo, als Phantasma verständlich wurde; bis ihm das unumgängliche Mysterium der Dreieinigkeit und Gottmenschheit aus der willkürlichsten Naturbetrachtung und den verschrobensten Combinationen „entgegenblitzte". Solche Visionen sammelte er in seiner „Aurora oder Morgenröthe im Aufgang", geschrieben im Jahre 1610.

Böhme's Wortklauberei steht ganz auf der Höhe seiner speculativen Begriffe. Aus dem Nichts ward bei ihm eine „Qual", daher Qualität. Die „Scienz" ist ihm eine harte, „ziehe Ens" 2c. Das hat ihm der Elberfelder Krummmacher in unsern Zeiten nachgethan, wenn er „Sünde, Sohn und Sühne" eines Wortstammes nennt. So operirt der „übernatürliche" Verstand, wenn er Vernunft in das Dogma und die Natur der Dinge bringen will. Das ist das Werk der Ekstase, wenn sie Gott und die Welt im Schweiße ihres Angesichtes erklärt.

Es wäre zudem verkehrt und ungerecht, den Jakob Böhme als den ersten solcher Speculirer hinzustellen. Aehnliche intuitive Versuche lagen nicht nur im Geiste seiner Zeitgenossen, insbesondere der Schlesier; sie haben auch ihre eigene Geschichte aufzuweisen. Schon Paracelsus von Hohenheim († 1541) konnte sich als Theosoph vortrefflich mit Böhme messen. Auch der Lutheraner Schwenckfeld († 1561) hatte bereits das Seinige zur „Illustration" des Lehrbegriffes gethan. Valentin Weigel aus Zschoppau im Meißnischen, der 1594 gestorben war, wurde 1609 neu aufgelegt und gehörte

gewiß zu den „hohen Meistern" Jakobs. Nikolaus Taurellus († 1606) trat gleichfalls als „Selbstphilosoph" innerhalb des Protestantismus auf. Später wob Johann Valentin Andreä so viele Schleier um das Dogma oder besser um die Vernunft, daß er in unsern Zeiten als „Schleiermacher" des 17. Jahrhunderts bezeichnet werden konnte.

Man glaube aber ja nicht, die Buchstaben-Orthodoxie sei von solcher „Erleuchtung" erbaut oder gar entzückt gewesen. Böhme wurde vielmehr von den Geistlichen wie von der Laienheerde auf das Heftigste angefeindet. Der Gottsucher und Gottfinder galt für einen Atheisten! Richtiger hätte man ihn einen theologischen Sensualisten genannt. Nicht einmal ruhig sterben ließen sie ihn: das Abendmahl wurde ihm nach vielem Widerstreben gereicht. Er erklärte sterbend: „Nun fahr' ich hin ins Paradies", und verschied mit „fröhlichen Gebärden sanft und selig". Aber der Rath der Stadt mußte auf dringendes Ersuchen der mit Böhme befreundeten Aerzte die Geistlichkeit zum Grabgeleite anhalten. Das Kreuz auf seinem Grabe wurde vom Pöbel mit Koth beworfen und ausgerissen. Warum das?

Die geistlichen Zeloten wußten ganz genau, daß man das Mysterium des Glaubens nicht erklären soll; auf eine poetisch-mystische Erklärung kann leicht eine rationelle historisch-kritische folgen. Noli me tangere! — Nach Holland mußten Böhme's Manuscripte wandern, in Amsterdam erschienen sie in deutscher und holländischer Sprache.

Bei den Katholiken kam es zu einem solchen Durchbruch selbst des phantastischen Denkens nicht; ihre Schriftsteller und dichterischen Koryphäen hielten sich ans praktische Christenthum, ans Leben und Dulden; die katholische Phantasie stand im Dienste des Quietismus. So der begabte und redliche Friedrich von Spee (1591—1635), und der von ihm beeinflußte Johann Scheffler, genannt Angelus Silesius (1624—74), dessen Weisheitssprüche und christliches Braminenthum im „Cherubinischen

Wandersmann" gesammelt sind. Angelus Silesius wurde was er innerlich gewesen, auch äußerlich, nämlich Katholik.

Wir finden dieselbe quietistische Richtung im selben Zeitalter in Spanien bei den sog. Molinisten, von denen sie sich nach Frankreich auf Mme. Guyon und selbst auf Fénélon übertrug. Auch von dieser quietistischen Tendenz hat man in neuerer Zeit ein philosophisches Wesen gemacht, während sie doch nur literarisch und kulturgeschichtlich Bedeutung hat. Beide Kundgebungen, die protestantische wie die katholische, sind das erste Zirpen der Freiheit im Käfig, das erste Flügelstrecken der Gefangenen, die sich weismachen im grünen Walde zu sein.

Frankreich.

Heinrich IV. und der Zustand Spaniens. — Der Cardinal Richelieu. — Der Cardinal Mazarin und Blaise Pascal.

Heinrich IV. — Der Zustand Spaniens.

Der erste Bourbon war der ideale König der Franzosen, das Musterbild ihrer glänzenden Vorzüge wie ihrer leidigen Mängel. Er ist auch der Gründer jener französischen Politik, die Richelieu schlau und energisch ausführte und Ludwig XIV. übertrieb.

Von mittlerer Statur, kräftig und wohlgebaut, mit breiter und hoher Stirn, scharfgezeichneter Gesichtsbildung, aus der eine Adlernase hervorsprang, lebhaftem Auge, dessen wohlwollende Heiterkeit sich in strengen Ernst verwandeln konnte, mit dem bekannten Barte seines Namens und frühergrautem Hauptthaar: so sah der Hugenottenkönig aus, der Paris für eine Messe kaufte. Er trug meist dunkle Kleidung, enge Hosen, Schuhe mit Rosacen, einen Pluderrock, eine steife, runde Halskrause und Manschetten auf der Hand: alles das höchst einfach, eher dürftig als luxuriös.

Sein ganzes Wesen, mit Inbegriff der Genialität, ist biologisch und national zu erklären. Seine Großmutter, Margarethe von Valois, die Schwester Franz' I., war höchst begabt und amüsirte sich gern. Aus ihrer Ehe mit Henri d'Albret, König von Navarra, ging eine echt protestantische Tochter Johanna hervor. Diese heirathete Anton von Bourbon, der arm war. Als Johanna 1553 mit Heinrich im Schlosse zu Pau niederkam, hielt der Großvater die Gebärende zum Singen statt des Schreiens an. Dem neugebornen Pyrenäensohn wurden die Lippen mit Knoblauch eingerieben und er

bekam Wein zu trinken. Dieser Knoblauchweihe sind alle echten Bourbonen seitdem unterworfen worden, bis auf den fraglichen Heinrich V. Chateaubriand sang: L'ail est le compagnon des lis, was auch botanisch richtig ist. Als Knabe kletterte Heinrich mit barfüßigen Hirtenbuben auf den Felsen seines Heimathlandes herum, aß Schwarzbrod mit Käse, Rindfleisch mit Lauch.

Gegen alle Strapazen härtete er sich ab. Vom Griechischen hat der Knab vom Berge nie etwas behalten, als: ἢ νικᾶν ἢ ἀποθανεῖν, „entweder siegen oder sterben"; aber schon früh tränkte ihn seine Mutter mit der Amyot'schen Uebertragung des Plutarch, von der Montaigne gesagt hatte: „Das ist unser Brevier". Da der Vater schon 1562 vor Rouen starb, so war Heinrich mit 9 Jahren König — von Yvetot.

1567, mit 14 Jahren, brachte ihn die Mutter, wie früher erzählt*), ins hugenottische Lager. Es sei nur kurz daran erinnert, daß nach dem Frieden von 1570 Karl IX. auf den Gedanken gebracht wurde, seine leichtsinnige Schwester Margarethe mit dem heißblütigen Heinrich zu vermählen, daß der König in der Bartholomäusnacht seinem Schwager: „Tod oder Messe" zurief, von denen Heinrich die letztere wählte, und daß dieser fortan mit seinem Vetter Heinrich Condé in halber Gefangenschaft lebte. 1576 entwich er, schwur die Messe wieder ab und sammelte ein Heer. In seinem Lager ging es toll genug zu, und an hugenottischen Capuzinerpredigten fehlte es nicht. Seit dem Tode des Herzogs von Anjou stand zwischen ihm und dem französischen Throne nur noch Heinrich III. Die Gefahr für die Anhänger des Alten war groß: der Papst und die Ligue verschworen sich mit Philipp II., dem man Navarra und Cambrai versprach; der alte Onkel Heinrich's, der Cardinal Karl Bourbon, sollte

---

*) S. „Kulturgeschichte des sechszehnten Jahrhunderts" von K. Grün, Leipzig, C. F. Winter, 1872.

König von Frankreich werden. Heinrich III. wurde durch die Ermordung Heinrich Guise's, die Hinrichtung des Cardinals Guise und die Gefangenhaltung des Cardinals von Bourbon unhaltbar.

Da schlug sich der Béarner durch, machte ein Bündniß mit dem Könige Heinrich, marschirte mit 30,000 Mann auf Paris, und war, als der Mordstahl Jacques Clément's (1589) Heinrich III. beseitigt hatte, erbberechtigter König von Frankreich.

Seine Stellung zwischen Hugenotten und „Politikern", zwischen den alten Glaubens- und den neuen Bundesgenossen, war eine möglichst schiefe; den „Politikern" lag nichts am Calvinismus und die Seinigen mißtrauten dem Bunde mit dem Tiersparti. Aber Heinrich hatte Muth zu Thaten, die immer entscheiden, war fleißig im Cabinet und verbrachte weniger Zeit im Bette als der dicke Mayenne bei Tafel. Wie echt französisch und doch weder theatralisch im Geiste Ludwig's XIV., noch pyramidal gleich den „40 Jahrhunderten" des ersten Napoleon, lautete seine Ansprache vor der Schlacht bei Ivry (14. März 1590): „Meine Freunde, Ihr seid Franzosen, ich bin Euer König, dort steht der Feind. Fehlt Euch eine Fahne, so folgt meinem Helmbusch!" Der kühne Reitergeneral ritt den bedächtigen Strategen Alexander Farnese über den Haufen.

Am 25. Juli 1593 wurde Heinrich zu St. Denis katholisch und am 22. März 1594 zog er mit 6000 Mann in seiner Hauptstadt Paris ein. Im selben Jahre entkam er mit einer leichten Wunde dem Mordstahl Jean Chatel's; es war das vierte Attentat. 1584 schon hatte Michaud Hand an ihn legen wollen, 1589 Rougemont, 1593 Barrière. Er vertrieb 1595 die Jesuiten, erhielt die Absolution von Clemens VIII. und schloß am 2. Mai 1598 zu Vervins Frieden mit Spanien. Philipp II. gab Alles bis auf Cambrai heraus. Im selben Jahre erfolgte das Edict von Nantes, ein Akt hoher Staatsweisheit, nur offenbar nicht für den Einheitsstaat geschaffen.

Die Opposition erhob sich von beiden Seiten. Das deutsche Territorialrecht auf ein officielles Kirchenthum, je nach dem Glauben des Monarchen, war überholt; doch stellte sich später heraus, daß die Hugenotten Privilegien statt der Freiheit besaßen. Es war nicht Heinrich's Schuld, sondern durch die Entstehung des Streites und die Zeitverhältnisse bedingt.

Der König, im Religionswechsel erfahren, des Fanatismus auf beiden Seiten überdrüssig, im Herzen ziemlich indifferent gegen die hadernden Kirchenthümer, wollte seine frühern Glaubensgenossen möglichst schützen und schirmen, ihnen einen Freibrief für politische Stellung, Cultus und Unterricht gewähren, da er der ungeheuern Mehrheit der Franzosen die Gewissensfreiheit nicht zumuthen konnte. Es regte sich zwar auf den Höhen des französischen Geistes allerhand Philosophisches: Jean Bodin war erklärter Theist, also kein Christ, und Isaak Casaubonus, der große Philologe, den Heinrich an die Sorbonne berufen, zielte lange vor Leibniz auf eine Vereinigung der christlichen Confessionen, welche einer eminenten Abschwächung des Dogmatismus gleichgekommen wäre.

Der gelehrte nnd eifrige Landgraf Moritz von Hessen behauptet zwar, Heinrich habe ihm versichert, er sei im Herzen noch gut protestantisch und hoffe diesen Glauben noch vor seinem Ende zu üben. Aber Heinrich war ein vollkommener Diplomat, der stets wußte, mit wem er sprach. Grade „im Herzen" waren ihm die Neutralen, Sully, Casaubonus, de Thou, de l'Estoile, der Agronom Olivier de Serres, am Liebsten.

Das hinderte ihn freilich nicht, dem Ultramontanismus fest entgegenzutreten: er gab den bischöflichen Capiteln die seit Franz I. eingezogene Wahlfreiheit nicht zurück. Dem Papste versprach er die Publication des Tridentinum, aber ohne jegliche Zeitbestimmung. Die Jesuiten ließ er dagegen wider den Willen der Parlamente ins Land zurückkehren, eine sehr übertriebene Toleranz.

Des Königs Liebschaften bilden ein wichtiges, obzwar echt französisches Capitel seines Lebens. Gabriele d'Estrées,

Herzogin von Beaufort, war zu dieser Zeit schon gestorben, ohne nach ihrem Wunsche Königin geworden zu sein. Favoritin war jetzt Henriette d'Entragues, Marquise von Verneuil, eine geistreich boshafte Dame. Aus raison d'état ließ sich Heinrich 1599 von seiner Gemahlin Margarethe scheiden und heirathete das Jahr darauf Maria von Medici.

Maria von Medici war eine Enkelin Ferdinand's I., des deutschen Königs, durch dessen Tochter Johanna, die mit Franz von Toskana vermählt war, und sich über die Bianca Capello zu Tode grämte. Maria bekam die letztere zur Stiefmutter, lebte eingezogen, mit Studien beschäftigt, und wurde mit 27 Jahren Königin von Frankreich.

Richelieu rechnete es später dem Grand Henri hoch an, daß er sich auf Sully's Rath durch seine Heirath selbst besiegt habe. Aber Heinrich war keineswegs zu großen Opfern der Selbstbeschränkung bereit. Er ließ sich zwar das Weizenbrod gefallen, welches die Toskanerin zuerst in Frankreich einführte, fand auch Geschmack an der Erfindung des mediceischen Papstes Leo's X., nämlich an dem Fricandeau, und gab der italienischen Zuppa die nationale Taufe als pot-au-feu. Sobald aber die stolze Medici mit dem hochaufstrebenden Spitzenkragen und hochgewölbten Haar, den aufgebauschten Hüften, den Manschetten bis an die Ellenbogen und langen Hängärmeln, in Paris eingezogen war, entstand der heftigste Conflict zwischen ihr und den Maitressen des Königs. Heinrich verlangte auch in der Liebe Toleranz, und die Königin mußte die Verneuil empfangen. Seine Treulosigkeit zerstörte auch diese Ehe, obgleich Maria durchaus nicht auf den Wegen Margarethen's wandelte. Die Königin bat und flehte, vergebens. Einmal holte sie mit der Hand nach seinem Gesicht aus, Sully mußte ihr in den Arm fallen.

Daß nur die Naivität erwarten kann, in der Politik auf Dankbarkeit zu stoßen, ist eine Wahrheit alter und neuer Zeit. Etwas anderes ist es mit eingegangenen Verpflichtungen, mit eigentlichen Schulden. Auch diese nahm Heinrich auf die

leichte Achsel. Elisabeth von England sowohl, als die deutschen protestantischen Fürsten hatten sich in diesem Punkte zu beklagen: Heinrich zahlte ihnen die vorgeschossenen Gelder nicht zurück, verlangte aber nichtsdestoweniger von ihnen die Fortsetzung des Krieges gegen Spanien. Moritz von Hessen bekam nicht einmal sein Geld, trotzdem er dem Schuldner die deutsche Kaiserkrone in Sicht stellte, und Heinrich zahlte mit der Ernennung Moritzens zum General-Obersten der Deutschen in französischen Diensten, welche Stelle eine Besoldung von 36,000 Livres eintrug.

Der König Heinrich, der in so vielen Dingen als Gründer der Politik des 17. Jahrhunderts betrachtet werden muß, war auch ein Virtuose in der Zwei-, Drei- und Vieldeutigkeit seiner Ausdrücke und machte die englische Erklärung des Wortes „Diplomat": „Ein Mann, der draußen zum Besten seines Landes lügt", zur vollen Wahrheit nach Außen wie nach Innen. Die Spionage ist nie so ausgebildet gewesen wie zu Anfang des 17. Jahrhunderts, und was wir in unseren Tagen als Unerhörtes wieder kennen gelernt haben, daß eine Macht mit einer andern im tiefsten Frieden und auf etikettemäßigem Fuße steht, gleichwohl aber mit den Feinden derselben Macht conspirirt, ihre Geheimnisse erkauft und verwerthet: das sehen wir zu Heinrich's Zeit schier allseitig betreiben, von ihm selbst nicht am wenigsten eifrig.

Ein großer Uebelstand im Innern Frankreichs war die durch den langen Krieg in's Kraut geschossene Unbotmäßigkeit, die Entwöhnung von jeglichem Gehorsam. Dies hatte bei den privilegirten Classen eine wahrhaft epidemische Duellwuth zur Folge. Von 1593—1607 fielen im Duell 4000 Edelleute. Die Gesetze und deren Verschärfung erwiesen sich als machtlos. Der Cardinal Richelieu griff energischer durch; nach seinem Tode wurde das Uebel noch ärger als unter Heinrich IV.; noch 1651, zur Zeit der Fronde, mußten die gesetzlichen Drohungen drakonischer gemacht werden. Mit der

Duellwuth ging natürlich eine gründliche Verachtung der „Canaille“ parallel.

Die Selbsthülfe, die sich die adligen Aerzte ihrer eigenen Ehre gestatteten, trat in den niederen Regionen als Banditenthum auf. Nach dem Kriege gab es in Paris allein an 7000 Beutelschneider und Strolche. Während der ganzen Regierung Heinrich's erhielt sich das Unwesen der Croquants (entweder von croquer = knarpeln, oder von croc = Diebshaken, oder endlich von Crocq, einem Orte in der Marche, wo das Ding begonnen hätte), welche Sturm auf die Cassen der Provinzialregierungen liefen. Die Verbrechen dieser Banden wurden sogar volkspoetisch verwerthet. Berühmt wurden als Führer ein Capitän Guillery und ein gewisser Carrefour; der erstere wurde erst 1608 zu La Rochelle hingerichtet. Noch Richelieu hatte mit den Croquants zu schaffen.

Ferner wirkten im Innern Frankreichs die alten Zerwürfnisse, die sich jetzt kaleidoskopisch durcheinander schüttelten, in den seltsamsten Combinationen nach. Der Marschall Biron, ein Kriegsbeamter des Königs, verschwor sich mit dem protestantischen Herzog von Bouillon, den Hugenotten, dem katholischen Adel und dem Könige von Spanien gegen Heinrich IV.! Unglaublich lange ließ sich der kluge, im Talleyrand'schen Mysterium wohlerfahrene König von Biron an der Nase herumführen. Endlich machte er freilich Ernst, ließ seinen besten General köpfen und den Grafen von Auvergne in die Bastille werfen (1602).

Der Marquis von Rosny, Herzog von Sully, kommt durch die neuesten Forschungen um ein gut Theil seines früheren Nimbus. Für das Departement des Auswärtigen war er nicht zu gebrauchen, im Innern betrug er sich herb und selbstsüchtig; die Industrie erkannte er noch nicht als selbständigen Factor der Wirthschaft an. Aber in den Finanzen erwies er sich tüchtig, trug Staatsschulden ab, legte einen Staatsschatz an, diente der Communication und folglich doch der Industrie durch Anlegung von Brücken, Landstraßen und Ca-

nälen. Die Lücken des Sully'schen Systems wurden trefflich ausgefüllt durch den Oberhandelsrath, an dessen Spitze der tüchtige Laffemas stand. Durch ihn erfolgte die Hebung des Gewerbfleißes, die Verminderung der Einfuhr, die Befreiung des Handwerks von vielen hindernden Förmlichkeiten, die Herbeiziehung von Fabrikanten und Kunsthandwerkern aus Italien, die in Glas, Gold und Silber arbeiteten. Flandrische Teppiche wurden fortan in Frankreich selbst hergestellt, die Einleitung zu den Gobelins. Zum Behuf der Seidenmanufactur wurden Maulbeerpflanzungen angelegt; Monopole, Vorschüsse und Geschenke bereiteten die Lyoner Industrie vor. In der Agricultur wurden Musterwirthschaften angelegt, der Getreidehandel freigegeben, so daß starke Ausfuhr nach Spanien ging; die Viehzucht aufgebessert und deren Producte nach Italien abgeführt. Stapelplätze für den Norden wurden Amiens, für den Westen Rouen, Havre, Dieppe, Brest, St. Malo, La Rochelle, Bordeaux, Bayonne; für den Osten Lyon, für den Süden Marseille, das „Emporium ganz Europas". In Marseille wurden Getreide, Vieh, Salz, Leinwand, Waffen, Werkzeuge, Maschinen und feine Tuche verfrachtet.

Heinrich bestätigte 1604 die Gesellschaft für den ostindischen Handel, unterstützte die Forschungsreisen nach Canada, trotz dem Einspruch der Spanier. Die Colonien waren damals noch Privatbesitz; so colonisirte Champlin Canada; 1608 wurde Quebek, die Mutterstadt von Französisch-Nordamerika gegründet.

Die Bevölkerung des Königreiches war durch den Bürgerkrieg von 12 Millionen auf 10 herabgekommen, stieg jedoch unter Heinrich in 12 Jahren von 10 auf 13 Millionen. Das Land, damals sogar noch ohne die Franche-Comté, umfaßte 8000 Quadratmeilen, also fünf Sechstel seines jetzigen Umfangs. England zählte damals nur 6 Millionen Einwohner, Deutschland sollte bald von 12 auf 4 Millionen herabsinken.

Die stehende Armee von 20,000 Mann war im Frühjahr 1610 auf 70,000 Mann mit 50 Geschützen gebracht,

während man bis dahin höchstens 20 Geschütze in einer Schlacht verwendet hatte. Mit dieser Anzahl hatte Farnese operirt. Der Schöpfer der französischen Artillerie ist Sully. Die Infanterie bestand aus nationalen Elementen, von der Cavallerie wurde der Adel nach Möglichkeit fern gehalten.

Man sieht, Frankreich bewährte schon unter dem ersten Bourbon jene gewaltige Elasticität und jene staunenswerthe Reproductionskraft, die uns heute wieder überrascht. Der König wollte aber auch alle Wunden des Bürgerkrieges erst vernarben lassen, Frankreich sollte erst völlig wieder zu sich gekommen sein, ehe er zur Ausführung seiner auswärtigen Pläne schritt. Immer thätig, stets den Blick auf die Gränzen gerichtet, überall zettelnd, ohne sich zu exponiren, scheint er bis zum Jahre 1609 nur wenig erreicht, mehr geschäftigen Müssiggang getrieben zu haben. Einen Fingerzeig gab allerdings das Verhältniß Heinrich's zum Papste. Clemens VIII. war ein milder Pontifex, frei vom Protestantenhasse. Auf ihn folgte — durch französisches Geld — im Jahre 1605 Leo XI., ein Medici, der jedoch schon am 27. Tage nach der Wahl starb. Ihm folgte — auf französisches Betreiben — Camillo Borghese als Paul V. Der Ketzer hatte also zwei Päpste gemacht, kein Mensch dachte an Kaiser Rudolf.

Mit dem kleinen savoyischen Marder standen die Sachen so. Der Herzog Karl Emanuel war ein unglaublicher Gauner, beständiger Lügner und grimmiger Handelsjude. Bequemer ließ sich der Krieg als eine Unterhandlung mit ihm führen. Aber der große französische Panther brauchte einen kleinen Marder, um einen Sprung auf Italien machen zu können. Im Frieden von Lyon ließ er ihm daher Saluzzo, den Schlüssel zur oberen Halbinsel, und begnügte sich mit der Brasse in den Westalpen. Fortan handelte es sich wörtlich um ein Bündniß zwischen Heinrich und Karl Emanuel; keiner traute dem andern und Heinrich verzweifelte oft daran, den Länder-Croquant festzuhalten.

Spanien hatte es gründlich in Italien verdorben, die

Graubündner gezwungen, die Allianz mit Venedig und Frankreich aufzugeben, unter lächerlichem Vorwand Gebiete der kleinen Fürsten besetzt, diesen die Vasallenschaft dictirt, „Reunionen" versucht. Da stiftete Heinrich Frieden zwischen Venedig und dem Papst, der jetzt neutral verblieb, und schaarte Venedig, Mantua, Toskana und Savoyen um sich. So hatte seine antihabsburgische Politik für Italien im Stillen Alles vorbereitet; jetzt sollten die großen Schläge erfolgen. Deutsch-Habsburg war zu Hause beschäftigt, stak im „Bruderzwist" und war durch einen Schatten vertreten. Spanisch-Habsburg — nun, wir werden sehen.

Der Zustand Spaniens.

In Spanien herrschte nach Philipp's II. Tode dessen Sohn Philipp III. (1598—1621). Er hatte 12 Jahre zur Erlernung des Alphabets gebraucht und war so selbständigen Willens, daß er sich weigerte, nach vorgehaltenen Porträts sich eine Braut zu wählen. Er bat, der Vater möge das für ihn thun. Das Kohlenbecken durfte nicht aus dem Zimmer Sr. Majestät entfernt werden, wenn der betreffende Hofbediente nicht persönlich diese Staatshandlung vollzog. Als die schlaffe Königspuppe sich mit Margarethe von Oesterreich vermählte, gingen 100 Millionen Ducaten darauf. Nur zu einer unerhörten fanatischen Barbarei besaß er den Muth.

Unter einem solchen Könige konnte der Herzog von Lerma seine schnöde Finanz-Raubwirthschaft ungestört betreiben und nebenbei seinen Kammerdiener Calderona zum Grafen von Oliva machen. Das spanische Volk wurde unter dem despotischen Drucke zweier Regierungen die verfallende Ruine, die sich noch immer nicht aus Schutt und Gestrüpp erheben will. Philippson schildert die Spanier im Anfang des 17. Jahr-

hunderts als „stolz, hochmüthig, mäßig, leidenschaftlich, zäh, träge, abenteuernd, grausam", als übersoldatisch und überkirchlich. Die spanische Literatur, die jetzt eine bedeutende Nachblüthe früherer Kraft erlebte und deren Reichhaltigkeit nicht beanstandet werden soll, muß denn doch mit kritischem Auge betrachtet werden. Wenn irgend ein modernes Volk des Verständnisses der Antike sich unfähig erwiesen hat, so gewiß das ganz unplastische Spanien. Nur zu Anfang der Renaissance waren etliche bildnerische Versuche aufgetaucht. Bald wußte Niemand mehr Griechisch. Religion und Staat wurden die Schiboleths der Nation. Die majestätische Sprache, in der Jehovah sich mit Mose auf Sinaï unterhalten hatte, wurde gewunden und kriechend. Breitgetretene Werke der Jesuiten über den Katholicismus, zur Verherrlichung des Papstes, vertraten die Wissenschaft. Historiker wie Hurtado de Mendoza und Mariana, der übrigens unter Philipp II. selbst kaum dem Kerker entgangen war, gab es nicht mehr. Hofchronisten traten an ihre Stelle, die Davila, Poreño Calvera. Der wildgeniale Tomaso Campanella, der das Banner der Empörung in Neapel gegen Spanien erheben wollte, sobald eine türkische Flotte gelandet sein würde, schmachtete seit 1599 im Kerker.

Dichten konnte Jeder, die Assonanzen und Reime wirbelten in der Luft. Die meisten Romanzen des Cid-Cyklus wurden erst jetzt niedergeschrieben. Sonst gingen Lyrik und Epik auf Stelzen und blähten ein Nichts auf.

Der satyrische Roman wurde zum Sicherheitsventil für die annoch feurigen Geister. Quevedo gab unserem Moscherosch das Muster, Mariana da Saavedra erfand die Schelmenromane, und der unsterbliche Cervantes reflectirte im Hohlspiegel seines Don Quixote alle jene negativen Eigenschaften des Hidalgo, die wir oben aufgeführt haben.

In den Vordergrund schob sich das Drama. Die Autos (Akte) sacramentales, das stylgerechte Mysterium, war das obligate Feststück zur Verherrlichung des Fronleichnamstages,

den die katholische Christenheit seit 1264 zur Erinnerung an das Wunder von Bolsena feierte, wo Blut aus der Hostie getropft war. Die dramatische Poesie im 17. Jahrhundert klammerte sich demnach fest an das mysteriöseste Mysterium des katholischen Mittelalters. So unbehelligt war Spanien durch die Periode der Renaissance hindurch gekommen. Es konnte das seine großen literarischen Vorzüge haben. Anderswo hatte die Renaissance den nationalen Blüthenstaub der Tradition abgestreift und die Continuität der Entwicklung unliebsam unterbrochen. Classische, dem Volksbewußtsein wildfremde Stoffe traten in vermeintlich den Alten abgelauschter regelrechter Form auf die Bühne; die zumeist improvisirten Fastnachtsspiele und die Commedia dell' arte mit ihren stehenden Charakteren litten gewaltige Noth durch die gelehrte Schulkomödie, die in der Sprache des Terenz einherstelzte. Auch die Nationalsprache kam in jenen Ländern zu Schaden und stockte in ihrer Entwicklung. Der Riese Shakespeare fuhr mit stolzen Segeln durch diesen Gegenstrom im nationalen Fahrwasser weiter; aber schon Ben Jonson zahlte der Renaissance seinen Tribut, und seit Karl II. herrschte der französisch-classicistische Zwang in der englischen Literatur für ein ganzes Jahrhundert.

Dem entging Spanien allerdings, aber es büßte die geistige Freiheit dabei ein. Um national zu bleiben, mußte es bigott bleiben; es mußte die Fenster dem jungen Lichte verschließen und sich das Dunkel durch Autos da fe erhellen. Seine Autos sacramentales waren Festlichter, angezündet an den Scheiterhaufen jener andern Autos. Dem so eingepferchten Geiste blieb die Freiheit der Erzählung, der nationalen Historie und der katholischen Legende; die Freiheit, das Menschenloos darzustellen, die Thorheiten und Schwächen der Sterblichen zu schildern. Aber die Dichter wandelten doch nur an einem langen Stricke und wußten instinctiv, wie weit sie gehen durften, um nicht den strengen Ruck des Zügels zu empfinden. Die Entremeses (Zwischenspiele), auch Saynetes (Wohlgerüche) genannt, mochten noch so burlesk sein; die Co-

medias oder Tragikomödien, drames im französischen Sinn, selbst die vollständigen Possen, die wie dramatische Saturnalien wirkten, standen unter dem Banne der Autos sacramentales: erlaubt ist, was sich mit dem Credo verträgt. Und merkwürdig, aber mehr als zufällig: die spanische Comedia war gleichzeitig mit der Inquisition aufgekommen! Eben so merkwürdig und eben so wenig zufällig ist es, daß die Hauptdichter zugleich Priester und Ordensmitglieder waren. Juan del Encino, Lope de Vega, Calderon, Tirso de Molina. Nur Cervantes, eines Kopfes höher, gehörte blos nach landesüblicher Art zu einer frommen Bruderschaft.

Miguel Cervantes, 1547 zu Ricoshombres in Galicien geboren, war darin ganz Spanier, daß er von uralten Königen abstammte. Er studirte in Salamanca und erwarb sich kriegerische Ehren. Als Don Juan d'Austria bei Lepanto (1571) die türkische Flotte angriff, eilte der fieberkranke Cervantes aufs Deck, kämpfte wacker, erhielt zwei Schüsse in die Brust und einen in die Hand. Die Linke (nicht die Rechte) mußte ihm abgenommen werden. Er machte noch zwei Campagnen mit und gerieth dann auf der Heimreise sammt seinem Bruder Rodrigo in die Gefangenschaft der Corsaren, die ihn nach Algier schleppten. Großmüthig arbeitete er dort an der Befreiung der Mitgefangenen. Theater wurde dabei in einer grausigen Höhle gespielt. 1580, nach fünf Jahren, war er frei. Jetzt half er Portugal einverleiben und die Azoren erobern. Mittlerweile entstand sein Schäferroman „Galatea", im Style Montemayor's, und das selbsterlebte, lebhafte Schauspiel El trato de Argel, der „Sklavenhandel in Algier". 1588 ist er kleiner Flottenbeamter zu Sevilla, auf zehn Jahre. Der „Don Quixote" ist von 1605. Das Jahr darauf finden wir den Dichter in Madrid, wo er in eine geistliche Bruderschaft trat, ohne Priester zu werden. 1612 veröffentlichte er seine „Musternovellen"; er hat auch 20 bis 30 Comedias und Entremeses geschrieben, von denen sich jedoch nur zwei Dramen erhalten haben, außer dem erwähnten Trato de Argel noch

das großartige „Numantia“, in welchem der Verzweiflungskampf der heldenmüthigen Stadt gegen Scipio Aemilianus, der mit Eroberung und Untergang schloß, dargestellt wird. Die Völker selbst sind hier die Helden, wie in den „Persern“ des Aeschylos; die Besiegten begraben sich unter den rauchenden Trümmern der Vaterstadt. Das Fatum ist die gewaltige Mission Roms. Schwungvolle Chöre beschließen jeden Akt. Diese Kost war aber dem gezwungenen Geschmack der Spanier zu stark und gesund. Am 23. April 1616 starb der stets dürftige Dichter, vermuthlich am selben Tage mit Shakespeare.

Die eigentliche Tiefe des „Don Quixote“ scheint keinem Spanier zugänglich geworden zu sein, so sehr man sich von jeher an den komischen Einzelheiten des Buches erlustigen mochte. Als Ludwig Tieck das Werk ins Deutsche übertrug, meinte er ein drastisches Exempel von romantischer Ironie vorzuführen, ohne zu ahnen, daß es sich vielmehr um eine Ironie der Romantik, also für ihn um die beißendste Selbstironisirung handelte. Don Quixote ist grade die Geißel über den ritterlich-hochmüthigen, ausdauernden, mäßigen, leidenschaftlichen, zähen, trägen, abenteuernden Hidalgo d. h. Spanier — denn der Spanier fing ja erst beim Hidalgo an — im Anfange des 17. Jahrhunderts, und insofern von diesem Hidalgo ein Stück in jedem Romantiker steckt, über die Romantik selbst: die sichere Armbrust trifft jedes rückwärts gekehrte Heldenthum, das über dem fixen Blick auf die Vergangenheit in den Brunnen der Gegenwart hineinstolpert, was dem ruhig zuschauenden Verstande unendlich lächerlich erscheint, da solche Helden in allem Ernste aus der Welt ein Tollhaus machen.

Wie wir im „Wilhelm Meister“ über Drama und Bühne gründlich belehrt werden, so übte auch Cervantes in seinem Roman Kritik am damaligen Schauspiel. Er traf mit seinem klaren Urtheile ganz das Richtige, wenn er den herrschenden Ungeschmack züchtigte, gegen den starken Ortswechsel auf der Bühne, gegen die barbarische Behandlung der Chronologie

auftrat und den Mangel an sittlicher Haltung betonte. Daß er den Lope von solcher Verdammung ausdrücklich ausschloß, verschlägt ebenso wenig, als daß er selbst später es dem Lope an Wundern, Abenteuern und Theatercoups in seinen eigenen Stücken gleichthat. Cervantes hat fast alle seine dramatischen Stücke als bloße Erwerbsmittel betrachtet, für Geld im Sinne des Tagesgeschmacks angefertigt. Seine Größe beruht auf der „Numantia", den „Novellen" und vor Allem auf der Hidalgomastix.

Der eigentliche Mann der Zeit und der Mode war grade im letzten Jahrzehnt des Cervantes Lope de Vega geworden. 1562, zwei Jahre vor Shakespeare, zur Welt gekommen, machte er sich, wie der britische Dichter, um das Jahr 1590 geltend. Schack hat nachgewiesen, daß die spanische dramatische Literatur von Naharro und Gil Vicente bis Virues sich leidlich parallel mit der englischen Reihe von John Heywood bis Marlow entwickelt habe. Hier aber beginnt der Unterschied und der größtmögliche Gegensatz. Zwar an Fülle und Fruchtbarkeit der dramatischen Dichter seit Lope kann es Spanien mit der ganzen Welt, noch viel mehr mit dem einzigen England aufnehmen. Die spanische Literatur zählt weit über 4000 Theaterstücke. Lope verfertigte ein Stück in 24 Stunden, machte 15 Akte in 15 Tagen, schrieb 1500 Comedias, 400 Autos, Loas (Prologe) und Entremeses, und zwar Alles in künstlichen Versmaßen. Man rechnet ihm 133,000 Bogen, täglich 5, und 21 Millionen Verse nach. Nicht lange nach Shakespeare's Tode unterbrach die puritanische Revolution das dramatische Schaffen Englands, während es in Spanien bis zum Tode Calderons (1681) ununterbrochen fortging.

Felix Lope de Vega Carpio wurde ebenfalls, und zwar als blutjunger Mensch Soldat, er ging schon mit 12 Jahren unter Don Juan nach Afrika. Später trieb er Studien zu Alcala, wo er auch auf den Raimundus Lullus und die Alchemie verfiel. Von hier ab wird er immer ausgeprägter der Antipode des Cervantes. Wenn dieser die spanische Ehre verfocht, wo

Ehre zu holen war, so sehen wir Lope 1588 auf der Armada. Nach vielen Liebschaften heirathete er in erster Ehe eine Verwandte des Cervantes, bekam ein Duell, wurde verbannt und kehrte erst 1595 zurück. Sein Sohn Carlos aus zweiter Ehe, an dem sein Herz hing, starb mit 17 Jahren; seine Tochter, die der Mutter das Leben kostete, ging ins Kloster. Lope wurde Priester und begab sich nach Toledo zu den „Sklaven des heil. Sacraments". 1609 las er Messe, 1611 wurde er Franziscaner, später Familiar der heil. Inquisition, was die maurenfeindliche Theorie von der limpieza de la sangre — Reinheit des spanischen Blutes — einschloß. Nachdem er bereits seinen glühenden Haß gegen England durch die Dragentea (Franz Drake) bekundet hatte, erhielt er für seine Corona tragica (Maria Stuart) die Würde eines Dr. theol. und das Ritterkreuz des Johanniterordens.

Sein Wahlspruch war: „die Handlungen der Menschen nachahmen und die Sitten des Jahrhunderts malen." Das drückt eine durchaus passive Tendenz aus und enthält die Verzichtleistung auf selbständiges Erfassen der Welt. Das Shakespeare'sche: „der Zeit einen Spiegel vorhalten" ist denn doch etwas ganz anderes. So passiv, ohne den positiven Gedanken der allwaltenden Nemesis, der immer hinter den Shakespeare'schen Königsdramen steht, ist denn auch bei Lope die ganze spanische Geschichte von den Cantabrern an abconterfeit, in populärer Weise in Scene gesetzt.

Was die bekanntern sonstigen Schau- und Lustspiele betrifft, so streiten sich förmlich zwei Geister in ihnen herum: unerschöpfliche Erfindung, leichter Fluß, pikante Darstellung auf der einen, Geschraubtheit, Ueberladung, gesuchte Antithese, forcirte Bildersprache, Unwahrscheinlichkeit, Mangel an festen Charakteren und schablonenhafte Wiederholung derselben Typen auf der andern Seite. Die herrschenden Mächte der Welt sind Religion und Ehre; Religion, das ist der starre Katholizismus; Ehre, das ist die Rache als ganze Sittlichkeit. Zwischen beiden gähnt eine Kluft, die nur das Spanierthum überbrücken

konnte, wie auch der Geheimerath der Inquisition mit den heitersten Ausbrüchen des Clown nur in Spanien zusammengehen konnte.

Die Erfindung ist bei Lope gradezu ungeheuer; er hat für die Weltliteratur ganze Säcke voll Samen ausgestreut, und Vieles davon ist aufgegangen. Aus der Estrella de Sevilla, „Ehre und Liebe", glaubt man mit Schack den „Cid" des Corneille herauszuhören, wobei natürlich die Mocedades del Cid von Guillen de Castro, das eigentliche Original des französischen Dichters, unberücksichtigt bleiben. El honrado hermano ist das Vorbild des Corneille'schen „Horace". El castigo sin venganza, die Liebe der Herzogin von Ferrara zu ihrem Stiefsohn (verboten wegen der Erinnerung an Don Carlos) hat Byron zu seiner „Parisina" inspirirt. La imperial de Oton behandelt den Streit Ottokar's von Böhmen mit Rudolf von Habsburg. El vellocino de oro (goldenes Vließ) wurde auch von Calderon romantisirt. Beide Stücke sammt der Judia de Toledo sind für Grillparzer zu Vorbildern geworden. La mocedad de Roldan taucht in „Klein Roland" bei Uhland wieder auf. Was dagegen Lope aus „Romeo und Julia" gemacht hat, beweist wieder nur die Großherrlichkeit des Briten und die Unzulänglichkeit des Spaniers. Castelvines y Monteses heißen die Capuletti und Montecchi. Als Julia für Roselo (Romeo) plötzlich entbrennt, will ihr Vater Antonio sie sofort umbringen, wovon man ihn zurückhalten muß. Nach der geheimen Vermählung bricht der Parteikampf — in der Kirche aus. Roselo predigt Frieden und schlägt eine Heirath übers Kreuz vor, erschlägt aber Octavio, den Bewerber Juliens. Graf Paris, jetzt zum Bräutigam ausersehen, begleitet den Roselo, der nach Ferrara geht. Als ihm Paris den neuen Heirathsplan mittheilt, erklärt Roselo, sich in Ferrara mit einer Andern rächen zu wollen! Roselo macht wirklich in Ferrara die Cour. Erst als er von Juliens Vergiftung hört, glaubt er an ihre Treue. Er kehrt zurück und wird dahin aufgeklärt, es sei nur ein Schlaftrunk, er möge in die Gruft

gehen. . . Roselo kommt, Julia erwacht, das Licht des Dieners erlischt; dieser redet Possen. Die Liebenden entfliehen auf ein Schloß ihres Vaters; sie wollen verkleidet das Weite suchen, als Vater Antonio, eben selbst neu vermählt, erscheint. Antonio ist im Zimmer, durch die Spalte der Decke läßt sich Julia als Geist vernehmen! Natürlich endet das Ganze in Herrlichkeit und Freuden. Es ist wie eine Parodie Shakespeare's.

Auch Molière nahm bekanntlich das Brauchbare wo er es fand. Schack führt die Versöhnungsscene im „Tartuffe" auf den Perro del hortelano von Lope zurück und erblickt in der Ecole des maris starke Reminiscenzen an des Spaniers Discreta enamorata und El mayor imposible. Ja zu Konstantinopel im Serail wurden spanische Stücke von vertriebenen Moriskos aufgeführt! Die Opfer der Glaubens- und Ehrenwuth als Darsteller der koscheren Comedias des Geheimenraths der Inquisition! — —

Soweit wir die spanische Dramatik bisher überblickten, sahen wir als Zweck Unterhaltung, Rührung, Interesse am Pikanten, niemals die Stellung eines Problems, das nicht etwa schon im Katholicismus gelöst wäre, lauter Cassenstücke des „Directors". Die gelungene Kleinmalerei des Idylls und der Farce erinnert lebhaft an das Genre der spanischen Maler neben ihren heiligen Autos.

So sah äußerlich und innerlich das Spanien aus, dem gegenüber der König Heinrich Frankreich zum Sprunge vorbereitete. Wer aber damals Spanien sagte, der hatte die habsburgische Linie in Deutschland mitgenannt. Wie es um diese zur Zeit der Union und Liga stand, wissen wir bereits. Was Heinrich in Deutschland beabsichtigte, läßt sich kurz also fassen: den Habsburgern die Kaiserwürde entziehen und im Nothfalle gegen eine spanische Candidatur die seinige aufstellen;

sodann eine antihabsburgische Partei in Deutschland mit Frankreich verbünden. Der Krieg lag schon 1606 in der Luft; nur sagte Heinrich dem in Paris anwesenden Christian von Anhalt, den Zeitpunkt zu bestimmen behalte er sich vor. Auch beschäftigte den König sehr ernstlich der Gedanke einer größern politischen Union gegen Habsburg, zu welcher Savoyen, Venedig, Niederland und vielleicht England herbeizuziehen wären. Bekanntlich war das lange Jahre hindurch auch Gustav Adolfs Plan.

Die Bildung der protestantischen Union gereichte dem Könige zu großer Genugthuung. In Betreff der Jülich'schen Erbschaft nahm er sich auf Fürsprache seines Freundes Moritz von Hessen des Brandenburgers lebhaft an, gedachte jedoch auch Pfalz-Neuburg und Zweibrücken zu betheiligen.

An sofortigem Einschreiten in Deutschland hinderte ihn zunächst sein Mißtrauen in die Thatkraft der deutschen Fürsten, bei denen „Alles in windige Zusammenkünfte auslaufen werde, wobei nichts Rechtes geschehe;" sodann aber seine diplomatische Thätigkeit zwischen den Generalstaaten und Spanien. Vielleicht reflectirte er auf eine Secundogenitur in den Vereinigten Niederlanden, als sein geschickter Agent Jeannin 1609 den 12jährigen Waffenstillstand vermittelte, was jedenfalls Holland in eine gewisse Abhängigkeit von Frankreich brachte. Richelieu legt dem Könige Absichten auf Flandern unter: Spanien sollte dieses Land einem jüngern Sohne abtreten, dem dann Heinrich eine seiner Töchter gegeben hätte. Der Sultan der Osmanen wurde gegen Rudolf II. gehetzt; Achmet I. nahm Pest ein. Zwischen England und Spanien ließ man es ebenso wenig zum guten Einvernehmen kommen.

Als die Jülicher Affaire in Scene ging, traf Heinrich ernstliche Anstalten. 10,000 Mann, die er in Holland hatte, rückten an die Gränze; nach Flandern zu wurden gleichfalls Truppen concentrirt. Brandenburg und Neuburg buhlten um seine Gunst. Von Berlin aus ließ man ihm sagen, der Dauphin solle deutscher König werden. Heinrich that bei dieser

Gelegenheit die berühmte Aeußerung: „Wäre ich Kaiser von Deutschland, so fiele in Europa kein Kanonenschuß ohne meinen Willen.“ Erzherzog Albert zu Brüssel entließ Offiziere und Soldaten nach Jülich zur Unterstützung Leopolds und drohte den Generalstaaten mit 10,000 Mann. Die Verhältnisse wurden sehr gespannt; noch aber hielt Heinrich an sich. —

Da erfaßte den 55jährigen König die alte südfranzösische Galanterie und Courtoisie, und die Leidenschaft trieb ihn vorwärts. Er verliebte sich in die 17jährige Margarethe von Montmorency, die er einem Strohmanne, seinem Vetterssohne Condé zur Ehe gab. Der Strohmann aber nahm die Sache ernst und flüchtete seine Gemahlin vor dem Ungestüm des Königs nach Brüssel, wo der verliebte König allen Ernstes ihre Auslieferung betrieb. Als ihm diese natürlich verweigert wurde, gerieth er in höchste Aufregung. Jetzt sollte den deutschen Fürsten geholfen werden, jetzt trieb Heinrich die Holländer an: die Spanier müssen aus Belgien hinaus. Er will das Felsenschloß erobern, wo der ungefüge Drache seine verwunschene Prinzessin bewacht. Und, o Wunder, die junge Frau war einverstanden, sie war bereit sich entführen zu lassen!

Zu Schwäbisch-Hall auf dem Unionstage kam der Vertrag mit Frankreich zu Stande; alle Befehlshaber wurden ernannt: gegen Jülich wird der König in Person mit 40,000 Mann marschiren; in Deutschland commandirt Fürst Christian von Anhalt die Armee der Union; Lesdiguières rückt an der Spitze von 25,000 Mann in Italien ein; La Force steht mit 10,000 Mann in Navarra. Der Herzog von Bouillon ist Ablatus des Königs, Sully Großmeister der Artillerie. Bedeutsam genug war die Wahl: lauter Hugenotten an der Spitze der Truppen! Am 17. Mai 1610 gedachte Heinrich von Paris abzureisen.

Die Jülich-Cleve'sche Erbschaft gab den willkommenen Anlaß zum Kriege wider Habsburg in Deutschland wie in Belgien. Savoyen sollte sich auf Mailand stürzen. Für

Richelieu und dessen verschiedene Nachfolger ist es mindestens so charakteristisch wie für Heinrich IV. selbst, daß der Cardinal vom Könige wissen will, er habe Savoyen durch Mailand entschädigen, Nizza und Savoyen aber für sich nehmen wollen.

Dem Könige von Spanien waren daheim, nicht ohne Heinrichs Zuthun, die Hände gebunden. Die Moriskos oder gewaltsam getauften Nachkommen der Mauren waren in beständiger geheimer und offener Gährung begriffen. Schon 1606 hatte die französische Politik im Osten Spaniens geschürt; Geld und Offiziere waren den Empörungslustigen versprochen worden. Valencia sollte erstürmt und vernichtet werden. Schon damals hatte der König den Plan, im Bunde mit Holland, Savoyen und der Türkei Philipp III. zu bekriegen. Spanien aber entdeckte die Verschwörung und machte kurzen Proceß mit den Verschwornen wie mit den Anstiftern. Im Jahre 1609, gerade als der große Krieg geplant wurde, begann die erbarmungslose Vertreibung aller Moriskos mit dem Königreich Valencia. Eine Menschenjagd sonder gleichen wurde auf Alt und Jung, auf Männer und Weiber angestellt, bis man jedes Individuum zweifelhaften Blutes entweder zusammengehauen oder in die bereitstehenden Schiffe gepfercht hatte, welche die Opfer der frommen Raserei hülflos auf der afrikanischen Küste aussetzten. Valencia hatte nur den Anfang gemacht, die Reihe kam auch an die andern Provinzen. 1614 war eine halbe Million Menschen entweder im Aufstande gefallen oder vertrieben, der sechszehnte, aber der beste, fleißigste Theil der spanischen Bevölkerung — Alles im Namen der heiligen katholischen Religion! Richelieu, der doch Cardinal war, nannte das den „kühnsten und barbarischsten Beschluß aller vergangenen Jahrhunderte."

Spanien hat sich von der fanatischen Unthat nie wieder erholt. Unser Zeitgenosse Garrido erzählt, daß zu Ende des 16. Jahrhunderts in Sevilla 16,000 Seidenwebstühle standen, welche 130,000 Arbeiter beschäftigten: zu Ende des 17. Jahrhunderts standen noch 300 Stühle, daneben aber 62 Klöster

und 14,000 Priester. In Toledo wurden Ende des 16. Jahrhunderts jährlich 435,000 Pfund Seide gewoben, was 38,484 Personen beschäftigte: Ende des 17. war Alles verschwunden. Segovia zählte Ende des 16. 6000 Tuchwebstühle und lieferte das beste Tuch in Europa: zu Anfang des 18. mußten Fremde in Segovia weben und färben lehren.

Man sieht, das Jahr 1609 war gut gewählt. Am folgenden 14. Mai hatte der König den Fuß sozusagen im Steigbügel, um die concentrirte französische Kriegsmacht über die Gränze zu führen — die Königin Marie sollte erst noch feierlich gekrönt werden, ehe der König ins Lager abreiste —: da traf ihn Ravaillac's Mordstahl. Ravaillac, der fünfte Attentäter auf die Person des Königs, war ein Schulmeister aus Angoulême, den die Jesuiten fanatisirt und zu einem „göttlichen Werke" aufgereizt hatten. In Brüssel hatte man sich schon vorher in die Ohren geraunt, was geschehen würde. Das böse Schicksal konnte übrigens auch in den Sternen gelesen werden. Der Pfälzer Camerarius hatte dem Könige etliche Jahre vorher das Horoskop gestellt: „Gewaltsamer Tod". In Paris herrschte Bestürzung, alle Thüren wurden geschlossen. Das Parlament ließ das Buch von Mariana: De Rege et Regis Institutione öffentlich verbrennen, den Ravaillac aber zerreißen. Der gute König Heinrich war gefallen, aber die Bahn war dem großen Cardinal sowie dem Sonnenkönige vorgezeichnet; sie hatten nichts mehr zu erfinden, nur die Gelegenheiten zu finden, bei denen Heinrichs Pläne auszuführen wären. Individueller und incarnirter war Alles bei dem Béarner, dem liebenswürdigsten und verschlagensten aller französischen Herrscher, einem König, anmuthiger und gefälliger als das abstracte Staatsprincip des Cardinals, dem Unterthan menschlich näher als der Staatsfürst Louis. Auf dem Pontneuf, der großen Verkehrsstraße von Paris, steht sein Reiterbild.

Es bleibt uns jetzt noch ein Wort über den bekannten „großen Plan" Heinrichs IV. zu sagen. Seinen wirklichen Plan haben wir soeben kennen gelernt; aber sein Minister und Großartilleur, der Herzog von Sully, hat in seinen Oeconomies d'Estat einen politischen Roman entworfen, dessen Held sich füglich unter die Paladine Karls des Großen setzen dürfte. Sully's fabelhafter Roy ging nämlich mit nachstehender Idee um: das Kaiserhaus auf Spanien und Indien zu beschränken, die deutschen Vorlande Oesterreichs unter die Nachbarn zu vertheilen; Oesterreich an Ungarn zu geben und aus beiden ein Wahlreich zu machen; die Türken und Russen aus Europa zu vertreiben; Böhmen, Mähren, Schlesien und die Lausitz zu einem Wahlreich zu vereinigen; aus der Schweiz mit der Franche-Comté, dem Elsaß und Tirol eine Gesammtrepublik zu bilden; Sicilien an Venedig, die Lombardei an Savoyen, Neapel dem Papst zu geben; den Rest von Mittelitalien (Toskana) zu republicanisiren. So hätte denn Europa bestanden aus sechs Erbmonarchien: Oberitalien, Spanien, Frankreich, England, Schweden und Dänemark; aus fünf Wahlreichen: Ungarn-Oesterreich, Polen, Böhmen, Kirchenstaat und Deutschland; endlich aus den vier Republiken: Niederland, Groß-Schweiz, Venedig, Toskana.

Die drei christlichen Glaubensbekenntnisse, so verfügte der Dichter weiter, soll man dulden, wie es Gott thut. Ein oberster Gerichtshof steht über sämmtlichen Staaten. In ihnen allesammt herrscht freier Handel. Eroberungen fallen mehr an Republiken und Wahlreiche als an Monarchien. An die Stelle des Habsburgers wird zunächst Maximilian von Bayern zum deutschen Kaiser gewählt.

Der Leser wird selbst diesen Traum des politischen Hugenotten Sully beurtheilen und auch das Goldäderchen von Sinn nicht verkennen, welches sich durch das Gestein von Unsinn hindurchzieht. Vor Allem muß man bedenken, daß der Roman lange nach der amtlichen Thätigkeit Sully's, als dieser mit der Regentin schmollte, niedergeschrieben wurde. Obendrein

schob Sully seine polemische Utopie bald dem verstorbenen Könige, bald der englischen Elisabeth unter.

M. Ritter in den Abhandlungen der bayerischen Akademie hat die Geschichtsfälschung Sully's zuerst aktenmäßig dargethan. Philippson, der jüngste Historiker dieser Epoche, führt aus, daß Sully seine eigene Rolle und Wichtigkeit schon in der Darstellung der Hugenottenkriege übertreibt, daß er überall dabei gewesen sein will, wo es nachweisbar nicht der Fall sein konnte. Die Oeconomies d'Estat seien zwischen 1635 und 1638, also 25—28 Jahre nach dem Tode Heinrichs abgefaßt, und hätten nur die Gloriole der guten vergangenen Zeit und namentlich des Verfassers selbst im Auge gehabt. Uebrigens sei die Erfindung nicht einmal originell, da bereits d'Aubigné, der Hugenott, in seiner „Allgemeinen Geschichte" Heinrichs Plan dahin formulirt habe: Krieg gegen Mailand, Eroberung Belgiens, die Welt von Spanien befreien, ohne Vortheil für sich.

Bedeutende Kunstleistungen dürfen wir in dieser Zeit großer Unruhe, der politischen Zweckmäßigkeit und des sich vorbereitenden Militarismus in Frankreich nicht grade erwarten. Die Architektur der Renaissance verließ bereits ihre strengen Formen. Heinrich ließ zur Verbindung der Tuilerien mit dem Louvre die „große Galerie", sowie den „Pavillon der Flora" bauen. Den Künstlern wies er Wohnung im Louvre an. Auch das berühmte Stadthaus, der spätere „Palast der Republik", wurde in Angriff genommen. Der Pont-neuf wurde erbaut. Die einzig würdige Schöpfung war das Thor am Waffenplatze zu Fontainebleau durch Franz Jamin. Alles Uebrige ging aufs Massenhaft-Groteske. Die Bildhauerei repräsentirte Francheville, ein Schüler Giovanni's da Bologna, der selbst ein Schüler Michel Angelo's gewesen; vom geistigen Großvater zum Enkel sank die Bildnerei bis zur gutgemachten

Dürftigkeit. Die Malerei, die in Italien noch ihre bolognesische Nachblüthe feierte, war bei den Franzosen technisch virtuos in der Form, aber gezwungen im Inhalt, und leistete, wie immer in Perioden des beginnenden Verfalls, nur noch Ansehnliches im Porträt. Martin Fréminet mit seinen Fresken in der Dreifaltigkeitscapelle zu Fontainebleau bewahrte noch Michel-Angeles'ke Zucht; Simon Vouet, der bei Heinrichs Tode 28 Jahre zählte, rettete sich aus der falschen Antike in einen gesunden Realismus. Noch ein ernster und gestrenger Meister kam nach, hielt sich aber fern vom Vaterlande, wo das Grand Siècle mit seinen Decorationsbildern und seiner flachen Nachäffung der Renaissance immer deutlicher heranprahlte.

Der französische Geist schlug exacte Richtungen ein. Franz Viète erfand die Buchstabenrechnung und ihre Anwendung auf die Geometrie, was mit Unrecht dem Cartesius ausschließlich zugeschrieben wird. Charles Duchesne führte die Chemie in die Arzneikunde ein und verfaßte die erste Pharmakopöe. Olivier de Serres war Agronom. Als Philologen glänzten Scaliger, Mercier des Bordes und Casaubonus. Den philosophischen Skepticismus führte Charron entschiedener zu Ende als Montaigne. Charron (1541—1604), der Schüler Montaigne's, Rechtsgelehrter, dann katholischer Geistlicher, schrieb das Buch: De la Sagesse. Auf das Que sais-je? Montaigne's folgte jetzt das Je ne sais. Das heißt: Ich glaube, das mangelhafte Denken führt mich zum Glauben. La Popelinière begründete in der „Geschichte der Geschichten" die historische Kritik. Hexerei und Aberglauben grassirten natürlich, aber schon vor Thorschluß des 16. Jahrhunderts war es zum Streit zwischen Capuzinern und Aerzten gekommen.

In der schönen Literatur dieselbe Scheidung des Neuen vom Alten und die Anbahnung der Verstandesherrschaft. Der geistreiche Mathurin Regnier (1573—1613) steht als Janus da, aber sein Thema war die schablonenhafte Satyre ohne Individualisirung. Er spottet gar lustig über die so nichts können als proser de la rime et rimer de la prose. Das trifft

denjenigen zuerst, von dem Boileau später sagte: Enfin Malherbe vint. Malherbe (1555—1628) hat in steifleinener gereimter Prosa Alles was er wollte verschönt: Heinrich III., die Liga, Heinrich IV., die Regentin Maria, Ludwig XIII., den auftauchenden Richelieu und dessen Feinde. Er reimte auch die verschiedenen Mätressen des Béarners auf Bestellung an. Alles hübsch abgemessen, gezirkelt, castigirt und castrirt.

Der Schäferroman verdrängte den Ritterroman, die Mignardise die Aventüre. Die „Asträa" von Honoré d'Urfèz war dem schäferlichen Könige selbst gewidmet. Im satyrischen Roman trieb Bervalde de Verville Unfläterei, rabelaisische Frechheit; aber der König hatte durch die weitgehendste Toleranz gegen persönliche Angriffe das Thor geöffnet.

Das erste ständige Theater zu Paris war das „Théâtre du Marais" in der alten Rue du Temple, im Jahre 1600 errichtet; dazu kam unter Heinrich auch das Theater im „Hôtel d'Argent". Italienische und spanische Truppen gastirten in der französischen Hauptstadt. Der Dramatiker Alex. Hardy war langweilig trotz Malherbe, machte aber Schule; aus dieser gingen Rotrou, Corneille und Racine formell hervor. Larivet leitete Molière ein. Jean Passerat ist der Vorläufer Lafontaine's; trotz allem Sprachzwang, trotz aller Zustutzung des im 16. Jahrhundert noch so üppigen Idioms, zeitigte Passerat doch hübsche und naive Blüthen.

Laissons, laissons regrets et pleurs
A la vieillesse!
Jeunes il faut cueillir les fleurs
De la tendresse.
En ce temps joli de mai,
Ores que le ciel est plus gai
Aimons mignonne!
Ne combattons point le désir,
En ce monde n'a de plaisir
Qui ne s'en donne.

Etwa auf Deutsch:

„Laßt Kummer und die Thränen laßt,
Ihr Jungen, den Alten!
Pflückt Blumen, die in zarter Hast
Zum Strauß sich gestalten!
In diesem wunderschönen Mai —
Der Himmel ist so wolkenfrei —
Liebt Euer Schätzchen!
Verbannt den Wunsch nicht aus der Brust,
Es senkt sich immer nur die Lust
Auf ein bereites Plätzchen."

Solche Ausnahmen wurden immer seltener. Die Verengung des nationalen Geistes war zugleich eine Ausschließung des Bürgerstandes von der schöngeistigen Atmosphäre. Die „Gesellschaft" wurde exclusiv und die Pflege der Literatur den „Salons" übertragen. Margarethe de Rambouillet eröffnete den Reigen. Die Individuen verfielen einer gestrengern Sonderung, eine peinliche Abstufung trat an die Stelle der frühern Anarchie. Die Universität wurde durch den Erzbischof von Bourges, Reinald de Beaume, reorganisirt; aber ein eigentliches Schulwesen hatten nur die Hugenotten, die auf ihren Versammlungen jedesmal ein förmliches Budget des Unterrichts auswarfen und ihre Akademien zu Montauban, Saumur, Nismes, Montpellier und Sédan in Flor erhielten.

Die Sitten verschlechterten sich, zu dem Brigantenthum und der Duellwuth gesellten sich Schlemmerei, Liederlichkeit, Kindesmord. Der Luxus war empörend: ein Taschentuch für die Gabriele d'Estrées kostete in heutigem Gelde 18,000 Mark, das bloße Obst bei der Taufe eines Sohnes des Connetable 6800 Mark. Und man kann von den damaligen Franzosen der höheren Stände dreist, wenn auch derb sagen: Sie soffen alleweil.

Der Cardinal Richelieu.

Beim Tode seines Vaters zählte der Sohn der Maria Medici neun Jahre. Schon bei Lebzeiten König Heinrichs war der diplomatische Plan aufgetaucht, den Prinzen mit der spanischen Prinzessin Anna zu verloben. Nach dem Tode des Königs ging die vom Parlament zur Regentin ernannte Königin bereitwillig auf die spanische Insinuation ein; es existire jetzt kein Grund zur Feindschaft mehr zwischen beiden Staaten, meinte sie.

Im Jahre 1611 fand die Verlobung der elfjährigen Kinder wirklich statt. Mit 14 Jahren wurden sie verheirathet. Der Leibarzt d'Hérouard berichtet in seinem Tagebuche, Maria habe mit dem Knaben folgende Unterredung gehabt: Mais vous ne scauriez pas faire des enfants. — Excusez-moi, Madame. — Et comment le scavez-vous? Mr. de Source (der Hofmeister) me l'a apprins. — Der kleine König bewies jedoch bald eine tiefe Abneigung und später einen förmlichen Widerwillen gegen seine Gemahlin.

Das Vorbild der berühmten „spanischen Heirathen" unter Louis Philippe war mit dieser Heirath des jungen Bourbon und der Tochter Philipp's III. noch nicht vollendet; die Regentin verlobte gleichzeitig ihre Tochter Elisabeth mit dem zukünftigen Philipp IV., der an Mannhaftigkeit noch tief unter seinem Schwager stand.

Diese erzkatholische Doppelheirath regte die Reformirten in Frankreich gewaltig auf; sie mußten durch den Vertrag

von St. Ménéhould in ihren Privilegien bestätigt und so begütigt werden.

Methodisch zerstörte die Regentin das Finanzwerk Sully's. Sie brauchte Geld. Die 40 Millionen des Staatsschatzes schmolzen auf 5 zusammen.

Schon im Jahre 1611 verabschiedete sich Sully vom „Tempel der Moneta" und zog sich verdrossen auf seine Güter in Poitou zurück.

Im Jahre 1614 sollte der 13jährige Ludwig mündig gesprochen werden. Die Regentin faßte einen großen Entschluß, als sie die Generalstaaten zusammenberief. Heinrich IV. hatte sich immer vor ihnen gedrückt. Die Parlamente oder Gerichtskammern ließ er sich weit lieber gefallen, und diese letztern bildeten sich ein oder behaupteten wenigstens, über den Ständen zu stehen.

Frankreich stand vor einer Wendung seiner Geschicke: absolute Regierung oder Mitwirkung der Stände, besonders des dritten. Das Königthum konnte die freche Uebermacht des Adels und des Klerus dadurch brechen, daß es gemeinsame Sache mit dem Kern der Nation machte. Der Adel, an die Gewaltthätigkeiten des Krieges gewöhnt, die geringe Staatsmacht verachtend, trieb Bauernschinderei. Ein Baron von Zéraux ließ zwei Bauern einsperren, täglich mit Riemen peitschen, siebenmal Pistolen mit Salz geladen a posteriori in sie hineinfeuern und zuletzt einen hängen. Ein Marquis von Canillac mißbrauchte seine Bannrechte dergestalt, daß die Bauern hungern mußten; dann bestrafte er sie, weil sie nicht aßen. Ein Graf von Montvallat war unerbittlich im Jus primae noctis, strafte alle Verbrechen mit schweren Geldbußen und ersann Verbrechen, um seinen Beutel zu füllen. Wie der Adel den Bauernstand zur Empörung trieb, im Limousin, Quercy, Périgord, in der Normandie, und dann die Aufstände im Blute erstickte, so empörten der Klerus, und namentlich die Jesuiten, durch ihre Lehre vom Königsmord und von der Oberhoheit des Papstes über jede weltliche Macht

das Bürgerthum. Hugenotten und besonnene Katholiken einigten sich in antipfäffischer Gesinnung.

Für uns Heutigen, die wir die Kluft von 1614 bis 1789 überschauen, bietet die Versammlung der Generalstaaten, die im erstgenannten Jahre im Augustinerkloster zu Paris zusammentrat, ein denkwürdiges Schauspiel. Es waren da 140 Geistliche, 132 Adlige, 192 Abgeordnete vom Bürgerstande, die letztern fast lauter Justiz- und Finanzbeamte. Die Repräsentanten des dritten Standes schlugen bald den richtigen Ton an. Jean Savaron aus Clermont in der Auvergne sprach zu den Finanzen: 6 Millionen gingen auf Pensionen und Gnadengehalte, in der Guyenne und Auvergne aber esse das Volk Gras!

Es wurden auch tief einschneidende, staatsgrundgesetzliche Anträge gestellt auf: Unabhängigkeit der Krone, Unverletzlichkeit des Königs, Heiligkeit der allgemeinen Unterthanenpflicht. Adel und Klerus widersetzten sich natürlich, um ihre „Freiheiten“ zu salviren. Beide wollten sie nichts von den „jüngern Brüdern“ hören, die doch nur ihre Untergebenen seien. Das konnte nicht anders sein; aber unter den Gegnern der bürgerlichen Anträge befand sich auch der Bischof von Luçon in Nieder-Poitou, Richelieu mit Namen, der die Verwaltung der Königin vertheidigte und nur darüber Beschwerde erhob, daß kein — Prälat in der Regierung sei. Ganz kanonisch erklärte er: Das Heil des Staates hange von der Beschützung der heiligen Dinge ab. Der künftige Reformator war also mit 29 Jahren noch ganz feudal-klerikal. Die Königin ließ sich durch hierarchische Drohungen — gab man ihr doch zu verstehen, der junge König sei als Sohn eines Ketzers nicht regierungsfähig — einschüchtern. Die Reichsstände erklärten den 13jährigen Ludwig, eigentlich aber das Königthum selbst, für volljährig. Als sie sich zur eingehenden Kritik der Finanzverwaltung anschickten, wurden sie auf — 175 Jahre vertagt.

Das überkluge Kind beging im folgenden Jahr seine Vermählung mit Anna von Oesterreich. Ein Bild aus seiner

Jünglingszeit stellt ihn also dar: Langes Lockenhaar, Schnurrbart, Henriquatre, ein weiter, aufliegender Spitzenkragen, kurze Schooßjacke mit aufwärts gehenden Manschetten, goldverbrämte Kniehose, Stulpenschuhe. Nichts vom Vater im Gesichtsausdruck, eher etwas Weibisches von der Mutter. Die spanische Anna wird uns so vorgeführt: glatt gebauschtes Haar (anderswo auch gelockt), der Spitzenkragen in zwei großen Flügeln hinten aufschwingend (anderswo herabfallend), gelbliche Hängemanchen um weiße Aermel, weißes Kleid mit Rosacen besetzt; Gesichtsausdruck unbedeutend, doch nicht unschön, lebhaft sinnlich.

Die Regentin Maria hatte es dennoch mit den Mächtigsten im Lande verdorben. Ein hoher Adel, gemischt aus Hugenotten und Katholiken, die Condé, Epernon, Guise, Montmorency, Bouillon, wurden mißvergnügt und aufsässig, weil sie vom Regiment verdrängt waren und weil die Regentin unwürdige Italiener mit dem höchsten Vertrauen beehrte. Diese Italiener waren vorzüglich die erste Kammerfrau der Königin, Leonora Dosi, Gai oder Galigai, und deren Mann Concino Concini, der als Marquis d'Ancre zum Marschall von Frankreich, zum ersten Kammerherrn und Statthalter von vier Provinzen befördert wurde. Condé und Rohan, der Schwiegersohn Sully's, Feldherr und Staatsmann, der „zweite Coligny" der Hugenotten, zogen gegen die Königin zu Felde. 1616 kam der Vertrag von Loudun zwischen den streitenden Parteien zu Stande, welcher den Hugenotten große Concessionen eintrug. Der Marschall d'Ancre ließ im Zorn den Prinzen von Condé in die Bastille werfen. Wieder wurde gerüstet und der durch Concini als Staatssecretär ins Cabinet eingeschobene Bischof von Luçon rieth zum Angriff gegen die rebellischen Vasallen. Concini aber hatte einen Fehler begangen, indem er den 16jährigen König als Kind behandelte. Ludwigs Günstling, Albert von Luynes, plante den Mord des Emporkömmlings; der König stimmte beim Vogelheerde zu. Am 14. April 1617 wurde Concini im Hofe des Louvre

durch drei Pistolenschüsse getödtet. Die Mörder, sagt man, hätten ihm das Herz aus dem Leibe gerissen, dasselbe geröstet und verspeist. Der Pöbel grub sogar die Leiche wieder aus, schleppte sie durch Paris, zerriß und verbrannte sie unter der Bildsäule Heinrichs IV. Angesichts dieser bartholomäischen Tigerhaftigkeit rief der junge Ludwig: „Jetzt bin ich König!“ Die Galigai aber wurde als Hexe justificirt.

In der That verbannte Ludwig jetzt seine Mutter nach Blois und machte den Luynes zum Pair und Herzog. Der Bischof von Luçon folgte der Königin in die Verbannung, wurde jedoch von Blois in sein Bisthum und später nach Avignon verwiesen. Im Jahre 1619 befreite der Herzog von Epernon vermittelst einer Strickleiter die Königin aus ihrem Exil und führte sie nach Angoulême. Richelieu brachte einen Vergleich zwischen Mutter und Sohn zu Stande; aber schon im folgenden Jahre kam es zum Kriege zwischen der mit den störrischen Großen jetzt verbündeten Königin und den Truppen ihres Sohnes. Da stiftete Richelieu den Frieden von Pont de Cé (1620) und trat wieder in den Staatsdienst, wo ihn der zum Connetable beförderte Luynes protegirte. Die Königin Maria zog in Paris ein.

Und wieder fühlten sich die Hugenotten beleidigt und verletzt, als das ganz reformirte Béarn zur Krone geschlagen und katholisirt wurde. Der Krieg begann auf's Neue, aber die Hugenotten hatten kein Glück mehr. Im Laufe des Jahres 1621 fielen ihre sämmtlichen Festungen mit Ausnahme von Montauban und La Rochelle. 1622 wurde das hugenottische Heer bei Vie in der Normandie vernichtet. Die Regentin oder eigentlich Richelieu schloß mit ihnen den Frieden von Montpellier. Das Edict von Nantes blieb in religiöser Hinsicht unangetastet, nur wurden den Hugenotten alle Sicherheitsplätze bis auf Montauban und La Rochelle entzogen und ihre berathenden Versammlungen waren für die Zukunft an die königliche Bewilligung gebunden.

Der Herzog von Luynes war zu seinem Glück vor seinem Sturze gestorben.

Durch das Wirrsal des königslosen Frankreichs sehen wir zu verschiedenen Malen eine Hand huschen, nesteln und lösen, plötzlich auch weiter ausgreifen? Wessen ist diese Hand?

Armand Jean du Plessis auf Schloß Richelieu in Poitou, wurde am 5. September 1585 in Paris geboren. Er sollte ursprünglich Militär werden und wäre dann wohl ein zweiter Farnese geworden. Da es sich aber um das so zu sagen erbliche Bisthum Luçon handelte, welches der Familie zu entgehen drohte, wurde Armand ein eben so eifriger Theologe, der im Jahre 1607 mit 21 Jahren, nach eingeholtem päpstlicher Dispens, die bischöfliche Weihe erhielt. Luçon war das kleinste und ärmste Bisthum im Lande.

Der jugendliche Bischof, den Heinrich IV. in glücklicher Vorahnung „meinen Bischof" nannte, ergab sich eifrigst der Theologie. Durchaus katholisch geberdete er sich, schielte jedoch nach dem Hofe, hielt Fastenpredigten in Paris und fand großen Beifall. Das blieb sieben Jahre lang alles. Erst in den Generalstaaten von 1614 sehen wir ihn politisch auftreten. 1616 half ihm Concini in den Steigbügel, warf indessen bald neidvolle Blicke auf den Staatssecretär. 1618 zu Avignon in der Verbannung, wurde er wieder Theolog und verfaßte den Instructeur chrétien. Als er den Frieden von 1620 vermittelt hatte, bewarb er sich um den Cardinalshut. Der König unterstützte den vertrauten Rathgeber seiner Mutter keineswegs, aber der Einfluß der Königin-Mutter siegte in Rom. Richelieu erhielt mit 36 Jahren den Purpur, im Jahre des Friedens von Montpellier, der deutlich seine Hand verräth.

Feudalistisch und katholisch, scheinbar zur spanischen Partei gehörig, dabei streng monarchisch und vor allen Dingen geschmeidig, gewandt und ehrsüchtig: so war der Mann beschaffen, der am 26. April 1624 von Ludwig XIII. an die Spitze der Regierung gestellt wurde und der das von Standesprivilegien innerlich, von der spanischen Macht äußerlich ein-

geschnürte Frankreich auf der von Heinrich IV. angedeuteten Bahn weiter führen sollte. Man darf nicht vergessen, daß der König von Spanien Herr von Belgien und von der Freigrafschaft war und daß der nahverwandte kaiserliche Habsburger den Arm in den Elsaß und bis nach Lothringen streckte, daß endlich Spanien und der Kaiser über Italien verfügten.

Da meldete sich im Rathe Europas der Cardinal-Minister. Am 10. Juni 1624 schon schloß er ein Schutz- und Trutzbündniß mit Holland; im August zahlte er dem Mansfeldt drei Millionen Subsidien für den protestantischen Krieg; im November durchkreuzte er den Plan einer Heirath des Prinzen Karl von Wales mit einer spanischen Prinzessin, machte eine Verbindung Karl's mit Henriette Marie, der Tochter Heinrich's IV., populär und nöthigte den Papst zum Dispens. Dazwischen wurde der Beschluß gefaßt, die spanisch-päpstlichen Truppen aus dem seit 1620 besetzten Veltlin, der Brücke zwischen Oesterreich und Spanisch-Italien, hinauszuwerfen und das katholische Gebiet an das protestantische Graubündten zurückzugeben.

Seine innere Politik stand natürlich im engsten Zusammenhang mit der äußern: die Krone Frankreich, durch die Königin Marie und den Titularkönig Ludwig in den Koth gerathen, sollte wieder in der Höhe glänzen, jeden andern Staatsfactor weit überstrahlend. Der Cardinal war so wenig ein Ketzerhasser wie Clemens VIII. und im Grunde Urban VIII.; nur sollten ihm die Hugenotten, wie der gesammte hohe Adel, seine politischen Kreise nicht stören. Auf die Frage: wie viele Messen erforderlich seien, um eine Seele aus dem Fegfeuer zu befreien, antwortete er einst: so viele wie Schneeballen, um einen Backofen zu heizen. Frankreich nahm er, wie er es vorfand, als gewohnheitsmäßig katholisch, der Bürgerkriege überdrüssig. Jetzt sollte es gehorchen lernen, und wehe denen, die sich seiner einheitlichen Staatspolizei widersetzten! Es war die Theorie, die der Großsiegelbewahrer Marillac im sog. Code Michaud niedergelegt hatte.

Die kirchlich-confessionelle Politik, die der unglückselige Ferdinand II. und sein spanischer Verwandter als Regierungsmittel im Bagagewagen nachschleppten, war überwunden. Sie machte eben der Raison d'Etat Platz.

Als der Papst Urban VIII. dagegen protestirte, daß das katholische Veltlin einer ketzerischen Regierung zurückgegeben werde, antwortete Richelieu: er werde nicht gestatten, daß Unterthanen sich dem Gehorsam gegen ihre rechtmäßige Obrigkeit entzögen. Als der Papst sich weigerte, der Henriette de France den Dispens zu einer Heirath mit dem ketzerischen Stuart zu ertheilen, betonte Richelieu: es gelte auch den Vortheil des Papstes; wenn übrigens der Dispens nicht rechtzeitig erfolge, so werde die Heirath doch vor sich gehen.

Richelieu hatte die Macht und den Einfluß der Königin Maria ausgenützt bis zum Cardinalshute. Dann gab er sie auf und ließ sich vom Könige bitten, sein Herr zu werden. Der Sohn Heinrichs IV. war grade so regierungsbedürftig wie sein Land; auch er zerrte hin und wieder an der Kette, trug sie aber im Ganzen gelassen und mit Anstand. Der skeptische Menschenkenner Larochefoucould sagt uns in seinen Memoiren:

„Ludwig XIII. war von schwächlicher, durch die Strapazen der Jagd vorzeitig abgenützter Gesundheit; sein Unwohlsein vermehrte noch seine Düsterkeit und üble Laune; er war finster, mißtrauisch und haßte die Menschen. Er wollte beherrscht sein, und ertrug doch die Herrschaft nur mit Ungeduld. Sein Verstand erfaßte nur Einzelheiten, gab sich nur mit Kleinigkeiten ab; vom Kriegswesen verstand er nur so viel, wie ein einfacher Offizier. — Der König ist von Natur eifersüchtig, und diese Eifersucht, durch jene des Cardinals noch gespornt, hätte hingereicht, ihn gegen die Königin zu erbittern, wäre sie auch nicht kinderlos und von so grundverschiedener Gemüthsart gewesen."

War Ludwig zur persönlichen Initiative untauglich, so bewies er wenigstens die Fähigkeit, seinen Minister zu be-

greifen. Er ging auf Richelieu's Pläne ein, discutirte sie und faßte den Entschluß, den ihm der Cardinal übrig gelassen hatte. Gelang einmal ein Plan nicht, so war er dem König mißlungen und Richelieu entschädigte ihn durch eine neue Idee, die er ihm soufflirte. Der König, oder vielmehr das Königthum, war ja Herr geworden; die Reichsstände blieben vertagt, die Provinzialstände erhielten Vormünder an königlichen Intendanten; die Parlamente wurden durch Kissensitzungen kirre gemacht. Notabelnversammlungen wurden unter Richelieu noch zweimal berufen, als er grade wichtige Bestätigungen gebrauchte.

Alles das schließt nicht aus, daß der Cardinal vollauf zu thun hatte, die Ohrenbläsereien seiner Feinde, der königlichen Verwandten und des Adels beim Könige zu pariren; daß er stets auf seiner Hut sein mußte, und daß er, sein ganzes Verhältniß zum Könige zusammenfassend, sagte: „Sechs Fuß Erde (das königliche Cabinet) machen mir mehr Mühe als das ganze übrige Europa."

Wie nach Außen nahm der Cardinal auch nach Innen feste Position. 1626 verordnete er die Schleifung aller Festungen und festen Schlösser des Adels, die nicht an der Gränze lagen. Drei Jahre später untersagte er streng den Mißbrauch der Frohnden und Bannrechte, bei Strafe sofortiger Confiscation der Herrengüter. Unbarmherzig verfuhr er gegen das Duell, und als zwei Grafen sich am hellen Mittag zu Paris öffentlich schlugen, ließ er sie auf dem Grèveplatz hinrichten.

Schon mußte sich der gestrenge Cardinal, wenn er in den Straßen erschien, von 100 Arkebüsieren begleiten lassen, welche Zahl später verdoppelt wurde. Ueberhaupt wuchs sein Train mehr und mehr zu dem eines Großwessiers an. Er wußte, was Imponiren bei seinen Landsleuten heißt, und betrachtete die dazu erforderlichen Mittel als Sache der Staatscasse.

Hugenotten und Katholiken — wie schon unter Heinrich — verschworen sich gegen den Vertreter der einheitlichen Staats=

macht. Der Herzog von Rohan und sein Bruder, der Prinz von Soubise, trotzten in Waffen. Richelieu stellte sich die Frage, ob ein Staat im Staate zu dulden sei, der über 700 Kirchsprengel, 200 feste Orte, 4000 adlige Herren und 25,000 Soldaten verfügte.

Die Antwort war, daß sich der Cardinal auf England und Holland stützte, um der Hugenotten Meister zu werden! Ein holländischer Admiral schlug seinen Glaubensgenossen Soubise und trieb ihn nach England. Die Tatze war gezeigt, es folgte der halbe Friede von 1626, der das Edict von Nantes im Gnadenwege bestätigte, aber die Aufnahme eines königlichen Intendanten in La Rochelle stipulirte.

Die spanische Seeherrschaft, durch Holland und England tief erschüttert, dazu der Untergang der deutschen Hansa, erweckten damals allerhand oceanische und baltische Gelüste in Dänemark, in Schweden, bei Wallenstein und sogar bei dem Pater Lamormain. Noch ehe die Wallenstein'sche Wetterwolke über Niederdeutschland herfuhr, ließ sich der Cardinal zum Intendant général de la navigation et du commerce ernennen.

Am meisten machte ihm zu schaffen der hinterlistige und feige jüngere Bruder des Königs, Gaston von Orleans, der bei der Kinderlosigkeit des königlichen Paares Aussicht auf den Thron hatte. Diesen hetzte der Marschall Ornano; Verschwörer waren auch die natürlichen Söhne Heinrich's IV., der Herzog von Vendôme und der Graf von Chalais. Da fuhr die Tatze wieder heraus, ergriff den Ornano nnd steckte ihn in's Gefängniß; ergriff den Chalais und schleppte ihn auf's Schaffot. Ornano starb im Kerker, Vendôme wurde freigelassen. Das gab vorläufig Ruhe.

Der neue Flotten- und Handelsminister schaffte die Stellen des Großadmirals und des Connetable ab, rüstete aber selbst zu Wasser und zu Lande. Noch war das königliche Frankreich flottenlos, als der Streit um La Rochelle an seiner Westküste entbrannte. Das Versprechen, die feste Burg St. Louis,

welche die Hafenstadt beherrschte, abzutreten, war nicht gehalten worden; Karl I. Stuart versprach den Hugenottenführern Rohan und Soubise Hülfe, und 1627 brach der letzte Hugenottenkrieg aus.

Der Cardinal selbst leitete die Belagerung der Seeveste. Der Herzog von Buckingham, der prahlerische Günstling des englischen Königs, machte mit der Flotte einen verfehlten Angriff auf die Insel Ré in der Front von La Rochelle. Um jede Zufuhr von der Seeseite abzuschneiden, verwandelte sich der Cardinal in einen Ingenieur, ließ einen großen Damm im Meere aufwerfen und hungerte die todesmuthige Stadt aus. 15,000 Menschen gingen in La Rochelle zu Grunde, 100 waren noch waffenfähig; nach 14monatlicher Belagerung mußte sich (1628) der tapfere Bürgermeister Guiton ergeben. Das Jahr darauf schloß England Frieden und Richelieu erließ das Edict von Nismes: freie Religionsübung der Berechtigten, aber keine Festungen mehr. Der Staat im Staate hatte sein Ende erreicht.

Wie sich die Dinge verschoben hatten, geht am Deutlichsten aus dem Umstande hervor, daß die Spanier für's Leben gern den Hugenotten zu Hülfe gekommen wären! Holländische und englische Schiffe hatten dem katholischen Cardinal früher gegen die hugenottischen Rebellen gedient; jetzt wäre der katholische König fast ihr Bundesgenosse geworden! Der Cardinal hatte so wenig gegen die Personen der begabten Hugenotten einzuwenden, daß er sie ohne Bedenken im öffentlichen Dienst verwendete, so den Prinzen Rohan, die Generale de la Force, Châtillon, Turenne, Schomberg, den Seehelden Duquesne und den gelehrten Valentin Conrart, den Gründer der französischen Akademie.

In den Memoiren des Cardinals lesen wir: „Als ich die Geschäfte übernahm, theilten die Hugenotten das Reich mit dem Könige; die Großen benahmen sich als wären sie keine Unterthanen, und die Befehlshaber in den Provinzen, als wären sie unabhängige Herren. Jeder maß seine Verdienste

nach seiner Kühnheit, die Unternehmendsten galten als die Weisesten und waren oft die Glücklichsten. Auswärtige Verhältnisse und Bündnisse wurden vernachlässigt, das öffentliche Wohl sah sich überall dem persönlichen Vortheil nachgesetzt und die königliche Gewalt gering geachtet." Die Hugenotten waren ihm Etat contre Etat, infidèles sujets du Roi, mauvais Français.

Noch während der Belagerung von La Rochelle that Richelieu einen neuen Schachzug gegen Habsburg in Italien. Die Erbschaft von Mantua und Montferrat war streitig zwischen dem Prinzen Karl von Nevers und dem Herzog von Guastalla. Der Cardinal patronirte natürlich den französischen Vasallen, Habsburg den Herzog Ferdinand. Als der Kaiser Sequester über die Erbschaft verhängte, ging Richelieu als Generallieutenant seines Königs über die Alpen, schlug am 6. März 1628 den Herzog von Savoyen bei Susa und bemächtigte sich der Gränzfestung Pinerolo oder Pignerol. Auf dem Rückwege demolirte er die hugenottischen festen Plätze im Languedoc. Die französische Armee hatte sich mittlerweile Mantua's bemächtigt. Da sandte Wallenstein, auf der Höhe seiner Macht, aber bereits von der Liga und Richelieu moralisch unterminirt, dem Kaiser Ferdinand 20,000 erprobte Krieger aus Mecklenburg. Die Franzosen wurden in Mantua eingeschlossen, die Festung erstürmt und verwüstet, und Oesterreich war im Besitze der Erbschaft.

Richelieu zog zum andern Male mit großem Gefolge über die Alpen, und gleichzeitig heizte der Beichtvater dem frommen Kaiser so lange die Hölle, bis dieser den Wallenstein fallen ließ und dem Prinzen von Nevers im Frieden von Chierasco (März 1631) den schönen Besitz preisgab. Die festen Plätze Casale, Pignerol und Mantua wurden jetzt zu eben so vielen Angriffspunkten gegen Oesterreich-Spanien.

Was nicht durch die Waffen errungen war, das hatte der Cardinal durch ein von ihm mit besonderem Geschick verwendetes Mittel erzielt, durch die Diplomatie. Als Alles dar-

auf ankam, den übermüthigen Friedland zu stürzen, erschien zu Regensburg die berühmte „graue Excellenz“, der Pater Joseph, Marquis du Tremblay, der Ferdinand II. zu behandeln wußte. Der Pater Joseph war vor La Rochelle Ingenieur gewesen, jetzt entpuppte er sich als großer Diplomat. Gustav Adolf sollte bekanntlich in Polen freie Hand bekommen: Richelieu sandte den Charnacé dorthin, der die Sache in Ordnung und den Frieden von Stuhm zu Stande brachte.

Mitten in dieser weitausgreifenden Thätigkeit —, „unausgesetzt, offen und geheim, überall zu unterhandeln“, war sein Wahlspruch — wurde dem Cardinal am eigenen Hofe ein gewaltiger Stein in den Weg gewälzt.

König Ludwig XIII. erkrankte im Jahre 1630 zu Lyon, und in einer besonders schwachen Stunde entlockten ihm die beiden Königinnen, Mutter und Gemahlin, die Entlassung des allmächtigen Ministers. Der Herzog von St. Simon und der Cardinal La Valette traten eifrigst für den Bedrohten ein, dieser selbst spielte seine ganze Geschmeidigkeit und Ueberredungskunst auf, und anstatt eines Abgesetzten ging ein Neubeglaubigter aus dem königlichen Cabinet hervor. Man taufte deßhalb den 11. Nov. 1630 nach französischer Art la Journée des dupes, den „Tag der Gefoppten“. Es war ein hübsches, amüsantes Zwischenspiel in der großen europäischen Staatsaction — Gustav Adolf stand auf deutschem Boden, unter Mitwirkung des Cardinals, mit Zustimmung des Papstes!

Die „Gefoppten“ mußten jetzt unschädlich gemacht werden, die ganze Politik des Cardinals stand auf dem Spiele. Der Kanzler Marillac wanderte ins Gefängniß, worin er bis zu seinem Lebensende verblieb; sein Bruder, der Marschall, wurde 1632, nach dem Urtheil einer Specialcommission hingerichtet. Die Königin Marie floh nach Brüssel, später nach Köln, wo sie 1642 in großer Dürftigkeit starb. Gaston von Orleans warb Truppen und vermählte sich mit einer Tochter des Herzogs von Lothringen. Richelieu, zum Pair und Herzog erhoben, ließ alle Anhänger Gaston's für Majestätsverbrecher erklären.

Der Marschall Schomberg schlug 1632 die Truppen Gaston's; feige unterwarf sich dieser der königlichen Gnade. Richelieu schonte nothgedrungen den muthmaßlichen Thronerben, ließ aber dafür seinem Freunde und Genossen, dem Herzog von Montmorency, Statthalter von Languedoc, zu Toulouse den Kopf vor die Füße legen.

Gaston entwich nach Lothringen nnd cabalirte dort weiter. Habsburg betrachtete ihn als eine Macht und unterhandelte 1633 gleichzeitig mit den italienischen Fürsten, der Königin-Mutter in Frankreich und dem Félon Gaston von Orleans. Das veranlaßte den Cardinal zur Eroberung des lothringischen Landes; 1634 jedoch ließ er sich zu einer „Versöhnung" bereit finden. Er hatte genug anderweitige Sorgen.

Gustav Adolf hatte auf seinem Triumphzuge durch Süddeutschland die französische Anmaßung gebührend zurückgewiesen und den Agenten des Cardinals gedroht: „Euer König soll meiner Armee nicht zu nahe kommen, oder er muß ein Rencontre mit mir haben." Nach seinem Tode wurde der Heilbronner Bund unter französischen Auspicien geschlossen und Bernhard von Weimar unter besondere Protection — Richelieu sagt: „in französischen Sold" — genommen. Französische Truppen und französisches Geld gingen über den Rhein.

1635 schloß Richelieu ein Bündniß mit Holland und erklärte Spanien den Krieg. Graf Oxenstjerna kam nach Paris und schloß einen neuen Vertrag mit Frankreich.

Natürlich nicht zum Schutze des Protestantismus hatte sich der Cardinal seit 1629 in die deutschen Händel gemischt. Während er mit Gustav Adolf verbunden war, traf er ein Uebereinkommen mit Maximilian von Bayern. Von Oxenstjerna forderte er Hagenau und Schlettstadt, Trarbach und Kreuznach. Von Wallenstein, mit dem er 1633 zu Dresden wegen der böhmischen Krone unterhandeln ließ, hoffte er Unterstützung für seine Arrondirungspläne. Für den Elsaß hätte

der Cardinal den Protestantismus preisgegeben; aber Oxenstjerna ließ sich nicht erweichen.

Als der Krieg an Spanien erklärt war, zeigte sich Frankreichs Militärmacht ungenügend. Bernhard von Weimar mußte den Rückzug der französischen Armee aus Deutschland decken. Grade in dieser Zeit (1636) bestand der Cardinal eine schlimme Gefahr in Frankreich selbst. Eine große Verschwörung hatte sich zwischen dem treulosen Gaston, dem Grafen von Soissons, den Herzögen von Bouillon und Guise gebildet; die Einverständnisse erstreckten sich bis nach Spanien und Oesterreich. Gaston hatte nicht den Muth, das verabredete Zeichen zum Morde des Cardinals zu geben, „versöhnte" sich vielmehr mit seinem Bruder (1637) und ließ von diesem seine im Auslande geschlossene Ehe sanctioniren.

Die französischen Truppen waren so wenig glücklich, daß der Reitergeneral Johann v. Werth in die Picardie fiel und sogar Paris bedrohen konnte. Ludwig XIII. zitterte, er stellte seine Person, Staaten und Krone unter den Schutz der allerheiligsten Jungfrau und verordnete Gebete im ganzen Lande. Die Königin Anna correspondirte mit dem Cardinal-Infanten und andern Feinden Frankreichs. Die Correspondenz wurde entdeckt, der König mußte seiner Gemahlin Verzeihung ertheilen. Ein Pfaffe, der P. Caussin, hatte die Hände im Spiel gehabt. Nur Einer zitterte und betete nicht, sondern handelte. Er forderte Frankreich auf, sich zu ermannen und Frankreich ging bereitwillig auf seine Forderungen ein.

Richelieu, schon ganz Convent, ließ die Commandanten der festen Plätze in der Picardie, welche capitulirt hatten, hinrichten. Unterdeß strich er die Armee des gestorbenen Herzogs Bernhard sammt dem Elsaß ein.

1640 planten Gaston und Soissons abermals den Untergang des Cardinals. Die Ermordung unterblieb wieder durch die Feigheit Gastons; im offnen Felde wurden die Rebellen am 6. Juli 1641 geschlagen, und zwar bei dem neuerdings berühmt gewordenen Dorfe Bazeille, in der Nähe des noch

berühmteren Sedan. Der Graf von Soissons fiel, der Herzog von Bouillon unterwarf sich, Guise floh. Im selben Jahre ergab sich Catalonien den Franzosen und Roussillon ward erobert. Der große Menschenkenner verbitterte sich durch einen Irrthum sein letztes Lebensjahr. Ein Mann wie Ludwig XIII. konnte unmöglich an dem gestrengen, fleißigen und mit Recht mißtrauischen Cardinal persönlich Gefallen finden, und Richelieu beaufsichtigte auf's Genaueste des Königs Umgang. Da glaubte er nun, ihm durch Zuführung des jungen Henri Coiffier, Ruzé d'Effiat, bekannt als Marquis von Cinq-Mars, ein unschädliches Vergnügen zu machen. Cinq-Mars bemächtigte sich auch der königlichen Zuneigung, aber zum Nachtheile Richelieu's. Der empfohlene Günstling schmiedete einen Mordplan im Einverständnisse mit Gaston von Orleans, dem Herzog von Bouillon und Spanien; der König hatte geschwiegen und der Parlamentspräsident Franz de Thou soll um die Sache gewußt haben. Ein förmlicher Vertrag war auf dem Wege nach Madrid. Richelieu bekam den Vertrag in seine Hände. Krank lag er mit dem kranken König im selben Zimmer, und jetzt dictirte der kranke Minister dem entsetzten Könige die Maßregeln wider das geplante Attentat. Cinq-Mars wurde auf die Folter gespannt, bis er Alles ausgesagt hatte. Der Herzog von Bouillon kam mit der Abtretung von Sedan davon; Cinq-Mars aber und Franz de Thou wurden im September 1642 hingerichtet. Der jämmerliche Orleans entwischte zum letzten Male.

Wir erzählen die Verschwörung des Cinq-Mars nach französischen Quellen. Der stricte Beweis für die Abscheulichkeit, auch des Königs, ist nicht erbracht worden. Richelieu hatte über Staatsverbrecher und deren Abstrafung seine eigene Theorie, so ziemlich die aller Autokraten, selbst der berechtigten: „Vor Gericht hat der strenge Beweis der Verurtheilung vorauszugehen, aber der Staatsmann muß oft schon auf dringenden Verdacht hin unschädlich machen. Das Mittel ist gefährlich, aber noch gefährlicher ist es, dem Umsturz nicht recht-

zeitig vorzubeugen." Schon früh hatte Richelieu dem Könige beigebracht: „Verschwörungen lassen sich nicht mathematisch beweisen; man muß eher zu viel als zu wenig thun, unter allen Umständen das Wohl des Staates der Zufriedenheit der Mutter vorziehen." — So lautete die bedenkliche Weisheit des Despotismus im Kampfe mit der Anarchie.

Schier gelähmt hielt der 57jährige Staatsbändiger, die verkörperte Raison d'Etat, seinen letzten Einzug in Paris. In seiner Sänfte befanden sich Bett, Tisch und Stuhl. Achtzehn Trabanten waren beim Transport nothwendig. Der Zug bewegte sich durch eine Lücke in der Stadtmauer, über Brücken des Stadtgrabens. Als ihm der Herzog von Gramont sein tiefes Leidwesen kund that, sagte der Cardinal: „Ihr Schmerz macht mich weich, es ziemt mir nicht in der Todesstunde Schwäche zu zeigen, die ich im Leben nicht gekannt."

Der Pfarrer forderte vor der Absolution, daß der Sterbende seinen Feinden verzeihe. Der Cardinal erwiderte darauf: „Macht Euch keine Sorge, ich habe niemals andere Feinde gehabt als die des Staates und meines Herrn, des Königs."

Am 4. Dec. 1642 hauchte Richelieu sein planvolles Leben aus und der König legte in drastischer Weise die entgegengesetzten Gefühle an den Tag, die ihm sein gewaltiger Minister stets eingeflößt hatte. Der Mann, der dem gesalbten Vertreter Gottes auf Erden schreiben durfte: „Ew. Majestät halten mit zu wenig Festigkeit auf die Beobachtung der Gesetze, und doch ist der, welcher unterläßt was zur Erhaltung des Staates dient, Gott so verantwortlich wie der, welcher von seiner Gewalt tyrannischen Gebrauch macht", konnte dem Monarchen nur starre Bewunderung und unterwürfige Furcht abzwingen. Bei der Todesnachricht sagte Ludwig: „da ist ein großer Staatsmann gestorben." Dann aber meldete sich die Unentbehrlichkeit des eigentlichen Regenten von Frankreich, und fünf Monate nach Richelieu's Tode gab Ludwig XIII. das auf, was man euphemistisch den „Geist" nennt.

Er hatte kaum und zwar sehr spät für die Nachfolge im Reiche gesorgt, so daß sich die Art seiner wenigstens formalen Begegnung mit der Königin Anna gar nicht wiedergeben läßt. Auch wurden ihm von der Chronique scandaleuse seine beiden Söhne abgestritten, von denen der ältere, Ludwig XIV., im Jahre 1638 zur Welt kam. Ludwig XIII. liebte eigentlich nur die Jagd, den Fischfang und das Geplauder. Es thut wehe, einen Mann wie Hugo Grotius einen solchen König in der Widmung des „Völkerrechts" förmlich veneriren zu sehn; aber das 17. Jahrhundert auf dem Continente huldigte der Autorität.

Cardinal Richelieu, der große Erbe Heinrichs IV., ist der classische Repräsentant der Verweltlichung der kirchlichen Interessen, und insofern die richtige Mitte des 30jährigen Krieges. Weder mit Ketzern noch mit Heiden ein Bündniß zu schließen, zauderte er einen Augenblick. Das katholische Pathos sowohl als das ketzerische schauderte vor solcher Eiseskälte zurück. Der Löwener Professor Jansenius griff den Cardinal 1635 unter dem Pseudonym Alexander Patricius Armacanus im „Mars Gallicus" heftig an. Im Bunde mit Ketzern bekriegte Richelieu den allerkatholischsten und den apostolischen König und erklärte spirituell in seinen Memoiren: in Europa sei es besser geworden, quand défilait le chapelet d'Espagne, als der spanische Rosenkranz sich ausfädelte.

In dem berühmten Testament des Cardinals liest man: „die erste und beste Grundlage des Staates ist das Reich Gottes;" aber, wirft der Minister ein, „man hüte sich Heuchlern und Frömmlern zu viel Einfluß einzuräumen." In dem so acut gewordenen Streit unserer Tage: freie Kirche im freien Staat, oder Aufsichtsrecht des Staates über die Kirche, hätte sich der Cardinal-Minister für keines von beiden entschieden; er ging vielmehr auf die Vereinigung beider Interessen in einer Hand aus. Er wollte päpstlicher Legat werden und hoffte durch ein Nationalconcil eine Art französischen Patriarchats zu gründen. Auch diese Idee kam von Heinrich IV.,

und als Ludwig XIV. alle Bisthümer für Regalien erklärte, machte er wirklich den König zum Patriarchen. Die Kriegssteuer erließ Richelieu dem Klerus keineswegs, er verzichtete lieber auf dessen Gebete. Er hatte dem französischen Nationalbewußtsein richtig seine beiden Ideale abgelauscht: Einheit und Gleichheit. Die Einheit fordert und bringt die Macht, die Arrondirung bis zu den „natürlichen Gränzen", seien diese richtig oder falsch verstanden; in der Gleichheit, selbst vor dem Schaffot, in der Niederwerfung der Hochprivilegirten lag für die Menge ein Motiv, sich freier zu fühlen. Daß bei dieser Verwirklichung der Gleichheit auch Härte und empörende Ungerechtigkeiten mit unterliefen, daß die Hugenotten in Languedoc zur Zeit des Krieges gegen La Rochelle barbarisch behandelt wurden, daß der gestrenge Finanzmann mit grausamer Rücksichtslosigkeit seine Decrete durchsetzte, daß die Bestrafung des Parlamentspräsidenten de Thou über alle Gebühr hinausging: das kann weder geleugnet noch entschuldigt werden. Es erklärt sich vielmehr nur aus dem Grundsatz des 17. Jahrhunderts, den Staat, die Centralisation der öffentlichen Macht, um jeden Preis herzustellen. Das Gegenstück wurde in Spanien aufgeführt, wo die Centrifugalkraft die Oberhand gewann. Philipp IV. (1621—65), wo möglich eine noch traurigere Erscheinung als sein schemenhafter Vater, spielte den Affen seines Großvaters, und darüber krachte das Reich in allen Fugen. —

Der Herzog von Olivarez, vom herabgekommenen Adel der Guzman, brachte das Land finanziell vollends herunter. Selbst die löblichen Eigenschaften des Premier konnten den Ruin nicht aufhalten, und als er die Privilegien der Provinzen aufheben und Catalonien auf den Fuß Castiliens setzen wollte, ärntete er die Rebellion und den Abfall Cataloniens an das von seinem Lehrmeister Richelieu beherrschte Frankreich. Der Herzog von Epernon marschirte mit einem kleinen Heere auf Barcelona und die Catalonier erkannten Ludwig XIII. als souveränen Grafen von Barcelona an. Diese Herrschaft dauerte 13 Jahre, von 1640—1653.

Portugal, von Philipp II. im Jahre 1580 annectirt, ergab sich keineswegs seinem Schicksal. Es bildete sich eine Verschwörung zu Gunsten des Johann Braganza, der persönlich den Hamlet-Brutus spielte. Der Plan wurde wie nach der Uhr ausgeführt: am 1. Dec. 1640 erscholl vom Palaste der spanischen Regentin der Ruf: „Es lebe Johann IV.!" und am 15. Dec. wurde der nationale König gekrönt. Die Bündnisse Portugals mit Frankreich, England und Holland brachten zunächst nur moralischen Vortheil; aber Portugal selbst erwies sich mannhaft genug zur Vertheidigung seiner Unabhängigkeit im Kriege von 1644—1646.

Eine Infamie der habsburgischen Politik rief allgemeine Indignation hervor. Der Bruder König Johanns, Eduard Braganza, stand in kaiserlichen Militärdiensten; 1641 wurde er verhaftet und 9 Jahre gefangen gehalten; er starb im Kerker zu Mailand, ohne andere Schuld, als daß sein Bruder an die Stelle des Königs von Spanien getreten war.

Der patriotische König Johann stellte das „restaurirte Portugal" unter den Schutz der „Madonna von der unbefleckten Empfängniß" — auch der Beichtvater der spanischen Königin, der Jesuit Neidhard, ereiferte sich unter Clemens X. und Innocenz XI. für dasselbe heiklige Thema — und regierte bis zum Jahre 1656. Von seinen an Spanien übergegangenen Colonien, auf welche die holländische Republik fröhliche Jagd machte, erhielt Portugal nur Brasilien zurück und behauptete sich auf der Westküste von Afrika. Holland selbst war schon seit dem Waffenstillstand von 1609 für Spanien verloren.

Auch die italischen Nebenländer verursachten der Krone Spanien Kopfzerbrechen genug. Ihren Einfluß auf Mantua und Montferrat hatte sie bereits an Frankreich und Savoyen verloren. Aber auch Toskana, Neapel und Sicilien sollten an die Reihe kommen. Hier werden wir die Hand Mazarin's am Werke sehen.

Im Innern Frankreichs war die Parole: Centralisirung

und Nivellirung gegeben. Die Ständesäle waren geschlossen, in den Provinzen befehligten königliche Intendanten, in den Städten Hofbeamte; die Parlamente oder Gerichtshöfe bezeigten sich für den Augenblick unterwürfig und beschlossen dem Hofe nach dem Munde. Redete doch der Präsident des Pariser Parlaments im Jahre 1631 Ludwig XIII. in einer Kissensitzung folgendermaßen an: „Sire, die Könige sind die sichtbaren Götter der Menschen, wie Gott der unsichtbare König der Menschen ist. Gott inspirirt sie." Mißtraute aber der Cardinal gar den Parlamentsgerichten, so setzte er besondere königliche Tribunale ein.

Den Großen im Lande war der Kopf zurechtgesetzt oder abgeschlagen. Der Rocher de bronze war stabilirt. Selbstverständlich gingen die Abgaben in die Höhe; sie stiegen von 33 Millionen auf 118 Millionen Livres.

Im Anfang hatte Richelieu Ansätze zu einer gerechtern Steuervertheilung gemacht; er empfand die Nothwendigkeit, auch in der Belastung der Unterthanen nach größerer Gleichheit zu streben. Aber der Zwang der politischen Lage, die Dringlichkeit der Bedürfnisse des auswärtigen Departements, trieben ihn, wie früher Sully, zu immer härterer Unerbittlichkeit zurück; der Autokrat huldigte, wohl oder übel, dem Grundsatz, daß die „weinende" Volksmasse am besten zu regieren sei. Die Aufstände in Bordeaux und Toulouse, die Bauernrevolten in Perigord, Saintonge und der Normandie bewiesen freilich das Gegentheil. Mit der werdenden Flotte entstand auch bei dem Cardinal das Verlangen nach größerm überseeischen Besitz. Zu Anfang der 30er Jahre erweiterte er die durch Heinrich IV. begünstigten Ansiedelungen in Canada; unter ihm wurde der Grund zu Quebek gelegt. Schon im Jahre 1626 hatte der Staatspolizeimeister von Frankreich von Rouen aus das berüchtigte Cayenne in Guayana gegründet!

Dieselbe typische Bedeutung wie für den französischen Staat hat Richelieu auch für die französische Literatur. Im Jahre 1635 erhob er eine literarische Privatgesellschaft zur

Académie française. Es war als hätte er sagen wollen: „ein königliches Tribunal für Sprache und Geschmack". **Malherbe** aus Caen in der Normandie entfloh seinem protestantischen Vater, ging an den Hof, besang Ludwig XIII. bei dessen Abreise zur Belagerung von La Rochelle, erklärte, das beste Französisch werde auf dem Marché St. Jean zu Paris gesprochen, eigentliche Franzosen gebe es nur von Laon bis Orleans, und erhob so das Wallonisch-Picardische zur bleibenden Schriftsprache, der er in seinen Oden Muster und Gesetz vorschrieb. Die Gründung der Akademie im Jahre 1635 erlebte er nicht.

Enfin Malherbe vint et le premier en France etc., so feierte später Boileau den Richelieu der französischen „classischen" Poesie. Die Prosa regelten und beherrschten Voiture und Balzac; der heil. Franz von Sales, Titularbischof von Genf, ein geborner Savoyer, ein milder, quietistischer Charakter, der die Schrecken der Hölle in seiner Introduction à la vie dévote verschmähte, bereitete auf Fénélon vor. Richelieu selbst schrieb correct und nicht ohne Emphase.

Die Akademie hatte zum geistigen Rector den Grammatiker Vaugelas, der ihren Sprachcodex in seinen Remarques sur la langue française und im Dictionnaire de l'Académie niederlegte. Zweihundert Jahre lang hat dieses Gesetzbuch geherrscht; erst die Romantiker unseres Jahrhunderts legten Bresche hinein.

Der Cardinal versuchte sich auch in der dramatischen Literatur, und hielt dieses Nebengeschäft, wie das so zu geschehen pflegt, für äußerst wichtig. Er war eifersüchtig auf — Corneille und legte der Akademie den „Cid" zur strengsten Prüfung vor. Im Grunde betonte ihm der Dichter die Individualität noch zu stark, obgleich die drei Einheiten des Ortes, der Zeit und der Handlung so ziemlich der Einheit von Staat, Gesetzgebung und Gericht entsprachen. Die Akademie schlüpfte so glatt als möglich zwischen dem großen

Dichter und dem allmächtigen Patron durch; der Erstere aber profitirte von der Kritik.

Die wahre Kritik des „Cid“ sollte noch lange auf sich warten lassen; nicht zum Wenigsten hat Schack sie gefördert.*) Schack wies zuerst die eigentliche Quelle des Corneille'schen „Cid“ in den Mocedades del Cid von Guillen de Castro nach. Dieser hatte die frühere Liebe des Cid zur Ximene, von der die Romanzen nichts wußten, erfunden. Dann hat Corneille einiges specifisch Spanische unterdrückt, z. B. den hochfahrenden Prinzen Sancho und den heil. Lazarus. Sonst ist alles Gute aus Guillen entlehnt, nur die Süße der Poesie, der feine Hauch des Herzens, fehlt bei dem Franzosen. Dafür tritt ein der declamatorische Pomp, die tönende Phrase, das gesuchte Spiel der Antithesen. Die berühmten drei Einheiten, die erst unter Lessing's Richterbeil fielen, sind im „Cid“ des Corneille bis zur Albernheit beobachtet: die Beleidigung Diego's, der Zweikampf, die Verfolgung und Verheimlichung, die Flucht, die Heldenthaten, der gesetzliche Zweikampf — Alles vollzieht sich am selben Orte innerhalb weniger Stunden! Ximene hat nicht einmal Zeit, den Tod ihres Vaters zu verschmerzen; drei Stunden nachher reicht sie dem Mörder ihre Hand! Die wirklich schönen Stellen sind aus Guillen übersetzt.

Aber dergleichen war die geringste Sorge der jungen Akademie. Die Literatur wie die Politik gingen dazumal auf Correctheit und Pathos aus. Die Correctheit entsprach der Ordnung, das Pathos dem Commando. Insubordination der Großen hatte man an Condé, Rohan, Soubise, Bouillon und Guise erlebt; Unterwerfung unter die Krone von Gottes Gnaden war staatliches wie poetisches Gebot geworden.

Bei der feierlichen Eröffnung der Akademie ließ der Cardinal-Minister seinen König sagen: die Eloquence sei die edelste der Künste. Das ist die goldene Regel der französischen

*) F. v. Schack „Geschichte der dramatischen Poesie in Spanien“, 3 Bände.

Literatur geblieben bis in die opponirende Neuromantik hinein: das rhetorische Element hat Alles durchdrungen, Alles beherrscht.

Und doch wolle man nicht vergessen, daß im Spiele der Antithesen und im rhetorischen Pathos sich noch etwas anderes verbirgt als Autorität und Disciplin. Gewaltige Geister brauchten sich nur derselben Mittel zu bedienen, um dieselbe Autorität zu erschüttern, dieselbe Disciplin zu lockern. Das chaotische 16. Jahrhundert erschien in der neuen Richtung der französischen Literatur völlig abgethan, eine neue Aera eröffnet; aber die Pascal und Descartes lehrten und übten auch die Gewalt der Sprache über die Gemüther, den Stoß der Gegensätze und einer Weltanschauung, die weder mit derjenigen Richelieu's, noch mit der des vierzehnten Ludwig übereinstimmte. Der Bruch mit der politischen Tradition, wie ihn der Cardinal vollzog, konnte dermaleinst auch von unten her bewerkstelligt werden.

Es ist schon schlimm, wenn der Despotismus eine Zeitung gebraucht; das böse Beispiel wirkt ansteckend, das Volk lernt die Macht des gedruckten Wortes kennen. Seit 1631 erschien die „Gazette de France" einmal wöchentlich; der Cardinal und der nicht allzu beschäftigte König waren Mitarbeiter. Dabei sollte es natürlich sein Bewenden haben; die Preßfreiheit bestand in der Freiheit der Regierung, drucken zu lassen was ihr gutdünkte.[1] Aber konnten es nicht Zeitungen sein, so waren es geheimgedruckte, anonyme Broschüren, die den Mittagsschlaf des Cardinals störten. Meist in Paris gedruckt, trugen diese Schriften doch den Druckort „Brüssel" oder eine sonstige niederländische Stadt auf dem Titelblatt. Am Grimmigsten erzürnte ihn die „Milliade" in ca. 1000 Versen, die man jetzt auf Louis d'Epinay, einen Abt in der Champagne, und auf den Grafen d'Estelan zurückführt. Die Satyre hatte so sehr eingeschlagen, daß die Frondeurs sie im Jahre 1652 ohne Weiteres gegen Mazarin verwendeten und blos die Eigennamen zu ändern brauchten.

Die Verherrlicher Ludwigs XIV., bestrebt allen Glanz um das Haupt ihres Idols zu sammeln, haben von den Kunstbestrebungen der Regentin Maria und des Cardinals, ganz besonders von der damaligen Förderung öffentlicher Arbeiten und der Industrie wenig oder nichts gesagt. Und doch baute sich die Regentin den Luxemburg-Palast auf dem linken Seineufer im gemischten französisch-toskanischen Styl, ein Denkmal ihrer eigenen Doppelnatur. Dort malten Rubens und Jordaens die berühmten Bilder aus dem Leben der Königin, die im Louvre am ganz verkehrten Platze sind. Maria v. Medici setzte auch den Bau des Louvre fort, gründete die Savonnerie, die später so berühmte Tapetenfabrik, und legte den botanischen Garten an; unter ihr entstand auch der Anfang des Quartier St. Germain, des aristokratischen Faubourg. Sie hatte an Sublet de Noyer einen förmlichen Minister der öffentlichen Künste.

Richelieu erbaute das Petit-Luxembourg und begann den Bau des Palais-Cardinal, des heutigen Palais-Royal. Er ließ den Nicol. Poussin von Rom kommen, der überhaupt nur zwei Jahre in Paris lebte, während deren er die Louvre-Galerie ausmalte und das Kunstgewerbe befeuerte. Die Industrie in Verbindung mit der hohen Kunst zu setzen, durch ihre Producte Geschmack und Luxus, sowie den Export zu befördern, danach die Zolltarife einzurichten: das war des Cardinals eigenster Gedanke.

In seinem Palais bewirthete und amüsirte der Cardinal den Hof; dort gab er theatralische Vorstellungen, bei denen er oft selbst als Dichter sich betheiligte. Er wußte zu repräsentiren — Ludwigs XIII. Hofhalt war bescheiden gegen den seinigen; 24 bis 36 Pagen aus den vornehmsten Familien warteten auf. Seine Musikcapelle mußte ihn auf Reisen begleiten. Er wechselte zwischen Sänfte und Carosse. Zahlreiche Köche sorgten für seinen und seiner Gäste Gaumen. Er spielte mit Geschick den Herrscher und bestimmte den zukünftigen Geschmack. Seine Vorliebe für Uniformität, Regel und grade Linie

wird am besten durch die Idee bezeichnet, eine Stadt Richelieu nach geometrischem Plane zu bauen.

Sein Vermögen bestand in $2^1/_2$ Millionen Livres, von denen er die Hälfte dem Könige vermachte. Der Herzogstitel ging auf seinen Neffen über, dessen Sohne wir später begegnen werden.

Richelieu war der fleißigste Mann des Königreichs; er schlief des Nachts nur 3—4 Stunden, von 11 Uhr bis 2 oder 3; dann las er die eingelaufenen Depeschen und schlief wieder von 6—8 Uhr Morgens. Er schrieb gut Lateinisch, verstand Griechisch, Italienisch und Spanisch. Den katholischen Cultus beobachtete er in aller Form; dabei steckte er jedoch tief in den Schlingen der Astrologie und Alchymie, wie sein ganzes Jahrhundert. Die confessionelle Religion erfüllte eben die denkenden Menschen nicht mehr durchaus, und die Lücken wurden durch vermeintlich höhere Wissenschaft gestopft. Der Cardinal ließ den Alchemisten Rueil am Stein der Weisen suchen. Daneben errichtete er dann einen besondern Gerichtshof für Falschmünzer, Majestätsverbrecher und Prognostikensteller über Leben und Tod des Königs — ganz wie die römischen Imperatoren, welche eine eigene „gute" Magie betrieben, die „schlechte" dagegen mit den schwersten Strafen heimsuchten. Das laisser aller in moralischer und geschlechtlicher Beziehung hatte Heinrich IV. zu charmant in Schwang gebracht, als daß es seine bedenklichen Kreise nicht hätte immer weiter ziehen sollen. Repräsentiren lassen sich die negativen Eigenschaften eines Volksgeistes, abschaffen nicht. Richelieu war kein Rigorist, wie seine Nichte Mme. Combalet wußte; sagte man ihm doch Absichten auf die Königin Anna nach. Die Moral fällt nicht in die Competenz der Verwaltung. Der Cardinal hatte mit zwei königlichen Weibern genug zu schaffen gehabt, um die Weiberherrschaft zu verabscheuen; aber ihren großen Einfluß auf die französische Gesellschaft vermochte er nicht zu hemmen. Zudem stand die Vormundschaft Anna's vor der Thüre. Der Leichtsinn der Weiber wurde unter Mazarin noch größer als

unter Richelieu. Die Zahl der im Duell Gefallenen, sehr häufig die Opfer weiblicher Coketterie und Wetterwendigkeit, war unter Ludwig XIII. noch bedeutender als unter Heinrich IV. Die Weiber verlegten sich bereits auf die geschminkte Natürlichkeit, bei der die Wegwerfung als Hingebung figurirte; die Männer affectirten ungezwungene Höflichkeit und prahlten mit einer Würde, der das Leben „nicht eine Stecknadel werth" ist.

Wie ein warnender Prophet steht mitten in diesem hereinbrechenden Verderben der geniale Jacques Callot (1594 bis 1635) da. Der grassirenden Emphase gegenüber grub er die Lebenswahrheit auf Kupfertafeln ein. Ist Callot schon überaus wichtig durch die getreue Darstellung zeitgenössischer kriegerischer Zustände und Vorgänge und besonders der Waffen und Costüme; läßt er uns da den Uebergang vom Ritterthum zur praktisch-nüchternen Staatsraison, den vergeblichen letzten Kampf der Individualität mit dem Uebergreifen der nivellirenden Allgemeinheit sozusagen mit Händen greifen, so wird er gradezu classisch durch die Naturwahrheit seiner Schilderungen und durch den befreienden Humor seiner Phantasiestücke. Ist es nicht höchst charakteristisch, daß sich im Angesicht von 50 Kanonen die mittelalterliche Sturmhaube hoch mit Federn blähte; daß der Küraß, die Arm- und Beinschienen gleich alten Gespenstern aus Rüstkammern umgingen? Dagegen beginnt dann der Stulpstiefel mit über's Knie verlängerter Hose, der aufgekrempte weiche Schlapphut, der Carabiner und die Ständerbüchse den unwiderstehlichen Uniformirungszwang.

Wie grausamlich getreu sind Callot's Misères et malheurs de la guerre! Welche Plünderungs-, Schändungs-, Mord- und Marterscenen! Die Justificirung fehlt auch nicht; die Lotterbuben hangen zu Dutzenden an den Bäumen, werden füsilirt, verbrannt, gerädert. Dann hinken Krüppel ins Spital oder betteln umher, und die noch immer wüthenden Bauern schlagen sie mit Dreschflegeln todt. So gestochen im Jahre

1633. Der Humor des gesunden Künstlers aber gipfelt in einer Reihe von dramatischen Scenen, die dem feinsten Charakterlustspiel zu Grunde gelegt werden könnten und die eine wahrhaft Molière'sche Laune verrathen.

Schließen wir mit zwei Urtheilen von Zeitgenossen über den Begründer der französischen Einheit. La Rochefoucauld charakterisirt ihn also: „Der Cardinal Richelieu dankte seine Erhebung einzig der Königin-Mutter. Sein Geist war durchdringend und weitsehend, seine Gemüthsverfassung herb. Er war kühn in seinen Plänen, schüchtern für seine Person. Er wollte des Königs und seine eigene Autorität festsetzen, indem er die Hugenotten und die großen Adelshäuser Frankreichs zu Grunde richtete; dann gedachte er Oesterreich anzugreifen, um eine für Frankreich so bedrohliche Macht herabzudrücken. Alles, was sich seinem Willen nicht fügte, ärntete seinen Haß; er berücksichtigte keine Gränzen in der Erhöhung seiner Creaturen und der Vernichtung seiner Feinde."

Offenbar legt La Rochefoucauld, nach seiner Art, zu viel Gewicht auf rein persönliche Motive.

Der gewiegte Cardinal von Retz, die Seele der „Fronde", äußert sich folgendermaßen: „Aus allen Dummheiten und Leidenschaften der schlechten Parteien in Frankreich, aus der Schwäche des deutschen Kaiserthums und der Unfähigkeit Spaniens bildete Richelieu ein Capital, welches er zu dem Zwecke einer unbeschränkten Monarchie verwendete."

Der Cardinal hat sich selbst in folgenden „Maximen" gezeichnet: „Unvorsichtig und unglücklich ist Eins. — Nie kann man zu vorsichtig sein und zu viel Sicherheit suchen. Man muß stets zwei Sehnen am Bogen haben, immer mehr vorbereiten als man erreichen kann. — Ich wage nichts, ohne reiflich überlegt zu haben; habe ich aber meinen Entschluß gefaßt, so gehe ich auf's Ziel los, stürze Alles um, mähe Alles nieder, und bedecke Alles mit meinem rothen Rock."

Der Cardinal Mazarin. — Blaise Pascal.

Am 19. April 1642 ernannte Ludwig XIII. einen Regentschaftsrath für seinen 5jährigen Sohn, bestehend aus der Königin Anna, dem Herzog von Orleans, dem Prinzen von Condé und dem Cardinal Mazarin. Am 14. Mai starb der König, fünf Monate nach Richelieu. Die Königin, im Bunde mit den ehrgeizigen Großen, warf das Testament um, nahm in einer Kissensitzung des Parlaments die vormundschaftliche Regierung in die Hand, ernannte den uns hinlänglich bekannten Orleans, der früher ihr Augenmerk gewesen war, zum Statthalter sämmtlicher Provinzen, und Mazarin zu ihrem Premierminister. Dieser war dem verstorbenen Könige schon lieber gewesen als Richelieu, hatte ihm auch versprochen, für die Aufrechthaltung des Testaments zu sorgen, zugleich aber der Königin entgegengesetzte Versprechungen gemacht und sich dann bei Seite gedrückt. Nach dem Tode Ludwigs erschien er nicht mehr im geheimen Rathe und bat dann um seine Entlassung. Abgesprochen oder nicht, Mazarin wurde Premierminister, der Nachfolger Richelieu's.

Auch Mazarin trug den rothen Rock, mit dem er vieles bedecken mußte; ebenso Schnurr- und Knebelbart. Aber Kleider und Frisur machen doch nicht ganz den Mann. Wir haben sein Portrait von Champaigne und von Nanteuil: er ist ein schöner Mann; unter dem rothen Käppchen quillt ein reiches schwarzes Haar hervor; die Augen sind groß und feucht, die schöne Stirn läuft in einer Adlernase aus; der Ausdruck der

Physiognomie ist ein mildes Feuer. Schlauheit paart sich in diesem Gesicht mit Sinnlichkeit; dieser Kopf scheint voller Expédients, aber ohne einen großen, herrschenden Gedanken. Es ist etwas vom Glücksritter in ihm, wie es die Cardinäle aus den Abruzzen mitbringen.

Der italienische Richelieu war nicht nur ein Italiener, sondern auch als spanischer Unterthan geboren. Er und die spanische Anna haben den spanischen Rosenkranz weiter zerpflückt. Auch die Königin Anna hatte große schöne dunkle Augen und ein reiches kastanienbraunes Haar. Sie war der zärtlichen Regungen voll, hatte sich leidenschaftlich in den englischen Herzog von Buckingham verliebt, vielleicht den Cardinal Richelieu nicht gleichgültig angesehen; eben stand, bis auf Weiteres, der Herzog von Beaufort, das Haupt der „Importans", in ihrer Gunst. Wer aber glaubte, die Frau hätte vom Kriege nicht gestört sein wollen, die Spanierin sei rasch zum Frieden mit ihrem Heimathlande geschritten, der täuschte sich. Die Königin-Regentin war Französin geworden.

Im Jahre 1630 erschien der 28jährige Giulio Mazarini in Lyon bei Richelieu, der eben mit einer Armee nach Italien zog, mit Friedensvorschlägen von Seiten Spinola's und des Herzogs von Savoyen. Er hatte ursprünglich die Rechte studirt, war dann Capitän beim Papste gewesen und hierauf Theologe geworden. Richelieu, der Gefallen an dem jungen Mann gefunden hatte, ließ ihn nicht aus den Augen und nahm ihn 1639 in französische Dienste. Auf Verwendung des Königs, seines Gönners, erhielt er 1641 den Cardinalshut. Er war also grade reif zur Nachfolge.

Die Zustände Frankreichs waren nach Innen wie nach Außen gefestigt; Mazarin hatte zwar mit einer Regentin zu schaffen, wie Richelieu; aber der kleine König redete noch lange nicht drein, brauchte nicht einmal trainirt zu werden wie sein Vater. Elsaß sammt Breisach war in französischen Händen; Turenne und Condé führten Krieg jenseits der Gränzen; waren sie in Deutschland nicht besonders glücklich, so machten

sie doch den Kaiserlichen viel zu schaffen; Catalonien diente als Faustpfand gegen Spanien; Condé erfocht noch im Jahre 1643 den glänzenden Sieg bei Rocroy in den spanischen Niederlanden und eroberte drei Monate später auf Mazarins Befehl Thionville oder Diedenhofen, das als Schanze gegen Luxemburg diente. Die Position des Cardinal-Ministers war also nach allen Seiten eine glänzende.

Aber dem Italiener fehlte der feste Entschluß, die durchfahrende Rücksichtslosigkeit seines französischen Vorgängers, das was Gustav Adolf die Mascula consilia genannt hatte. Allerdings schadete ihm auch sein ausländischer Ursprung. Wo Richelieu unschädlich machte, da unterhandelte Mazarin, und wo Richelieu unterhandelte um zu düpiren, da wurde Mazarin oft selbst die Düpe. Den Parteien in Frankreich, die den Kopf aus dem Richelieu'schen Joche gewaltig emporreckten, machte er Zugeständnisse, um sie zu begütigen und zu versöhnen; aber zweimal mußte er die Sühne persönlich auf sich nehmen. Wenn er schließlich triumphirte, so geschah es durch Geschmeidigkeit. Richelieu stahl sich in die Gunst der Maßgebenden, um Alle zu beherrschen; Mazarin mußte sich immer wieder in seine Position hineinschleichen. Richelieu konnte gehaßt werden und wurde gehaßt; Mazarin setzte sich nicht selten der Verachtung aus.

Um den Krieg gegen Spanien und den Kaiser zu führen, brauchte der Cardinal nicht nur Armeen und Feldherren, sondern auch Geld. Dieses nahm er von den Steuerpächtern, welche sich an den Steuerzahlern durch den vierfachen Betrag erholten. Oben sah man durch die Finger, die misera plebs, der Bürger und Bauer, mußten herhalten. Die Steuer in Geld war seit Sully von 2 auf 60 Millionen gestiegen, die ausgepreßte Bevölkerung nur durch Soldaten im Zaume zu halten. Die letzte Unabhängigkeit der Gesinnung im Lande bewahrte das Pariser Parlament, welches bei Steuererhöhungen nicht zu umgehen war. Unter diesem Beamtenadel fanden sich noch ehrenhafte Charaktere, Männer, die einer sittlichen Ent-

rüstung fähig waren: so die Präsidenten Molé und Bavillon, der Rath Broussel und der Generaladvocat Talon. Sagte doch der Letztgenannte der Königin Anna im versammelten Parlament: „Es bleibt Ihren unglücklichen Unterthanen nichts als die Seele, weil diese noch nicht versteigert werden konnte.“ Das Elend der Bevölkerung hatte die größte Unsicherheit zur Folge. Es existirte zu dieser Zeit in Paris ein Royaume des truands, ein „Königreich von Vagabunden“, gegen das die furchtbarsten Gesetze erlassen wurden. Aber das Parlament, in Paris wie in den Provinzen, war eine feudale und privilegirte Gerichts- und Controllbehörde; trat es für irgend etwas in die Schranken, so geschah dies immer zugleich für seine eigene Stellung, nicht selten für seine finanziellen Competenzen. Dazu kam, daß sich in den Vierziger Jahren das Parlament durch seinen Namen und die große Rolle des englischen Parliaments verleiten ließ, „legislative Gewalt“ zu spielen und die Eintragung der Steueredicte zu verweigern. Der junge König, erklärte es, könne keine Kissensitzung halten; man wehrte sich gegen Mazarins Willkür. Der oberste Rechnungshof, der Steuerhof, der große Rath und das Parlament thaten sich reichsständisch zusammen. Das improvisirte Parlament verlangte: „Herabsetzung der Taille oder Kopfsteuer um ein Viertel, Prüfung der seitherigen Finanzverwaltung, formelles Steuerbewilligungsrecht, Abschaffung der königlichen Kissensitzungen, Mittheilung der Verhaftungsgründe binnen 24 Stunden (Habeas Corpus), ordentlichen Rechtsgang, Beseitigung der außerordentlichen Gerichtscommissionen. Die Forderungen waren vortrefflich, das Forum leider incompetent.

Das Pariser Volk, immer regierungsfeindlich, tumultuirte vor dem Palaste des Königs und des Ministers. Es war in den Jahren 1646 und 1647 — der westphälische Friede dem Abschluß nahe —, Mazarin ließ seinen Finanzintendanten Emery fallen, die Taille oder Kopfsteuer wurde abgeschafft. Mazarin gab nach. Nur vor der Habeas-Corpus-Akte wußte er sich herzudrücken.

Von den Armeen liefen glänzende Nachrichten ein: Cremona war genommen, Tortosa desgleichen, Condé siegreich in Ypern eingezogen. Als Condé am 21. August 1648 den Sieg bei Lens davongetragen, hielt Mazarin es für möglich, dem Parlament einen tödtlichen Schlag zu versetzen. Der Präsident Blancmesnil und der Rath Broussel wurden verhaftet. Als jedoch Paris murrte, gab er die Gefangenen wieder frei. Die Regierung erklärte sich bankerott, Paris gerieth in Aufruhr, die Regentin entfloh am 6. Januar 1649 mit dem jungen König und dem Minister nach St. Germain, von wo sie ganze Bonbonsschachteln süßester Versprechungen in ihr liebes Paris hineinwarf: Zollschutz für Pariser Artikel — für die Bürger; Einstellung der einträglichen Aemterschöpfung und der lettres de cachet gegen Beamte — für die Bureaukraten; Abschaffung der Ausnahmsgerichte — für alle Bedrohten. Am 8. Januar aber schon erklärte das Parlament den Cardinal für einen „Feind des Vaterlandes". Sah es nicht gerade aus, als ob man englische Revolution spielte; war nicht auch Strafford schon gefunden?

Leider bestand die Opposition nicht aus Puritanern, die sich im Nu in Eisenrippen verwandelten; die spöttische Bezeichnung, die ihr die Regierung gab, sollte sich bewähren. Die Straßenjungen, die in den Festungsgräben mit der Schleuder spielten, und die immer wieder kamen, so oft man sie auch verjagte, hießen frondeurs. Danach wurde die politische Opposition unter Mazarin benannt. Die Führer waren egoistische Krakehler, die nur das Ihrige suchten, sich von einer Seite auf die andere warfen, heute vereinigt, morgen gegeneinander kämpften, sich kaufen und betrügen ließen. Esprit war genug vorhanden — man denke nur an den Cardinal von Retz und die Herzogin von Longueville, die Schwester Condé's, die den männlichen Blaustrumpf Victor Cousin noch auf seinen alten Tag zur Verherrlichung verführte. Aber Charakter und fester Plan fehlten der ganzen frondirenden Gesellschaft. Buckle hat sie drastisch mit den heroischen Par-

venus der englischen Revolution, mit den Schneidern und Bierbrauern von Gottes Gnaden zusammengestellt, wo sie dann in ihrem windigen Nichts erscheinen. Es ist ein historischer Irrthum, hier von den Principien des Jahres 1789 zu reden; diese Opposition konnte zu Paaren getrieben werden, sie verkroch sich vor einem resoluten Quos ego.

Paul de Gondi, Coadjutor des Erzbischofs von Paris, später Cardinal von Retz, hatte es auf Mazarin's Stelle abgesehen. Als in Paris Barricaden entstanden, spielte er zuerst den Vermittler und ging dann zur Fronde über. Mazarin floh damals mit dem Hofe aus der Hauptstadt. Außer dem Coadjutor stellten sich der Prinz von Conti, Condé's Bruder, der Herzog von Longueville, sein Schwager, die Herzöge von Bouillon und Beaufort der Fronde zur Verfügung. Die Parlamente der Normandie und der Bretagne, der Provence und des Languedoc erließen Zustimmungs-Erklärungen. Turenne, der Bruder des Herzogs von Bouillon, rückte mit Truppen heran. Am 11. März 1649 kam der Vertrag von Ruel zwischen der Fronde und der nachgiebigen Königin zu Stande. Mazarin machte die Truppen Turenne's abspenstig, Turenne floh. Am 18. August kehrte die Königin mit Mazarin nach Paris zurück. Richelieu war niemals geflohen.

Der Frieden von Münster und Osnabrück war geschlossen. Condé stand zur politischen Disposition. Ludwig, Herzog von Enghien, der Sohn Heinrichs II. von Condé, war 1621 geboren, schlug am 19. Mai 1643 mit 22 Jahren die Schlacht bei Rocroy, eroberte am 20. August desselben Jahres Thionville, besiegte 1644 den bayerischen General Mercy, wurde 1647 von dem eifersüchtigen Mazarin nach Catalonien geschickt, kehrte 1648 zurück, nahm Ypern in Flandern und siegte am 20. August bei Lens. Das ist der „große Condé". — Er war von hoher Statur, durchdringendem Blick, bewies im Kugelregen das kälteste Blut und stürzte sich in's wildeste Gedränge. So herrlich der Militär, so schlecht war der Politiker. Seine störrische Selbstsucht verdarb hier alles. Beide Parteien rissen

sich um ihn. Mazarin konnte ihm nicht genug bieten. Der stolze Degen verlangte zu viel, um seinem Könige zu gehorchen! Da verbündete sich Mazarin mit der Fronde, die Königin empfing den Coadjutor. Mazarin, als guter Polizist, lockte den Prinzen von Condé in die Falle und ließ ihn am 18. Januar 1650 sammt seinem Bruder Conti und seinem Schwager Longueville verhaften. Die interessante und intrigante Herzogin von Chevreuse hatte aus Haß gegen die verbuhlte Herzogin von Longueville zu dieser Gewaltthat gereizt. Man sieht, das Ganze war ein Bürgerkrieg der Jupons.

Der Coadjutor Gondi-Retz ging für eine Weile in's königliche Lager. Die Herzogin von Condé aber, eine Nichte Richelieu's, stellte sich zu Bordeaux an die Spitze der Empörung; Turenne rückte gegen Paris, wurde jedoch bei Rethel am 15. December geschlagen. Da riefen die rebellischen Schleuderer Spanien um Hülfe an. Der Herzog von Orleans, der von Beaufort, selbst der Coadjutor fielen von der königlichen Sache ab. Condé mußte in Freiheit gesetzt werden, Mazarin das Weite suchen (Febr. 1651). Er floh nach Brühl bei Köln und agitirte von dort aus — zum andern Male auf der Flucht.

Condé war Herr des Plans, er konnte die Regentin zu Allem zwingen, selbst zur Berufung der Generalstaaten. Aber die Parlamente, die schon Heinrich IV. als Schutzwehr gegen die Reichsvertretung benutzt hatte, fürchteten nichts mehr als ihre Privilegien einzubüßen. Und dann gebührte die erste Stelle dem Herzog von Orleans, nicht dem Prinzen von Condé. Diesem wieder war der Coadjutor bedenklich*). Unterdeß

*) Der Gegensatz zwischen dem hochfahrenden Aristokraten und dem geschmeidigen Politiker ergiebt sich mit vollendeter Deutlichkeit aus folgender Apostrophe des letztern an den erstern: „Ist das Parlament nicht das Idol der Völker? Ich weiß, daß Sie es für nichts achten, weil der Hof bewaffnet ist; aber mit Ihrer Erlaubniß sage ich Ihnen, daß man diese Leute hoch anschlagen muß, sobald sie sich selbst für Alles halten. Sie fangen schon an, Ihre Armeen für nichts zu achten, und das Unglück ist,

ließ Mazarin aus der Ferne alle Minen springen, um Condé bei der Regentin zu verdächtigen. Anna cajolirte die Fronde, versprach dem Coadjutor den Cardinals-Hut und ließ 1652 den 14 jährigen Ludwig vom Parlamente für mündig erklären.

Condé war beseitigt, er pflanzte daher die Fahne des Aufruhrs zu Bordeaux auf und sammelte ein Heer; aber das Parlament frondirte nicht nur gegen Mazarin, sondern erklärte sich auch gegen Condé. Mazarin erschien im königlichen Lager des Grafen von Harcourt, mit ihm Turenne, der jetzt königlich geworden war. Das Parlament erklärte Mazarin für einen Hochverräther und setzte 50,000 Livres auf seinen Kopf. Condé schlug die Königlichen und nahm auf ein Haar den König selbst gefangen. Als er auf Paris marschirte, erklärte sich das Parlament gegen ihn; Turenne besiegte ihn bei Etampes. Am 2. Juli 1652 entbrannte der Kampf zwischen den beiden Kriegshelden in der berühmten Pariser Vorstadt St. Antoine, 2000 Todte lagen auf dem Platze.

Condé mußte weichen, aber die Thore von Paris waren geschlossen. Die Herzogin von Montpensier — wieder eine Frau — die Tochter des Herzogs von Orleans, setzte die Oeffnung der Thore für den geschlagenen Condé durch; Condé wurde Meister der Stadt. Der Pöbel demonstrirte zu seinen Gunsten, das Parlament ernannte ihn zum Oberbefehlshaber, den Herzog von Orleans zum Generallieutenant des Königreichs. Die Bürgerschaft von Paris aber unterhandelte mit dem Könige. Da warf sich Condé den Spaniern in die Arme. Er wurde geächtet, der Coadjutor gefangen gesetzt. Endlich, als das Parlament den König zur Rückkehr eingeladen hatte, holte der junge Ludwig XIV. in Person den Cardinal-Minister feierlich nach Poitiers, dem damaligen Hofsitz ein, wo dieser am 3. Febr. 1653 seinen Triumpheinzug hielt.

daß ihre Macht in ihrer Einbildung besteht; man kann in Wahrheit sagen, daß sie im Gegensatz zu allen andern Mächten, wenn sie auf einen gewissen Punkt gekommen sind, Alles können, was sie zu können glauben."

Wie sticht da Mazarin gegen Richelieu ab! Und wo ist in allem dem das geringste Anzeichen von einer entschiedenen Politik, von reformatorischem Ernst? Die Gegensätze, die auf einander prallten, gehörten durchaus der Vergangenheit an; Alle suchten sie nur den besten Platz an der Sonne für sich; im Grunde verlangten Alle nach einem Herrn, der sie reichlich dotiren würde. Dieser Herr wuchs heran.

Als Mazarin nach alter Gewohnheit die Steuerschraube wieder ansetzte und das Parlament gegen die Kissensitzung protestirte, erschien der 17jährige König im rothen Leibrock und grauen Hut, in hohen Stiefeln, die Reitpeitsche in der Hand, im Parlament: die Herren da hätten nur Vorstellungen zu machen, sonst aber zu gehorchen. Widerspänstige Räthe wurden exilirt, die Macht des Parlamentsadels war gebrochen, 1655.

Was wurde aus der kunterbunten Opposition des feudalen und Beamten-Adels, aus der Fronde? Turenne war zum Gehorsam zurückgekehrt; Condé, am 21. März 1654 als Hochverräther zum Tode verurtheilt, irrte mit seiner stolzen Gemahlin in Spanien umher; seine Schwester Longueville ging in's Kloster Port-Royal, sein Bruder Conti söhnte sich mit dem Hofe aus und heirathete eine Mancini, eine der fünf Nichten Mazarin's, die alle an blaues Geblüt kamen. Retz ließ sich begnadigen, zog sich nach Rom zurück und starb als Abbé von St. Denis (1679). Versunken und vergessen! Und da wäre jemals das Zeug zur Herstellung eines Rechtsstaates, zu constitutioneller Reform gewesen? Der übrige Adel lernte bald apportiren, kroch zu Kreuze und ging allerunterthänigst zu Hofe, wo wir ihn finden werden.

Sobald Mazarin es blos mit dem Auslande zu thun hatte, befand er sich im richtigen Fahrwasser. Er verstand trefflich das Schüren in fremden Ländern, das Aufhetzen der Unterthanen gegen ihre Tyrannen; natürlich wurde den Ersteren kein Versprechen gehalten, nur die Letzteren sollten in Verlegenheit gesetzt werden. So hetzte er 1646 die Sicilianer und

Neapolitaner zum Aufstande, nachdem die Franzosen den Stato degli presidj an der toskanischen Küste erobert hatten. Unter dem schmählichsten Steuerdruck, der die leeren Cassen in Madrid füllen sollte, brach am 20. Mai 1647 der Aufstand in Palermo aus; das Volk ward Meister der Stadt. Der Vicekönig Don Fajardo de los Velez floh in's Castel a Mare. Da stellte sich der sicilianische Adel auf die Seite der Regierung, der Volksführer Giuseppe Allesi oder da Lesi erlag im Kampfe und der Nachfolger des vor Kummer gestorbenen Vicekönigs, Cardinal Trivulzio, stellte die Ordnung in grausamer Weise her. Mazarin rührte sich nicht. — Nicht besser ging es der bedeutenderen Revolution in Neapel, die im Juli 1647 unter dem durch Romantik und Musik so unkenntlich gemachten Fischer Thomas Aniello (Masaniello) ausbrach. Nichts war berechtigter als der Kampf gegen die sogenannten indirecten, in der That aber sehr directen Auflagen auf Lebensmittel, die Marktsteuer oder gabella. Das Volk rief zu Anfang in ungekünstelter Naivität: Fuori le gabelle, evviva il Re! Der Statthalter, Herzog de los Arcos, hatte, wie der sicilianische, nur den Adel auf seiner Seite. Er sah sich genöthigt, mit dem Haupte der Volksgemeinde zu unterhandeln und schloß einen förmlichen Vertrag mit ihm ab. Nachdem ein Mordanfall auf den armen Fischer mißlungen war, suchte man ihn beim Volke zu verleumden. Der Herzog nahm ihn in seine Kutsche, wodurch er in Mißcredit gerieth. Als es um seine Reputation geschehen war, ließ ihn der Vicekönig am 16. Juli 1647 in der Carmeliterkirche durch vier Schüsse niederstrecken.

Jetzt erhob sich das Volk von Neapel zum andern Male und erzwang am 2. September eine neue Capitulation. Da erschien der zweite Don Juan d'Austria, ein Halbbruder Philipps IV., mit 22 bemannten Kriegsschiffen. Nach zweitägigem Straßenkampf waren die Truppen besiegt und die Republik wurde proclamirt. Held des Volkes war diesmal Gennaro Annese.

Jetzt mischte sich ein ganz unberufener, unleidlicher Prä-

tendent ein, der Herzog Heinrich Guise, in dessen Komödiantenkopf die Rolle des schweigsamen Oraniers spukte. Es war ihm nicht einmal recht, daß die Neapolitaner den König von Frankreich um Hülfe angingen. Freilich langte auch die französische Flotte im Winde an und ging vor dem Sturm von dannen. Annese aber, des lothringischen Prinzen überdrüssig, knüpfte geheime Verbindungen mit den Spaniern an und ließ ihre Truppen in die Stadt. Der Herzog wurde etliche Jahre gefangen gehalten, Annese aber zum Dank hingerichtet.

Mazarin ließ auch geschehen, daß Catalonien, welches sich schon 1640 Frankreich in die Arme geworfen hatte, der spanischen Rache anheimfiel. Der Zweck, den Spaniern momentan Hindernisse zu bereiten, war ja erreicht.

Die organisirte Macht der Spanier, in Verbindung mit ihrer rücksichtslosen Perfidie, blieb Herrin über die ungeregelte naive Volkskraft: aber das System des zweiten Philipp wackelte doch eben überall. Und schon waren die Tage von halb Flandern und der Freigrafschaft Burgund gezählt. Le chapelet d'Espagne défilait . . .

In Deutschland handelte es sich seit 1654 um die Thronfolge im Reiche, da der älteste Sohn Ferdinands III., der im vorhergehenden Jahre zum römischen König gewählt worden war, plötzlich starb.

Mazarin suchte sofort die Karten zu mischen. Als der Kaiser nun selbst 1657 starb, ohne daß ein römischer König vorhanden war, als Bayern und die Pfalz, die 7. und die 8. Kur, sich wegen der Reichsverweserschaft in die Haare geriethen, da blühte Mazarin's Weizen. Mit Schweden vereint, arbeitete er gegen den zweiten Sohn Ferdinand's III., den späteren Leopold I., und befürwortete einen Frankreich ergebenen Fürsten. Als aber die Protestanten Unrath witterten und hinter der Maske Ludwig XIV. als Kaisercandidaten vermutheten, wählten sie mit den Katholiken Leopold zum Kaiser. Sofort, noch im Jahre 1658, stiftete der Cardinal den „Rheinischen Bund" zwischen den drei geistlichen Kurfürsten, Bayern, Hessen,

Braunschweig=Lüneburg und Schweden. Der Receß besagte, daß auch Frankreich in den Bund aufgenommen sei; Jedermann verstand, daß dem Kaiser der Weg zu den von Frankreich neugewonnenen Ländern verlegt werden sollte. War doch in die Wahlcapitulation Leopold's I. die Bestimmung des Westphälischen Friedens wieder aufgenommen: der Kaiser dürfe den Spaniern in Flandern nicht zu Hülfe kommen.

Ganz im Sinne Richelieu's behandelte Mazarin das ketzerische England, trotzdem daß der Erz=Hugenott Cromwell am Ruder der Republik stand. Die Stuart's wurden aus Frankreich verwiesen und im März 1657 kam das erste Bündniß zwischen den Westmächten zu Stande. 6000 Engländer „in neuen rothen Röcken" landeten auf der französischen Küste und erregten das Staunen des jungen Königs Ludwig. Sie schlossen sich an die 20,000 Mann, welche Turenne führte. Object der Expedition waren die drei Küstenstädte Gravelingen, Mardyk und Dünkirchen; die beiden letztern für England, dessen Flotte das Meer beherrschte, das erstere für Frankreich. Als die Franzosen die vereinigten Truppen im Innern des Landes gegen Montmédy und Cambray verwendeten, anstatt die Häfen zu nehmen, schrieb Oliver einen Brief an seinen Gesandten Lockhart in Paris, mit dem stricten Auftrage, dem Cardinal den Kopf zurecht zu setzen, und nun ging es sofort gen Mardyk und Dünkirchen. Noch im Jahre 1657 wurde Mardyk genommen und am 14. Juni 1658 wetteiferten die englischen mit den französischen Truppen in der Schlacht auf den Dünen, deren Preis Dünkirchen war. Dünkirchen wurde englisch, Dixmuyden, Gravelingen, Oudenarde, Ypern kamen in französische Hände.

Da wurde Philipp IV. mürbe und erbot sich zum Frieden. War doch dieser 24jährige Krieg selbst so heruntergekommen, daß sich zuletzt nur noch zwei Franzosen gegenüber standen, die beiden Kämpen aus dem Faubourg St. Antoine: Turenne auf französischer, Condé auf spanischer Seite. Auf der Fasaneninsel des Bidassoaflüßchens — die Unterhändler

konnten sich, jeder auf nationalem Grunde stehend, umarmen — kam der sogenannte „Pyrenäenfriede" zu Stande, 1659. Frankreich behielt seine Eroberungen in Flandern und bekam noch Avesnes, Philippeville und Marienburg dazu. Nach Spanien zu bildeten fortan die Pyrenäen die Gränze, Catalonien war schon seit 1652 für Frankreich verloren; nur die Grafschaft Conflans im Gebirge kam zu Frankreich. Condé wurde amnestirt und zum Statthalter von Burgund gemacht. Der Herzog Karl von Lothringen durfte in sein Land zurückkehren, mußte jedoch mehrere Plätze abtreten, die Befestigungen von Nancy schleifen und den Franzosen eine Etappenstraße in den Elsaß einräumen. Die Einverleibung erfolgte 75 Jahre später.

Mazarin konnte sich in der That mit diesem Vertrage sehen lassen. Am stolzesten aber war er auf den Artikel, welcher die Tochter Philipp's IV., Maria Therese, seinem Könige zur Braut gab. Der spanische Minister, Don Luis de Haro, der Nachfolger des Herzogs von Olivarez, machte allerdings Umstände wegen der Erbschaftsrechte der Prinzessin auf Spanien; er verlangte feierlichen Verzicht. Frankreich gab Alles zu, mit dem geheimen Vorbehalte, daß kein Vertrag einem Grundgesetze des Reiches Abbruch thun könne. Ludwig XIV. hatte zu der spanischen Prinzessin ein saures Gesicht gemacht, weil auch er in eine Mancini verliebt war; aber Onkel Mazarin lehrte ihm, wie Richelieu seinem Vater, die Raison d'Etat.

Am 28. Februar 1661 erst wurde der Pyrenäenfriede ratificirt. Neun Tage nachher starb der Cardinal, gleichsam als habe er auf der Welt nichts mehr zu thun. Er hatte Manches für Frankreich geleistet und sich selbst nicht vergessen; er hinterließ 20 Millionen Livres. Der Kunst starb ein Patron in ihm; die Wissenschaft verdankt ihm die Bibliothèque Mazarine, deren Oberbibliothekar Gabriel Naudé war, der Verfasser der „Apologie der großen Männer, so der Magie verdächtigt wurden", von dem der höchst competente P. Bayle

urtheilte: er sei l'homme de France qui avait le plus de lecture, „der belesenste Mann Frankreichs“!

Mazarin selbst glaubte an Zauberei, er hatte den Bischof von Evreux ausdrücklich wegen seines Eifers gegen die Hexen belobt.

Die 18 Jahre von Mazarin's Regierung waren nicht dazu angethan, die künstlerische Production in Frankreich zu fördern, dem schöpferischen Genius eine wohnliche Stätte zu bereiten. Was unter Richelieu begonnen hatte, das konnte sich höchstens fortsetzen, und so lassen wir denn Corneille sich auswirken, um ihn erst unter der Sonne von Versailles weiter zu prüfen.

Die ganz verstandesmäßige Richtung der Poesie in ihrem Kampfe mit den letzten Velléitäten freier Phantasie füllt die beiden Cardinalsären aus; der Zwiespalt zwischen den Excentricitäten der Nachfolger Ronsard's und der kritteligen Sylbenstecherei der Malherbianer währte von 1627—1660. Das Verstandesmäßige, Präcise, Klare, Akademische, welches der Poesie übel zu statten kam, wirkte um so fördernder auf die Prosa ein. Aus der Cardinalszeit stammt jenes Französisch, welches sich der gesammten Diplomatie bemächtigt und die Sprache Frankreichs zur Weltsprache erhoben hat. Der Deutsche namentlich verdankt dieser Sprache bis in die neueste Zeit größere Klarheit der Exposition und durchsichtigeren Satzbau. Hier ist mit der Anerkennung um so weniger zu geizen, je fremder uns die Abzirkelung des gezählten Verses und die kalte Begeisterung der Poeten anmuthen. Sagen wir daher ein Wort von den bei Richelieu erwähnten Gründern der neuen französischen Prosa.

Jean Louis de Balzac (1594—1654) aus Angoulême wird der „Malherbe der Prosa“ genannt, auch der „Kaiser unter den Rednern“. Er schrieb Briefe, die aber zu Excursen und Essais sich ausdehnten, und Betrachtungen über Menschen

und Dinge enthielten. Richelieu, den er mit vollen Backen pries, bewunderte ihn dafür, und drückte durch sein Lob den Stempel auf den werdenden „akademischen Styl“. Der absolutistisch-katholische, aber wohlgemessene Schwung des Bischofs Bossuet bildete sich da heran.

Der zweite Prosaiker, der ebenfalls noch unter Mazarin abschloß, war Voiture (1598—1648). Er repräsentirt die zweite Seite der französischen Prosa, den Ton der Causerie. Die Causerie ist die Verbindung zwischen der Akademie und dem Salon, beides echt französische Institutionen, so französisch wie ihre Verbindung. Die „Briefe“ Voiture's sind die gewölbte Brücke vom Tempel der „40 Unsterblichen“ zum Hôtel Rambouillet; indem sie die Damen zum Mitreden in der Literatur und Kunst anleiteten, proclamirten sie indirect den großen und übergroßen Einfluß des weiblichen Geschlechts auf Gesellschaft und Staat, der diese und die folgende Periode der französischen Geschichte charakterisirt.

Mazarin hätte kein Italiener sein müssen, wenn er versäumt hätte, die Verbindung oder Verkoppelung von Poesie und Musik, welche so geheimnißvoll-verlegen „Oper“ oder das „Werk“ genannt wird, aus seinem Heimathlande nach Frankreich einzuführen. Seitdem sich zu Chor und Gesang das verbindende Recitativ gesellt hatte, um das Jahr 1600, war das „Werk“ fertig und machte „Furore“. In Venedig allein wurden von 1637—1680 350 verschiedene Opern aufgeführt. In dem erstgenannten Jahre brachte Mazarin die Oper nach Paris. Wenn all' das damals Gesungene nur noch historisches Interesse hat und blos den Geschichtschreiber der Tonkunst beschäftigt, so hat dieses Wesen doch für uns die große Bedeutung, daß mit der Religion auch die Musik verweltlicht wurde. Die Oper begrub die Kirchlichkeit der Musik, ja vertrieb allmählich die kirchliche Musik aus ihrem eigenen Hause, aus der Kirche, wovon man sich noch zur Stunde in Italien überzeugen kann.

Auch in der bildenden Kunst ging ein ganz ähnlicher

Proceß vor sich, der nur verstanden sein will. Das religiöse Element, welches in der Plastik die Würde der strengen Form, die göttliche Ruhe der Gestalt genannt werden kann, war zwar schon im Cinquecento durch das Charakteristische Michel Angelo's gestört worden und aus Giovanni da Bologna's „Sabinerinnen" schmachtet uns bereits das Malerische entgegen. Wie sollte sich dieser Uebergriff aber erst im 17. Jahrhundert ausbilden! Die Gewandstatuen drückten die reine Form gewaltsam nach Innen, die Draperie rief förmlich nach dem Pinsel, ja die Gewänder rauschten musikalisch im Winde. Welche virtuose Mache lebt in Lorenzo Bernini (1598—1680); aber was ist seine von Apoll verfolgte Daphne anders als ein schönes Gemälde in Marmor, bei dem uns nur der Marmor genirt, den wir gern mit beiden Armen in die Fläche eindrücken möchten, um blos die geschwungenen Lineamente übrig zu behalten? Algardi's „Attila" in St. Peter ist Ziermalerei in Reliefform.

Frankreich ging eigentlich in der Cardinalszeit noch an dieser Wendung der Plastik vorüber, die sich erst unter Ludwig XIV. mit der gesammten Spätrenaissance ausbilden sollte. Der französisch lautende Franz Duquesnoy (1594—1644) ist ein Fiammingo, d. i. Vlaeme, und man muß sagen, daß dieser Nordwestländer sich noch am besten vor der Ausartung hütete, der kanonischen Stylweise noch am treuesten blieb.

Was hinter der pittoresken Plastik lauerte, das trat in der Malerei des 17. Jahrhunderts zu Tage, nämlich der Naturalismus. Es kommt nur auf das Verständniß dieses Ausdrucks an, um ihn als richtige Bezeichnung für die gesammte Malerei des Jahrhunderts anzuerkennen. Der Naturalismus kann die traditionelle Form der Renaissance mehr oder weniger beibehalten und der Hereinziehung des Natürlichen, Wirklichen, Gegenwärtigen weniger oder mehr Platz einräumen. Im letzteren Falle, wenn er der Natur selbst größeren Einfluß gewährt, scheint er plötzlich etwas Neues zu sein, was doch nur insofern

der Fall ist, als er Gegenstände malt, für die er keine classische Form vorfindet und die er nach und für Stimmung, also nach musikalischem Princip darstellt. Wenn uns die Welt der Töne schon im Marmor von ferne anklang, so ist die gemalte Landschaft durchaus tönend. Das Jahrhundert des Ueberganges schreitet eben vernehmlich auf die Welt der blos gehörten, nicht mehr gesehenen Klangfiguren, der Melodie und Harmonie zu.

Die Bologneser Schule, die bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts reicht, wird die eklektische genannt, und dieser Name ist aus einem ganz andern als dem vermeintlichen Grunde richtig. Die Schule wählt nämlich beständig zwischen der classischen Form des 16. und dem naturalistischen Drang ihres eigenen Jahrhunderts, nimmt von jener, folgt diesem, und sagt uns zuletzt das Wort des Räthsels. Greifen wir nur einen der Caracci heraus, den Neffen des Stifters der Akademie zu Bologna, Agostino (1560—1609), der den Wendepunkt trefflich bezeichnet. In seiner „Maria mit dem Leichnam Christi" (Borghese zu Rom) tritt uns das Pathologische fast auf Rubens' Art entgegen; hier greift die Natur schon weit über die Regel hinaus. Und derselbe Maler hat vortreffliche Genrestücke und gute Landschaften geleistet. Der große Domenichino (1591—1641) malte Fresken, auf denen die Heiligen durch naturalistische Figuren aus dem Volk, das Märtyrerthum durch die Genauigkeit der Anatomie in Schatten gestellt werden, eine Wendung, welche gleichzeitig Rembrandt im „Anatomen Tulp" nur viel energischer und rücksichtsloser ausdrückt. Domenichino's „Kreuzigung Petri" (im Vatican) ist ein naturalistisches Wunderwerk, das unsere heutigen „Realisten" zur Verzweiflung bringen muß. Und wie wächst die Landschaft in seine Bilder hinein, bis sie endlich das Menschenvolk überwuchert hat und statt der Daphne nur noch der Lorbeer blüht! — Der später so sanfte gazene, verwehende Guido Reni (1575—1642) war in seiner ersten Periode fast roh natürlich, während der fleißige Guercino (1590—1666) mit seinem

tiefen Schatten und seinem starken Pinselstrich für sich allein eine naturalistische Akademie bildet.

Guercino's Ton ist schon beinahe neapolitanisch; nur noch markirter, satter in der Farbe, südlicher, sind die Caravaggio und Spagnoletto. Von den Heiligen sind wir zu Gaunern und Zigeunern, von idealer Ekstase zur Gemeinheit des Stoffes, von der Gloriole zum schwärzesten Schlagschatten gekommen.

Die Spanier erhielten ihren Anstoß von zwei Seiten her, von Italien und von den Niederlanden. In dem Tieflande an der Nordsee war ja die naturalistische Bewegung durch Rubens zur Höhe der Classicität geführt worden, und die Wirkungen dieses vielleicht größten Genies in der Malerei waren von dem Maler-Diplomaten theilweise persönlich in Madrid selbst ausgeübt worden. Nachdem nun der niederländische Naturalismus im Verlaufe des 17. Jahrhunderts seine letzten großen Blüthen in Philipp Wouvermans (1620 bis 1668), dem Virtuosen des Jagd- und Schlachtgetümmels, in den Schöpfern der Thierwelt Albert Cuyp (1606—72) und Paul Potter (1625—54), in den Land- und Seeschaften Jan van Goyen's (1596—1655), den Mond- und Nachtgeheimnissen des Artus van der Neer (1618—1660) und endlich in dem gewaltigen Naturdichter Jakob Ruysdael (1625—81) getrieben, verklang dort auf dem Boden der ersten bürgerlichen Freiheit der Sommernachtstraum in höchst lebendiger „todter Natur", in Blumen-, Frucht- und Traubenkränzen.

Angestoßen von italienischem Naturalismus und der Rubens'schen Urkraft, bildete sich die heißkatholische, südlich empfindende, farbenglühende Schule von Sevilla. Eine überbolognesische Ekstase entfaltet Zurbaran (1598—1662) mit vollem Palettenfeuer, während Alonso Cano (1601—1667), auch ein Plastiker in Holz, noch mehr die akademische Form beobachtet. Alles geht dann auf in dem Meister der Schule, in Velasquez (1599—1660), dem genialen Portrait- und Pferdemaler, dem Urheber pastosester Genrebilder und ver-

ständnißklarer Landschaft, der großen Einfluß auf die Hofporträtmaler in Madrid ausübte.

Esteban Murillo endlich (1618—82), ein Zeitgenosse Calderon's, ist die Vollendung der naturalistischen Classicität der spanischen Malerwelt. Er ist in der That nach einer Seite der spanische Raffael, der Maler der „Madonnen mit Heiligen"; aber er ist doch der Raffael des 17. Jahrhunderts, d. h. bei aller Ent- und Verzückung, bei aller Verhimmelung seiner Gestalten, die ihm vom national-kirchlichen Standpunkte dictirt war, schleicht sich ein höchst realistisches Element in seine Bilder, ein geheimer Erdgeschmack, ein Duft der Wirklichkeit, der sich dem transcendenten Wesen verrätherisch anhängt. Denn wo die Kirche nicht befiehlt, fern vom Rauche der Autos da fé, siehe, wie fest er die Wirklichkeit packt, wie drall er den Bauernburschen, wie naturgetreu den zerlumpten Buben, die gegenseitige Lauserei zu fassen versteht! Und grade von diesen Gegenständen ist er ausgegangen, als Naturalist hat er begonnen. Der bekannte „Johannes mit dem Schaf" (Madrid), durch den Stich allbekannt, bezeichnet etwa den Vereinigungspunkt seiner scheinbar verschiedenen Tendenzen. Da sind Fels, Laubwerk und Blumen, uns an die Natur zu erinnern; da sitzt in halber Nacktheit ein langlockiger hübscher Junge; da steht das Lamm in voller Naturwahrheit. Nur greift der Junge mit gespreiteter Rechten an seine Brust, nur hält er mit der Linken das bebänderte Kreuz auf des Lammes Rücken; nur blickt er fromm empor, wie das fromme Schaf auf zu ihm. Der Naturalismus macht sich mit Gewalt geltend.

Kommen wir zu Frankreich, welches Veranlassung zu diesem Excurse gab. Von der gesunden, farbenreichen Naturwüchsigkeit Simon Vouet's war schon bei Richelieu die Rede; die Ergänzung Vouet's, etwa im Verhältniß Alonso Cano's zu Zurbaran, ist sein Schüler Eustache Lesueur (1617—65), der die Mazarin'sche Periode ausfüllt. Der Porträtist Mignard gesellt sich zu ihm. Dann aber entfloh die Kunst aus Frankreich, vollendete ihre historischen Anfänge

unter milderer fremder Sonne, und überließ dem immer stärker hervortretenden Despotismus eines Einzelwillens die akademische Schablone der Spätrenaissance. Ludwig XIV., der sich trotz der Allongeperücke gern classisch gerirte, schalt die niederländischen Genrebilder des magots, chinesische Affereien; er ahnte nicht einmal, daß diese magots ein Naturgesetz und ein neues Lebensgesetz enthielten.

Der Künstler aber, der zur Verschmelzung von classischer Form und Naturalismus bestimmt war, der jedoch vorher den Staub von seinen Füßen schüttelte, war Nicolaus Poussin (1594—1665) aus der Normandie, ein Landsmann Corneille's. Die Kunstgeschichte hat schwere Arbeit mit ihm, theils wegen der Ungleichheit seiner Arbeiten selbst, theils wegen der vielen auf seinen Namen gemachten Fälschungen. Indeß bleibt genug sicher, um sagen zu können, wessen Frankreich jetzt fähig gewesen wäre, hätte man ihm nicht den Athem genommen; und grade aus diesem Grunde ist Poussin ein wichtiges kulturgeschichtliches Moment.

Poussin bewahrt getreu die Tradition der Renaissance, die edle Form, die er in keines Menschen Dienst geben mochte. Er ist der Fortsetzer der Schule von Fontainebleau, der Plastiker Jean Goujon und Jean Cousin, und er versteht, wie keiner vor ihm, das Wesen landschaftlicher Luft von jenseits der Alpen. So vermochte der den größten Theil seines Lebens in Rom verbringende Meister den Menschen mit der Natur in Eins zu setzen, den idealen Menschen aus einer idealen Natur als deren Blüthenkrone hervortreten zu lassen. Joviale, freudetrunkene Kinder, umgeben und gefolgt von Hunden und Ziegen, beladen mit Blumen, jagen durch's Gesträuch, hinter dem alten Silen her, der seinerseits vom Safte der bacchischen Rebe erglüht. Eines der Kinder ist im Schlummer hingesunken: das Weinlaub hängt noch an den Schläfen, ein letztes Kichern hat sich Grübchen in die Wangen gegraben, die Erschöpfung lächelt aus quellenden Gliedern. Die Einfachheit und Strenge des Meisters ruht auf einem Untergrunde von

Fülle und Ueppigkeit (Albertina zu Wien). „Dionysos und Midas" (München) ist das vollendetste Bild Poussins und zeigt jene Verbindung von Form und Natur auf ihrer Höhe. Der Normanne thut entschlossen den Schritt, vor welchem Bolognesen, Neapolitaner und Spanier lange gezaudert hatten: er setzt die Heiligengeschichten vor die Thür und holt den Menschen herein. Poussin ist durch und durch Nordfranzose, ein Trouvère der Malerei; aber er rettete sein Pfund nach Italien, aus der Zerfahrenheit der Cardinalszeit, zu den Füßen Domenichinos. Corneille hat etwas von Poussin, die Strenge, oft Herbe der Form, aber Corneille verharrt in der Antithese, welche Poussin häufig bezwingt. Poussin ist mehr als Corneille. Er wanderte aus und zeigte der freien Wissenschaft den Weg über die Gränze, während die Poesie im Lande blieb, zuerst versteifte, dann von den Brosamen der königlichen Tafel zehrte.

Blaise Pascal.

Wir können diese Periode französischer Geschichte nicht schließen, ohne eine Frage, die sich jedem aufmerksamen Leser aufgedrängt haben muß, aufzuwerfen und nach Kräften zu beantworten: Was war denn aus dem hugenottischen Geiste geworden, den der Picarde Calvin einst so mächtig entflammt, der grade die Gebildeten und Denkenden der Nation, den Adel, das Bürger- und Handwerkerthum, so tief ergriffen hatte? Wir haben gesehen, wie der Staat im Staate entwurzelt, wie die festen Plätze der Hugenotten, zuletzt das muthige La Rochelle, erobert wurden. Dieses politische Nivelliren trug der katholischen Kirche zahlreiche Convertiten ein; der Rest verharrte in sectirerischer Abgeschlossenheit, bis die Quälereien des 14. Ludwig die Reihen abermals lichteten und endlich die Aufhebung der Edicte von Nantes und von Nimes der Sache den Gnadenstoß versetzte. Nachher war Calvinismus gleich-

bedeutend mit Empörung, und wurde als solche grausam genug geahndet. Dagegen regte sich schon unter Richelieu, wesentlich im Zusammenhang mit der Philosophie des Cartesius und angesichts des stets frecheren Jesuitismus, ein ketzerischer Gedanke im Schooße des Katholicismus selbst.

Die Philosophie des Cartesius (1595—1650) gehört zwar ganz unserer gegenwärtigen Periode an, kann jedoch aus sachlichen Gründen nur im Zusammenhange mit dem abstracten Denken im ganzen Jahrhundert begreiflich gemacht werden. Reden wir daher hier nur von den praktischen Anknüpfungspunkten, die der große Logiker und Mathematiker der Literatur und ihrem kirchlich-religiösen Zweige bot. „Ich denke, also bin ich": das stellt den Gedanken an die Spitze, läßt Alles aus meinem Denken folgen. Ich beginne zwar mit dem absoluten Zweifel, aber nur um desto fester auf die Thatsachen meines Bewußtseins zu bauen. Mein Geist hat nämlich eingeborne Ideen, die unmittelbar aus ihm herfließen; diese sind wahr, weil sie meines Geistes sind. So ist die Unendlichkeit eine wahre Idee, weil ich sie denke; Gott ist nur der Begriff dieser Unendlichkeit, ich kann ihn denken, muß ihn als angebornen Begriff denken, folglich i st er.

Man sieht leicht, daß bei aller Grundlosigkeit und Unstichhaltigkeit der Argumentation dieses beständige Vorausstellen des Denkens den Verstand in Thätigkeit setzen mußte, und daß mit diesem Grundsatz die Verstandesmäßigkeit der ganzen folgenden französischen Literatur auf's engste zusammenhängt, daß Boileau, Lafontaine, Racine, Fénélon in dieser Weise Kinder des Descartes genannt werden können. Man sieht aber auch ebenso leicht, daß es nur darauf ankommt, was ich Alles in meinen Geist hineinlege oder darin vorfinde, um es logisch wieder daraus hervorgehen zu lassen. Wenn ich drei Viertel des Katechismus als „angeboren" annehme, so sind drei Viertel des Katechismus logisch begründet, wahr. Das war auch das Recept Pascal's und selbst Bossuet's, wo sie positiv auftreten.

Es ist auf den ersten Anblick befremdlich und doch unleugbar, daß diese Einwirkung des Cartesius in derselben Linie mit der des Calvin erfolgte, daß Cartesius die Wirkung Calvin's wieder auffrischte und erklärlich macht. Der Verstand war in der reformatorischen Zeit wesentlich durch Calvin vertreten, Keiner hatte so unerbittlich die Consequenzen des Augustinus gezogen: die Prädestinationslehre ist ein Verstandesoperat. Aus dieser Quelle kann sowohl der Skepticismus als die Orthodoxie Stärkung trinken; das Je ne sais des Charron heißt ja auf der Kehrseite: folglich glaube ich! In Pierre Bayle ist der schärfste Verstand des Skepticismus mit unerschütterlichem Glauben eng verbunden.

Dieser Geist Calvin's nun, gewissermaßen neubelebt durch den Discours de la méthode (1637) und die Méditations (1641) des Cartesius, erweckte in der katholisch gebliebenen Kirche Frankreichs und der spanischen Niederlande eine neue Unruhe der Geister. Zuerst wurde davon ergriffen ein Professor der Universität Löwen, Cornelius Jansen, derselbe, den wir schon gegen Richelieu's Verweltlichung des religiösen Pathos eifern sahen. Und wieder war es der heil. Augustinus, dieser mächtigste aller Kirchenväter, der den Löwener Professor auf Grundsätze über Sünde und Gnadenwahl brachte, wie sie den Franziscanern und Jesuiten durchaus nicht behagten, während die Dominicaner augustinisch angehaucht waren. Jene Feindschaft war sehr natürlich. Wurde Ernst mit der Sündhaftigkeit des Menschen und mit seiner Wiederherstellung durch das historische Ideal gemacht, so mußte der Sündenvergebungskram der Mönche und das Beichtstuhl-Börsengeschäft der frommen Väter ins Stocken gerathen. Und diese Selbsterrettung des Menschen ist auch politisch sehr bedenklich; für jede Despotie giebt es nichts Störenderes als die Selbsthülfe.

Die Jansenistische Bewegung erfaßte viele ernste und viele enttäuschte Gemüther in Frankreich, Frauen sowohl als Männer. Im Jahre 1626 erneuerte die 19jährige Angelica Arnauld, die übrigens den Papst über ihr Alter belog, die

Schwester eines gelehrten Theologen, das Kloster Port-Royal de Paris, welches sie dem ernsten Nachdenken über das Erlösungswerk ausschließlich widmete. Madame de Longueville fand hier später die ersehnte und verdiente Ruhe. Die Männer gründeten Port-Royal des Champs in der Nähe der Hauptstadt; hier stand Duvergier de Hauranne, bekannt als Abbé de St. Cyran, an der Spitze; hier wohnten Arnauld, der Bruder Angelica's, Nicolle, in seinen letzten Lebensjahren auch Pascal. Obgleich collectiv gearbeitet wurde, erfuhr man doch, daß Arnauld das Buch De la fréquente communion geschrieben hatte. Die Jesuiten agitirten nämlich, im Interesse unausgesetzten Einflusses, für sehr häufige Communionen mit vorhergehender Ohrenbeichte. Nicolle war der Verfasser einer auch sonst berühmt gewordenen Schrift: Sur les moyens de conserver la paix parmi les hommes, das nicht nur von Bayle, sondern auch noch von Voltaire gelobt wird. Sodann gingen Lehrbücher aus dem philosophischen Kloster hervor: Grammaire générale et raisonnée (1654), etliche Jahre später die „Logik" nach Cartesischen Principien. Die Ketzerei blieb nicht unbeachtet; im Todesjahre Richelieu's, 1642, verdammte die Pariser Sorbonne den „Augustinus" des Jansen; Duvergier de Hauranne wurde ins Fort von Vincennes gebracht, wo er das Jahr darauf starb. Im Jahre 1653 verdammte Innocenz X. fünf Sätze des „Augustinus".

Die classische Figur unter diesen Augustinern der Cardinalszeit, der Epigonen des Calvinismus, ist der große Mathematiker und Prosaist Blaise Pascal aus Clermont in der Auvergne.

Ein interessanteres Spiegelbild der gesammten geistigen Zustände Frankreichs in der Zeit von Richelieu bis zur Selbstregierung Ludwigs XIV. ist nicht zu finden.*)

Er wurde geboren am 19. Juni 1623, grade als Riche-

*) S. „Pascal, sein Leben und seine Kämpfe", von Dr. J. G. Dreydorff, Leipzig, Duncker und Humblot, 1870.

lieu sich zur Regierung Frankreichs anschickte. Das Hexenthum griff sofort in sein Leben ein; als er zwei Jahre zählte, that ihm ein altes Weib die Auszehrung an. Nur durch heftige Bedrohung vermochte man die Hexe dazu, das Uebel auf eine Katze abzuleiten. Die Mutter Pascal's allein verhielt sich ungläubig.

1631 zog die Familie nach Paris. Der Vater, ein tüchtiger Mathematiker, war der Lehrer des Sohnes, der gründlich lernte. Mit seinem früh entwickelten Verstande beherrschte er stets den Stoff und verhielt sich kritisch zu ihm. Wahrhaftigkeit, von der wir ihn nur einmal abweichen sehen, war seine große Tugend. Schon als 12jähriger Knabe kam er in die Gesellschaft der Mersenne, Robval, Le Pailleur, der Vorläufer der Akademie der Wissenschaften, die erst 1666 von Colbert gegründet wurde.

Der 17jährige Blaise trat in Verbindung mit Descartes, dem er eine Abhandlung über die Kegelschnitte überschickte. Bald hernach erfand er die Rechenmaschine, auf die er ein Patent durch den Kanzler Séguier erhielt. Später sandte er sie in pompösem Selbstbewußtsein an die Königin Christine von Schweden.

Ein sehr inniges Verhältniß bestand zwischen Blaise und seiner zwei Jahre jüngern Schwester Jaqueline. Auch diese war ein Wunderkind, sie dichtete mit allem Abgeschmack des herannahenden grand siècle die seltsamsten Dinge: 1638 auf die Schwangerschaft der Königin mit dem künftigen großen König; bald darauf kam die Dreizehnjährige mit einem Epigramme sur le mouvement que la Reyne a senti de son enfant, nieder:

Cet invincible enfant d'un invincible père —
S'il remue un peu seulement,
C'est à nos ennemis un tremblement de terre..

Dabei spielte Jaqueline noch 15jährig mit ihrer Puppe, dankte aber zugleich Gott, daß er ihr die Blattern zur Prüfung geschickt! Im 16. Jahre besang sie die „unbefleckte Em-

pfängniß"! Durch das Komödienspielen brachte sie den Vater mit Richelieu in Berührung.

1646 — Mazarin regierte — that der Vater, der als Intendant nach Rouen versetzt war, einen bösen Fall und verletzte sich den Fuß. Die beiden Chirurgen, die ihn behandelten, waren Schüler von St. Cyran; sie arbeiteten nicht nur am Fuße des Vaters, sondern auch an der Bekehrung des Sohnes Pascal. An dem Sohne glitt noch die ganze Jansenistische Reflection über „Seinwollen und Seinkönnen" spurlos ab. Er war mit 23 Jahren einfach orthodox und hatte seinen großen Verstand nur auf exacte Wissenschaft gerichtet. Zwischen 1646 und 48 machte er Entdeckungen über den Druck der Atmosphäre und das Gewicht der Quecksilbersäule. In dieser Zeit traf er auch persönlich mit Cartesius zusammen. Im September 1648 stellte er mit Périer die Versuche der Höhenmessung auf dem Puy-de-Dôme an.

Jaqueline war bereits bekehrt, Blaise aber noch so rechtgläubig, daß er den Capuziner Jacques Forton zu Rouen, der über den Köhlerglauben hinaus „speculirte", förmlich verklagte.

Von 1649—54, von seinem 26sten bis zum 31sten Jahre — es ist die Zeit der Fronde — findet der Biograph eine dunkle Partie im Leben seines Helden. Während Jaqueline die Consequenzen aus ihrer abenteuerlichen Geistesverfassung zog und ins Kloster Port-Royal ging, wurde Blaise durchaus weltlich, studirte eifrig den Montaigne, erklärte: „Vergnügen ist unseres Daseins Zweck", und bewegte sich zwischen den Magneten Liebe, Ehrgeiz und Spiel. Er beanspruchte gerichtlich sein Erbtheil vom Vater, knauserte mit der Schwester und war sehr besorgt, das Kloster möchte ihm etwas von dem Seinigen nehmen.

Er wandelte die Wege des heil. Augustin, durch die Nacht der Sünde zum Lichte der Erkenntniß. Im Jahre 1654 war er Jansenist. Veranlassung zu dieser Um- und Einkehr mag die unglückliche Liebe zu einer vornehmen Dame

gewesen sein; sein Sturz auf der Brücke von Neuilly und seine wunderbare Rettung kann ihm auch wohl einige Paulinische Erleuchtung gebracht haben. Kurz, im September 1654 sitzt er Beichte bei Jaqueline.

Am 23. November 1654 legt er sein Sündenbekenntniß vor dem Jansenisten de Sacy ab, wendet sich ausschließlich zu Christus und schwört zur Askese. Wörtlich heißt es: „die Welt und Alles vergessen außer Gott. Gänzliche Entsagung, gänzliche und sanfte Unterwerfung unter Jesus Christus und meinen Gewissensrath." Der katholische Pietist war fertig. Aus dem Je ne sais des Charron zog Pascal den Schluß: Wenn man nichts weiß, kann man Alles glauben. Il faut croire ou désespérer. Blaise Pascal legte den Stachelgürtel an, der ihn zur rechten Zeit zwickte. Er tödtete das Fleisch ab.

Die Jansenisten freuten sich gewaltig der Bekehrung des gelehrten und berühmten Mannes. Ein Jahr vorher war die Verdammung der fünf Sätze im „Augustinus" erfolgt; die Bulle war in Port-Royal nicht unterschrieben worden. Dogmatisch aber konnte ihnen der Neophyt nicht helfen; das Publicum äußerte sich auch sehr gleichgültig über diese „Reibereien unter Theologen."

Wenn man denn auf beiden Seiten katholisch bleiben wollte, so war ein Kampf nur auf dem Gebiete der Moral möglich, welches die Jesuiten allerdings gräßlich verwüstet hatten. Und diesen Wurf gethan zu haben, ist die unsterbliche That Blaise Pascals. Seine Lettres écrites à un provincial, gewöhnlich kurz les Provinciales genannt, sind ein unvergleichliches Muster von Polemik und zugleich ein Denkmal der französischen Prosa: Schärfe und Klarheit, neben Feinheit und Eleganz; sprudelnder Witz, beißende Ironie, saftiger Humor. Unter dem Namen L. de Montalte richtete Pascal seine Briefe an einen Freund in der Provinz. Der erste ist vom 23. Januar 1656 und behandelt die Sorbonne und ihr Urtheil über Jansenius; auch 2 und 3 sind noch dogmatischen

Inhalts, 3 behandelt den Proceß Arnauld's vor der Sorbonne. Dann geht's an die Jesuitenmoral, an die berüchtigte Casuistik. Das alttestamentliche Vertragsverhältniß zwischen Gott und Mensch ist durch den stellvertretenden Tod Jesu ins Christenthum hinübergeführt worden, sagten die Jesuiten. Da ist Leistung und Gegenleistung. Findet die Leistung durch Stellvertretung statt, so muß Gott. Ein Rechtsverhältniß erfordert Advocaten, d. i. Casuisten, die den einzelnen Casus zum Vortheil ihres Clienten auslegen. Der 5. bis 11. Brief sind das Furchtbarste, was je gegen die Jesuiten geschrieben worden; die neuern und neuesten Angriffe nehmen sich gegen diesen entwurzelnden Orkan wie schmeichelnde Zephyrlüfte aus.

Durchaus richtig heißt es vom Jesuitismus, er habe nur die Erhaltung der Kirche, ihre Allgemeinheit im Auge, nicht ihre Heiligkeit. Daher die Concessionen an die Weltlichkeit, an die Sünde. Erklärte doch der P. Gury in seinem Moralsystem noch 1868: „Sage nicht, daß man aus Noth „stehlen" dürfe; denn alsdann hört es auf Diebstahl zu sein!"

Es gilt Gott und den Teufel zugleich zu betrügen. Bei dem letzten dünnen „Vielleicht" des Jenseits, bei der entfernten Möglichkeit der Dinge, die da kommen mögen, packt der Jesuit das Weltkind. Mit dreifacher Distinction sucht er es zu umgarnen: 1) Man kann überhaupt nicht leicht in schwere Sünden verfallen; 2) die Absolution für die unvermeidlichen Sünden ist nicht allzuschwer; 3) die neue Frömmigkeit ist federleicht, der Teufel wird zuerst betrogen, dann Gott. Wenn man Gott nicht absichtlich beleidigen will, so ist ja die Sünde nur eine „philosophische". Freilich bringen nach Escobar viele „philosophische Sünden" am Ende doch ins kleine Feuer; auch kann man nicht immer wissen, ob die Sünde groß oder klein war; endlich ist aber die Hauptsache, ob man jetzt und in Zukunft noch etwas von der Welt genießen darf. Was in der Vergangenheit gesündigt worden, davon habe ich jetzt nichts mehr, viel wird es nicht gewesen sein können! Regt sich das Gewissen, so muß man den „heulenden Pudel" hinausjagen.

Faust war ein höchst einfältiger Mensch, wozu brauchte er den Pact zu unterzeichnen? Seine Genüsse konnte er ja „in verdienstlicher Absicht“ erstreben. „Wo wir die verbotene Handlung nicht verhindern können, da reinigen wir wenigstens die Absicht, und so verbessern wir das schlechte Mittel durch die Lauterkeit des Zwecks.“ So rechtfertigt sich der Mord in tausend Fällen; nach Lessius, Escobar, Hurtado, Diana, Molina, Tanner, Sa, darf man zum Zweikampf herausfordern, nicht um sich zu rächen — das wäre unchristlich —, wohl aber, wenn kein anderes Mittel übrig bleibt, sein Leben oder seine Ehre zu vertheidigen. Man darf selbst den Feind rücklings oder aus einem Hinterhalte tödten; allerdings nicht „verrätherischerweise“ — das wäre unchristlich —, aber unser Feind muß sich dessen von uns versehen, so daß es ganz unmöglich ist, ihn „verrätherischerweise“ zu tödten! Todtschlagen darf man den Verleumder, todtschlagen für eine Ohrfeige, auch für eine blos angebotene; todtschlagen den, der uns bestohlen hat oder bestehlen will, doch nicht für jede Kleinigkeit, die Sache muß wenigstens einen Thaler werth sein!

Besonders wird noch nachgewiesen, daß selbst die Doppelzüngigkeit erlaubt sein und der „heimliche Vorbehalt“ eine schlechte Handlung legitimiren kann. Eine ungeheure Rolle spielt der Probabilismus oder die sittliche Wahrscheinlichkeitsrechnung; so muß z. B. der Priester, der selbst anderer Meinung ist, absolviren, sobald man ihm die Ansicht eines Doctor gravis entgegenhält; eine lange Reihe von Sünden wird mit freisprechenden Autoritäten aufgeführt. Uebrigens sind alle Beichtiger lax und die Frömmigkeit gar leicht. So muß man zwar Gott lieben, aber nach Suarez genügt es, wenn man es vor der Todesstunde thut. Vasquez sagt: in der Todesstunde; Andere: bei der Taufe, noch Andere: an den Festtagen; Hurtado de Mendoza: alle Jahre einmal; Pater Conink: alle 3 oder 4 Jahre; Henriquez: alle fünf Jahre; Filiutius: nicht einmal so oft; Anton Sirmond: nicht einmal bei jedem Empfang eines Sacraments, da Buße und Beichte es auch thun. Suarez

meint schließlich: zu jedem andern Gebot sei man verpflichtet, ohne irgend eine Neigung zu Gott, vorausgesetzt, daß man ihn nicht haßt.

Ueber den Mariencultus und dessen Begründung gehen wir aus Rücksichten des Anstands weg. Doch können wir uns nicht versagen, an dieser Stelle ein Beispiel jener lebhaften Dialectik mitzutheilen, wie sie Pascal an dem Gegner übte. Er fingirt nämlich einen Dialog zwischen sich und einem Jesuitenpater, den er zu Tode hetzt. Dieser Pater citirt ein Buch des P. Barry: „das Paradies, erschlossen für Philogia, durch 100 Andachten zur Mutter Gottes, alle leicht zu üben.“ Man braucht nur die Jungfrau zu grüßen, sobald man ihr Bild sieht; man giebt den Engeln Auftrag, die Heilige von uns zu grüßen, oder man sagt ihr jeden Morgen „Guten Morgen!“ jeden Abend „Gute Nacht! — und das Paradies ist offen.

Da das aber für viele noch zu schwer ist, so räth der P. Barry, einen Rosenkranz in der Form eines Armbandes oder ein Bild der Jungfrau am Leibe zu tragen. Das kann doch Jeder, und der P. Barry hat erlebt, daß eine Frau, die den täglichen Gruß übte, ihr ganzes Leben in Todsünden lebte und darin starb, und doch gerettet wurde, so daß der Herr sie expreß vom Tode erweckte. Noch mehr, durch solchen leichten Cult kann man seine weltlichen Pflichten der Jungfrau übertragen. Erhebt z. B. Jemand auf deinem Todesbette noch Ansprüche an dich, und sollte sich dein Herz darüber beunruhigen, so weise Jenen getrost an die Jungfrau Maria!

Nach Anhörung dieses Banditen-Katechismus fragt nun Pascal seinen Interlocutor: Aber, mein Pater, wer Ihnen da näher auf den Leib rücken wollte, der könnte Sie in die schönste Verlegenheit bringen; denn wer steht uns gut dafür, daß die heilige Jungfrau wirklich für jene Forderungen gut steht?“

„Der Pater Barry steht dafür gut,“ antwortete der Jesuit; „denn er sagt selbst: Was das Glück und die Vor-

theile betrifft, die für euch hieraus erwachsen, so stehe ich euch gut dafür und bin Bürge für die Himmelsmutter."

Pascal: „Aber, mein Pater, wer steht denn gut für den Pater Barry?"

Jesuit: „Wie so? Der gehört ja zu unserer Gesellschaft. Wissen Sie noch nicht, daß die Gesellschaft Jesu für alle Bücher und Schriften unserer Väter einsteht? Das müssen Sie sich merken, denn das ist wichtig. Es ist eine Regel unserer Gesellschaft, wonach es jedem Buchhändler verboten ist, irgend ein Werk unserer Väter ohne die Gutheißung der Theologen unseres Ordens und ohne Erlaubniß unserer Obern zu drucken. Dies Gesetz wurde gegeben durch Heinrich III. (von Frankreich) am 10. Mai 1583 und bestätigt durch Heinrich IV. am 20. December 1603 und durch Ludwig XIII. am 14. Februar 1612. Demnach ist unser ganzer Orden für die Bücher eines jeden Einzelnen unserer Väter verantwortlich. Diese Einrichtung ist der Gesellschaft Jesu ganz eigenthümlich, und daher kommt es, daß von uns kein Buch erscheint, aus dem nicht der Geist der Gesellschaft spräche."

Pascal hätte jetzt fragen können: Wer denn für die Gesellschaft Jesu einstehe? Die Antwort darauf hätte ihn in die Enge getrieben, da sie offenbar lauten mußte: der Papst im Namen der heil. Kirche. Pascal weicht daher geschickt aus, indem er sich an das Reglement Heinrich's III. hält und so den Staat, welcher den Orden duldet und anerkennt, verantwortlich macht.

Alles was auf geschlechtliche Verhältnisse Bezug hat, unterdrücken wir mit Ekel; besonders interessant mögen die Details für Adel und Höflinge gewesen sein; der Pariser Ehebrecher schenkte ja seiner Mätresse geweihte Kerzen, prachtvolle Andachtsbücher, theuere Crucifixe.

Im 15. und 16. Brief gibt der schneidige Kritiker schon etwas klein bei; er wehrt die jesuitische Verleumdung von sich ab, behauptet seine Rechtgläubigkeit, und fällt leider von der Wahrheit ab, indem er versichert, nicht mit Port-Royal in

Verbindung zu stehen. Bei der heiklen Frage nach den fünf von der Curie verdammten Stellen im „Augustinus“ hilft er sich mit jesuitischer Sophistik: die päpstliche Verdammung beziehe sich ja nur auf den ketzerischen Sinn der Stellen, in welchem sie sich allenfalls ausdeuten ließen. Man könne also die Bulle unterschreiben.

Leider wurde grade im Jahre 1656 das Formular der Abschwörung bedeutend verschärft. Aber die Jansenisten klammerten sich fest an die Kirche, wie heftig sie auch gegen die Jesuiten opponirten. Der Abbé von Saint-Cyran hatte schon gesagt: Lieber die größte Unordnung in der Kirche als die Scheidung von ihr!

Der Wunderglaube ließ gleichfalls die Jansenisten nicht los. Die Wirkung, welche der heilige Dorn auf das Augenleiden einer Nichte der Pascals, Margarethe Périer ausübte, wurde zum göttlichen Ereigniß aufgebauscht; auf dieses Zeugniß von Oben für die Wahrheit des Jansenismus machte Jaqueline ein erschreckliches Gedicht. Auch Blaise war tief ergriffen; das Wunder wurde ihm zum wesentlichen Merkmal der Religion. Hier ist der Keim zu seinen frommen Pensées zu suchen, in denen er, meist trocken reflectirend, keine Spur des früher sprudelnden Geistes verrathend, ganz Jansenist, pietistischer Katholik, Augustiner wird.

Richtig und praktisch antworteten die Jesuiten auf das Wunder des heiligen Dorns mit einem Rabat-joie des Jansénistes („Freudenlöscher der Jansenisten“): das Wunder sollte sie gerade bekehren; an und für sich beweise es nichts, die Kirche stehe ohnedies fest.

Betrachtet Pascal die Sache ganz genau, so sind die Jesuiten doch die Brüder der Jansenisten in der Einen Kirche; die Ketzer hingegen sind abgeschnittene Glieder, unrettbar verloren. Es wäre zu wünschen, sie seien wie die Jesuiten!

Am 14. October 1660 ließ Mazarin auf Befehl Sr. Majestät die „Provinzialbriefe“ durch Henkershand verbrennen. Das wurmte Pascal tief, aber er blieb in der Kirche und er-

klärte namens seiner Schwester Jaqueline: „Vielleicht wird man uns von der Kirche ausschließen; aber wer weiß nicht, daß Niemand gegen seinen Willen von ihr ausgeschlossen werden kann? Da Christi Geist das einzige Band ist, das uns mit ihm und unter einander vereinigt, so können wir wohl der äußern Zeichen, aber niemals der Wirkung dieser Vereinigung beraubt werden, so lange wir nur die Liebe bewahren, ohne die Niemand ein lebendiges Glied dieses heiligen Lebens ist".

Die ganze Opposition Pascals im Namen des Jansenismus war keine dogmatische, kirchliche, sondern eine lediglich gegen die verderbliche Moral der Jesuiten gerichtete. Die Bedeutung der Lettres à un provincial liegt mithin auf ethischem, moralphilosophischem Gebiete; sie bildeten den Anfang jener Neutralisation des neukatholischen Kirchenthums, dem man später zurief: faccia da se! Aber selbst zu dieser ethischen Richtung gab Pascal nur den ersten Anstoß; seine ehrliche Moral war grade so unbrauchbar für den wirklichen Menschen, wie die Jesuitenmoral abscheulich genannt werden muß. Oder vielmehr: die Jesuiten codificirten alle Neigungen, Strebungen, Abfindungen, Schönfärbereien und Unterschleife der zeitgenössischen Menschheit, deßhalb machten sie Furore und regierten die Welt; Pascal aber nahm den Menschen augustinisch, spiritualistisch, überspannte die Forderungen an diesen gedachten Menschen und verlangte anthropologisch Unmögliches; seine Moral eignete sich nur für Schwärmer, Mystiker, Weltflüchtige, für Gespenster oder für Ausgelebte.

Ein Kind, welches Vater und Mutter nicht ohne Widerwillen beisammen sehen konnte — man denke an die Jugendgedichte der Jaqueline — konnte nie der Urheber eines gesunden Moralgesetzes werden. Ein Mann, dem die Ehe „die niedrigste Art menschlicher Gemeinschaft" war, bestätigte nur das Horoskop, das man bereits dem Kinde stellen konnte.

Ja, wenn's Weinen und Dulden thäten! Wenn die Menschheit insgesammt und für alle Zeiten aus lauter Aposteln und

Märtyrern bestehen könnte! Aber die Entwicklung des Geschlechts bedarf des Thuns, des Eingreifens in die reale Welt, des entschlossenen Gestaltens der verhaßten Materie.

Der Probabilismus der Jesuiten war die schamlose Verherrlichung der Möglichkeit, der Möglichkeit der Möglichkeit. Aber der Wahrscheinlichkeits-Calcül, den Pascal und Fermat begründeten, angewandt auf die ewige Seligkeit, auf die Wahrheit der Religion; die Behauptung, daß die geringste Wahrscheinlichkeit dieser Wahrheit den Menschen zum Glauben zwinge: was ist das anders als jesuitischer Probabilismus, wenn auch in weniger schmutziger Gestalt?

Wenn eine Religion, so sagt Pascal, unendliche Belohnungen und Strafen verheißt, so ist es die Pflicht des weisen Mannes, sie anzunehmen, nicht blos wenn die Wahrscheinlichkeiten dafür überwiegen, sondern auch wenn die dagegen sprechenden Wahrscheinlichkeiten nicht unendlich sind!

Was hier Pascal von den Jesuiten unterscheidet, ist einzig die Voraussetzung, die Prämisse der Gesinnung. Und in der Verschiedenheit der Voraussetzung, in der Gesinnung, können wir, nachdem die Bildung neuer Kirchenthümer aufgehört hatte, allein die Bedeutung der Sectenstreitigkeiten noch erkennen, handle es sich um Gomaristen und Arminianer, oder um Jesuiten und Jansenisten.

Die bereits erwähnten „Pensées“ sind ein theologisches Tagebuch, welches sich gegen Atheisten und Religionsverächter wendet, und ganz im Geiste einer neuern Religionsphilosophie der Vernunft die Mission ertheilt, der Cicerone ins Land des Glaubens zu sein. Sehr schmeichelhaft ist das Compliment für die erstere, nur sie habe den Punkt zu bestimmen, wo sie sich unterwerfen müsse. Thue sie dies nicht am rechten Orte, so handle sie abergläubisch. Der heilige Dorn war also für Pascal der richtige Punkt. Und doch konnte ihm dieser Punkt zu Zeiten so imaginär werden wie der geometrische Punkt.

Pascal starb am 19. August 1662, ein Jahr nachdem Ludwig XIV. die Regierung Frankreichs in höchsteigene Hände

genommen. Am Thurme von St. Jacques-la-Boucherie wurde eine Bildsäule errichtet: „dem Mathematiker und Physiker Blaise Pascal". Victor Hugo sagt in „Notre-dame de Paris": Ceci tuera cela, in unserm Falle Mathematik und Physik — das Dogma der Weltentfremdung. Pascal brachte es mit aller Mathematik und Physik nicht dahin. Er starb als christlicher Skeptiker: „Es kann nichts Gewisses außer der Religion geben, und doch ist diese selbst nicht gewiß". Retten wir uns in die Askese!

England.

Die Genesis der Revolution. — Jakob I. — Karl I. bis 1642. — Oliver Cromwell bis zum Tode des Königs. — Die Republik auf vier Jahre. — Holländische Zustände. — Mylord Protector. Die Wiederkehr der Stuarts.

[illegible]

England.

Die Genesis der Revolution. — Jakob I. — Karl I. bis 1643. — Oliver Cromwell bis zum Tode des Königs. — Die Republik auf vier Jahre. — Holländische Ansprüche. — Richard Cromwell. Die Wiederkehr der Stuarts.

Die Genesis der englischen Revolution.

Was sich in England in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts zugetragen, ist längere Zeit als eine Episode angesehen worden, die ohne inneren Zusammenhang mit der nationalen, ganz besonders aber mit der europäischen Entwicklung verlaufen wäre. Die great rebellion, wie die Engländer kritiklos sagen, erschien wie ein blutig leuchtendes Meteor zwischen dem Ende der Elisabeth und der glorious revolution, wie die Einsetzung des Oraniers sehr übertrieben betitelt wurde; wie ein Meteor, das den Himmel eine Weile occupirte, alle Welt entsetzte und dann spurlos in die unendliche Nacht hinabtauchte. Der Schluß aus dieser Anschauung der Dinge hätte logisch lauten müssen: Eigentlich könnte man sich das Ding ganz wegdenken, diesen tollen Fanatismus, diesen Königsmord, der durch andere Morde vergolten wurde, diesen ganzen Fiebertraum, der anno 1660 mit Einem Schlage in das nüchternste Erwachen überging.

Es ist nur zu befürchten, daß bei solcher Auffassung die ganze folgende englische und europäische Geschichte, und namentlich die französische Revolution eben so unverständlich bleiben würden.

Das äußerliche Aneinanderreihen der Ereignisse giebt uns nämlich durchaus keinen Aufschluß über deren Ursprung und nothwendigen Verlauf. England, das unter der Elisabeth nicht grade durch allzu große Freiheit verwöhnt worden war, überwirft sich mit den Stuarts, gleich mit dem Sohne der

Maria, legt sodann dem König Karl den Kopf vor die Füße, erklärt sich zur Republik und erhebt den kühnsten, ehrgeizigsten, verschlossensten Helden der Revolution zum Protector. Dieser, auf der Höhe des Ruhmes und der Gewalt angelangt, stirbt, und drei Jahre nachher kehrt ein zweiter Karl Stuart heim, als wenn nichts vorgefallen wäre, und herrscht 25 Jahre ohne erheblichen Widerstreit; sein Bruder und Nachfolger aber hat nur drei Jahre Frist, bis er vor seinem eigenen Tochtermann das Weite suchen muß. Und mit diesem Staatsstreich ist die Aera der Revolutionen in England geschlossen. — Das ist der Gang der Ereignisse, aber das verräth uns nichts von der Federkraft des inneren Getriebes.

Nach der gewaltsamen Herstellung einer gewissen nationalen Einheit in Spanien, Frankreich und England — Deutschland und Italien blieben anarchisch, Schweden constituirte sich auch politisch durch die Reformation — durch die nützlichen Tyrannen, die wie Poch- und Stampfwerke der Geschichte arbeiteten, war ein zwiefacher neuer Geist über Europa gekommen: der Geist der Wissenschaft und des ernsten persönlichen Glaubens, Renaissance und Reformation. Die eine trat friedlicher, die andere ungestümer auf; aber unter beiderlei Gestalt erneuerte sich die Menschheit, durch die Renaissance mehr im Süden und Westen, durch die Reform mehr im Norden und Nordwesten. Die Eine legte Beschlag auf die ästhetische Empfindung und das logische Denken des Menschen; die Andere redete ihm mit schroffem Tone in's Gewissen. Die Eine sprach als Ariel, die Andere als der Geist des alten Hamlet.

Die Reformation, die sich in Deutschland mit der philologischen Renaissance paarte, gab hier das Signal zur individuellen und territorialen Selbstigkeit und sprengte den ohnehin lockern Reichsverband, wie es der Münster'sche Frieden besiegelte. Aber sie war doch zugleich das in die Erde gelegte Samenkorn, das innerhalb der vorläufigen Anarchie zum Bewußtsein vom Menschen in der Gemeinschaft heranwuchs. Die äußerliche und als solche untergeordnete Staats-

form mochte dabei unbeachtet bleiben; aber die Macht und Herrlichkeit des Individuums über den Staat selbst und die menschenwürdige Gestaltung des letzteren wurden im Princip angestrebt. Die wissenschaftliche Staatslehre der Neuzeit hat ja nur das Geheimniß jenes Keims an den Tag gebracht. Es ist durchaus richtig, was die neukatholische Schule seit Görres gesagt hat: die Reformation war der zweite Sündenfall und die Mutter aller folgenden Revolutionen. Der Sündenfall ist die einzige Möglichkeit der Erkenntniß; nur durch das Heraustreten aus dem Stande der herkömmlichen Unschuld werden wir „wie Gott, erkennend das Gute und das Böse".

Eben so klar ist, daß die Reformation da, wo sie als theoretische That auftrat, rein um ihrer selbst willen stattfand, auf ihre praktischen politischen Consequenzen am längsten warten lassen mußte. Deutschland hat vom Anfang des 16. bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts, volle 150 Jahre, nichts anderes gethan, als sich mit Reformation und Gegenreformation beschäftigt, und dann hat es wieder 100 Jahre zum Ausruhen gebraucht. Der rheinisch-fränkische Bauernkrieg, der Schmalkaldische, der 30jährige Krieg waren ohne kirchlich-religiöse Motive unmöglich. Nicht einzelne Männer, nicht Luther und die Fürsten, das ganze Volk selbst trug die Schuld an dieser Einseitigkeit; es wollte und konnte nicht zwei Dinge zugleich vornehmen.

In Frankreich wirkte die Renaissance nach ihrem ästhetischen Inhalt von Italien aus direct auf Literatur, Kunst und Leben; die Reform nur indirect durch Vermittlung des politischen Individualismus. Diese Reform ergriff nur einen Theil des Volkes, eine Fraction, die sich zur Faction ausbildete und als solche mit der unitarischen Monarchie in Conflict gerieth, von der sie unterdrückt wurde. Der Gegensatz zum Individualismus oder zur Freiheit, das Gefühl der Gleichheit, der Demokratismus, erhob in Paris sein fanatisches Haupt und widersetzte sich im Bunde mit der Ligue und Spanien dem sonderbündlerischen Hugenottenthum. Der alte po-

litische Geist der Commune erwachte, Stephan Marcel stieg aus dem Grabe des 14. Jahrhunderts wieder herauf. Heinrich III. entfloh vor diesem Geist und Heinrich IV. mußte zu seinem Symbol, der Messe, schwören. Heinrich IV. und sein Nachfolger Richelieu bändigten den Dämon; aber sie vermochten dies nur, indem sie der Einheit und Gleichheit, den Lieblingsgenien der Franzosen huldigten. Der Nationalgeist hatte mit den hervorragenden Hugenottenspitzen gehadert; aber er beugte sich vor der auf Alle vertheilten Gloire, der leuchtenden Blüthe des Ganzen, vor der Thatkraft des Béarners und dem ehernen Richtmaß des weltlichsten aller Kirchenfürsten. Man sagt, Frankreich sei und bleibe katholisch; man sollte sagen: Frankreich ist wesentlich égalitaire. Der deutsche Dichter meint: „Es sind nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten". Der Franzose spottet gern seiner Ketten, wenn er nur gelegentlich seinem Herrn damit ein Charivari in die Ohren rasseln kann. Die reformatorische Idee wird sich in Frankreich erst viel später in politischer Form ihre Geltung verschaffen und wieder mit der katholischen Egalité zu schaffen bekommen.

England verhält sich zu dieser reformatorischen Idee ganz anders als Frankreich, aber auch ganz anders als Deutschland. Es ist eben das Land der Normanno-Sachsen mit keltischem Bodensatz. Die kirchliche Reform beginnt hier noch höher in der Gesellschaft als in Frankreich, echt normannisch, im Haupte des Herzogs oder Königs; von da senkt sie sich in die Glieder des Staates hinab, tiefer und intensiver, als es diesem oder einem anderen Haupte lieb war, bis in die Arme und Fäuste, ja bis in den Magen. Sie traf auch in England auf einen ganz anders gearteten politischen Organismus als in Frankreich oder Deutschland, auf eine praktisch seit dem 13. Jahrhundert sich ausbildende, durch lange Kämpfe und politische Klugheit sich festigende staatliche Gliederung. Gleich der Esche Ygdrasil hatte das Mitrathen vor dem Mitthaten seine Wurzeln durch drei Schichten der Bevölkerung hinabgewuchert und begann eben den Scheidefels zur vierten Schichte

zu sprengen. Nach dem hohen Gefolge des erobernden Herzogs, der königlichen Tafelrunde, nach der kleinadligen Gentry, der Masse der gepanzerten Reisige, und nach den privilegirten Municipien, dem corporativen Städtethum, kam die Reihe jetzt an den Bürger als solchen, zunächst an den Wohlhabenden, der sich fühlte und Andere seine Existenz fühlen lassen wollte.

Ein so unverfänglicher Zeuge wie Mr. Edw. Hyde (nach der Restauration Lord Clarendon) erklärt uns in seiner „Geschichte der Rebellion" an einem Beispiele vortrefflich diesen Proceß. Warum schlug unter Karl I. in der Grafschaft Somerset die parlamentarische Stimmung gegen den königlichen Adel durch? „Es waren da, sagt er, Leute niederen Standes, die durch gute Wirthschaft, Tuch- und andere blühende Manufactur, sehr große Vermögen erworben hatten; nachdem sich diese in die Besitzungen der Gentlemen hineingearbeitet, wurden sie ärgerlich, daß sie sich nicht in derselben Achtung und Reputation fanden wie die, deren Güter sie besaßen, und deßhalb waren sie beständig darauf aus, sich zu Ansehen zu bringen." Diese Leute wurden jetzt Lieutenants bei der Miliz, und umzingelten plötzlich den Marquis von Hertford; ihre Armee war 12,000 Mann stark. Die Parlamentsarmee unter Essex zählte 8000 Mann. — Das ist ein ganzes Capitel Geschichtsphilosophie.

Die Plantagenets waren, wohl oder übel, allezeit Mehrer der Freiheit gewesen: Johann ohne Land, Heinrich III., die drei Eduarde. Was sich da allmählich in Zuständen und Köpfen festgesetzt hatte und was nur zeitweilig zu verdunkeln war, lautete: Der König steht an der Spitze des Staates als ausführende Macht, die beiden Häuser des Parlaments bilden den hohen Rath der Nation; nur durch dieses Parlament kann der König zu Geld und Soldaten kommen. „Der König im Parlament", so hieß die geheiligte Formel für die Zusammengehörigkeit von Executive und Legislative. Gegen das ältere statutarische Recht standen als Eisbrecher das altsächsische Ge-

meinrecht und das Genossengericht. Diese Dämme und Wälle mochten periodisch vernachlässigt werden, vorhanden waren sie immer. Als der reformatorische Gedanke die Gewissen wachrief, belebte er zugleich das Bewußtsein der angebornen, nie veraltenden Rechte, welche die Stuarts zu untergraben trachteten. Hier konnte die Freiheit Posto fassen, ohne eines neuerfundenen Naturrechts zu bedürfen. Freilich lag auch der Hader nahe zur Hand; die Auffassung der alten Rechte konnte verschieden sein. Der politische Theil der „Rebellion" bewegte sich um den Satz: „Der König im Parlament". Welchen Auslegungen war dieser Satz nicht unterworfen! wie viel Blut hat diese Exegese gekostet!

Die widerwärtige Tyrannei Heinrich's VIII. und noch mehr die wohlwollende Regierung Eduard's VI. hatten dem religiösen Befreiungsdrange eine Concession gemacht; die bigotte Reaction der blutigen Maria ging vorüber wie ein Unwetter; der glorreiche Despotismus der Elisabeth entschädigte für manchen Zwang. Aber neben der officiellen Reformation entwickelte sich frühzeitig ein calvinistisches Sectenthum, von Schottland, Frankreich und Genf her angefacht und durch die Verfolgung nur energischer um sich greifend. Schon unter Eduard VI. weigerte sich der zum Bischof von Glocester berufene edle Hooper, das aaronische Gewand anzulegen; unter Elisabeth starb er auf einem Bett von glühenden Kohlen, „wie ein Kind auf Rosen schlafend". Man nannte die Secte spöttisch „Puritaner", was auf eine lateinische Uebersetzung der griechischen „Katharer" oder Ketzer hinauskommt; sie aber haben den Namen mit Freuden aufgenommen und zu Ehren gebracht.

Und ebenfalls schon unter Elisabeth lebte und wirkte Browne (1582—1616), der Vater der Independenten, denen selbst der Puritanismus mit seiner Presbyterialkirche noch zu enge war, gleichwie das Vaterland selbst; die schaarenweise nach Holland auswanderten und dann nach Neu-England hinüberzogen, wo sie lauter kleine Demokratien gründeten.

Die in England Verbleibenden erschienen der Regierung wegen ihres Princips der freien Religionsgemeinde viel gefährlicher als selbst die Puritaner; es fanden Verfolgungen und Hinrichtungen statt.

Unter Jakob nun traten die beiden mühsam zurückgestauten Strömungen in Bewegung: das reformatorische Princip, bisher staatlich verkrüppelt und verkümmert, verlangte sein volles, aber auch sein bürgerliches Recht; zu ihm gesellte sich die Erinnerung an die Freiheiten und Privilegien der Gemeinen. Aus dieser Doppelströmung entstand jener Wirbel, den man die englische Revolution nennt. Ganz andere Könige als Jakob und Karl hatten sich einst der wachsenden Städtefreiheit als Stütze ihres Regiments bedient und ihre Freude daran gehabt: was wollten doch diese Stuarts, diese Eindringlinge, Sohn und Enkel der papistischen Maria!

Der Feind, auf den die Doppelströmung traf, trug ebenfalls einen Doppelkopf: nicht nur witterte England in Jakob und noch mehr in Karl, nach der spanischen Freite und dem französischen Heirathscontract, den tridentinischen Katholicismus; sondern es erfuhr auch deutliche Stöße des politischen Katholicismus, des bon plaisir, welches französische Kleider- und Regierungsmoden in England einzuführen trachtete. Die seltsame Hallucination, als sei England Frankreich, der englische freeholder und yeoman dasselbe mit der nivellirten keltischen Hörigenmasse, der englische Adel grade so unter die Füße zu treten wie der Rest der fränkischen Allodbesitzer, erboste die englische Selbständigkeit. Und ließ sich denn ein Princip spalten — den einen Theil giebt man preis, den andern hält man fest? — wird der Summus episcopus nicht auch absoluter Herr über den Beutel sein wollen? kann der absolute König die Gewissen frei lassen? Aus solchen Zweifeln entstand die große Revolution von 1640 und als matter Nachschlag die kleine, die glorious.

Die große Revolution ist die schärfste und gediegenste Ausprägung des reformatorischen Gedankens: Luther zu Pferde

und Calvin als Musketier; die drastische Consequenz des Bannbullenbrandes und des Regierungssturzes in Genf; zugleich auch die Ueberwindung beider Standpunkte und der Bau des Brückenbogens, der fragmentarisch ins jenseitige 18. Jahrhundert hinüberdeutet.

England hat die löbliche geschichtliche Gewohnheit, sog. „Diversionen“ zu machen und die beate Welt jedesmal dann aufzurütteln, wenn sie des süßen Glaubens lebt, es sei Alles zu Ende. Nur dieser beaten Welt jedoch erscheint dasjenige als „Diversion“, was im Grunde logische Folgerung ist und nur augenblicklich nicht als solche erkannt wird. Die Menschheit würde nie erfahren haben, was die Reformation in ihren Flanken trug, ohne den deutschen Bauernkrieg und die englische Revolution. Diese erst ist der wahre Abschluß der Bewegung des 16. Jahrhunderts; sie riß weite Löcher in den mystischen Nebel, der die Menschheit umhüllte; sie lüftete das Symbol und ließ dessen geheimste Bedeutung herausflattern; sie zerstörte die Illusionen und stellte den ernüchterten Menschen auf den realen Boden tellurischer Wirklichkeit.

Dieses gewaltige Geschehniß, wichtiger als die ganze bisherige Geschichte der Völkerwanderer, wird sich in drei Aufzügen vor uns entrollen.

Jakob I.

Jakob VI. von Schottland, als Kind der Verwirrung empfangen, wurde am 29. Juli 1566 geboren. Schon mit Einem Jahre war er König. 1589 heirathete er die schöne dänische Prinzessin Anna, die er von Bergen in Norwegen heimholte. 1603 starb Elisabeth, nachdem sie den Sohn der Maria Stuart zum Erben eingesetzt hatte. Jakob, der sich nie viel um seine Mutter und deren Schicksal gekümmert, ließ

jetzt auch die Königin Elisabeth vorher begraben, ehe er sich nach London bemühte.

Der trotzige Adel Schottlands und der starre Calvinismus der Synodalkirche hatten ihm sein Stammland verleidet. Schon 1599 war sein bischöfliches Glaubensbekenntniß als „Basilikon Doron“ (die Königsgabe) veröffentlicht worden; 1603 erschien die Schrift als Programm des Doppelherrschers in drei Auflagen. Auch den Katholiken wurden gute Worte gegeben. In England, dem Lande der Verheißung, wo Jakob auch zu Gelde zu gelangen hoffte, herrschte frohe Erwartung bei Bischöflichen und Katholiken.

Des neuen Königs äußere Erscheinung war freilich wenig empfehlend. Schon auf der Reise mißfiel er. Seine Lippen entsprachen den spanischen Wülsten an Wamms und Hosen; seine Zunge war zu dick für den Mund, dieser war nicht im Stande, die starken Libationen Jakobs zu fassen, die vielmehr theilweise auf die Brust abflossen. Der König fürchtete sich, seine Kleidung war stets wattirt und er trug noch Unterkleider. Die Kniehose war ein dickes Polster. Die Beine, die erst mit sieben Jahren stehen gelernt, blieben immer hülfsbedürftig. Ein hoher Hut mit weißer aufstehender Feder vollendet auf einem seiner Porträts die Steifigkeit der ganzen Erscheinung; anderwärts trägt er einen weichen Schlapphut mit einem Wald von Federn; unter dem Hut ein mädchenhafter Teint, sehr wenig Bart, unstäte, fast schielende Augen. Die ganze Gestalt ist wie eine Caricatur Philipps II. Im Gegensatz zur spanischen Mode trugen sich die englischen Stutzer französisch; so besaß der Herzog von Buckingham (früher George Villiers) 27 gestickte Anzüge à 35,000 franz. Livres. Im Gegensatz endlich zur spanischen wie zur französischen Mode, war die puritanische die Tracht der Zukunft: taillenloser, dunkler, meist brauner Knöpfrock mit einfachen Aermeln; kragenartiger Ueberwurf, ein Halstuch, das in breiten Bäffchen auf der Brust endigte; die graue Strumpfhose ohne Besatz, das Haar gestutzt; plumpe Schuhe, ein Filzhut ohne Schmuck.

Als Jakob I. nach London kam, hieß er den französischen Gesandten, den Marquis von Rosny, die Trauer für die verstorbene Königin ablegen; den Grafen Southampton setzte er in Freiheit und gab ihm so wie dem jungen Essex die confiscirten Güter zurück. Die Recusanten mußten monatlich 20 Pfund zahlen, das Geld ging an schottische Lieblinge. Frankreich beherrschte ihn, so lange Rosny anwesend war; nachher kam die Reihe an Spanien. Philipp III. cultivirte seine Freundschaft.

Schon im Jahre 1604 fing der byzantinische König auch in England an zu theologisiren. Wie er in Schottland auf die Hexen erpicht gewesen, so beschäftigte ihn in England die Ketzerei. Er berief eine Synode nach Hamptoncourt, um die Puritaner mit den Anglikanern zu versöhnen, disputirte selbst, distinguirte, concludirte, ein scholastischer Fechtmeister. Die Puritaner konnte er jedoch nicht zu seinem Lieblingssatze bekehren: No bishop, no king. Da zuckte Jakob die Achseln, wandte sich um und concludirte: „dann werden wir sie hängen!" Die Hauptconclusion erfolgte in der Austreibung von 300 erklärten Puritanern und in dem Erlaß von 141 Canones, die eine Masse von Strafandrohungen im Sinn der Episkopalen enthielten. Dieses Werk der sog. Convocation, d. i. des geistlichen Parlaments von England, welches die bischöflichen Privilegien noch einmal, neben den Bischöfen im Hause der Peers vertrat, mißfiel dem weltlichen Unterhause, welches seine Spitze vielmehr gegen die Papisten kehrte und lebhaft an das Statut der Elisabeth erinnerte, wonach Niemand in England besitzen, amtiren, Forderungen eintreiben könne, der in einem überseeischen (katholischen) Seminar studirt habe.

Der staatsrechtliche Streit war schon früh in Lebensgröße vorhanden. Das Parlament behauptete: ein Gesetz entstehe durch Uebereinkommen der Gemeinen, Zustimmung der Lords und Einwilligung des Königs. Jakob nannte das „vermessen". Das Parlament antwortete mit „Unkenntniß", der König sei

„übel berichtet“. Jakob replicirte: die Privilegien des Hauses hingen von der Gnade des Königs ab. Das Parlament duplicirte mit dem „angeborenen Recht der Engländer.“ Da lag die Wurzel eines unabsehbaren Streites, der einmal, früher oder später, voraussichtlich mit Gewalt entschieden werden mußte.

Da die Katholiken sich gleichfalls getäuscht sahen, so verlegten sie sich nach alter Gewohnheit auf's Complottiren. Bereits im Jahre 1604 bildete sich das Monstercomplott, die berühmte „Pulververschwörung“, zu dem Zwecke, beide Häuser des Parlaments und die ganze königliche Familie in der Eröffnungssitzung in die Luft zu sprengen. Nur die kleine Prinzessin Elisabeth sollte verschont und zur katholischen Königin gemacht werden. Im Complott waren ihrer zunächst Fünf: Guy Fawkes, ein Officier eines in Flandern stehenden, von Jesuiten beeinflußten englischen Regiments, der über den Canal herüber kam; Robert Catesby aus Northampton; Thomas Percy, ein Verwandter des Herzogs von Northumberland; Christopher Wright aus York; Thomas Winter aus Huddington. Zu diesen gesellten sich noch ein Bruder Wright's und ein Bruder Winter's. Die Seele des Geheimbundes war der Jesuiten-Provincial Henry Garnet; Zweifel über die Rechtmäßigkeit des Vorhabens schlug er mit dem casuistischen Satze nieder: Im Kriege kämen auch Unschuldige um! Die Verschwornen nahmen das Sacrament aus der Hand des Jesuitenpaters Gerard, der — natürlich — später gar nicht wußte, um was es sich gehandelt.

Percy miethete ein Haus nebst Garten dicht bei Westminster. Während des Tages wurde die Mine gegraben, bei Nacht der Schutt in den Garten geschafft. Als ein Keller unter den Lords leer wurde, miethete ihn Fawkes sofort. Das Pulver wurde mit Reisig und Steinen bedeckt. Dann warteten die Verschwornen vom Januar bis zum September 1605.

Unterdessen nahm die Strenge gegen die Katholiken zu; es erfolgten nächtliche Haussuchungen, Vermögensconfiscatio-

nen, Hinrichtungen; hochgestellte Katholiken wurden für bürgerlich unfähig erklärt.

Die Zahl der Mitwisser um das Complott vermehrte sich, es gelangten Warnungen an Mitglieder beider Häuser. Catesby beichtete dem P. Greenway, den er bat, den Provincial zu consultiren. Dieser ertheilte dem Pater einen strengen Verweis, daß er die Beichte Jemanden mitgetheilt, und erklärte: jetzt müsse der Verschwörer von seinem Plane abgebracht werden! Lord Mounteagle erhielt einen Warnungsbrief von seinem gleichfalls mit verwickelten Schwager Tresham; der Brief ging an den Minister Lord Cecil Burleigh.

Am 5. November Morgens um 2 Uhr wurde Fawkes im Keller unter den Lords arretirt. Es fanden sich zwei Orthoft und 32 Barils Pulver vor. . . . Das Verhör fand in Gegenwart des Königs — wie bei den Hexen — statt. Wozu so viel Pulver? frug ein Schotte. „Um die schottischen Bettler in ihre heimischen Berge zurückzuschleudern." Der gelehrte Jakob sah darin einen „englischen Scävola". Die Jesuiten Gerard, Greenway und Garnet wurden in die Verfolgung gezogen: das Jesuitencomplott lag deutlich vor. Am 30. Januar 1606 wurden acht Verschworne hingerichtet, Gerard und Greenway hatten sich auf's Festland gemacht, Garnet's Haupt fiel. Im Ganzen beschwerten sich die Protestanten bitter über die königliche Milde.

Ein neuer bindender Eid für die Katholiken wurde festgestellt, den Papst Paul V. natürlich verdammte. Der gelehrte König aber schrieb eine lateinische „Apologie des Eides der Treue". Dennoch wehrte Jakob dem jetzt hervorbrechenden Fanatismus gegen Alles was katholisch war nicht ohne Staatsklugheit. Nur durfte seine theologische Unfehlbarkeit nicht angetastet werden. Es fanden Verfolgungen statt, von denen der französische Gesandte sagte: Blos der Dünkel, mehr von der Theologie zu verstehen als alle Doctoren der Welt, ist Schuld daran.

Lord Robert Cecil, Graf von Salisbury, der Sohn und

Erbe William Cecil Burleigh's, des Elisabethischen Staatsmannes, hatte den verwegenen Gedanken, den schottischen Jakob mit der Rolle Heinrichs IV. zu betrauen, ihn zum Moderator Europas zu machen. Dazu fehlte dem Jakob nicht mehr als Alles.

Die seltsame Mischung von Verstand und Aberwitz, von Theolog und König, von Trinker und Schriftsteller, die den Namen Jakob führte, liebte auch den Sport. Zweimal wöchentlich fanden Hahnenkämpfe statt; sein Hahnenmeister bezog ein Gehalt von 200 Pfd. St., wie der zweite Staatssecretär. Der Jagd lag er häufig vom Morgenroth bis Sonnenuntergang ob. Gesandte und Minister mußten bei solchen Gelegenheiten wochenlang auf Audienz warten.

Die Königin Anna war klug genug, nicht in des Gemahls politisch-kirchliche Unfehlbarkeit hineinzureden. Sie widmete sich den Hoffesten und Mummereien. Bei Maskenzügen (court masques), die unter Jakob die Blüthe ihres tollen Aufwandes entfalteten, erschien sie als Göttin, Nereide, Sultanin. Dichter und Maschinisten nahm sie in Anspruch. Wenn der Gemahl der Posse auf dem Volkstheater verfiel, so lachte sie unbändig; die Schauspieler stellten ihn nämlich dar über Hunde und Falken fluchend, Bediente prügelnd, wenigstens einmal täglich sich betrinkend. Noch lebte old merry England. Was aber das Trinken betraf, so that Anna darin gleichfalls das Ihrige. In der „Königin von Saba" war sie einst nicht im Stande, den allegorischen Tanz auszuführen. Es kam vor, daß Glaube, Liebe, Hoffnung nicht auf ihren Füßen stehen konnten.

Nichtsdestoweniger behauptete Jakob: seine Gesundheit sei die Gesundheit Aller — quand le Roi a bu, la France est ivre — und hielt sich alles Ernstes für den „göttlichen Viceregenten auf Erden".

In einem Gespräche mit den Bischöfen Neile und Andrews stellte der König die Frage: ob er seinen Unterthanen Alles ohne Parlamentsbeschluß abnehmen könne. Neile antwortete: „Gewiß, Ew. Majestät sind ja der Athem unserer Nase."

Andrews, ein geriebener Schotte, meinte: „Ew. Majestät können wenigstens meines Mitbruders Neile Geld nehmen, denn er hat es selbst angeboten.“

Auch auf dem socialen Gebiete flogen bereits revolutionäre Funken auf. Im Jahre 1607 gab es in Northampton, Warwick und Leicester eine Empörung wegen Einzäunung der Gemeindetriften, die so der allgemeinen Nutznießung entzogen wurden. Unter Anführung eines Capitän Pouch rissen die Verletzten die Einhägungen nieder. Die Rädelsführer der Expropriirten wurden hingerichtet, die Regierung bewies sich conservativ — gegen die ungerechte Neuerung. Wir stoßen hier, beiläufig bemerkt, auf das dritte Motiv der großen Rebellion, auf das sociale. Vor der Hand möge man diese Einhägung des Gemeindelandes im Gedächtniß behalten; wir werden ihrer und dessen, was damit zusammenhängt, später noch im Besondern gedenken.

Jakob, unter dem Schottland und England durch Personalunion vereinigt waren, dachte schon 1604 lebhaft an die völlige Verschmelzung beider Länder unter dem Titel von Großbritannien; er wollte die Abschaffung der feindseligen Gesetze auf beiden Seiten, die Beseitigung der Gränzzölle, die Einführung des Heimathsrechts der Schotten in England, der Engländer in Schottland, und der allgemeinen Handelsfreiheit zwischen beiden Ländern. Allein er stieß hüben wie drüben auf unüberwindliche Nationalvorurtheile; sein englisches Parlament verwarf den Plan. Er disputirte — seine Hauptleidenschaft — mit den Mitgliedern und sagte: aus Liebe zu den Engländern sei er in England; darauf erwiderte ein Abgeordneter: Aus Liebe zu den Schotten möge er nach Schottland gehen; je weiter von der Gottheit, desto sicherer vor dem Blitz. — Die Vereinigung Schottlands mit England war einer stärkern Hand vorbehalten.

Der göttliche Viceregent auf Erden ließ gern seine goldene Sonne scheinen über seine auserwählten Lieblinge; am liebsten hätte er Gold in ihren Schooß regnen lassen. Nur

waren die Versprechungen und Anweisungen des bischöflichen Sultans oft schwer zu realisiren. Die Beschenkten umringten den Wagen des Schatzmeisters und forderten schreiend das Ihrige. Lord Cecil mußte wohl oder übel zu Zollerhöhungen, Länder- und Titelverkäufen seine Zuflucht nehmen. Der irische Boden wurde an englische Colonisten versteigert; ein Baronetstitel kostete anfangs 1095 Pfund, ein Baron 10,000, ein Viscount 15,000, ein Count 20,000 Pfund. Bei aller Adelsschöpfung fehlte dennoch häufig das Geld: das elende Metall war das einzige Temperament der königlichen Willkür.

Seinen Finanzwünschen zu entsprechen, hielt Jakob für die erste Pflicht des Parlaments. Machten die Gemeinen Einwürfe, erhoben sie Bedenken, so fuhr der König aus: sie mischten sich in Dinge, die weit über ihr Begriffsvermögen gingen, und nahm so ein Patent auf die spätere Erfindung des „beschränkten Unterthanenverstandes". Dann aber gab er wieder launig gute Worte. So verlangte er im Jahre 1610 Subsidien mit dem naiven Zusatze: er werde so liberal gegen sein Volk sein, wie dieses gegen ihn! Als aber Cowell das absolute Regal des Königs nach römischem Recht lehrte, unterdrückten die Gemeinen das Buch und riefen die Lords zu Hülfe. Dem Könige fehlte die Energie der Bosheit, er reflectirte sich immer auf halbem Wege wieder zurück.

Bei den Zollerhöhungen sprach er von der Gottähnlichkeit der Könige: sie können schaffen und vernichten, erhöhen und erniedrigen, Leben und Tod geben; ihnen gebühren die Neigungen der Seele und die Dienste des Körpers der Unterthanen. Nachdem der Theolog gesprochen, fügte der Advocat hinzu: doch wolle er jedesmal seine Gründe angeben. Als ob ein Gott mit Gründen plaidirte!

Früh traf den Hochfahrenden ein schweres Mißgeschick in der eigenen Familie: sein ältester Sohn Heinrich wäre der Mann nach dem Herzen Lord Cecil's geworden, der rechte, antispanische König. Schon ihm sprach der Vater von einer spanischen Braut; Heinrich aber wies das zurück, er wolle

lieber eine Savoyerin, deren Vater sich zu den deutschen Unionsfürsten hinneigte. Leider starb der Prinz schon im Nov. 1612 am hitzigen Fieber. Im Januar 1613 heirathete die schöne Prinzessin Elisabeth, die einzig überlebende von vier Töchtern, auf Lord Cecil's Betreiben den jungen Friedrich von der Pfalz. Sie war naiv und selbstbewußt zugleich: als sie im weißen Kleide mit der goldenen Krone auf den langen Zöpfen die Estrade der Capelle zum Altare hinaufschritt, kicherte sie erst und lachte dann laut. Sie lachte einem kurzen Glanze und einem schmählichen Sturz entgegen.

So willkürliche Anläufe Jakob auch machte, dem Parlament den Herrn zu zeigen, so verwegen er im Raptus der göttlichen Macht Lords in den Tower, Gemeine in gewöhnliche Gefängnisse setzen ließ: immer wieder berief er ein Parlament, wenn auch mit dem Vorbehalt, es bei erster Veranlassung aufzulösen. Er war der Dilettant auf das göttliche Recht, der mit dem Volksrechte ein loses Spiel trieb, dabei aber dieses Recht nicht zu leugnen wagte.

Seine Unselbständigkeit glich auf ein Haar derjenigen Ludwigs XIII. von Frankreich; wie dieser bedurfte auch er der Günstlinge, besonders der jungen, und diese bedurften der Fähigkeit angenehm zu schmeicheln. Sein erster Mignon war Robert Carr, 22jährig, der vielverspottete Graf von Rochester, zuletzt Herzog von Somerset, auf dem der Verdacht der Giftmischerei lastete. George Villiers, der spätere Herzog von Buckingham, zählte erst 21 Jahre, als er sich in des Königs Gunst einschlich; bei der Hochzeit der Prinzessin Elisabeth wurde er zum Mundschenk ernannt. Francis Bacon wurde die juridische Stütze der königlichen Willkür und befleckte seinen europäischen Namen mit der Schmach der Bestechlichkeit als Kronanwalt. Der Philosoph und Großwürdenträger widerstand nicht der Tripotage und verfolgte im objectiven Rechtsleben das Princip des persönlichen Nutzens. Als Francis Bacon die königliche Machtvollkommenheit deducirt hatte, machte ihn Jakob zum Baron von Verulam und Viscount von St.

Albans und erhob den ungetreuen Hüter des Rechtes zum Großsiegelbewahrer, der 1617 vom Könige und den Parteien zugleich dotirt wurde. Der brave Coke dagegen, der für die Landesgesetze eintrat, mußte das Lordkanzleramt in Ungnaden verlassen.

Der Hauptstein des Anstoßes lag für König Jakob im religiösen Pathos, sowohl in Schottland als in England. Stieß er dort auf den eingefleischten Calvinismus, so hier auf die Puritaner. Jenen beleidigte er tödtlich durch die episkopale Reaction, diese durch die Kirchenjustiz seiner Hohen Commission und die Heirathswerbungen für den Prinzen Karl von Wales.

In Schottland gab es kein Bischofthum mehr, die 13 Titularbischöfe waren nur Pfarrer an ihren Kirchen; das Synodalsystem war bis in seine letzten Consequenzen durchgeführt. Da ließ der König, wie zum Versuch, gegen Ende des Jahres 1606 einen Vorsitzenden der Synode erwählen. Dann gingen drei Bischöfe nach England, um die Weihe zu empfangen; diese drei wurden dotirt, erhielten das Präsentationsrecht, suspendirten Geistliche, setzten sie ab, hielten Visitationen und zwangen jeden Pfarrer zur Ablegung des Suprematseides und des Gelöbnisses des Gehorsams gegen den Bischof. Aus dieser jakobitischen Saat ging unter Karl I. die schottische Revolution auf.

In England arbeitete der gewandte und gelehrte Bischof Lawd oder Laud einer noch viel gründlichern Revolution vor. Der orthodoxe Calvinismus ergrimmte mehr und mehr über das, was er bei Laud den Abfall von der reinen Lehre und die Katholisirung der Kirche nannte. Man beschuldigte den neuen Erzbischof von Canterbury des Arminianismus und diesen der Coketterie mit dem willkürlichen Königthum. Weit gefährlicher als die immer noch royalistischen Schotten aber waren die puritanischen Dissenters in England, hinter denen die Brownisten oder Independenten lauerten, welche wiederum den socialpolitischen Levellers die Wege bahnten. Die Entschiedenen nahmen

das englische Königthum beim Worte: „Kein Bischof, kein König!" Opfer- und aufopferungsfähig, wie sie sich unter Jakob zeigten, warteten sie ihren Tag ab.

Der Gedanke, seinem Kronprinzen eine spanische Prinzessin zur Frau zu geben, datirt bei Jakob aus dem Jahre 1616. Da der protestantische Stuart im Reiche der Philippe nicht für vollangesehen wurde, so erschien Jakob in Madrid als der Bittende. Die Prinzessin konnte nur gegen eine hohe Morgengabe verabreicht werden. Jakob begann damit, daß er etliche tausend katholische Geistliche aus dem Gefängniß entließ. Zugleich wurden zwei Unitarier (Eingottgläubige) verbrannt, den dritten rettete das Murren der öffentlichen Meinung. Dann versprach Jakob den eidverweigernden Katholiken Begnadigung, wenn sie im Laufe der nächsten fünf Jahre darum nachsuchen würden. Jeder Recusant, der Bürgschaft stellen könne, sollte aus dem Gefängniß entlassen werden. Endlich — in Erwartung der spanischen Prinzessin — wurde der katholische Privatgottesdienst in Aussicht gestellt. Dieser demüthigen Haltung gegen den alten Erzfeind fiel auch der seltsame Mann zum Opfer, den wir in der Elisabethischen Zeit als Schwärmer für die gealterten Reize der Königin kennen lernten, der Seefahrer und Verfasser der ersten Weltgeschichte, Walter Raleigh. Seit 1603 saß er wegen der letzten Verschwörung im Tower; 1615 ward er ohne Begnadigung entlassen, 1616 ging er als Befehlshaber einer Flotte nach Centralamerika. In seiner Abwesenheit griff Cpt. Keymis das spanische S. Tomás de Guiana (Angostura) an und nach der Rückkehr Walters, im Jahre 1618, ließ Jakob den kühnen Freibeuter den Spaniern zu Gefallen enthaupten.

Das Parlament remonstrirte 1621 gegen die verdächtige Annäherung an Spanien. Jakob löste zu Anfang 1622 das Haus der Gemeinen auf und ließ die Grafen Oxford und Southampton, die Unterhausmitglieder Coke, Philips, Pym, vor den königlichen Rath laden, dann theils in den Tower, theils in das Gefängniß der Fleet, theils in Privatgewahrsam setzen.

Im März 1623 traf Prinz Karl mit dem gespreizten Muscadin, dem Herzog von Buckingham, in Madrid ein. Natürlich hatte der Papst wegen des Dispenses mitzureden. Unter dem 20. Juni 1623 schrieb der künftige König von England aus Madrid an Gregor XV., er wolle Alles thun, um Frieden und Eintracht zwischen den Christen herzustellen; der Vater der Zwietracht habe verderblichen Hader gesäet. Der Papst möge des Prinzen Eifer daran erkennen, daß dieser eine katholische Prinzessin heirathen wolle, deren Religion er also nicht verabscheuen könne! Lope de Vega hat damals den Prinzen von Wales angesungen. England aber erglühte in immer heftigerm Haß gegen Katholicismus und Jesuitismus, sowie gegen das katholisirende anglikanische Bischofthum.

Ein öffentlicher und ein geheimer Tractat waren zwischen England und Spanien im Zuge; der letztere versprach mit aller Feierlichkeit, daß künftighin in England kein Strafgesetz irgendwann und irgendwie mehr gegen die Katholiken zur Anwendung kommen solle; daß die Kinder aus der projectirten Ehe bis zum 10. Jahre unter der alleinigen Aufsicht der Mutter stehen, und falls sie katholisch bleiben wollten, dadurch der Thronfähigkeit nicht verlustig gehen würden; der Königin wie den Katholiken überhaupt wurde der Privatgottesdienst eingeräumt. Gleichzeitig wurde der pfälzische Schwiegersohn angehalten, den Grafen von Mansfeldt und den Fürsten von Braunschweig aus seinen Kriegsdiensten zu entlassen; die englischen Besatzungen in den pfälzischen Städten zogen ab, die Pfalz wurde an Maximilian von Bayern ausgeliefert.

Die ganze Intrigue zerfiel durch das anmaßende Betragen des Herzogs von Buckingham am Madrider Hofe. Der Herzog von Olivarez fand es unanständig, daß der englische Thronfolger so vertraut mit dem Parvenu umging, und der englische Muscadin schnaubte vor Wuth, daß der spanische König mit dem englischen Prinzen und dem Gesandten Grafen Bristol in einem Wagen fuhr, während er selbst mit Olivarez in einem andern befördert wurde. Durch diese Etikettenfrage wurde

Buckingham antispanisch und leistete vermöge seiner Eitelkeit England einen großen Dienst. Daß er der alten buckligen Herzogin von Olivarez den Hof gemacht und dadurch Anstoß erregt habe, ist wohl erst nach Analogie seiner spätern Narrheiten mit der französischen Königin Anna erfunden worden.

Im Februar des folgenden Jahres 1624 leugnete der Prinz von Wales in England öffentlich und hartnäckig ab, irgend ein Versprechen hinsichtlich der Religion gemacht zu haben. War dies seine erste Lüge, so war es jedenfalls nicht seine letzte.

England hatte Opfer gebracht und nichts dafür erhalten. Auch die Hoffnung Jakobs, Spanien werde für seine zweimal entthronte Tochter, die länderlose Kurfürstin von der Pfalz, etwas thun, war natürlich zu Schanden geworden. Ging es nun so nicht, so sollte es anders gehn. War keine spanische Prinzessin zu haben, so doch eine französische, und den Spaniern zum Trotz wurden jetzt Recusanten und Nonconformisten wieder verfolgt.

Auf ihrer Rückreise von Madrid nach London waren Karl und Buckingham nach Paris gekommen, Karl hatte dort die Prinzessin Henriette Marie, die Tochter Heinrichs IV., Buckingham aber die Königin Anna gesehen.

Richelieu, der die Hand schon zu Madrid im Spiele gehabt, schloß am 22. November 1624 den Ehecontract zwischen Karl Stuart und Henriette Marie ab. Die Bedingungen zu Gunsten der Katholiken waren theilweise dieselben wie die mit Spanien abgekarteten, ein schlimmes Angebinde für den, der das Jahr darauf König von England werden sollte: alle wiederverhafteten Katholiken sind in Freiheit zu setzen, die Strafgelder den Recusanten zurückzugeben; katholischer Privatgottesdienst ist erlaubt; nur soll das katholische Glaubensbekenntniß von der Thronfolge ausschließen. (Die Hand des Cardinals!) Die französische Brautwerbung war zum Abschluß gebracht worden durch den Incroyable Buckingham, und da sich hier die Gelegenheit bietet, sowohl die Minister zweier Könige zu charakterisiren,

als auch die französische Hof- und Damenwelt à jour zu beleuchten, so sei es gestattet, die betreffenden Zustände und Vorkommnisse nach den Memoiren des Herzogs von La Rochefoucauld zu schildern. Zuerst war Lord Holland als außerordentlicher Gesandter von England nach Frankreich gesendet worden, um über die Vermählung seines Königs mit Marie Henriette zu verhandeln. Am Hofe begegnete er einer vornehmen Dame, der intimsten Freundin der Königin, der Herzogin von Chevreuse, einer Frau, die La Rochefoucauld folgendermaßen schildert: „Madame de Chevreuse avoit beaucoup d'esprit, d'ambition et de beauté; elle étoit galante, vive, hardie, entreprenante; elle se servoit de tous ses charmes pour réussir dans ses desseins, et elle a toujours porté malheur aux personnes qu'elle y a engagées."

Diese Dame faßte ein Faible für Lord Holland und trotz der Anwesenheit des Herzogs von Chevreuse am Hofe entspann sich eine Liaison zwischen den beiden, die „pour honorer leur passion" wie sich La Rochefoucauld ausdrückt, zwischen der Königin und Buckingham ein ähnliches Verhältniß zu gestalten suchten. Buckingham oder wie La Rochefoucauld nach dem Gehör schrieb: „Bouquinquam, wurde von ihnen eigens zu diesem Zwecke nach Frankreich gelockt, seine ganze Mission dazu geplant und herbeigeführt. Ist Lord Holland als „jeune et bien fait" geschildert, so kommt Buckingham noch ungleich besser fort; es heißt von ihm in den Memoiren, er sei: „jeune, libéral, audacieux, et l'homme du monde le mieux fait."

Er ließ sich nach Frankreich entsenden, um im Namen seines Königs und Herrn sich Madame antrauen zu lassen. Die Königin erschien ihm noch liebenswürdiger als seine Einbildungskraft sie ihm ausgemalt hatte, und er erschien der Königin als der Mann, der vor aller Welt der Liebe am würdigsten sei. Sie benutzten gleich die erste ceremonielle Audienz, um Angelegenheiten zu besprechen, die sie näher angingen als jene der Krone, und waren gänzlich von ihrer Leiden-

schaft beherrscht. Diese glücklichen Anfänge wurden jedoch bald gestört.

Selbst der hohe Glanz des Hofes von Frankreich wurde „par l'éclat du duc de Bouquinquam" in den Schatten gestellt. Der Stolz und die Eifersucht Richelieu's wurden durch das Benehmen der Königin gestachelt; er theilte dem Könige mit, was er wußte oder doch zu wissen glaubte, und beide beeilten die Hochzeit so viel nur möglich, um des Herzogs ledig zu werden. Dieser wieder that alles Mögliche um länger zu verweilen und benutzte jede ihm durch seine Stellung als Gesandter zugängliche Gelegenheit die Königin zu sehen, „sans ménager les chagrins du roi". Er war „hardi et entreprenant" und die Königin entzückt von ihm; sie liebte ihn heißer, als sie jemals geliebt, hatte jedoch beschlossen, dem Könige treu zu bleiben. Es ist kein Zweifel, daß des Herzogs Leidenschaft durch das Schmeichelhafte einer so glänzenden „bonne fortune", die alle Höfe Europas beschäftigte, gespornt ward; nichtsdestoweniger aber muß er die Königin doch auch bis zum Wahnsinne geliebt haben, da er, nachdem er Amiens verlassen hatte, auf dem Wege nach England ohne jeglichen Vorwand nochmals zurückkehrte, nur um sie noch einmal zu sehen.

Die Königin war schon zur Ruhe gegangen; er trat ein, warf sich vor ihr auf die Knie, brach in Thränen aus und faßte ihre Hände; die Königin war nicht minder bewegt; ihre Ehrendame, die Gräfin von Lannoy, trat auf ihn zu, ließ ihm einen Stuhl bringen und bemerkte ihm, daß man nicht auf den Knien mit der Königin spreche. Sie war Zeugin der übrigen Conversation, die nur von kurzer Dauer war. Die Königin verlassend, bestieg der Herzog sein Pferd und schlug wieder den Weg nach England ein.

Richelieu, eifersüchtig auf den Vorzug, welchen die Königin Buckingham gab, und davon unterrichtet, daß dieser früher ein Verhältniß mit der Gräfin von Carlisle gehabt, benutzte diese zur Spionin.

Der Cardinal wußte den stolzen und eifersüchtigen Sinn dieser Frau durch die Uebereinstimmung ihrer Empfindungen und Interessen mit solchem Geschick zu lenken, daß sie der gefährlichste Spion des Herzogs von Bouquinquam wurde. Er liebte die Pracht und schmückte sich sehr zu allen Festlichkeiten. Die Gräfin von Carlisle, die ihn scharf beobachtete, bemerkte bald, daß er mit besonderer Vorliebe diamantene Nadelstifte trug, welche sie nicht kannte, und sie zweifelte nicht daran, daß er dieselben von der Königin erhalten habe. Um ihrer Sache sicher zu sein, wußte sie jedoch während eines Balles den Herzog bei Seite zu nehmen und ihm unbemerkt die Stifte abzuschneiden, um sie dem Cardinal zu senden.

Buckingham wurde desselben Abends noch des Diebstahls inne, combinirte sogleich, wer ihn vollzogen und ließ alle Häfen Englands schließen. So rasch als nur möglich, ließ er ganz gleiche Stifte anfertigen und sendete sie der Königin durch einen besonderen Boten, ehe die Häfen noch geöffnet wurden, um der Gräfin Carlisle zuvorzukommen. La Rochefoucauld fügt noch hinzu, daß Buckingham später die englische Flotte nur im Einverständniß mit der Königin nach La Rochelle zum Schutze der Hugenotten geführt habe. —

Am 8. April 1625 verschied der rechtgläubige anglicanische König „wie ein Cherub"; „der weiseste Narr in Europa", nach Sully's Ausdruck, machte dem Prinzen Platz, der für ihn mitzahlen sollte. Die Verachtung hatte ihm folgendes Distichon gewidmet:

> Rex erat Elisabeth, nunc est regina Jacobus,
> Error naturae sic in utroque fuit.

Zu deutsch:

> König war unsere Beß, dann kam die Königin Jakob;
> Offenbar hat sich Natur so in Beiden geirrt.

Wir haben Walter Raleigh's Fahrt nach Central-Amerika erwähnt. Seine erste That, die Besitzergreifung und Taufe

Virginiens, unter welchem Namen ganz Neu-England mitbegriffen wurde, bedurfte natürlich der weiteren Ausführung. Die Besiedelung des neuen Gebietes erwies sich jedoch als äußerst schwierig und stockte von 1590—1602 ganz. Unter Jakob I. bildeten sich dann zwei Gesellschaften zu diesem Zwecke, die von London und die von Plymouth. 1607 wurde Jamestown am nödlichen Ufer des Jamesflusses gegründet; aber 1612 waren von 500 eingewanderten Personen nur noch 60 am Leben — bis 1618 waren nur zwei englische Frauenzimmer im Lande. Jakob ließ 90 „Jungfrauen", 1619 noch 60 weitere hinbringen und an den Meistbietenden, im Durchschnitt zu 15 Pf., versteigern. Der Tabaksbau hatte seit 1616 begonnen und zur Negereinfuhr veranlaßt. Auch der Vernichtungskrieg gegen die Rothhäute war im Schwange. 1624 waren von 9000 Eingewanderten nach 2000 übrig.

Die Holländer waren seit 1607 gleichfalls in der westlichen Hemisphäre thätig. In holländischen Diensten hatte der Engländer Hudson zuerst Nowaja-Semlja angelaufen und sich dann nach Nordwesten gewendet. Der Fluß Hudson führte von ihm den Namen. So faßten Holländer zuerst Fuß auf dem Boden des spätern New-York. 1610 trat Hudson in englische Dienste und entdeckte die Hudsonstraße und die Hudsonbai.

Unter Jakob siedelte sich auch in England das an, was man damals Luxus nannte. In des Shakespearianers Massinger Lustspiel „City Madam" erfahren wir, daß die Kaufmannsfrau an Feiertagen in Atlas ging, eine Goldkette und eine Sammthaube mit reichem Besatz trug. Doch konnte dieser patricische Staat wenigstens im Lande selbst producirt werden; der höfische Luxus aber erforderte französischen und toskanischen Import: anstatt der Haube falsches Haar, in gepuderten Locken zum Kranze gebunden, der mit Diamanten und orientalischen Perlen besetzt war; reiches Halsgeschmeide, Schleifen aus „Hungerland" (Ungarn); spanische Quelliokrause, gestickte Unterröcke. Die Damen affectirten Unwohlsein, um

ihre Nachtmäntel von 40 Pfd. Sterl. im Preise zu zeigen, trugen reichgestickte Pantoffeln, Rosen, die ein Vermögen kosteten. Man servirte auf Silber, bewegte sich nur zu Wagen von einem Orte zum andern. Zum Wochenbette wurden drei fürstliche Zimmer hergerichtet: das erste mit Arazzi, für die Dienerschaft, das zweite in rothem Sammt, für geringere Besucher; das dritte in Scharlach von tyrischer Färbung, für die vornehme Welt. Und doch bediente man sich erst seit 1608 beim Essen der Gabel, die der Engländer Coryale (Furcifer) mit aus Italien brachte. Bis dahin hatte es für weibischen Luxus gegolten, beim Essen nicht die Hände zu gebrauchen.

Große Kunst wurde auf lebendige Pasteten verwendet, auf das Einbacken von Kaninchen, Häschen, Eichhörnchen, die beim Zerlegen davonliefen. Ein weiterer Luxusartikel, an dem Jakob seine selbstgefällige Gelehrsamkeit übte, war der Tabak, damals bekanntlich vielerorts Gegenstand der Sanitäts- und Staatspolizei. Jakob richtete zweimal eine Attake gegen das Höllenkraut, zuerst 1603: A counterblast to tabacco, „Ein Gegenpuff wider das Schmauchen“; dann 1619 den Misocapnus, sive de abusu tabacci lusus regius, „Rauchfeind oder über den Mißbrauch des Tabaks, ein königlicher Essay“.

Im ersteren Angriff lesen wir folgende Erbaulichkeiten: „Der Rauch macht eine Küche aus den inneren Theilen des Menschen, indem er sie mit einer schmierigen und öligen Art von Ruß besudelt, wie man das bei mehreren starken Tabakrauchern nach ihrem Tode gefunden hat. Eine Sitte, ekelhaft dem Auge, schädlich dem Hirn, gefährlich für die Lungen, und mit ihrem schwarzen stinkenden Rauche so ähnlich wie nur möglich dem gräßlichen stygischen Qualm des bodenlosen Abgrundes.“

In dem zweiten Angriff kommt es noch stärker. Es sei eine Schande, den barbarischen Wilden Amerikas nachzuahmen. „Der Tabak ist das leibhafte Bild und Muster der Hölle, dieweil er an sich alle Laster der Welt hat, die zur Hölle führen. Rauch, und das sind alle Eitelkeiten der Welt.

Er ergötzt, wie die Freuden der Welt, den Weltmenschen. Er macht trunken und toll, wie die Eitelkeiten der Welt. Wer raucht, kann dem Tabak nicht mehr entsagen, wie die Freuden der Welt den Menschen bezaubern. Der Tabak ist wie die Hölle, stinkend, ekelhaft.“ Dem Teufel, wenn sie ihn zu Gaste laden müßte, würde Se. Majestät vorsetzen: Ein Schwein, eine Stange Brustwurzel und Senf, eine Pfeife Tabak zur Verdauung. „Wenn also noch Scham in Euch ist, o Bürger, so gebt die heillose Sitte auf, durch welche Gottes Zorn geweckt, die Gesundheit zerstört, das Hauswesen zerrüttet, das Volk heruntergebracht und vor dem Auslande lächerlich gemacht wird.“

1605 bereits hatte zu Oxford eine Disputation in Gegenwart des Königs stattgefunden. Die Majorität hatte den Tabak verdammt, ein Dr. Cheywell aber rauchend die Tugenden des Höllenkrauts vor dem Könige gepriesen!

Jakob, durchaus ein Gegner des Satans und Freund einer gefüllten Kasse, erhob den Zoll auf Tabak von 2 d. per Pfd. auf 2 sh. 10 d.; Raucher niederen Standes ließ er durchprügeln, Vornehme barfuß mit geschornem Bart in's Elend gehen.

Im Geschmack zeigt uns die jakobitische Periode eine fast radicale Umwandlung. Der Einführung stets neuer Genüsse, dem Aufkommen immer fremderer Bedürfnisse ging eine Italianisirung der Formen parallel. Das Mobiliar ließ allen Schwung, alle Schwellung fallen und strebte nach der graden Linie. In der Baukunst wurde der echt nationale Elisabethische Styl verabschiedet und dem englischen Wesen eine unpassende Spätrenaissance auferlegt. Das englische Castle, das pittoreske Landhaus (my house is my castle) mit seinem bequemen Nebeneinander der durch Gänge und Galerien verbundenen Räume, seiner vorherrschenden Halle, seinen dominirenden Erkern, spitzen Dächern und Giebeln, mußte seit Anfang des Jahrhunderts dem Palladio-Style der Villa weichen, der doch nur unter einem andern Himmel Sinn hatte. Sein Vertreter in England war der berühmte Architekt Inigo Jones.

Der offene Hof, das Atrium, verdrängte als gedeckter Salon die Halle, welche nur noch den Eingang bezeichnete. Ein reguläres Rechteck trat an die Stelle der malerischen und bequemen Unregelmäßigkeit. Wenn das Castle von innen heraus gewachsen war, so sollte die Villa jetzt durch eine imposante Façade von außen, durch Porticus, Freitreppen, Gesimse und Balustraden mit Vasen und Statuen wirken. Was sonst zur Seite lag und die verschiedenen Vorkommnisse des Haushalts schon im Interesse des Geruchsinns trennte, Küche, Wäscherei, Vorrathskammern, Dienerraum, das wurde jetzt in's Souterrain zusammengezwängt. Der Comfort, das wesentliche Attribut Alt-Englands, wurde verscheucht, das englische Haus verwälscht.

Aehnlich arbeitete die schöne Literatur auf ihre künftige „Classicität" hin. Shakespeare war weder in der ethischen Tragödie, noch im historischen Drama, noch im romantischen Schauspiel zu überbieten. Auch die Fülle des grobkörnigen Witzes und der „ungeheuren Heiterkeit" war ausgegossen. Auf seiner Bahn konnte sich der Nachwuchs nur durch die Gunst eines anspruchs- und kritiklosen Publicums erhalten. Wenn aber der britische Aeschylos, Sophokles und Aristophanes vorweggenommen waren, so blieben noch Menander, Plautus und Terenz übrig. Von regelrechter Komödie hat Shakespeare nur die „bezähmte Widerspenstige" aufzuweisen. Ganz entsprechend nun der nach-elisabethischen Zeit, dem ruhigeren Wellenschlage des öffentlichen Lebens, unter dessen Oberfläche in der Tiefe ein gewaltiger Strudel fast unbemerkt aufkochte, gestaltete sich auch die poetische und besonders die dramatische Welt: Nachklänge und immer freiere Echos des Gewaltigen, daneben das verstandesmäßige Sittenlustspiel: lachend die Wahrheit über die Thoren sagen.

Ben Jonson hat diese letztere Wendung am Ende eines Prologs so ausgedrückt:

„Klatscht Ihr doch sonst so willig
Meerwundern, seid denn heut für Menschen billig."

Verlassen wir den hohen Kothurn, schnallen wir uns den salonfähigen Soccus an! Benjamin Jonson (1574—1637), zehn Jahre jünger als der mit ihm befreundete Shakespeare, leistete sein Bedeutendstes unter König Jakob, an dessen Hof er die „Masques", opernhafte Declamations- und Singspiele, aus dem früheren Zwischenspiel hervorgegangen, dirigirte. Accommodation war das Stichwort der Poesie geworden. Der Hofdichter Jonson verfaßte 1615 eine „Masque", „Herstellung des goldenen Zeitalters", natürlich durch Jakob, wie Beaumont zwei Jahre vorher „die Vereinigung von Themse und Rhein" zu Ehren der Prinzessin Elisabeth und des Pfalzgrafen gedichtet hatte. 1619 ließ sich Jonson von Jakob auch noch als Poëta laureatus krönen.

Die Tragödien Jonson's: „Catilina" und „Sejan" sind schon darin verfehlt, daß die Helden bloße Verbrecher sind, die uns durch kein edles, wenn auch noch so verfehltes Bestreben Sympathien abnöthigen. Am wenigsten Sejan, während Richard III. als Einzelner und als Glied in der Königsreihe sein Pathos hat. Kalt und pointirt sind die Charaktere Jonson's, kein menschliches Rühren erwecken die Begebenheiten.

Wichtiger sind Jonson's Lustspiele, besonders durch eine scharfe Analyse typischer Thorheiten, bei deren Schilderung der Dichter eine frappante Kenntniß des menschlichen Herzens, oder besser des angekränkelten Vorstellungsvermögens an den Tag legt. Der Begründer dieser Anatomie war der Bischof von Norwich, Joseph Hall, der schon 1597 seine Satyren unter dem Namen „Virgidenarium" herausgab. Da lernen wir z. B. den bramarbasirenden Stutzer-Sykophanten kennen, der beständig die eine Hand am Degen hat, während er mit der anderen die Zähne stochert, obwohl er seit langer Zeit kein Mittagessen gesehen. In der That sind einzelne Lustspiele Ben Jonson's noch heute vortrefflich zu nennen, weniger das sehr künstliche Everybody in his humour oder das Gegenstück: Everybody out of his humour, als der Volpone or the fox (1605), Epicoene or the silent woman (1609),

the Alchimist (1610), zu denen wir noch the devil is an ass (1616) hinzufügen. Kulturgeschichtlich von besonderm Werth sind der „Alchemist" als Verspottung der Zeitkrankheit, Gold zu machen und den Stein der Weisen zu suchen, und der „dumme Teufel" als lebendiges Beispiel der grassirenden Projectenmacherei. Das Uebel im Volpone ist weniger an die Zeit gebunden, es heißt: Erbschleicherei, und diese wird in streng moralischem Abschluß bestraft.

Im „Alchemist" tritt uns neben den verschiedenen Gimpeln, die auf den Leim gehen, Herr Epikur Mammon als Träger des Luxusbedürfnisses entgegen:

„Luftschwell'nde Betten will ich, keine Polster,
Flaum ist zu hart. Dann mein ovales Zimmer
Mit Bildern angefüllt, wie sie Tiber
Von Elephantis nahm und Aretin
Nur kühl nachahmte; meine Spiegel
Künstlich und tief geschnitten, die Figuren zahllos
Mir abzuschildern, wenn ich unter Schaaren
Von Nymphen nackt lustwandle; will mir Nebel
Von Dünsten schaffen, die den Saal durchwürzen,
Daß wir uns drein verlieren; meine Bäder
Wie Gruben, um hineinzutaumeln; dann
Entsteigen wir der Fluth und trocknen uns
In Fadensommer und in Rosen." —

Speisen will er:

„Zungen von Karpfen und von Murmelthieren,
Die Füße vom Kameel, in Sonnenwasser
Gesotten und in aufgelösten Perlen;
Und essen will ich diese Brüh' mit Löffeln
Von Bernstein, deren Stiel mit reichem Schmuck
Von Diamanten und Karfunkeln prangt.
Mein Stallknecht soll Fasanen speisen, Schnepfen. —
Und dafür ruf' ich meinen Koch und sag' ihm:
Da hast Du Geld, geh' hin und sei ein Ritter!"

Charakteristisch ist — von 1610 — die Verspottung der Puritaner, des „Pastors Trübsal Heiligung und seines Küsters Ananias", die als Heuchler und Betrüger dargestellt werden.

„Nicht fortan
Bedürft Ihr's, fromme Weiber zu verführen,
Noch Jagd zu machen auf verfall'nde Wechsel,
Recht auf Moment und Stund', und dann zu sagen:
Durch Gottes Fügung sei's geschehn. Braucht nicht
Ein derbes Mahl am Abend zu verschlingen,
Um nächsten Tags erbaulicher zu fasten,
Während die Schwestern und die Brüder gläubig
Des Fleisches Lüste kreuz'gen. —
Noch müßt Ihr unaufhörlich das Theater
Verlästern." — —

Ben Jonson hatte die richtige Ahnung: dem Theater wie dem Luxus erstand der dunkle Engel der Vernichtung.

Die Projectenmacherei im „Alchemist" giebt das Vorspiel dessen, was nach 1660 eintreten sollte, des Nützlichkeits-Realismus:

„Wein aus Rosinen —
Von welcher Traube
Mir die Rosine fällt, den Wein bereit' ich —
So drück' ich Euch
Den Preis des Weins herab, Sir, durch ganz England,
Unter die Hälfte."
„„Doch wenn die Rosinen
Um so viel höher steigen, Herr, wie dann?""
„Dann fabricir' ich ihn aus Heidelbeeren.
Es kommt auf Eins, ist nur mehr Kunst dabei,
Die Kosten sind geringer." —

Oder:

„Der Mann nimmt's mit dem Teufel selber auf
Und seinen Werken, operirt durch Schrauben,
Durch Hebel und Mechanik. Der! er hat
Maschinenpflüge, die mit Segeln gehn
Und vierzig Morgen ihm auf einmal pflügen!
Hat Mühlen, die das Wasser meilenweit
Ausspei'n! Das ganze Krähenmoor ist unser."

Da haben wir die ganze nach England verpflanzte, gut ausgeschlagene Holländerei.

Merkwürdig ist noch, daß der spätere Poet Dryden unserm Jonson zum Vorwurf macht, er habe die Sprache

etwas zu sehr romanisirt. Das sollte doch erst im 18ten Jahrhundert seine Höhe erreichen. Ben Jonson, der unter Karl I. eine erhöhte Pension bezog, wofür er God save the king dichtete, sonst aber wenig mehr producirte, starb 1637 am Schlagfluß. Der correcte Poet hinterließ eine Grammatik der englischen Sprache — die Opitzerei auch in England!

Das siamesische Paar Fletcher (1576—1625) und Beaumont (1586—1615) machte 51 Theaterstücke in Compagnie. Bei ihnen wie bei dem schon erwähnten Massinger (1584—1640) gerieth in den Trauerspielen die Moral ins Schwanken; maßlose Leidenschaften erstickten bei allen dreien das „Mitleiden" und ließen nur den „Schrecken" übrig. Bei Lichte besehen, sind ihre Helden gar nicht tragisch, sondern krank. Fletcher's und Beaumont's Sprache wird geschnörkelt, in Flittergold gekräuselt; Massinger hält sich im Durchschnitt reiner. Im Lustspiel entwickeln alle drei viel Witz; aber schon geht die Ungenirtheit in Zweideutigkeit über, bis James Shirley (1594—1666), der unter den Cavalieren kämpfte, vollkommen unanständig wurde und so die Periode Karls II. einleitete. Er war Verfasser des „Spielers", den Garrick wieder zu großen Ehren brachte. Dem Thomas Heywood, der „die Hand oder doch einen Finger" in 220 Schauspielen gehabt, schlossen die Puritaner 1642 das Theater vor der Nase zu.

Dieser drakonische Proceß wird erklärlich sowohl durch die herbe Lebensanschauung der Calvinisten, als auch durch die wachsende Unanständigkeit und Unfläterei, in der sich die Dichter ergingen und an der sich das Theaterpublicum weidete.

Neben der dramatischen ist von andern Dichtungsarten nicht viel zu sagen. Doch wird Einiges durch Vergleichung mit dem Auslande sowie als Andeutung für die kommende englische Entwicklung wichtig.

Schon in der Shakespeare'schen Periode hatte Daniel (1563—1609) das Ovidische Heroiden-Wesen abgethan, das in Deutschland erst in der „zweiten schlesischen Schule" sich

ausspukte; zum Ueberfluß ließ der beängstigend fruchtbare Drayton (1563—1631), der mit 39 Jahren 100,000 Verse geliefert hatte, in den „Heroischen Briefen" allerhand fingirte Liebespaare mit einander briefwechseln. Auch die Schäferei war in England bereits im Anfang des 17ten Jahrhunderts abgegriffen. Die Sonettenspielerei, die Form unserer Fleming und Gryphius — Jeder dichtete, wie in Spanien — grub sich bei Beginn der Revolution in die Erde, um nach der Restauration in der Perücke wieder hervorzukommen. Interessant ist es, daß Sir Henry Wotton (1568—1651), einer der frühesten Gesandten überhaupt, von Jakob bei der Republik Venedig accreditirt — nach seiner eigenen Erklärung an honest gentleman sent abroad to lie for the good of his country — ein berühmter Sonettist war, der auch die Winterkönigin Elisabeth mit 14 schwülstigen Guirlanden krönte.

Drayton legte seine Mischung von Topographie, Beschreibung, Lehre und Empfindung im „Polyalbion" nieder, und that in der „Nymphidia oder der Feenhof" so lichtelfenhaft und elegant als möglich. In Drayton macht die Poesie Englands einen förmlichen Abschluß, indem dieser Poet in einer Elegie die ganze Periode von Chaucer bis Ben Jonson resumirte. Die Naturpoesie war allerdings auf lange Zeit, eigentlich für immer todt; die gelehrte, bewußte Kunstpoesie trat an ihre Stelle; nur hier und da rebellirte noch ein Volksdichter.

Wie wir bereits constatirten, mußte die Ausartung der Schaubühne den puritanischen Zorn herausfordern, das Theater behielt daher für die kommende religiös-politische Bewegung nur eine negative Bedeutung. Anders war es mit der Lyrik, die dem Puritanismus verwandte Töne anschlug. Der Vetter des Dramatikers Fletcher, Giles Fletcher, der schon 1613 verstarb, ist der Verfasser eines episch-lyrischen Gedichts: „Christi Victorie und Triumph im Himmel und auf Erden, über und nach dem Tod", welches in vier Gesängen die Menschwerdung und Versuchung Christi, dann die Kreuzigung und

Auferstehung behandelt. Das war puritanischer Ton, der von ferne John Milton, den Homer dieser Welt ankündigte.

Wie Giles ein Vorläufer des Miltonischen Zeitalters, so war sein Bruder Phineas der des darauf folgenden Baconischen. Er verfaßte nämlich die „Purpurinsel" (der Blutumlauf), eine anatomisch-physiologische Darstellung des menschlichen Organismus. Hier sind wir bei Dr. Harvey angelangt, der 1619 den großen Blutumlauf entdeckte und darob einen großen Theil seiner ärztlichen Kundschaft verlor, weil ihn die Weltkinder nicht verstanden und den Frommen vor ihm graute. Erst nach der Restauration, im Baconischen Zeitalter, kam er zu Ehren.

Die Gelehrsamkeit meldete sich als zweiter Todtengräber der Poesie. Bacon starb 1626, aber er hatte den Ton für die zweite Hälfte des Jahrhunderts angegeben. Selden vertrat die gelehrte Jurisprudenz; die Geschichtschreibung erhob kritische Ansprüche; die Philologie begann Sätze und Wörter zu zergliedern. Was Wunder, daß auch die Poesie realistisch wurde und nach technischen Wörterbüchern zu arbeiten begann, wie es geschehen durch John Donne (1573—1631), Dechant zu St. Paul, den Samuel Johnson im 18ten Jahrhundert den Führer der „metaphysischen Poeten" nannte.

So zeichnet die Literatur den Gang der Dinge und wird von diesem selbst erklärt: Untergang der hochpoetischen Welt, des kühnen Wagens und Gewinnens, der Intuition; Heranmarsch des Verstandes und Witzes, dem sodann die Glaubensinbrunst auf Jahrzehnte den Garaus macht; Raketen, aus den Zelten des Verstandes ins Lager des Glaubens hinübergeworfen, und andere Signale, welche die religiöse Bewegung noch überfliegen und die Zeit der Forschung und Entdeckung, die Zeit des Utilitarismus zum Voraus ahnen lassen.

Karl I.

Jakob starb, als der spanische Krieg, die Folge des unterbrochenen Hochzeitfestes, im Zuge war. Für ihn wie für sich selbst verantwortlich wurde sein Sohn und Nachfolger Karl I., der im Jahre 1600 geboren war. Schon als Prinz von Wales hatte dieser seine Verlogenheit und seine Intrigantennatur gezeigt. Er leugnete dem Parlament seine in Madrid gemachten papistischen Versprechen ab; er intriguirte mit Buckingham gegen den Gesandten zu Madrid, den Grafen Bristol, und verklagte beim Pairshofe den Grafen von Middleesser, der seinem Brautführer im Wege stand. Dieser geldgierige Verschwender tyrannisirte nicht nur den König Jakob, sondern trug auch große Schuld an dem verderblichen Eigensinn Karls I. Jakob sagte bei Gelegenheit der erwähnten Intrigue bekümmert zu seinem Sohne: „Bei Gott, Ihr seid ein Narr und werdet baldigst diese Narrheit bereuen und finden, daß Ihr eine Ruthe flechtet, mit der Ihr selbst gepeitscht werdet.“ Nach Jakobs Tode ging das Gerücht, Buckingham habe ihn vergiftet, was Milton in seinen Streitschriften sogar dem König Karl zur Last legt.

Buckingham war nach der Rückkehr aus Spanien vom Parlament „unser Heiland“ genannt worden. Auf der Hochzeit mit Henriette de France stolzirte er wie ein Pfau in einem Anzuge von 500,000 Fr. einher. Einige Jahre später hieß er „die Ursache aller Uebel, an denen das Königreich leidet, der Feind des Volkes.“ Doch beweist es sehr große Kurzsichtigkeit und bedenkliche Schönfärberei, wenn der spätere Kanzler Lord Clarendon sagt: „England war nie glücklicher, als unter diesem Könige; alles Uebel kam von der bösen Lust dieses jungen Mannes (Buckingham).“ Ein „König im Parlament“ hat auch seine Verantwortlichkeit, und an Warnungen hat es diesem Könige nicht gefehlt.

Die Erscheinung des neuen Königs war minder unschön,

als die seines Vaters; Karl Stuart hatte ein längliches Gesicht mit großen feuchten Augen, trug langes, gescheiteltes Haar und beobachtete eine gewisse Würde im Auftreten. Doch fehlten ihm die krummen Beine Jakobs so wenig, daß sogar auf dem großen Reiterbilde van Dyck's das Knie keine ganz normale Bildung zeigt. Bei minderer geistiger Begabung war der Sohn treuloser als der Vater; der barocke Humor ging ihm ab.

Karl berief sein erstes Parlament auf den 2. April 1625. Das berühmte Wag- und Tonnengeld (auch Tonnen- und Pfundgeld genannt), die fiscalische Steuer auf den Waarenumsatz, welche frühern Regenten auf Lebenszeit bewilligt worden war, gewährte das Parlament diesmal nur auf ein Jahr. Der König löste das Parlament schon am 12. August auf.

Das zweite Parlament kam am 6. Februar 1626 zusammen. Der König hatte Subsidien nach Deutschland zu zahlen, lag im Kriege mit Spanien und beabsichtigte eine Diversion nach La Rochelle zu Gunsten der Hugenotten, zu der ihn der tolle Buckingham beredete, welcher, dem Verbot Richelieu's zum Trotz, sich den Zutritt zur Königin Anna erzwingen wollte. Das Parlament drückte den Daumen auf den Beutel und zog einen Sack voll Beschwerden hervor. Hier hat Clarendon Recht, wenn er das Zeitalter „hartnäckig, kritisch und ungeduldig" nennt. Er hätte hinzufügen können: bürgerlich wohlhabend und kirchlich unzufrieden.

Die Freeholders auf dem Lande und die Bürger in den Städten empfanden den Muth des Besitzes, die Gewissen das Pochen der zurückgetriebenen Reformation. Die Gemeinen repräsentirten damals dreimal so viel Vermögen als die Peers, und London war presbyterianisch gesinnt.

Die Religiösen im Parlamente verlangten ein Comité wegen des königlichen Caplans Dr. Montague, der angeklagt wurde, keinen Unterschied zwischen der Hochkirche und der katholischen zu sehen; sie nöthigten zugleich den König, seinen Heirathscontract zu brechen und Katholiken zu verfolgen. Die Politiker klagten den Herzog von Buckingham an, für 284,395

Pfd. St. Krongüter an sich gerissen zu haben. Seine Bestrafung wurde „das größte Hülfsmittel" genannt. Allein die Lords opponirten gegen seine Verhaftung. Als aber Bristol, der frühere Gesandte in Madrid, Buckingham des Hochverrathes anklagte, weil er den Prinzen in Spanien hätte katholisch machen wollen und sein Vaterland durch Unanständigkeit und schmutzigen Liebeshandel entehrt habe: da war es Zeit. Buckingham wurde in aller Eile noch Kanzler der Universität Cambridge, dann löste der König das zweite Parlament auf und suchte die Popularität für sich und den Großwessier im Kriege mit Frankreich. Hier sollte die Scharte ausgewetzt werden, die sich Lord Wimbledon auf der Expedition gegen Cadix geholt hatte; hier wollte man in Vergessenheit bringen, daß es englische und holländische Schiffe gewesen, mit denen Richelieu den seemächtigen Hugenotten zu Leibe gegangen war. Das Murren der Protestanten darüber, daß Christian von Dänemark im niederdeutschen Kriege von England verlassen blieb, sollte sich in laute Anerkennung verwandeln.

Buckingham ging mit der Flotte nach der Insel Ré vor La Rochelle, wo er mit einem Verluste von 2000 Mann zurückgeschlagen wurde. Die Wag- und Tonnengelder aber wurden auf einen Rechtsgrund hin, der sich auch für andere Länder und Zeiten empfohlen hätte, weiter eingetrieben: das Parlament, sagten die königlichen Sophisten, würde sie bewilligt haben, wenn es noch versammelt gewesen wäre! Strafgelder erhöhten das Einkommen der Regierung. Man machte Zwangsanleihen, citirte die Widerstrebenden vor den Geheimen Rath, warf sie ins Gefängniß. Die City von London mußte allein Schuldbriefe im Betrage von 12,000 Pfd. einlösen; Soldaten und Matrosen wurden ohne parlamentarische Zustimmung gepreßt.

Nach der Niederlage von La Rochelle schrieb Karl eine solche Zwangsanleihe von 171,000 Pfd. aus und versprach dafür ein Parlament; wo nicht, „so werde er einen Weg einschlagen, der schneller zum Ziele führe." Aus Furcht nahm

er dann die Proclamation zurück, decretirte aber andre widerrechtliche Auflagen. 78 Personen, die wegen Zwangsanleihe festsaßen, mußte er freilassen. Im Volke ging die Abneigung bereits in Haß über.

Am 17. März 1628 kam das dritte Parlament zusammen. Die Thronrede war drohend, aber die Opposition organisirt; vier Männer tauchten als Führer auf: Edw. Coke, Thomas Wentworth, Denzil Hollis und Mirabeau-Pym. Sie stellten fünf Subsidien in Aussicht, aber sie wollten dafür die Freiheiten der Nation anerkannt wissen: die Habeas-Corpus-Akte für immer und je, gegen jede willkürliche Verhaftung, und keine Steuererhebung ohne Zustimmung des Parlaments. Das ist die Petition of Right vom 8. Mai 1628. Die Peers wollten die „souveräne Gewalt" des Königs hineinbringen. Da rief im Unterhause Alford: „Was heißt souverän? Bodin sagt: frei von jeder Bedingung. Da hätten wir also eine legale und dann noch eine königliche Gewalt. Geben wir dem König, was das Gesetz giebt, nichts mehr!—Mirabeau-Pym: „Wir reclamiren die Gesetze Englands. Wo ist die besondere Gewalt? Weder in der großen Charte, noch in irgend einem Statut." — Wentworth: „Nehmen wir das an, so lassen wir die Dinge schlimmer als sie waren. Wir schreiben etwas ins Gesetz, was nie darin war." — Die Petition wurde von beiden Häusern ohne den Zusatz angenommen. Der König aber verclausulirte seine Zustimmung: soit fait droit comme désiré, mit den Worten: „nach dem Gesetz und Herkommen des Königreichs"; er glaubte sich verpflichtet „zur Aufrechthaltung der Rechte und Freiheiten, wie der königlichen Prärogative." Die Gemeinen präparirten ihre Remonstranz, im Parlament gab es Aufruhr. Der Sprecher wollte Niemanden gegen die Minister reden lassen. Thränen der Wuth wurden vergossen. Es fiel Buckingham's Name. Endlich zeichnete der König einfach: Soit fait droit comme désiré — es galt den Kopf des Herzogs!

In diesem Parlament saß ein unscheinbarer Mann aus

Huntingdon, ein etwas plumper, unbeholfener Yeoman oder Freigrundbesitzer. Als er den Namen „Buckingham" und diesen als die Wurzel alles Uebels bezeichnen hörte, horchte er hoch auf, meldete sich aber nicht zum Wort.

Bald regnete es neue Beschwerden; es handelte sich um die Religion — unser Yeoman wird wieder hoch aufgehorcht haben —, um die schlechte auswärtige Politik, den Verlust der Seeherrschaft, die Abnahme der Schifffahrt. Zwei Remonstrationen erfolgten in einer Woche: gegen den Herzog und gegen die Erhebung des nicht bewilligten Wag- und Tonnengeldes. Da vertagte der König am 26. Juni das Parlament.

Karl glaubte Luft zu haben. Er ernannte Laud zum Bischof von London, kaufte den grimmen Thomas Wentworth, machte ihn zum Baron, später zum Grafen von Strafford, und zog ihn in den Geheimen Rath. Mirabeau-Pym rief ihm nach: „Auf Wiedersehen in Westminster!" Auch Buckingham erhielt seine Warnung: sein Arzt Dr. Lamb wurde ermordet. In London las man Inschriften auf Mauern: „Wer regiert das Reich? — Der König. — Wer den König? — Der Herzog. — Wer den Herzog? — Der Teufel. — Der Herzog sehe zu, sonst wird er bedient werden wie sein Doctor."

Buckingham begab sich zur Flotte und wurde am 23. Aug. 1628 zu Portsmouth durch den Lieutenant John Felton ermordet, der wegen Nichtbeförderung in Trübsinn verfallen war: dem Parlamente war er entgangen.

Die Wiedereröffnung des Parlaments am 20. Januar 1629 war tumultuarisch. Der König hatte die Petition of Right nach der ersten Ausgabe ausfertigen lassen — eine offenbare Fälschung! Am 2. März gab es furchtbaren Lärm: Hollis brachte heftige Anträge ein wider Papismus, Arminianismus, Erhebung des Tonnengeldes. Der Sprecher will ihn nicht reden lassen. Die Versammlung hält Sprecher und Sergeant fest, um einen Protest gegen Tonnen- und Pfundgeld zu berathen. Der König schickt den Hauptmann der Garde, 9 Mitglieder sollen verhaftet werden: Elliot, Selden,

Hollis, Hobart, Hayman, Coriton, Tong, Valentine, Strode. Der Hauptmann fand sie nicht. Sie weigerten sich, Bürgschaft für ihr gutes Verhalten zu leisten. Das gar nicht versammelte Parlament wurde wider allen Fug und Gebrauch aufgelöst. Es war nach des Königs Aeußerung „der Sitz des Uebels". Kein Parlament mehr! „Insolenz", davon zu reden! Es folgte die Criminalklage gegen Elliot, Hollis und Valentine.

In dieser zweiten Hälfte der Session, am 11. Februar 1629, nahm jener massive Landwirth aus Huntingdon zum ersten Male das Wort. Es war im Religionsausschuß. Mühsam löste sich seine schwerfällige Zunge wider die Bischöfe Neile von Winchester und Laud von London, die ein paar papistische Prediger schützten und beförderten. Es war wie das Knarren der Erddecke, welches den Punkt anzeigt, wo die eigentliche Eruption stattfinden wird. — Nach der Auflösung des Parlaments konnte der Krieg draußen unmöglich weiter geführt werden. Es wurde also Frieden geschlossen: 1629 mit Frankreich, das sich vor der englischen Rivalität nicht mehr fürchtete; 1630 mit Spanien. Höchst interessant ist es, daß der spanische Unterhändler, der diesen Frieden vermittelte, Niemand anders war als der belgische Malerfürst P. P. Rubens, der in ruhmreichster Thätigkeit bereits an die Fünfzig streifte. Von Madrid, wo er die Sache mit König Philipp besprochen hatte, reiste er als „Secretär des geheimen Raths für Belgien" über Brüssel und Dünkirchen nach London, wo er am 5. Juni 1629 anlangte. Karl, der als Kunstfreund schon in kronprinzlichen Zeiten mit Rubens in Verbindung gestanden hatte, beschied diesen sofort nach Greenwich. Der König, im Punkte der Pfalz etwas zäher als sein Vater, bestand wenigstens auf Auslieferung der von den Spaniern besetzten festen Plätze an seinen Schwager Friedrich. Rubens erklärte sich ohne Vollmacht; aber brieflich rieth er in Madrid zur Annahme der königlichen Forderung, da die Minister vermuthlich mehr verlangen würden als der König. „Denn wenn an andern Or-

ten die Geschäfte mit den Ministern beginnen und mit des Königs Wort und Unterschrift endigen, so beginnen sie hier zu Lande bei dem König und enden bei den Ministern."

Dem fügte leider der Diplomat in dem herrlichen Künstlerkopfe später die Clausel bei: Man könne sich ja eine Frist von einem oder zwei Jahren bewilligen lassen, die dem Könige von Spanien „triftigen und gerechten Grund darbieten würde, sich der Restitution zu entziehen!" Die Auspicien für England verschlechterten sich indessen so sehr, daß Rubens an Olivarez von einem Bündnisse Englands mit Spanien gegen Frankreich schrieb und Karl für fähig hielt, die Holländer zu einem Abkommen mit Spanien zu bewegen oder sie doch im Stich zu lassen, „indem ihre Land- und Seemacht, ebenso wie ihre Insolenz dermaßen zunehmen, daß sie allen Königen und Fürsten Europas furchtbar werden." England habe am meisten Ursache, sich vor ihnen zu fürchten, da ihre Macht zur See die englische weit überwiege, „so daß es fast von ihnen abhängt, sich eines Tages zu Herren dieses Königreichs zu machen, mit Hülfe der Puritaner, die ganz zu ihrer Verfügung stehen, die sich höchst mißvergnügt über den König zeigen, im gewissen Sinne sich schon im Aufstande wider ihn befinden und den größten Theil der Nation bilden." So Meister Rubens über das Land Meister Rembrandt's, am 22. Juli 1630. Am 15. Nov. hatte der „Fürst der Maler und Gentlemen" die Genugthuung, den Frieden geschlossen zu sehen; im Texte kein Wort von den pfälzischen Plätzen; Philipp IV. gab nur eine Erklärung ab, nach welcher Kurfürst Friedrich vom Kaiser die Aufhebung der Reichsacht vorher zu erlangen habe, wozu Spanien seine guten Dienste — versprach. Einstweilen entluden die Engländer ihren Zorn gegen Rubens.

Wenn diesmal etwas von der Eroberung der sieben holländischen Provinzen gemunkelt worden war, von denen England einen Theil erhalten sollte, so zeigte Karl später seine Unstätheit, als er mit den flandrischen Provinzen Spaniens liebäugelte, die der Spanier überdrüssig zu sein schienen.

Seit 1633 hielt Graf Strafford als Statthalter von Irland die „grüne Insel" gewaltsam in Ordnung. „Durch"! war seine Parole, wie auch die des Bischofs Laud. Ein Ereigniß in Schottland aber, von wo das Wetter losbrechen sollte, reckte sich gleich einem Zeigefinger und Fingerzeige in die Zukunft: im Jahre 1631 zogen 6000 Schotten unter dem Herzog von Hamilton und Alexander Lesley zu den Fahnen Gustav Adolfs nach Deutschland, den Religionskrieg einzuüben.

Henriette Marie war nach Buckingham das größte Unglück ihres Gemahls. Er liebte sie und sie machte ihn sich unterthan. So lange Buckingham lebte, hielt dieser sie noch ziemlich fern; nach dessen Tode war sie König. An trockenem Stolze überbot sie noch ihren Gemahl. Karl regierte nach ihrem Kopfe, und sie war eitel und unbesonnen genug, mit ihrer Herrschaft zu prunken. Selbst nachdem sie England verlassen hatte, leitete sie die königlichen Entschlüsse; der König hatte ihr versprochen, das Land solle die Wohlthaten des Friedens ihr verdanken. Und die Königin war eine Papistin, eine halbe Medici und eine Fremde.

Vor der Hand brauchte die Renaissance-Prinzessin Geld, Geld wurde in jeder denkbaren Weise gemacht: Monopole ältester Art frischte man auf; der Verkauf von Salz, Seife, Kohle, Eisen, Spitzen, Wein, Leder, Stärke, Federn, Karten, Häringen, Butter, Würfeln, Filz, Tabak, Fässern, Bier, Liqueur, Pottasche, Leinwand, Lumpen, Hopfen, Knöpfen, Därmen, Brillen, Kämmen, Salpeter, Pulver &c. &c. wurde mit Accise belegt. In London und Westminster führte man Heu- und Strohwagen des Fiscus ein. Der königliche Wald wurde von 6000 auf 60,000 engl. Meilen ausgedehnt; furchtbare Strafen trafen die geringste Ausschreitung der Privaten. Der Mißbrauch wurde dann wieder um Geld gestattet. Die Richter verwandelten sich in Sklaven der Willkür. Neben der Sternkammer zu London hatte Heinrich VII. noch eine Nordkammer zu York eingesetzt: beide arbeiteten jetzt um die Wette. So kamen, abgesehen von den Freiheitsstrafen, 6 Millionen Pfd.

in Geldstrafen zusammen. Strafford selbst, um sich gegen eine heftige Klage auf Amtsmißbrauch zu schützen, schickte 6000 Pfd., die Lord Cottington dem Könige übergab! Und Strafford ging frei aus! Ein hoher Adel wurde durch die höchsten Strafen gegen Beleidigungen von unten geschützt; so kostete es 4000 Pfd., den Herzog von Suffolk a base lord genannt zu haben. Trotz alledem war ein Theil des hohen Adels nicht gut königlich, sympathisirte vielmehr mit dem Bürgerthum. Ein um so festerer Anker sollte das Bischofthum und der bischöfliche Klerus sein.

Laud hatte denselben Wahlspruch wie Strafford: „Durch!" Er ist bestraft worden wie Strafford, obgleich ihm vielleicht weniger Willkür vorgeworfen werden konnte als jenem. Aber Laud hatte tieferen und gründlichern Haß gesäet und ganz anders nachhaltige Leidenschaften geweckt als der trotzige Parvenu Wentworth.

Alle Dissenters von der Hochkirche, welchen Namen sie führen mochten, glaubten sich seit Heinrich VIII. um die Reformation betrogen. Die Artikel Eduards und Elisabeths erschienen ihnen wie das Linsengericht, um das sie das Erstgeburtsrecht hingegeben. Calvin mit seiner schroffen Prädestinationslehre, mit seinem verzweifelt entschiedenen aut—aut, welches die Rücksichtslosigkeit der Berufenen, Christ wider Belial entflammte; aber auch Calvin mit seiner Einheit von Kirche und Staat, mit seiner verwegenen Anticipation, daß der geistige Mensch das bürgerliche Dasein zu bestimmen habe, mit diesem Hebraismus, der die Schotten ganz, und England gewiß zur Hälfte ergriffen hatte: das war der Sturmbock, der gegen das Laud'sche System herangeschleppt wurde. Die Puritaner verlangten den vollen Ernst der calvinischen Hieropolitik, und diesem Ernst sollte keinerlei Verbrämung und Aesthetisirung des Cultus Abbruch thun. Sie waren im innersten Herzen empört über das was Laud „die Schönheit der Heiligkeit" nannte. Ein

Kreuzdorn im Auge war ihnen der farbige Kirchenschmuck, die Coketterie mit der Mutter Gottes, die Erhöhung und Privelegirung des Altars, der doch nur ein Tisch zu ebener Erde sein durfte. Sie erklärten die Verneigungen, Elevationen und Adorationen für gotteslästerlichen Papismus; sie hörten mit dem äußersten Mißtrauen Cölibat und Ohrenbeichte anpreisen. Da fehle nur noch die Messe! riefen sie entrüstet.

Wer nicht anglicanisch oder gar katholisch dachte, der nahm Theil an diesem grimmigen Ernste. Der calvinische Geist beherrschte die öffentliche Meinung, bestimmte selbst solche, die unter andern Verhältnissen gradaus gedacht hätten, alle ihre Gedanken durch die Retorte des Theologismus hindurch zu quälen. Nationen und Perioden werden oft durch solche auferlegte Bewußtseinsformen in die gewundensten Gedankenlabyrinthe hineingezwängt, und es ist dann nur dem leichtfertigsten Spott und der gröblichsten Unkenntniß aufbehalten, solche Qual des gewundenen Bewußtseins für eitel Heuchelei zu erklären, so viel Scheinheiligkeit sich auch durch den modisch gewordenen Ton beigesellen mag. Daß die aus dem tiefsten Bedürfniß des Gewissens gegen einen ihnen widerwärtigen Zustand Opponirenden nicht immer kurzweilig oder gar geistreich sind, ist völlig Nebensache; daß sie sich untereinander streiten, in Gemäßigte, Radicale und Ultras spalten, natürlich; denn wenn es sich einmal vom Berufensein handelt, so giebt es Berufene, Berufenere und Berufenste.

Die englische Hochkirche hatte nicht nur in der Kirchenverfassung und in der Liturgie vieles von der „ephesischen Göttin" beibehalten; sie war auch seit den Tagen des Königs Edward, wie früher („Kulturgeschichte des 16ten Jahrhunderts") erwähnt, vom Calvinischen Glauben mehr und mehr abgegangen und hatte sich in Bezug auf Gnadenwahl lutherischen Grundsätzen zugeneigt; die kirchliche Färbung des Lutherthums aber vertrug sich mit dem Episkopat. Der Bischof Laud repräsentirte vollkommen diese Nüance; er war im Princip „liberaler" als die Calvinisten, aber er haßte und verfolgte sie als Theologe.

Laud hatte schon unter Jakob auf eine allgemeine christliche Allianz, auf die bekannte Leibniz'sche Vereinigung aller Confessionen speculirt. Die Calvinisten aber wollten erst wissen, wer denn eigentlich Christ sei, wo das wahre Christenthum sitze, und da sie sich die Antwort selbst gaben, so waren die Andern Ketzer, Heiden, Verdammte, die da wandelten in der Finsterniß.

Laud war, wie das Hochkirchenthum vielfach noch heute, herzlich weltlich; er verabscheute die Sabbatharier und begünstigte das Theater. Wenn das Accommodement mit dem Himmel einmal gemacht ist, so kann man ja das Gaudeamus singen, der Mensch ertrüge sonst das Leben nicht. Die Puritaner dagegen wollten beständig in der Betrachtung des Heilswerkes leben, das Urchristenthum erneuern, wachen und beten, ihrer Sache gewiß bleiben. Sie waren die Consequenteren.

Der ganze Streit gehört eigentlich in die Thebais oder nach Asien; seit aber die Germanen einmal in die christliche Atmosphäre hineingewandert waren, mußten sie den Proceß ohne Erbarmen durchmachen, und insofern sind die englischen Puritaner die letzten Märtyrer der Völkerwanderung.

Wenn David Hume findet, daß schon seit 1621 sich unter Jakob eine antikönigliche Partei im Unterhause gebildet habe, so fällt das auf ein Jahr nach mit dem Ursprung der geschlossenen antibischöflichen Partei zusammen. Schon 1622 trat Laud der puritanischen Auslegung des Bekenntnisses entschieden entgegen; er verbot zu predigen, „über die tiefen Punkte der Prädestination, Gnadenwahl, Verdammung, oder über die Allgemeinheit, Wirksamkeit, Widerstehlichkeit und Unwiderstehlichkeit der göttlichen Gnade."

In der parlamentlosen Zeit ging der Bischof von London scharf gegen die Non-Conformisten vor. Er suchte sie in den Burgen des Provinzialadels, wo sie auf Hugenottisch als Capläne angestellt waren, in Privathäusern oder auf freiem Felde, wo sie predigten; französische, holländische, deutsche Industrielle dieser Richtung ließ er austreiben. Er hatte eine all-

gemeine Kirchenvisitation angeordnet und Bischof Wren von Norwich legte seinen Pfarrern 897 Fragen vor. Fünfzig Geistliche genügten nicht und wurden abgesetzt. Die geistlichen Gerichte nahmen inquisitionelle Formen an, die angeschuldigten Priester wurden in der rohesten Weise angefahren: „Narren, Idioten, unverschämte Bursche!“ Die Strafgelder flossen in die königl. Casse. Gegen die Subscriptionen zu Gunsten der Dissenters wüthete der Bischof, was Confiscationen und neue Strafgelder einbrachte. Barbarische Leibesstrafen wurden verhängt und ausgeführt, so an dem Geistlichen Leighton, Verfasser der Schrift: „Appell ans Parlament oder Sions Klage gegen die Prälaten.“ Leighton wurde ausgepeitscht und an den Pranger gestellt; dann schlitzte man ihm die Nase auf, brandmarkte ihn im Gesicht und schnitt ihm ein Ohr ab. Eine Woche später wiederholte man die Execution. Dazu 10,000 Pfd. Buße und lebenslängliches Gefängniß! Das Verstümmeln der Ohren und Nasen ist echt byzantinische Erfindung und auf demselben Holze mit dem Cultus der „Majestät“ gewachsen.

Dagegen wurde die katholische Tendenz, von der man doch abgefallen zu sein behauptete, offenbar begünstigt. Bücher, welche bewiesen, daß die englische und die katholische Kirche sich nicht fern ständen, durften dem König und dem Bischof gewidmet werden. Der Papst bot, ganz in diesem Sinne, im Jahre 1631 dem Bischof Laud den Cardinalshut an! Wir glauben, der Papst irrte sich; es handelte sich weit mehr um das göttliche Recht des obersten anglicanischen Bischofs, des Königs, der seinen Supremat vor allem in der Krone und nur bedingungsweise in der Mütze erblickte, als um das göttliche Recht des römischen Bischofs.

Beide Parteien warfen sich den „Aberglauben“ an den Kopf, und zwar beide, philosophisch betrachtet, mit gleichem Rechte. Wenn die Puritaner bei den Anglicanern Papismus, Prälatenthum, die Fleischpastete auf Weihnachten verdammenswerth fanden, so rügten die Anglicaner dafür die Omina, Vorher-

sagungen und sogenannten „Urtheile" der Puritaner, d. h. den Glauben an die directe Einmischung Gottes in die Bestrafung der Menschen, welche den Frevel begingen, sich dem Puritanismus zu widersetzen. Auch darin waren sich beide Parteien gleich, daß sie jedes Unglück, welches dem Gegner passirte, seinem Bekenntniß, seiner Auffassung der göttlichen Dinge in die Schuhe schoben.

Die Anglicaner waren Aristokraten, welche sich die Rangordnung im Himmel so abgestuft dachten wie auf Erden; die Puritaner dagegen Demokraten, welche es alle zusammen im Jenseits besser haben wollten als das vornehme und niedrige Gesindel der Unberufenen; für sie floß dort Milch und Honig, aber die Philister mußten hinaus!

Die Spannung wuchs, der calvinistische Geist antwortete auf Verfolgung und Hohn mit gesteigerter Entschiedenheit und ausgeprägterer Heterodoxie, oder mit dem Aufgeben des Vaterlandes; die Brownisten wanderten schaarenweise aus, sie gingen nach Holland, der Freistätte des 17ten Jahrhunderts, Viele auf den Vorschlag ihres beredten Predigers Robinson nach Neu-England. Die Strandreden der Zurückbleibenden und die Erwiderungen der Abziehenden erhoben sich bis zum prophetischen Paroxysmus. Israel zog aus Aegyptenland, Pharaon blieb dahinten. Das auserwählte Volk begab sich in das Land der Verheißung, das ihnen der Herr angewiesen hatte.

Auch minder fanatische Naturen fanden das Leben in England unerträglich. Graf Warwick, die Lords Brook, Say, Scale wanderten nach Nordamerika aus. Selbst Pym hatte dort schon eine Besitzung erworben.

Lange ließ der König den Exodus zu, bis er sich im Jahre 1637 ausrechnete, es seien bereits 12 Millionen Pf.-St. außer Landes gegangen! Da kam der Befehl, die Menschen, d. h. die Pfunde, an der Küste zurückzuhalten. Acht Schiffe lagen grade segelfertig auf der Themse; es wird berichtet, auf einem derselben hätten sich befunden Pym, Haslerig, Hampden und Cromwell, der Mann aus Huntingdon. Doch ist Neal in seiner „Geschichte der Puritaner" wohl die einzige Quelle für

die letztere Angabe und insbesondere für die Nennung des letzten Namens.

Die Zurückbleibenden nahmen den Kampf unter den ungünstigsten Bedingungen mit Heldenmuth auf. Im Jahre 1632 veröffentlichte William Prynne seine „Histriomastix", die Schauspieler- oder Gauklergeißel. Man muß sich den erwähnten sittlichen Verfall der Bühne und die Weltflüchtigkeit der Calvinisten gegenwärtig halten, will man das Erscheinen und die Wirkung eines so monotonen, langweiligen und bornirten Buches verstehen, in welchem Quadern von Gelehrsamkeit zum Monument des trübsten Fanatismus aufgeschichtet sind.

Der Advocat Prynne bildete allerdings nur den Schluß einer Bewegung, die schon älter als ein halbes Jahrhundert war. Schon vor Shakespeare's Auftreten, im Jahre 1575 hatten Lordmayor und Aldermen der City von London die Aufführung von Schauspielen wegen der daraus hervorgehenden Unordnungen und Unzuträglichkeiten untersagt, dem Theater die Schuld an Tumulten, Zank und Schlägerei gegeben, die Aufführungen als Gelegenheiten zur Verführung von Mädchen erklärt, unkeusche, unschickliche, unsittliche Reden und Handlungen in den Stücken gefunden und behauptet, daß die Schauspiele Ihrer Majestät getreue Unterthanen vom öffentlichen Gottesdienste und der Heiligung des Sonntags abzögen. Shakespeare selbst mußte am Rande der City spielen, wo die drei Theater der Elisabethischen Zeit sicher vor Vorfolgung waren. „Maß für Maß" aber ist schon der Protest gegen die Gewalt, die frommer Eifer der Natur anthun wollte. Lord Angelo, ein Puritaner, der zu Falle kommt! Wenn die Theater und Schauspieler unter Elisabeth und Jakob noch leidlich gute Tage hatten, so verdankten sie dies neben der vornehmen Gesellschaft besonders der Abneigung der Regierungskreise gegen den unbequemen Zelotismus. Aber schon unter Jakob kam es dazu, daß puritanische Handwerksgesellen und Kaufmannslehrlinge die schmucklosen Schaubuden zertrümmerten und daß das Parlament mit der Hand auf dem Geldbeutel

die Schließung der Theater bei Trauerfällen oder drohenden Seuchen erzwang oder eine strenge Censur durchsetzte, welche sogar das Wort „Gott" strich. Was dann den religiösen Eifer unter Jakob und besonders unter Karl zur Wuth entflammte, waren die erwähnten „Masques," in denen, entgegen dem bisherigen Theatergebrauch, Frauenrollen auch wirklich von den Töchtern Evas gespielt wurden. Im Jahre 1629, als Karl auf elf Jahre recht den König zu spielen begann, traten in Blackfriars französische Schauspieler auf, die auch Schauspielerinnen mit sich führten. Aber die Puritaner erhoben ein solches Geschrei über das „unzüchtige, schamlose, unweibliche, gottlose Wagestück," und die jungen englischen Schauspieler, die schon ihre Frauenrollen und ihre Stellung in Gefahr sahen, secundirten so kräftig, daß der französische Versuch ins Wasser fiel. Die Reibungen hörten deßhalb jedoch nicht auf, besonders da Laud das Theater begünstigte und im Jahre 1631 gar im Palaste des Lord-Bischofs Williams von Lincoln der Shakespeare'sche „Sommernachtstraum" aufgeführt wurde.

William Prynne hatte bereits 1628 in einer eigenen Schrift die langen Locken der Cavaliere in die Hölle verdammt und den kurzen Haarschnitt der Puritaner in den Himmel erhoben. Zu Anfang 1633 erschien nun sein dicker Quartant „Histriomastix" mit 1038 Seiten, vier Citate aus St. Cyprian, St. Lactanz, St. Chrysostomus und St. Augustin auf dem Titelblatt. Er bewies aus 71 Vätern und kirchlichen Autoren von anno 1200, aus 150 fremden und vier heimischen, papistischen und protestantischen Schriftstellern späterer Zeit, aus 40 heidnischen Philosophen, Historikern und Dichtern, aus apostolischen, kanonischen und kaiserlichen Constitutionen, aus englischen Statuten, Magistratsverordnungen, Universitätsgutachten, Schriftstellern und Predigern, daß die Schauspiele als wahrer Pomp des Teufels, dem wir doch durch die Taufe entsagen, sündlich, heidnisch, liederlich, gottlos und höchst verderblich seien und daß man sie immer so betrachtet habe; daß der

Beruf der Schauspieldichter und Schauspieler, das Schreiben, Aufführen und Besuchen von Schauspielen gesetzwidrig, infam und des Christen unwürdig seien.

Ein allgemeiner Aufruhr durchtobte die theatralische, die geistliche und die politisch-reactionäre Welt. Die Herren der hohen geistlichen Commission fühlten sich besonders getroffen, und W. Prynne wurde vor die Sternkammer gefordert. Das Urtheil lautete: das Buch wird von Henkershand verbrannt, der Verfasser soll, aus der Reihe der Advocaten gestoßen, zweimal, in Westminster und in Cheapside, am Pranger stehen, an jedem Ort ein Ohr verlieren, 5000 Pf. Strafe zahlen und auf unbestimmte Zeit im Kerker bleiben. Das Bürgerthum in Stadt und Land wurde nur um so erbitterter.

Auf diesem Punkte gingen in England zwei Welten immer diametraler auseinander. König Karl, der Parlamentlose, liebte die Kunst und die Künste. Er begünstigte die Dichter und las den Shakespeare. Die Gemäldegalerie, die er gesammelt und die nach seinem Tode hauptsächlich nach Madrid ging, bewies daß er Geschmack und Verständniß besaß. Er lud bekanntlich den Maler Anton van Dyck, diese wunderbare Verschmelzung von Rubens und Tizian, zu sich nach London. Van Dyck hat den König und seine Familie und so manchen Genossen des höfischen Kreises, so viel an ihm lag, unsterblich gemacht. Aus dem Van Dyck'schen Geiste ging der vorzügliche Porträtmaler William Dobson hervor, der zwei Jahre vor dem König starb. Der Neapolitaner Antonio Verrio bemalte auf Karls Geheiß die Decken im Schlosse zu Windsor. Der bereits genannte englische Palladio, Inigo Jones, wurde jetzt direct gegen Prynne in's Feld geschickt.

1634, ein Jahr nach Prynne's Verurtheilung, ließen nämlich die vier londoner Juristencollegien, die Amtsbrüder des Gefangenen, von dem Dichter James Shirley eine große „Masque," den „Triumph des Friedens" anfertigen. Inigo Jones entwarf und leitete die prachtvollen Aufzüge, deren Kosten auf 20,000 Pf. berechnet wurden. Die „Masque"

bewegte sich von Ely und Hottonhouse nach dem verwaisten Westminster. König und Königin waren entzückt; das Stück mußte im Bankettsaale von Whitehall wiederholt werden. Bis in den Winter 1640/1 währte in diesem Palaste der fröhliche Spuk dramatischer Darstellungen. Doch waren es nicht blos Masques, die der König liebte, er schätzte auch den Dichter Massinger und dessen ernste Dramen. Die Königin sah man sogar in Blackfriars, trotz des Bannes, den die Rigoristen auf die öffentlichen Bühnen gelegt hatten. Im Jahre 1637 stand Prynne wieder vor seinen Richtern; Lord Finch entdeckte mit cynischer Brutalität, daß er noch Ohren habe, die man ihm abschneiden könne. Sie waren ihm nämlich vor vier Jahren wieder angenäht worden. Abermals wurden sie ihm jetzt abgeschnitten und zwar wieder „von Rechtswegen". An demselben 30. Juni wurde dieselbe Grausamkeit vollzogen an den Geistlichen Henry Burton und Dr. Bastwick. Bastwicks tapfere Frau fing die Ohren in ihrer Schürze auf und küßte ihren Mann, der am Pranger solches um der Wahrheit willen erduldete. Prynne aber rief der Masse zu: „Christen, nicht um unserer Freiheit willen sind wir hier, sondern wegen der Eurigen. Wachet über diese und haltet fest!"

Etliche Monate später kam die Reihe an den Allerexaltirtesten, an John Lilburne, der auch weiterhin von sich reden machen wird. Vor der Sternkammer verweigerte er Schwur und Antwort. Er ward hinter den Karren gebunden und vom Henker durch die Straßen von Westminster gepeitscht. Er warf Worte der Ermuthigung in die dicht nachdrängende Menge. Als er am Schandpfahl festgebunden war, redete er weiter. Man stopfte ihm den Mund. Da zog er Broschüren aus der Tasche und warf sie ins Publicum. Man band ihm die Hände. Schweigend und unbeweglich stand er da. Starr betrachtete ihn die Menge. Richter, die von nahen Fenstern aus das Schauspiel seiner Schmach genießen wollten, konnten den Anblick nicht ertragen. Es war am 18. April 1638. Schon acht Monate vorher war der Klappstuhl der Jenny

Geddis zu Edinburgh der Episkopalkirche an den Kopf geflogen.

Das Jahr 1637 bildet den Höhenpunkt der königlichen Willkür und der bischöflichen Anmaßung, der rohen Grausamkeit beider. Jetzt nahm die Bewegung der Geister in Schottland politische Form an, und zu den religiösen Märtyrern in England gesellte sich ein hochpolitischer. Das Glaubensmartyrium an und für sich treibt nicht zum Handeln oder bleibt in der Emeute stecken. Nur der Politiker durchschaut die gegnerischen Zwecke und durchkreuzt sie mit den eigenen. Schottland und England, die sehr verschieden gearteten, mußten sich erst auf gemeinsamem Gebiete begegnen, ehe sie sich verstehen und verständigen konnten.

Das politische Ereigniß in England war der Fiscal-Proceß gegen John Hampden aus Buckinghampshire (1594—1643). Zu den alten, wider Recht und Gesetz angelegten Steuerschrauben hatte das königliche Belieben im Jahre 1634 noch eine neue erfunden. Se. Majestät forderte nämlich plötzlich die Stellung bemannter Kriegsschiffe von ihren Vasallen und getreuen Corporationen. Zur patriotischen Zeit der Armada hatte dieser feudale Usus einen herrlichen Erfolg gehabt. Daß ihm keine Schiffe geliefert würden, wußte der König; er begnügte sich daher mit dem äquivalenten Gelde, wofür natürlich keine Schiffe gebaut wurden. Die Summe, um welche so das octroyirte Budget erhöht wurde, belief sich auf 218,500 Pf. St. Man nannte das das „Schiffsgeld," und mit wahrer Wollust vertheidigte Strafford diese Ungebühr. Den Gutsbesitzer John Hampden, einen ruhigen, aber charaktervollen Mann von angeborner Würde, traf eine Steuerquote von 20 Schilling, die er zu zahlen sich weigerte. Er wurde vor Gericht geladen. Die Schiffssteuer, von keinem Parlamente anerkannt, von der Regierung zwangsweise erhoben, von faulen

Richtern unter harter Bestrafung der Verweigerer sanctionirt: das war ein echt constitutioneller Fall, eine classische Controverse über das Verhältniß der drei Gewalten zu einander. Hier hatte man es mit keinem polternden Fanatiker zu thun, der im Uebergefühl seiner subjectiven Berechtigung die Richter perhorrescirt, mit Prophetenstellen angegriffen und als Energumene angepsalmt hätte. Da stand vielmehr ein wohlangesehener Gentleman von weltmännischen Formen, der nicht sich, sondern sein Recht suchte, der an die Kenntniß und den Verstand seiner Richter appellirte, mit Gründen zu Felde zog, Scheingründe bequem auffing und streng sachlich ripostirte; ein Mann, der für das Eigenthum und den Besitz aller Engländer kämpfte, die Willkür als den Ruin des Staates, das Recht als das Fundament der Gesellschaft vertheidigte und dann ruhig abwartete, ob es in dem England der angelsächsischen Rechtsschöpfung und der normännischen geschriebenen Statute noch Richter gebe. Die Consequenzen der Rechtsverweigerung, die ihn nach 13tägigen Debatten am 23. Juli 1637 traf, konnten nicht ausbleiben und blieben nicht aus. John Hampden wurde verurtheilt, aber das Urtheil traf die Gegner; erklärt doch Clarendon selbst, der Urtheilspruch gegen Hampden habe alles spätere Uebel angestiftet; denn, wie Thucydides sage: „Ungesetzlichkeiten sind schlimmer als Gewalt."

Einen Monat später brach der presbyterianische Aufruhr in Edinburgh aus. Der König haßte, wie sein Vater, den Demokratismus der schottischen Kirche. Jakob hatte dort bereits ein Stück Bischofthum eingeschmuggelt; Karl wollte dem Adel die Zehnten und Güter der Kirche zur Dotirung der Bischöfe wieder abnehmen, eine umfassende Jurisdiction — der Primas Spottiswood wurde Reichskanzler — und eine neue anglicanische Liturgie einführen. Schmeicheleien, Drohungen, Corruption, Einmischung in die Wahlen zum Parlament, Erstickung der Debatten, Fälschung der Abstimmungen, Alles war angewandt worden. 1636 glaubte man sich nahe am Ziele, die Bischöfe übten bereits die richterliche Gewalt, ein

zweiter Bischof sollte Großschatzmeister werden; von 14 Bischöfen saßen 9 im Geheimen Rath. Laud, mittlerweile Erzbischof von Canterbury geworden, meinte den letzten Streich wagen zu können. Er irrte sich. In Schottland war die Religion eine politische Angelegenheit, die Politik religiös. Keine Secten im Lande.

Als die neue Liturgie am 23. Juli 1637 im Dome zu Edinburgh eingeführt werden sollte und der Dechant eben sein Buch geöffnet hatte, warf eine Frau aus dem Volke, Jenny Geddis, ihren mitgebrachten Klappstuhl dem geistlichen Herrn an den Kopf. Dann schrie sie: „Hinaus, Du falscher Schuft! willst Du hier Messe lesen?" Und andere Stimmen wurden laut: „Ein Papst, ein Papst! steinigt ihn!" Als die Ruhestörer aus der Kirche entfernt waren, tumultuirten sie draußen weiter, warfen Steine gegen die Thüren und Fenster der Kirche. Die Liturgie des Bischofs Laud war unmöglich geworden, die Bewegung nicht mehr zu dämmen. Ein förmlicher Pact wurde am 18. October 1637 in der Kathedrale zwischen gepanzerten Rittern, presbyterianischen Geistlichen und einfachen Bürgern zur Aufrechthaltung des gemeinsamen Glaubens und des schottischen Rechtes geschlossen. Halb Schottland war damals in Edinburgh.

Der König gab scheinbar nach, um seine Rüstungen zu vollenden, die Schotten aber bereiteten sich zum Widerstande vor. Am 21. November trat zu Glasgow die große Assembly unter dem Geistlichen Alex. Henderson und dem Juristen Archibald Johnstone zusammen; ersterer war „Moderator", letzterer Schriftführer. Hier wurde der zu Edinburgh erneuerte Bund, der kirchlich-politische Convent oder „Covenant" feierlich besiegelt. Der Herzog von Argyle fiel zu den Patrioten ab. Auf dem Continent athmete man seit der Nördlinger Schlacht zum ersten Male wieder auf; die Niederlande bezeugten ihre Sympathie mit den Schotten um so entschiedener, als Laud und sein aristokratischer Anhang Arminianer waren.

Alexander Lesley, den Oxenstjerna zum Feldmarschall be-

fördert hatte, wurde aus dem deutschen Kriege abberufen; eine Proclamation an das englische Volk stellte den Sachverhalt in's Klare.

Der König Karl ließ jetzt nach Schottland marschiren, um seine ungehorsamen Unterthanen zu bestrafen. Aber die englischen Truppen eigneten sich wenig zur Execution. Graf Essex, der Oberbefehlshaber, seine Offiziere und Soldaten wollten den Schotten nichts zu leide thun. Am 18. Juni 1639 schloß der König nothgedrungen die Pacification von Berwick mit den Schotten ab, welche Sieger ohne Krieg wurden. Sie erhielten ein Parlament auf neuen Grundlagen. Dieses Parlament decretirte das ganze Episkopalsystem weg.

Die Pacification war wieder nicht des Königs Ernst gewesen. Er suchte bald Streit über die Auslegung des Vertrags, der Krieg drohte von Neuem. Aber Karl war zu mittellos, die energischen Rathschläge Strafford's zu befolgen: „diese Leute mit Peitschenhieben zu Verstande zu bringen".

Richelieu hatte seine Freude daran, der Neigung Karl's zu Spanien eins zu versetzen. So kam es, daß ein Brief der Schotten an den König von Frankreich geschrieben wurde, der in die Hände Karl Stuart's gelangte. Dieser hoffte nun fest auf die national-patriotische Entrüstung Englands und berief — nach 11jähriger Pause, nach dem ruchlosen Interregnum — ein Parlament nach Westminster. „Die langohrige, kurzhaarige Rotte des schottischen Covenant", wie Strafford sie nannte, rückte indeß in mörtelgrauen Röcken, mit blauen Kappen, Hafermehl im Habersack, über den Gränzfluß Tweed.

Der König erklärte in der Einberufungsordre, es sei sein Wunsch, „wieder einmal Bekanntschaft mit Parlamenten zu machen". Dieser Wunsch sollte in Erfüllung gehen. Am 13. April 1640 trat das Parlament zusammen. Karl meinte die Tagesordnung so bestimmen zu können, daß ihm zuerst die Subsidien gegen die Schotten bewilligt würden und dann erst die Reihe an die „Beschwerden" käme. Er verließ sich stark auf jenen aufgefangenen Brief. Aber Mirabeau-Pym

brach das Eis. Viele unverantwortliche Dinge seien passirt — „trotz der großen Tugend Sr. Majestät". Die Fiction wurde aufrecht erhalten; aber Se. Majestät las durch die Blume — und löste das Parlament am 5. Mai auf.

Unterdessen ging es der königlichen Armee, bei der Strafford Generallieutenant unter dem kranken Northumberland war, sehr übel. Lord Conway ließ sich bei Newburn am 28. August von den Schotten schlagen. Der Geist der englischen Truppen war herzlich schlecht; die Soldaten machten sich einen Gewissensfall aus dem „Bischofskriege". Die Schotten hießen nicht mehr „Haferbrodesser". In London gab es Crawall. Erzbischof Laud wurde persönlich bedroht. Niemand wollte Soldat werden, man verstümmelte, ja erhängte sich lieber; wer ging, wurde verhöhnt. Bei der Armee erschlug man die papistisch gesinnten Offiziere. Endlich riß das englische Heer bei Durham aus. Strafford zog sich nothgedrungen nach Yorkshire zurück. In der Stadt York versammelte der bedrängte König am 7. September eine Art Notabeln-Parlament unter dem Namen „großes Concilium", das ihm aus der ärgsten Geldnoth half. Aber aus dem Lande brauste ihm ein Petitionssturm von Seiten der Bürger und des Adels entgegen: „Ein Parlament, ein Parlament!"

Der schottische Marquis von Hamilton, der nach dem Aufruhr von 1638 für den König unterhandelt und getäuscht hatte, erklärte jetzt: Er gehe, es kämen schlimme Zeiten. Da der König ihn aufforderte zu bleiben, erbat sich der schlaue Schotte die Erlaubniß, mit den Gegnern schönthun zu dürfen. Er sattelte zwei Pferde.

Zu Ripon traf Karl ein neues Abkommen mit den Schotten, versprach ihnen 50,000 Pf. monatlich für die Unterhaltung ihrer Armee, 30,000 Pf. den Seinigen und schloß einen Waffenstillstand — mit seinen Unterthanen! Dann reiste er in Begleitung der schottischen Commission zur Eröffnung des **Langen Parlaments** nach London.

Die Eröffnung fand am 3. November 1640 statt. Es waren schier dieselben Männer wie im Frühjahr, drei Fünftel des im Mai aufgelösten Parlaments, dazu alle namhaften Opponenten gegen König und Bischof. Aber es herrschte in der Versammlung ein ganz anderer Geist, ein Geist der Entschiedenheit und Entschlossenheit, dessen Motto war: das Eisen zu schmieden, so lange es heiß. Clarendon drückt den damals herrschenden Gedanken ganz unparteiisch so aus: „Man müsse jetzt ganz andere Saiten aufziehen, das Haus müsse nicht nur unten rein gefegt werden, sondern auch alle Spinnweben an der Decke und in den Ecken, damit sie keinen Staub ausbrüteten und ein ungesundes Haus machten. Jetzt sei die Gelegenheit geboten, das Land glücklich zu machen durch Erledigung aller Beschwerden; die Ursachen müßten mit der Wurzel ausgerissen werden, wenn Jedermann seine Pflicht thäte."

Jeder Abgeordnete hatte die Taschen voll Beschwerden; eine Masse von Klagen lief von Außen ein, 40 Comités waren in voller Thätigkeit. Bei den Wahlprüfungen herrschte die unerbittlichste Strenge, jeder „Monopolist", jeder illegal Begünstigte, jedes Mitglied einer ungesetzlichen Commission, alle, „die irgend ein Project betrieben oder begünstigt hatten", wurden ausgeschlossen.

Mirabeau-Pym donnerte: England sei der reinen Willkür überantwortet, der Geheime Rath mache Alles nach seinem Kopfe; Freiheit und Eigenthum, die Geburtsrechte des Engländers, seien in schwerer Noth. Der König zwar sei fromm und tugendhaft, aber Strafford — das war das versprochene Rendezvous in Westminster! — sei der Urheber alles Uebels, ein Apostat, der die Freiheit nur um so mehr verfolge, als er sie früher geliebt!

So geschah es, daß Graf Strafford, weiland Thomas Wentworth, am 11. November 1640 des Hochverraths angeklagt wurde. Pym selbst überbrachte die Klage den Peers. Strafford wanderte in den Tower, wohin ihm Erzbischof Laud

folgte. Die zwei Erzfeinde der Freiheit saßen hinter Schloß und Riegel.

Am 22. November wurden sämmtliche Beschwerden des Landes in einer großen „Remonstranz" von 206 Artikeln zusammengefaßt, das Gesammt-Cahier der Nation. Dann ging es der Sternkammer und der hohen geistlichen Commission, sowie den Mitgliedern des Königl. Geh. Rathes ernstlich an den Kragen. Selbst Mitglieder des Ober- und des Unterhauses zitterten unter dem Damoklesschwert der Heimsuchung. Doch blieb die Anklage auf Hochverrath auf Strafford und Laud beschränkt.

Die Gefängnisse wurden geöffnet, die Opfer der Sternkammer in Freiheit gesetzt, die Steuer- und kirchenpolitischen Processe der Revision unterzogen, die verurtheilten Libellisten Leighton, Prynne, Burton, Bastwick, Lilburn u. A., die auf den Inseln im Canal im Kerker saßen, wurden zurückgerufen. Sie landeten unter Jubel, zogen im Triumph nach London; Prynne wurde meilenweit von Tausenden eingeholt, in alle seine Rechte eingesetzt und trat ins Parlament. Die Richter, die in seinem Processe gesessen, zahlten jeder 5000 Pf. Buße. Die beiden Armeen wurden nicht aufgelöst; der König erhielt die Weisung, die Papisten seiner Umgebung zu cassiren.

Der Führer der Opposition bei den Gemeinen war John Pym, ein Gentleman von Formen, vorwiegend politischer Charakter, von großer Geschäftskenntniß und durchschlagender Beredtsamkeit, ein genialer Generalstäbler. Zu seiner Seite stand der ruhig-ernste, charaktervolle John Hampden, durchaus staatsmännisch angethan. Hinter beiden folgten in zweiter Linie Arthur Haslerigh, Denzil Hollis, Alderman Pennington, Nathaniel Fiennes, W. Strode. An diese reihten sich, ziemlich selbständig, die Juristen John Selden, Oliver Saint-John, Bulstrode Whitelocke. Im Hintergrunde standen die Republicaner Henry Martin, Henry Vane, mit wenigen Genossen.

Das royalistische Centrum wurde von Edw. Hyde, Lord

Falkland, Lord Digby und dem Hofpoeten Edmund Waller befehligt.

Im Oberhause bestand der Kern der Opposition aus dem Herzog von Bedford, den Lords Say und Mandeville, dem Grafen Essex, dem Sohn des Elisabethischen Günstlings. Es schlossen sich an: der Vetter des letztgenannten, Graf Warwick, die Lords Brook, Wharton, Paget, Howard.

Was die Nüancen innerhalb der Opposition betrifft, so ist es selbstredend, daß die beiden Strömungen, die politische und die calvinistische, sich zunächst vereinigten, um das Schiff der Willkür auf den Felsen zu werfen; dennoch aber konnte schon früh ein scharfes Auge die verschiedenen Wasser unterscheiden. Pym selbst war von einer gewissen puritanischen Schattirung; als presbyterianische oder calvinistische Eiferer stellten sich dar: Henry Vane, der massive Haslerigh, der scharfsinnige Jurist Selden und der Mann aus Huntingdon, der für Cambridge im Parlament saß.

Zunächst war man einig, dem Könige keine Subsidien wider die „Rebellen" zu bewilligen. Die englischen Commissäre befreundeten sich vielmehr mit den schottischen; der gemeinsame Haß beider Nationen richtete sich gegen Strafford. Die Schotten wurden „Brüder" genannt, man votirte ihnen 300,000 Pfd. Die Subsidien für die Regierung wurden täglich ausgesetzt, aber eine Commission des Parlaments verwaltete sie. Die Erhebungen der Douane wurden auf zwei Monate bewilligt, immer zu Handen des Parlaments. Brauchte man plötzlich Geld, so machte das Parlament Anlehen bei seinen Anhängern, bei sich selbst — der Anfang des öffentlichen Credits. John Pym war Schatzmeister. Der König gab in Allem nach, sogar den zum Tode verurtheilten Priester Goodman überließ er dem Parlament.

Maria Medici, die Mutter der Königin, kam flüchtig nach London; das Volk beschimpfte sie, sie wendete sich um Schutz an's Parlament, welches sie mit einem Geschenk von 10,000 Pfd. fortschickte. Das Parlament erklärte, es wolle

künftig alle drei Jahre sitzen; rufe es der König nicht, so stehe dies Andern frei. Die Bürger sollten auch ohne königliches Geheiß zu den Wahlen schreiten. Endlich wurden alle Ausnahmstribunale im Königreich abgeschafft. Der König ließ machen und geschehen, das Parlament regierte England.

Bei Hofe konnte es sich nur noch darum handeln, das Parlament durch das Parlament zu beherrschen, d. h. einen Theil der Opposition ins Ministerium zu berufen. Und hier trat nun jener Unterschied zwischen den beiden Richtungen schon greifbarer hervor. Für den König waren die Politiker etwas ganz Anderes als die Religiösen. Nur von Ersteren konnte die Rede sein, also von einem entschieden liberalen Cabinet. Die reinen Politiker waren am Ende mit dem Bischofthum zu versöhnen, vielleicht widerstrebte ihnen dieses nicht gar so sehr. Also z. B. Pym Schatzkanzler, Hampden Erzieher des Prinzen von Wales, Hollis Staatssecretär. Saint-John wurde ja wirklich Generalprocurator des Königs. Der Herzog von Bedford wäre als Premier an die Spitze getreten und hätte den liberalen Adel repräsentirt.

Vergegenwärtigt man sich den Charakter des Königs, so wäre ein solches Ministerium — ein Cabinet Mirabeau unter Ludwig XVI. — eine gewaltige Concession, eine große Selbstüberwindung Karl Stuart's gewesen. Jene Männer einzufangen und zu zähmen, wie er es mit Thomas Wentworth gethan, ließ er sich schwerlich im Traum einfallen. Aber von den religiösen Eiferern fürchtete der König viel Schlimmeres, in ihnen erblickte er seine eigentlichen Feinde.

Ein kleiner Anfang wurde gewagt; die Lords Bedford, Hertford, Essex, Mandeville, Savile, Say, Bristol wurden in den Geheimen Rath berufen. Dabei blieb es.

Es ist ein historischer Aberglaube zu wähnen, tiefgehende Bewegungen seien mit einer Personenfrage zu erledigen. Pym war so wenig im Stande, die englische Revolution zum Stehen zu bringen, als Mirabeau vermocht hätte, den Convent zu

vermeiden. Die Dinge so betrachten, heißt in den Menschen nur den Verstand, die reine Vernunft thätig erblicken. Es sind noch andere Kräfte und Triebe vorhanden, die ihre Befriedigung, ja ihre Opfer haben wollen. Da ist die unersättliche Phantasie, die große Hungerleiderin, welche abgespeist zu werden verlangt und sich erst nach der Uebersättigung zur Ruhe legt. Da sind die Begierden aller Art, die heftigen Wollungen, welche ihren Saturnstag fordern, der nach ihrer Meinung ewig dauern wird, wenn er auch mit Sonnenuntergang für immer in Nacht versinkt. Bevor nicht die Erfahrung gesprochen hat, glaubt keiner dieser Gesellen an seine eigene Unmöglichkeit oder gar Abgeschmacktheit. Der Hexensabbath muß einmal aufgeführt werden. Hintennach ist es sehr leicht, das reine Facit der Bewegung zu ziehen und es „Pym" oder „Mirabeau" zu taufen. Pym und Mirabeau als geschichtliches Resultat werden erst möglich, gehen erst aus dem Schmelzofen hervor, wenn eine Masse anderer Stoffe mitverglüht worden sind. Auch muß Diamant verbraucht werden, um Fensterglas zu zerschneiden.

Die Politiker repräsentirten zudem kaum das halbe Pathos der Zeit; der Gedanke, sie auszunutzen, hatte daher nicht einmal praktische Bedeutung. Hinter und unter ihnen gährte der kirchenreformatorische Geist. Dieser Geist verlangte unerbittlich sein Recht.

Daß es aber gar nicht zum Versuche einer Abfindung kam, dafür sorgte der böse Geist des Hofes, die Königin Henriette. Nicht Pym und Hampden, sondern Hyde, Colepepper, Falkland wurden Minister; die Minorität sollte die Majorität regieren. Nicht genug damit, die Königin stiftete ein Complott in der Armee an; von den Offizieren ergingen Petitionen ans Parlament: der Reformen seien jetzt genug, man möge damit aufhören. Die Königin hatte mit dieser Erfindung nur den Independenten den Weg gezeigt, den diese mit viel größerm Glücke später betraten. Sonst hatte ihrer Liebe Müh' nur den Erfolg, daß die Politiker Morgenluft

witterten und den Entschluß faßten durchzugehen. „Durch", das hatten ja auch Strafford und Laud gewollt.

Es war im Frühjahr 1641, als Strafford wegen Hochverraths vor dem Pairshofe stand. Das ganze Haus der Gemeinen sammt den englischen und schottischen Commissären figurirte als Ankläger. Der Zudrang des Volkes zu den Sitzungen war ungeheuer; wer irgend eine Aussicht haben wollte beizuwohnen, mußte um 5 Uhr morgens in Westminsterhall sein; vor 7 Uhr schon war jeder Raum vollgestopft. Der König und die Königin wohnten in einer vergitterten Loge bei. Karl brach eigenhändig das Gitter aus. Doch wurden sie beide wenig mehr beachtet als wären sie abwesend. Nach 10 Uhr aßen viele Leute nicht blos Zuckerwerk, sondern Fleisch und Brod. Flaschen mit Wein und Bier gingen ohne Glas von Mund zu Mund: Alles vor des Königs Augen.

Pym leitete die Anklage. Für sehr gravirend galt die Aussage Sir H. Vane's, des Vaters: nach Auflösung des kurzen Parlaments (Frühjahr 1640) habe Strafford zum Könige gesagt: „Sire, Sie haben Ihre Pflicht gethan, Ihre Unterthanen nicht die ihrige. Sie sind von der Regel entbunden, können sich auf außergewöhnliche Weise Geld verschaffen, den Krieg mit den Schotten energisch weiter führen. Sie haben eine Armee in Irland, mit der Sie dieses Königreich zu Paaren treiben können." — Die Frage war: welches? Und das hatte nur Einer im Staatsrathe gehört, die Andern nicht.

Der König, der eigentlich auf der Anklagebank saß, mußte mit anhören, wie die Anklage förmlich in seinen geheimsten Gedanken und Absichten herumwühlte, wie Strafford am Ende doch nur sein Prügelknabe war.

17 Tage lang hatte sich Strafford gegen 13 abwechselnde Ankläger zu vertheidigen. Seine Rechtsbeistände durften zu den Thatsachen nicht mitsprechen und keine Zeugen befragen. Entlastungszeugen waren erst drei Tage vor Eröffnung des Processes gewährt worden. Dennoch gestaltete sich die Sache

immer günstiger für den Angeklagten, der sich vornehm, mit Maß und zuletzt mit geschickter Emphase vertheidigte. Pym war aus dem Felde geschlagen.

Aber die Gemeinen griffen zu einem andern Mittel, das zwar nicht illegal, jedenfalls aber Rechtshülfe in eigener Sache war. Haslerigh brachte eine bill of attainder, eine Anklage auf Aechtung und Tod im Unterhause ein. Diese Bill war lediglich eine Erklärung des Unterhauses darüber, was das Haus unter Hochverrath verstehe. Sie ging gegen eine Minorität von 59 Stimmen durch. Die 59 hießen „Straffordianer", ihre Namen wurden öffentlich angeschlagen.

Als die Bill dem Oberhause übergeben war, tumultuirte das Volk auf der Straße: „Gerechtigkeit, Gerechtigkeit"! Von den Kanzeln herab tobten die Presbyterianer. Pym denuncirte auch noch das Armee-Complott. Schrecken verbreitete sich in und außer dem Hause. Das Parlament ließ die Häfen schließen und alle Briefe aus dem Auslande öffnen. Ein Eid der Eintracht, zur Vertheidigung der protestantischen Religion und der öffentlichen Freiheiten, spielte die Rolle des schottischen Covenant. Endlich waren die Lords eingeschüchtert und die hohen Richter fanden in den Strafford zur Last gelegten Thatsachen das Verbrechen des Hochverraths. Es fehlte nur die Zustimmung des Königs.

Die Königin, welche die Enthüllungen Strafford's fürchten mochte, drang auf Bestätigung, drohte abzureisen und packte schon. Die Mehrzahl der Bischöfe theilten Karl's Gewissen in ein königliches und ein privates. Strafford selbst, ein Apostat, aber kein gemeiner Charakter, hochfahrend, aber auch stolzer Entschlüsse fähig, bat den König schriftlich, ihn zum Besten der Krone und des Königreichs zu opfern. Der König unterschrieb, er gab seinen vertrautesten Berather und Helfer auf, und am 11. Mai 1641 fiel das Haupt des Aufgegebenen. Laud blieb noch drei Jahre im Tower.

Graf Strafford's Hinrichtung war eine Buße für die Vergangenheit; ein böses Omen für die Zukunft des Königs

waren die Protestantenmorde in Irland. Ende October 1641 beging der katholische Fanatismus der Iren seine keltische Vesper, sein Morden aus Princip, das einen ganzen Monat währte und die Rache Englands auf lange Zeit herausforderte. Wie immer ist es bei solchen Vorfällen, selbst in unsern Tagen schwer, die Zahl der Opfer festzustellen und Beschönigung mit Uebertreibung auszugleichen. Der katholische Darsteller Lingard bringt nur 4000 Morde heraus, zu denen noch 8000 Tode durch Mißhandlung kämen. Clarendon, der Parteigänger des Königs, spricht von 40—50,000; May in der „Geschichte des langen Parlaments" sagt: „über 200,000 Männer, Weiber und Kinder." Milton erhebt die Zahl auf 500,000.

Der König befand sich in Schottland, nicht ohne Gedanken der Rache, ja des Complotts gegen die Urheber des Covenant und der Invasion nach England. Nie konnte sich Karl in das Unabänderliche finden und stets cabalirte er heimlich gegen sein feierlich gegebenes Wort. Der kühne Junker Montrose hatte ausschweifende Hoffnungen in ihm erregt; düstere Gerüchte langten beim englischen Parlament an, das sich grade nach sechswöchentlicher Vertagung wieder versammelte. Da erfolgte das irische Blutbad! Ein allgemeiner Schrei erhob sich gegen König und Königin, die laut als Mitschuldige bezeichnet wurden. Nannten sich doch die bewaffneten Iren „das Heer des Königs" oder „der Königin", veröffentlichten sie doch einen angeblich „königlichen Befehl". Waren nicht Argyle und Hamilton soeben aus Edinburgh geflohen, um dem Morde zu entgehen? Die Wuth theilte sich mit der Angst in die Stimmung der Gemüther.

Das Parlament griff wieder zu der allgemeinen Remonstranz oder Beschwerdenakte zurück, von der seit Anfang der Session mancher einzelne Punkt seine Erledigung gefunden hatte. Der heftige Strode eröffnete das Turnei. Es handelte sich um ein förmliches Parlaments-Programm, um einen Appell an die Presbyterianer, an das Volk insgesammt, sich

zum Parlamente zu halten, das allein gegen Papisten, König und Bischöfe helfen könne. Die Bischöfe sollten aus dem Oberhause heraus. Nach heftiger Debatte wurde die Remonstranz am 21. Nov. mit schwacher Majorität, 159 gegen 148, angenommen. Der Abgeordnete für Cambridge sagte zu Lord Falkland: „Wenn die Remonstranz nicht durchging, so verkaufte ich morgen Alles, um England auf immer zu verlassen, und viele rechtschaffene Leute hätten's gemacht wie ich." Hampden aber verlangte sofortigen Druck des Aktenstücks.

Der König hatte mittlerweile in Schottland eingelenkt, um seine Kraft für England aufzusparen. Alexander Lesley war Earl of Leven geworden, das neue Kirchengut wurde verschenkt; Karl fand sogar, daß Erzbischöfe und Bischöfe gegen Gottes Wort seien! In London zog er andere Saiten auf. Am 25. Nov. bewirtheten ihn Lordmayor und Aldermen in der City; er schlug sie zu Rittern. Der 26. Nov. war der entscheidende Tag des unheilbaren Bruchs: der König rief die Wachen von Westminster ab. In einer Proclamation erklärte er: die bestehenden Religionsgesetze seien zu beobachten, auf die Remonstranz werde er gelegentlich antworten.

Das Unterhaus verbot den Geistlichen, Civilämter zu bekleiden; als die Lords protestirten, drohten die Gemeinen, sie seien das Volk und würden zur Noth mit den gleichgesinnten Lords gehen, mit den Northumberland, Essex, Warwick. Dem Könige wurde verboten, Soldaten für Irland zu werben; bei der Miliz und der Ernennung ihrer Führer habe das Parlament mitzureden. Das Haus ernannte ein Comité zur Untersuchung der Wehrhaftigkeit des Landes.

Die Schutzwache blieb dem Parlament verweigert. Als die Lords vom Volke molestirt wurden, welches schrie: „Keine Bischöfe, keine papistischen Lords!" requirirten sie Constabler; die Gemeinen aber schickten den Friedensrichter, der die Constabler gewährte, in den Tower und riefen Miliz herbei. Die Bischöfe, um deren Ausschließung es sich handelte, verließen das Oberhaus und protestirten im Voraus gegen Alles, was in ihrer Ab-

wesenheit beschlossen würde. Alle Zwölf wanderten wegen Hochverraths in den Tower.

Vor dem Palaste in Whitehall schlug sich das Volk mit entlassenen Offizieren herum. Damals kamen die Bezeichnungen „Rundköpfe" und „Cavaliere" in allgemeinen Gebrauch. Die „Cavaliere" waren des Königs Leute, sie gingen nach der höfischen Mode, ihr Haar ringelte sich über die Schultern hinab; die Puritaner hatten das Haar kurz geschoren und in zahlreiche kleine Büschel getheilt. Das war lange de rigueur, das Gros der puritanischen Armee traute Keinem, der anders frisirt war.

Was der König noch zu verderben hatte, verdarb er am 3. Januar 1642, als der Generalprocurator Herbert die Verhaftung Lord Mandeville-Kimbolton's und der fünf Unterhausmitglieder Hampden, Pym, Hollis, Strode, Haslerigh beantragte. Die Anklage war heftig: Untergrabung der königlichen Macht, Errichtung einer willkürlichen tyrannischen Gewalt, Verleumdung Sr. Majestät, Verführung der Armee, Einladung einer fremden Macht (der Schotten) zur Invasion Englands, Versuch das Parlament zu verführen, Erregung von Tumulten und Krieg gegen den König.

Die Lords besannen sich. Die Gemeinen, von der Haussuchung bei ihren Fünfen benachrichtigt, erließen den Befehl, die Haussucher durch Constabler arretiren zu lassen. Dem König thaten sie zu wissen: erst müsse gesetzliche Anklage erhoben werden. Andern Tags kam der König, begleitet von seinem Schwestersohn Ruprecht von der Pfalz und gefolgt von seinen Hellebardieren, nach Westminster, die Fünf persönlich zu holen. Er setzte sich auf den Stuhl des Sprechers und ließ seine Blicke durch den Saal schweifen. „Ich sehe wohl, die Vögel sind ausgeflogen," sagte er, „aber Sie, Herr Sprecher, werden sie mir schicken, sobald sie kommen." Die „Vögel" saßen in der City, welche sich bewaffnete. Der König ging wie er gekommen war, aber gründlich enttäuscht. Am 5. Januar begab er sich in die City auf die Suche. „Pri-

vileg, Privileg"! ruft man ihm zu; ein Pamphlet: „Israel, zu deinen Zelten!" wird ihm in den Wagen geworfen. Er speiste bei einem Sheriff und kehrte niedergedonnert nach Whitehall zurück. Das Parlament, empört über den stärksten „Bruch seiner Privilegien", gegen den Jedermann das Recht habe, sich selbst zu schützen, vertagte sich. Ein starkes Comité blieb permanent in der City, die Fünf beriethen mit. Der Gemeinderath richtete eine Petition an den König gegen seine schlechten Räthe, gegen Cavaliere, Papisten, den neuen Gouverneur des Tower, für die Fünf und die Reformen.

Die Antwort auf die Remonstranz mit der pompösen Wendung Karl's: er wünsche „ein großer und glorreicher König über ein freies und glückliches Volk" zu sein, auf die sich Clarendon etwas zugute that, verhallte im Winde. Karl saß in seinem Palaste und mußte hören, daß in zwei Tagen das Parlament mit den Fünfen in Westminster einziehen werde, begleitet von Miliz, Volk und Themsematrosen. „Auch die Wasserratten verlassen mich!" Der Zug mußte an Whitehall vorüber, die Königin war außer sich vor Zorn und Angst. Am 10. verließ der König auf sieben Jahre London, das er nur als Gefangener wiedersehen sollte. Er begab sich zunächst nach Hampton-Court. Er meinte wohl, auch französische Könige hätten ihre Hauptstadt verlassen, um später im Triumphe wieder einzuziehen. Er verwechselte eben England mit Frankreich.

Am 11. fand der große Zug statt. Hundert Boote mit kleinen Geschützen schwammen auf der Themse. Capitän Skippon, der aus holländischen Diensten zurückkehrte, führte als Generalmajor die Miliz. Die Pikenmänner trugen auf der Pike, Andere auf der Brust oder am Hute, den Protest des Parlaments gegen den königlichen Freiheitsbruch. 4—6000 Ritter, Edelleute, Freeholders waren zu Pferde aus Buckinghamshire, dem Wahlkreise Hampden's, gekommen und stellten sich dem Parlament zur Verfügung; sie brachten eine Petition gegen papistische Lords, böse Räthe des Königs, für ihren Hampden. Auch zu den Peers sandten sie Abgeordnete; dem Könige zu

Hampton-Court erklärten sie, sie seien in Hampden selbst verletzt, ihr Landsmann müsse der Anklage ledig werden.

Der König hatte nichts mehr zu sagen. Das vollzählige Parlament klagte den Generalprocurator Herbert wegen ungesetzlicher Verfolgung der Fünf an, befahl Skippon, den Tower zu hüten und durch Wachen dafür zu sorgen, daß nur die täglichen Rationen eingelassen würden; es sandte Ordre nach Portsmouth, nichts im Hafen aus- und einzulassen als auf Befehl des Parlaments; schickte den John Hotham nach Hull, das nördliche Arsenal in Besitz zu nehmen, und beschloß, alle Forts, Schlösser und Garnisonen in Vertrauenshände zu legen. Der König entfernte sich nach Windsor.

Eine neue Remonstranz ward entworfen: die Königin trägt die Schuld an Allem, ihre Umgebung soll einen Eid auf die Verfassung ablegen, die Königin vor dem Parlament schwören, sich nicht in Staatsgeschäfte zu mischen. Die Heirath der königl. Kinder muß Parlamentssache sein; doch darf die Prinzessin Marie ihren Verlobten, den Prinzen von Oranien heirathen. Neue Peers dürfen ohne Zustimmung des Parlaments nicht ernannt werden; die Ernennung zu hohen Stellen bedarf der Bestätigung des Parlaments. Die kirchliche Reform ist durchzuführen.

Unter dem 20. Jan. sandte der König eine Botschaft: sie möchten formuliren, was in Kirche und Staat zu geschehen habe, damit die „Befürchtungen und Eifersüchteleien" aufhörten. Sie antworteten mit der Beschwerde über die Anklage der Fünf.

Der Gemeinderath der City erklärte, zu einer Anleihe fehle das Vertrauen; die Umgebung des Königs, die Bischöfe, die papistischen Lords seien im Wege. Petitionen aus Middlesex, Essex und Hertford verlangten Abschaffung des Bischofsrocks, die Miliz zur Verfügung des Parlaments. Pym conferirte mit den Lords und schob ihnen die Schuld an der gefährlichen Lage zu. Er machte sie vor der Geschichte verantwortlich, wenn die Gemeinen allein England retten müßten.

Pym erhielt den Dank des Unterhauses, seine Rede wurde gedruckt. Aus dem Lande wurden die Peers aufgefordert, mit den Gemeinen zu gehen; im Unterhause unterschied man streng „gute" und „böse" Lords.

Die Frage wurde, wie man zu sagen pflegt, was aber solche Fragen immer sind, social. 500 Frauen kamen vor das Parlament und ließen sich nicht abweisen. Anna Stagg, die Frau eines reichen Brauers, erklärte: „Christus hat uns eben so theuer erkauft wie die Männer" — die damalige Formel der „Emancipation". Pym kam heraus, die Petentinnen zu begütigen. 15,000 Sackträger verlangten Ruhe und Wiederbelebung des Geschäfts, viele tausend arme Leute in und um London desgleichen. Beide Deputationen drohten mit dem Aeußersten; die Zweiten wollten, daß die „guten" Lords mit den Gemeinen zusammensäßen! Das Haus antwortete freundlich und ließ die Peers durch Hollis bitten, in der Milizfrage mit ihnen zu gehen. Einzelne Peers wurden auf der Straße mißhandelt, Viele machten sich davon. Das Recrutirungsgesetz ging durch. Auf eine neue Petition von Surry passirte auch die bischöfliche Bill: die Bischöfe waren vom Hause der Lords ausgeschlossen.

Die Königin, der eine Anklage auf Hochverrath drohte, drang, um mit ihrer Tochter Marie nach Holland reisen zu können und sich zugleich wieder etwas populärer zu machen, auf die Annahme der beiden hochwichtigen Bills. Der König ließ wirklich die Bischöfe fallen und gab die Recrutirung aus der Hand. Auch den neuen Gouverneur des Tower, Sir John Conyer, bestätigte er auf Vorschlag der Gemeinen. Da beschloß das Parlament seine Milizordonnanz für England und Wales, mit dem Namen der Befehlshaber in blanco. Gleichzeitig wurde ein Brief an die Königin von dem über See geflohenen Lord Digby aufgefangen. Das Parlament verfügte die Anklage auf Hochverrath wider den Lord, der Krieg wider den „König" im Schilde geführt.

Karl verschob zuerst die Antwort auf die Milizbill, bis

er Frau und Tochter nach Dover gebracht. Einzelne Grafschaften organisirten sich bereits auf eigene Faust militärisch. Dann antwortete der König: Die Ernennungen wolle er auf Wunsch des Parlaments treffen, mit Ausnahme derer für London und die übrigen Corporationen; die Selbstbewaffnung der Grafschaften aber sei illegal.

Heftige Antwort des Parlaments: die Berather des Königs seien Feinde des Staates. Wenn der König nicht nachgebe, würden sie allein vorgehen. Der König solle sich nicht weiter von London entfernen. Karl wußte nicht mehr was er antworten sollte.

Das Parlament ordnete die Vertheidigung des Reiches selbständig an, alle frühern königlichen Commissionen wurden für erloschen erklärt. Graf Northumberland erhielt Befehl, die Flotte in Stand zu setzen. Der König begab sich nach Newmarket.

Das Parlament: Der König soll sich nicht entfernen und das Milizgesetz unterschreiben. Karl: Die Miliz bekommt das Parlament „nicht für eine Stunde".

Karl ging nach York, von unterwegs erließ er eine Botschaft: Die Unterthanen brauchen keinem Befehl zu gehorchen, den er nicht unterzeichnet hat. Das Parlament soll endlich sagen was es will. Die Botschaft langte am 16. März in London an, am 15. hatte sich das Parlament in der Milizfrage für souverän erklärt.

Der Disput zwischen Parlament und König wurde immer heftiger, glücklicherweise auch immer lakonischer. Man faßte sich auf beiden Seiten immer kürzer, bis der Faden riß. Der König, der auf andere Wege dachte, wurde immer absprechender; das Parlament beharrte auf seinen „Privilegien", jeder Widerspruch war ein „Bruch" derselben. Zwar gab der König zu, es sei früher gegen die Gesetze gehandelt, Willkür geübt worden; aber jetzt vertheidige er die Gesetze eifrig. Das Parlament, fügte er dann aber hinzu, solle sich seinerseits vor Willkür hüten, und er verlange volle Genugthuung für die Unter-

schiebung böser Absichten. Er sei nicht durch sie, aber von ihnen weg getrieben worden. Wenn es in London nicht anders werde, müsse man das Parlament verlegen.

Dann entließ Karl die Lords Essex und Holland aus ihren Hofämtern, was die Peers wurmte. Das Parlament dagegen ernannte den Grafen Warwick zum Admiral, gegen Sir John Pennington, den Candidaten des Königs. Da verbot der König den Seinigen, Dienst auf der Flotte zu nehmen, wodurch diese parlamentarisch wurde. Der Generalprocurator Herbert, erst freigesprochen, dann verurtheilt, wanderte ins Flottengefängniß.

Als das Arsenal von Hull in den Tower übersiedeln sollte, beklagte sich der König über Gewalt. Wenn Ihr Priester zu Ehren der Reformation hinrichten laßt, sagte er ferner dem Parlament, so komme ihr Blut über Euch!

Einen Augenblick setzte er sie in Verlegenheit, als er erklärte, er wolle mit 2200 Mann aus den benachbarten Grafschaften nach Irland gehen, um dort die Rebellion niederzuwerfen. Endlich erfolgte der Bescheid: Nein, der König soll ihre Kriegsführung nicht stören! In Erwartung dieser Expedition hatte er die Verfügung über die Miliz auf ein Jahr hingegeben; das Parlament verlangte zwei Jahre, und der König hatte nichts erreicht.

Die ganze Lächerlichkeit der noch immer aufrecht erhaltenen Fiction malte sich in des Königs Zug nach Hull. Hier befehligte Hotham für „König und Parlament". Hotham ließ den König nicht ein, betheuerte aber vom Walle herab seine Unterthanentreue. Das Parlament lobte den Hotham wegen seiner Treue gegen den „König". Als dann der König Hotham für einen Verräther erklärte, nannte das Parlament das einen „Bruch der Privilegien"; denn Hotham gehörte zu den unantastbaren Gemeinen, welche factisch die Souveränität inne hatten. Eigentlich war Karl Stuart selbst ein Verräther am „Könige".

Zu York bildete sich allmählich ein neuer Hof um den König; ein bedeutender Theil des Adels versagte dem „König

Pym" den Gehorsam; auch bürgerliche Elemente erklärten sich gegen das Milizgesetz. Die Königin verkaufte ihre Juwelen in Holland, um Munition für das Geld einzukaufen. Skippon musterte 8000 Mann Miliz zu London; es erging ein Parlaments-Befehl an alle Grafschaften, die Maga ine zu füllen. Als sich aber der König eine Wache bildete, deren Hauptmann der Prinz von Wales wurde, und ein Regiment Landmiliz zusammenzog, so hieß das in Westminster „Eidesbruch" des Königs.

Auf Beschwerden des Parlaments antwortete der König mit „übelwollende Geister"; Karl lud den Skippon vor sich nach York, das Parlament forderte Leute aus des Königs Umgebung vor sein Forum.

In einer Declaration vom 19. Mai formulirte das Parlament sein Staatsrecht also: Der König mit dem Parlament hat die Gewalt; da aber der Fürst, der nur eine Person, dem Wechsel der Natur und des Zufalls mehr unterworfen ist, wodurch der Staat zu Schaden kommen kann: so treten, damit nicht der Urstand der Natur wiederkehre und Jeder sich selbst helfe, in solchen Fällen die Häuser des Parlaments für den Fürsten ein, wie das schon geschieht bei Minorität, Krankheit oder Gefangenschaft. — Wie aber, wenn der König sagte: Das Parlament, vom wilden Mob umlagert, ist nicht frei; damit in solchen Fällen der Staat nicht zu Grunde gehe, muß der König alle Befugnisse an sich ziehen?

Der Siegelbewahrer Littleton sah die Sache so an und ging zum Könige.

Am 26. Mai neue Declaration über das angebliche Eigenthumsrecht des Königs an Festungen und Munition. Das Parlament erklärte: Die irrthümliche Maxime, den Fürsten eingetränkt, daß die Königreiche ihnen gehören, und daß sie damit machen können was sie wollen, als ob ihre Reiche für sie da wären und nicht vielmehr sie für ihre Reiche, ist die Wurzel von allem Elend der Unterthanen, von der Verletzung ihrer Rechte und Freiheiten. Das Ganze ist dem Könige nur

anvertraut und er muß es verwalten nach dem Rathe des Parlaments. — Dagegen betheuerte der König: er beabsichtige keinen Bürgerkrieg, aber die mit ihm „im Parlament" säßen, die wollten den Krieg, und wenn sie den Krieg herbeiriefen, so geschehe es auf ihren Kopf! — Viele gingen von London nach York, besonders aus dem Oberhause; es tagten oft nur ein Fünftel der Gemeinen und 12 oder 13 Peers in Westminster.

So lange die Gemeinen mit dem König discutirten, noch irgend etwas von ihm verlangten, von seiner Existenz noch verfassungsmäßig Notiz nahmen, so lange war Karl berechtigt ihnen zu sagen, was er sagte: Sie seien wie der Papst, sie maßten sich an, Alles zu erklären, die Andern ihrer Vernunft zu unterwerfen. Auf das Quidproquo von Hull zurückkommend, spottete er: So könntet Ihr mich aus dem Königreich jagen! Er erwarte das Aergste; wenn aber die Majorität zu sich komme, dann werde sie die Unwürdigkeit empfinden, die dem Könige angethan worden, die nichtsnutzigen Anstifter einer exemplarischen Justiz unterwerfen und sie brandmarken.

Das Parlament antwortete Ende Mai mit dem Verbote jeglichen Zuzugs nach York. Keiner und nichts wurde durchgelassen. Am 2. Juni stellte das Parlament dem Könige sein Ultimatum in 19 Punkten: Das Parlament bestimmt die verantwortlichen Räthe des Königs, die höchsten Stellen im Reiche werden nur mit seiner Bewilligung vergeben. Es entscheidet über die Heirath der königlichen Kinder. Die Gesetze gegen Jesuiten, Priester und Recusanten bleiben aufrecht oder werden durchs Parlament noch verschärft. Die Milizordonnanz bleibt, der König widerruft seine Declarationen. Die abgesetzten Mitglieder des hohen Raths werden in ihre Aemter zurückversetzt oder entschädigt. Die Geheimräthe werden auf die Petition of Right und die Statuten vereidigt, die sie bei Strafe der Heimsuchung zu halten haben. Richter und Beamte bleiben nach Gutdünken des Parlaments. Das Parlament übt Justiz gegen alle Delinquenten in und außer Landes, Jeder muß sich seiner Censur unterwerfen. Das Parlament kann amnestiren.

Forts und Castelle werden nur mit Bewilligung des Parlaments besetzt. Die Wachen und Militärkräfte des Königs sind zu verabschieden. Es wird eine Allianz mit den Protestanten, mit Holland und der Pfalzgräfin geschlossen. Lord Kimbolton und die Fünf sind herzustellen. Kein Peer wird ernannt ohne Zustimmung des Parlaments. Zugleich denuncirte das Parlament den Verkauf der Kronjuwelen und verbot Geld oder Wechsel nach York zu schicken.

Offenbar brauchte das Parlament den König gar nicht; es erklärte ihn für überflüssig, und verhandelte doch mit ihm. Mit Recht erwiderte der König, daß er nach Annahme ihrer Anträge nur noch ein „Phantom" wäre. Am 17. Juni erklärte das Parlament zu Westminster das Vaterland in Gefahr; am 22. Juni that der König zu York dasselbe.

Das Parlament forderte Gold und Silber vom Lande, um Truppen zu unterhalten, da der König auf Krieg sinne. Der Zufluß des Silbers war so gewaltig, daß die Beamten des Parlaments es kaum in Empfang nehmen konnten. Auch was für York bestimmt war, wurde confiscirt. Die Peers in York verpflichteten sich dagegen, keinem ungesetzlichen Befehle zu gehorchen und Person, Krone und Würde des Königs zu vertheidigen. Das Parlament berief seine abwesenden Mitglieder bei 100 Pfd. Strafe ein; es forderte zugleich Rechtfertigung der bisherigen Abwesenheit — ein praktisches Siebverfahren.

Der König forderte die City von London zum Ungehorsam auf, das Parlament antwortete mit einer fulminanten Erklärung. Der König spottete: Warum schreibt Ihr nicht wie der König: „An unsere Getreuen und Vielgeliebten, unsere Unterthanen der City von London?" Er drohte mit Hochverrathsprocessen wegen der Vorfälle in London und Hull. Aber er rüstete keine Armee aus, weil er nicht für einen Monat zu leben hatte und Gewehre wie Munition erst von der Königin erwartete. Endlich landeten im Humber 200 Faß

Pulver, 2—3000 Flinten, 7—8 Feldstücke. Dann bot er die Landmiliz auf und ertheilte Commissionen zur Anwerbung von Regimentern. Den Oberbefehl erhielt der Graf von Lindsay, Sir James Ashley wurde Generalmajor, Prinz Rupert von der Pfalz befehligte die Reiterei. Die getreuen Lords schossen Geld für drei Monate zusammen.

Der König berief den Grafen Northumberland als Lordadmiral von der Flotte ab und beorderte sämmtliche Capitäne nach Burlington-Bay, wo sie die Befehle des neuen Oberadmirals Sir John Pennington erfahren würden. Das forderte Zeit; die Gemeinen, die den Grafen Warwick zum Lordoberadmiral ernannt hatten, ließen zwei Capitäne arretiren, zwei andere ans Land setzen, und der König hatte kein einziges Schiff. Pennington kam gefangen nach London. Newcastle blieb der einzige königliche Hafen.

Hull sollte jetzt durch königliche Miliz genommen werden, Karl erließ eine Proclamation gegen Hotham. Am 12. Juli erging die letzte Aufforderung ans Parlament, sich zu unterwerfen. An demselben Tage erließ das Parlament eine Declaration: Es sei eine Armee zu bilden „für die Sicherheit des Königs", die Vertheidigung der beiden Häuser, für Religion, Gesetze, Freiheit und Frieden. Graf Essex wurde zum Lordgeneral für „König und Parlament" ernannt, mit der delicaten Mission, „den armen geliebten König von den Verräthern zu befreien, die ihn verführt und seinen klaren Verstand umnebelt haben". Unter ihm dienten Lord Kimbolton und die Fünf als Regimentsobersten. Am 15. Juli wurde dem Könige zu Beverley eine Friedenspetition des Parlaments vorgelesen. Karl forderte darauf: Hull, die Magazine, die Flotte, die Abschaffung der Milizordonnanz, Verlegung des Parlaments an einen sicheren Ort und Antwort bis zum 27. Juli. Das Parlament verwarf die königlichen Forderungen am 26. Juli. Das Tonnen- und Pfundgeld für die nächsten sechs Monate — auch diese Spielerei hatte bis dahin gedauert — unterzeichnete der König nicht mehr; eine Ordonnanz des

Parlaments mußte aushelfen. Verschiedene Verhaftungen wurden in London verordnet.

Immer chaotischer wurde die Lage. Hotham, der Commandant von Hull, hatte im entscheidenden Augenblicke weder Muth noch Autorität; er ließ sich zur Capitulation herbei, was ihm später den Kopf kostete. Oberst Goring, der insgeheim zum Könige stand, hielt Portsmouth für diesen, heuchelte aber dem Parlament Ergebenheit, wurde Generallieutenant der Cavallerie und kündigte dem Parlament den Gehorsam, weil ihm der „König" keinen Urlaub gebe!

Der König proclamirte ein Verbot des Gehorsams gegen das Parlament und ein allgemeines Aufgebot für den 25. August zu Nottingham, wo er seine Fahne aufpflanzen werde. Die Wahl des Hauptquartiers war schlecht getroffen. Der Hafen Newcastle lag zu weit ab, York mußte preisgegeben werden. Mit 800 Reitern zog der König gegen Coventry bei Birmingham, wohin Essex mit der Infanterie unterwegs war. Die Königlichen wurden vor Coventry mit Schüssen vom Volke empfangen. Anderen Tags zogen sie sich wieder vor 1200 Mann Infanterie und etlicher Cavallerie zurück. Der Einzug in Nottingham am stürmischen Abende des 25. August war melancholisch. Der König ritt sofort nach Castle-Hill, wo das königliche Banner unter Trommelwirbel und Trompetenschall aufgehißt wurde. Auf der Fahne zeigte eine Hand auf eine Krone, darunter: „Gib Cäsarn, was ihm gebührt!" Zum Appell hatte sich Niemand eingefunden. In der Nacht blies der Wind die Fahne herab, erst zwei Tage später wurde sie wieder aufgerichtet. Trübe Aspecten!

Die nächsten Ereignisse ließen sich für den König nicht günstiger an. Ein Milizcorps von 12,000 Mann umzingelte plötzlich den königlichen Marquis von Hertfort; Essex langte mit 8000 Mann Parlamentstruppen in Sherbourne an. Ein rascher Marsch auf Nottingham hätte genügt; ein Cavallerieregiment konnte den König aus seinem Reiche jagen, ja, ein paar Milizen ihn aus seinem Bette holen!

Das Parlament hatte drei Armeen auf den Beinen: zu Sherbourne, Portsmouth und Northampton. Am 28. August bereits sandte der König eine Friedensbotschaft nach London; die Earls von Southampton und Dorset und die Herren John Colepepper und Will. Udall waren die Träger. Southampton wurde von den Peers gar nicht angenommen, mußte vielmehr sofort Saal und Stadt verlassen. Selbst Colepepper durfte die Botschaft blos abliefern, und mußte dann gleichfalls abziehen. Die Antwort lautete: Der König soll seine Fahne herunternehmen und seine Declaration, worin das Parlament und dessen Offiziere „Verräther" genannt worden, widerrufen.

Neue Botschaft des Königs durch Lord Falkland: König und Parlament sollen zugleich Declaration und Proclamation zurücknehmen. Antwort: Nein! Essex wurde zur Armee nach Northampton beordert. Proclamation ans Volk: Der König will Sicherheit für die Delinquenten; das Parlament lehnt ab um Eurer Sicherheit willen, und damit Ihr Ersatz für Eure Opfer bekommt.

Der königliche Haufen erhielt Zuzug aus den Grafschaften York, Lincoln, Stafford. Prinz Rupert stand in Leicester. Mitte September bewegte sich so etwas wie eine Armee von Nottingham nach Derby. Man wollte sich der Gränze von Wales nähern, wo royalistische Sympathien herrschten. Die Botschaften und Antworten fackelten nur noch gleich Sternschnuppen. Und in diesem Zustande hielt Karl eine Ansprache an seine Soldaten, worin er sich mit „Trajan in der Mitte seiner Armee" verglich!

Der Krieg war da und mußte seinen Verlauf nehmen. Die beiden Parteien im Parlament waren solidarisch für die Folgen, aber die Religiösen setzten gleich zu Anfang einen Hauptcoup durch. Die Theorie Prynne's wurde zur That. Am 7. September 1642 erließ das Parlament ein Verbot aller Schauspiele. „In Anbetracht," so lautete der Text, „daß die traurigen Zustände Irlands, welches in seinem eigenen Blute schwimmt, sowie die zerrütteten Verhältnisse Eng-

lands, das durch Bürgerkrieg von einem Blutbade bedroht wird, uns gebieten, mit allen Mitteln den Zorn Gottes zu beschwichtigen und zu besänftigen, welcher sich uns in diesen Prüfungen kundthut, — in Anbetracht, daß Fasten und Beten sich in solchen Fällen schon oft wirksam erwiesen haben und auch in letzter Zeit wieder angewendet wurden, — in Anbetracht ferner, daß mit dieser allgemeinen Trübsal weder öffentliche Lustbarkeiten verträglich sind, noch die Aufführungen von Schauspielen in eine Zeit der Kasteiung passen, — in Anbetracht endlich, daß das Eine ernste und fromme Bußübungen, das Andere Vergnügungen sind, welche nur zu oft leichtfertiger und üppiger Lust dienen: so haben die Lords und Gemeinen, versammelt im Parlamente, beschlossen und verordnet, daß, so lange wir in diesen unglücklichen Zuständen und traurigen Zeiten leben, alle öffentlichen Schauspiele aufhören sollen und verboten sind. Anstatt dessen wird der Bevölkerung unseres Landes anempfohlen, sich erbaulichen, den Verhältnissen angemessenen Betrachtungen hinzugeben und Versöhnung und Frieden mit Gott zu suchen, damit daraus äußerer Friede und Gedeihen hervorgehe und der Nation Zeiten des Glücks und der Freude wiederkehren."

Dichter und Schauspieler flohen schaarenweise zu der Fahne des Königs; Viele kämpften fortan unter Rupert's Cavallerie, wo sie sich tapfer schlugen; Davenant, der Poëta laureatus nach Ben Jonson's Tode, war bei der Belagerung der Stadt Gloucester, wo er zum Ritter geschlagen wurde; Th. Alleyne, Schauspieler vom „Cockpit", wurde ständiger Quartiermeister der königlichen Armee.

Als sich die edle Bühnenkunst wieder regen wollte, erging am 22. October 1647 der Befehl an Lordmayor, Friedensrichter und Sheriffs von London und Westminster, sowie der Grafschaften Middlesser und Kent: in die Häuser, wo Schauspiele, Possen und andere Mummereien dargestellt werden sollen, einzudringen, die Komödianten, so viel ihrer sind, ins Gefängniß zu werfen, die Aufsässigen aber unter den

„Schurken und Landstreichern" mit dem Staupenschlag zu bestrafen.

Ein noch späterer Parlamentsbeschluß vom 9. Februar 1648 nennt die Schauspieler kurzweg rogues; wagen sie sich auf eine Bühne, so soll man sie auspeitschen und einsperren, die Zuschauer obendrein bestrafen. Im Fall der Recidive sollen die Komödianten als incorrigible rogues behandelt werden.

Wir haben den theoretischen Kampf zwischen König Karl und dem Parlament in möglichster Ausführlichkeit erzählt. Er bildet den Commentar zu der staatsrechtlichen Untersuchung Locke's in seiner Schrift: On government, und ist das Vorspiel zu dem, was anderthalb Jahrhunderte später in Frankreich sich zutragen sollte. Locke meinte, im Zweifel, wenn keine von beiden Gewalten nachgeben wolle, müsse die Legislative Recht behalten, nicht die Executive. Das ist doch nur in den Fällen geschehen, wo die Legislative über größere Machtmittel gebot. Wer aber daraus folgern wollte, „Gewalt gehe vor Recht", würde tief im Irrthum stecken. Selbst die größte Gewalt kann zwar einen Zustand extemporiren, der wie ein Sieg aussieht; aber sie vermag diesen Zustand nicht gegen die öffentliche Meinung und deren Wechsel aufrecht zu erhalten, dafern sich das betreffende Volk nicht niedertreten läßt und auf der Welt weiter nichts mehr zu thun hat. Aber selbst die stärkste öffentliche Meinung ist nicht stark genug, wenn sie nicht auf dem Fundament unwandelbarer Grundideen ruht. Contra hostem aeterna auctoritas, gegen den Feind ist der Appell ewig: das gilt für und gegen Alle. Was in letzter Instanz entscheidet, das ist nicht der Sieg dieser oder jener Partei, sondern die im Volksbewußtsein reif gewordene Vernunft, der einzige Inhalt der Geschichte. Die Kämpfe, die Niederlagen, das Auf- und Absteigen der Wagschaalen, sind nur Wellenlinien, welche die Entwickelung der

Vernunft äußerlich beschreibt. Auf welcher geistigen Etappe England in dem damaligen Moment angekommen war, das müssen wir erst an der Hand der weitern Ereignisse und der typischen Helden zu erfahren suchen. Der Schein hat darüber fast zwei Jahrhunderte getäuscht und seinen Schleier fest um die Thatsachen gewoben. Lüften wir diesen Schleier; wo es nöthig ist, zerreißen wir ihn!

Oliver Cromwell bis zum Tode des Königs.

Trotz der unglücklichen Auspicien, unter denen der König im Jahre 1642 den Feldzug eröffnete, zeigte sich doch bald, daß die Parlamentarier mit des Königs junkerlich muthiger Cavallerie unter dem Herzog von Newcastle und besonders dem Prinzen Rupprecht von der Pfalz, der Alles einzuholen schien, was sein unkriegerischer Vater versäumt hatte, nicht fertig geworden wären. Nach den ersten Rencontres war vielmehr zu befürchten, es habe ein 30jähriger Hugenottenkrieg mit Waffenstillständen, Friedenslügen und neuen unabsehbaren Kämpfen begonnen. Offenbar reichte das parlamentarische und rein politische Rechtsbewußtsein nicht aus. Wir müssen uns daher nach dem andern Pathos umsehen, welches das Centralfeuer der ganzen Bewegung bildete und auch die richtigen Soldaten erzeugte. Wir müssen von einem der bedeutendsten und verkanntesten Männer der ganzen Geschichte reden, von Oliver Cromwell.

Kein Anderer als er war der schweigsame Landedelmann, der 1628 im Parlamente bei dem Namen „Buckingham" aufhorchte; der schwerfällige Redner gegen papistische Geistliche von 1629. Er saß 1640 im kurzen und dann im langen Parlament für Cambridge, hatte auch die Tasche voll Beschwerden, stimmte tapfer mit gegen Strafford und half resolut bei der Souveränitätserklärung des Parlaments in Betreff der Miliz. Wer war Oliver Cromwell, woher kam er, wie ging sein Lauf?

Die Cromwells stammen männlicherseits aus Wales und hießen ursprünglich Morgan op Williams. Eine Schwester des Thomas Cromwell unter Heinrich VIII., des „Hammers der Mönche", heirathete einen Morgan, der sich nach des Königs Wunsch Richard Williams nannte und dessen Sohn den Namen Cromwell annahm. Von diesem Richard Cromwell stammt unser Oliver in grader Linie ab.

Als Heinrich VIII. die katholischen Kirchengüter confiscirte, zerschlug, verkaufte und verschenkte, erhielt der Neffe Thomas Cromwells die Benedictiner-Abteien Hinchinbrook bei Huntingdon und Ramsay. Der Großvater Olivers, Henry Cromwell, brachte seine Töchter in angesehene Verbindungen: eine Tochter wurde die Mutter John Hampdens, die andere die Mutter des Obersten Whalley. Der älteste Sohn Oliver erhielt die Stammgüter; er war seines politischen Glaubens Royalist und Gegner der Rebellion, dabei prachtliebend und verschwenderisch. Der zweite Sohn Robert wohnte in Huntingdon als Landwirth. Man sieht, die Familie war seit Beginn der Reformation auch ökonomisch an die neue Gestalt der Dinge gefesselt.

Jener zweite Sohn des Großvaters, Robert, der zu Huntingdon, und zwar in der Pfarrei von St. John ansässig war, heiratete eine Elisabeth Stuart, die Tochter von Will. Stuart Esq., entfernt verwandt mit dem königlichen Hause der Stuarts und in Ely begütert. Das Aelternpaar war conservativ gesinnt, Frau Elisabeth eine tüchtige Wirthschafterin und Mutter, die nach dem frühen Tode ihres Gatten rastlos weiter arbeitete und fünf Töchter ausstattete. Katharina wurde die Gattin von John Jones, eines „Königsmörders"; Margarethe heiratete Valentin Walton, der verbannt wurde; Jane den spätern Generalmajor Desborough; Robina den Bischof und Mathematiker Wilkins. Die Verwandte der Stuarts schenkte am 25. April 1599 dem Namenserben des Thomas Cromwell ein fünftes Kind, den Hammer des Klerus und des Königthums, welcher in der Taufe den Namen Oliver erhielt.

Das jährliche Einkommen Robert Cromwells belief sich auf 300 Pfd. Sterl., was heutzutage mindestens 2000 Pfd. bedeuten würde, gewiß eine respectable Position. Die methodischen Anschwärzer der Helden des Bürgerkriegs haben, als ob damit etwas gesagt wäre, aus Robert Cromwell einen Brauer — vermuthlich weil er, wie alle Grundbesitzer, sein Bier selbst malzte und hopfte, wohl auch den Nachbarn einen Theil davon käuflich überließ —, aus Harrison einen Metzger — weil er sein Vieh zum Verkauf mästete —, aus dem Cornet Joyce einen Schneider — diesmal mit doppeltem Recht, er zerschnitt ja das Tuch zwischen dem versöhnungssüchtigen Parlament und dem intriganten König — gemacht. Buckle aber in seiner „Geschichte der Civilisation" kehrt den Spieß um: er vergleicht die vornehmen Herren, Herzöge, Grafen, Barone, Marschälle, Bischöfe, Cardinäle der französischen Fronde mit den Schneidern, Brauern, Metzgern und sonstigen Handwerkern der großen Rebellion in England, von denen die Erstern nichts, die Letztern Gewaltiges durchgesetzt hätten.

Gar anmuthige Geschichtchen werden aus Olivers Kindheit und Jugend erzählt, wie immer Reflexe der spätern Bedeutung des Mannes. Als Knabe soll er sich mit dem gleichalterigen Prinzen Karl zu Hinchinbrook bei Onkel Oliver geprügelt haben. Träume zukünftiger Größe wären in dem Jüngling aufgestiegen. Er hätte eine Erscheinung gehabt, die ihm verheißen, er werde der „größte Mann" werden, nicht König, woran er sich später erinnert.

In der dramatischen Allegorie von Anthony Brewer: „die fünf Sinne", hat er die Rolle des „Gefühls" gespielt. Er stolperte über eine Krone und rief aus:

„War je ein Mensch so glücklich wie ich bin?
Ich bin verwandelt
In die geweihte Stimmung eines Königs.
Die Parasiten
Nennen mich Cäsar, großen Alexander.
Wie schreit' ich besser,
Wie fürstlich thu' ich sprechen, wie scharf drohn!"

Daß er sich gegen die tyrannische Schuldisciplin aufgelehnt, ist wohl glaublich.

Am 23. April 1616, dem Sterbetage William Shakespeare's, wurde Oliver in einem College zu Cambridge inscribirt. Einige Jahre später befand er sich in Lincolnsinn zu London, der praktischen Juristerei obliegend. Weil er als junger Mann seine Körperkraft übte und gut mit dem Stocke focht, hat man einen Raufbold aus ihm gemacht. Weil er heitern Temperaments und lebenslustig war und später nicht genug bedauern konnte, so lange „die Wege der Finsterniß gewandelt zu sein", „den Herrn so spät erkannt zu haben", wie die biblische Ausdrucksweise damals überall und auch in seinem älterlichen Hause lautete, so machen eine ganze Compagnie von Schmähschriften, von dem berüchtigten „Flagellum (die Peitsche) oder Leben und Tod Oliver Cromwells, des verstorbenen Usurpators" durch Thomas Heath (1660) an bis auf die jüngste Biographie von J. R. Andrews herab, aus dem künftigen Protector eine böse Range, einen Thunichtgut, der in der Kindheit ein Schulschwänzer und Obstdieb, in der Jugend, namentlich zu London, ein Liederian, Säufer und Spieler gewesen, der mit Schulden beladen nach dem Tode des Vaters heimkehrte und mit Saufgelagen und Ausschweifungen das väterliche Gut durchbrachte, den Schrecken aller Bierwirthinnen in Huntingdon und Umgegend! So eine Art Fähnrich Pistol, der sich in Eastcheap die Zeit mit Dorchen Lakenreißer und Sect vertreibt! Nur schade, daß der junge Mann nach alter englischer Sitte schon im Jahre 1620, mit 21 Jahren — er ist dem Jahrhundert stets um ein Jahr voraus — sich mit Elisabeth Bourchier, einer Gutserbin, in den Stand der heiligen Ehe begab, einen soliden Haushalt führte und nach und nach acht wohlgerathene Kinder erzielte. Jedenfalls hätte er für seine sämmtlichen Laster nur wenige Jahre Zeit gehabt.

Das aber ist richtig, daß ihm zu dem husbandman und dem father of family zu Anfang noch der priest fehlte, daß

er gegen das Jahr 1624 auf Anregung eines puritanischen Wanderpredigers Beard sehr ernst wurde, in sich ging und melancholisch dreinschaute. Die Frage nach seiner Bestimmung hienieden und jenseits pochte an seine Rippen. Bist du auserwählt oder verdammt? Lebst du wie die Blume des Feldes oder wie das Gras, das Heu wird, eine kurze Frist, um dann zu verdorren und in den Ofen geworfen zu werden; oder hast du Theil an dem Dauernden im Wechsel, hast du ein Recht, dich mit dem Ewigen eins zu fühlen, hast du Anwartschaft darauf, ein Kind Gottes zu sein?

Jedes Jahrhundert stellt dieselbe Frage, nur stets in anderer Sprache, nämlich in der seinigen. Das 18te Jahrhundert frug: bist du aufgeklärt, hast du die ererbten Vorurtheile von dir gethan und bist du bereit, die Vernunft im Staate einführen zu helfen? Das 19te will wissen: hast du dich um die Resultate der Forschung gewissenhaft bekümmert und dir dabei ein Herz bewahrt, welches im Ganzen zu leben verlangt? Erwählt sein, reif sein, bereit sein: Name ist wirklich Schall und Rauch. Die Geschichte wird allerorts und zu allen Zeiten nur von überzeugten Menschen gemacht.

Auf Grund seiner Ueberzeugung bekundete Oliver bald seine „destructiven Tendenzen": schon in Municipalangelegenheiten zu Huntingdon machte er der Regierung Karls I. Opposition, sprach und stimmte für jährliche Wahlen der Gemeindevertretung. Man machte ihm das Leben sauer genug, aber er regalirte die Gegner grade auch nicht mit Honig.

Als der junge Cromwell anfing überzeugt zu sein, hatte sein Leben Inhalt bekommen, sein Ziel war der Richtung nach gegeben, und er hat stets Alles, Vermögen, Ruhe, ja das Leben eingesetzt, um seiner Richtung treu zu bleiben, seinem Ziele näher zu kommen. Ganz natürlich wollte er seine Ueberzeugung allgemein machen, deßhalb betheiligte er sich in Huntingdon bei dem „Feoffee-Bund", welcher zum Unterhalt der Lecturers, der von Laud so arg verfolgten puritanischen Wanderprediger bestimmt war.

1628 saß er, wie bekannt, im dritten Parlament Karls I. Nach Schluß der halben Session mordete der Lieutenant Fulton den Herzog von Buckingham zu Portsmouth. Bei der Wiederkehr nach Westminster sprach Oliver zum ersten Male.

Dann kam das lange Interregnum, elf Jahre ohne Parlament. Oliver zog mit seiner Familie die Ouse hinab nach Saint-Yves, in die Nähe der Fens (Moräste) von Ely. Hier gerieth er in Streit mit den königlichen Commissären wegen der Austrocknung der Moräste und des spätern Eigenthumsrechtes auf den Boden. Der König nahm den größten Theil für sich in Anspruch; auch Lord Bedford verlangte ein großes Areal. Cromwell behauptete, das Gemeinland gehöre dem Volke. Den Lord Bedford fand er später ab und drainirte dann selbst. Das Volk nannte ihn dafür den Lord of the Fens.

In den 30er Jahren — wir haben das gesehen — arbeitete sich das puritanische Bewußtsein immer stärker hervor: die angestrebte Veränderung war nicht nur eine weltlich-politische, sondern auch eine geistig-religiöse; es handelte sich darum, das erkannte Gesetz Gottes zu verwirklichen, die erlangte Einsicht praktisch zu machen, das Evangelium in die Wirklichkeit einzuführen. Wie weit eine solche Uebertragung möglich ist, hängt zunächst von der Klarheit ab, zu der die Vernunft gediehen ist; sodann aber wird bei allen menschlichen Idealbestrebungen stets ein nicht aufgehender Rest von unbezwinglicher Widerstandsfähigkeit übrig bleiben; dieser Rest endlich wird um so größer sein, je mehr die theoretische Errungenschaft zu wünschen übrig ließ. Aber alle diese graduellen und absoluten Differenzen thuen dem großen und reinen Streben an sich nicht den mindesten Abbruch.

Als Cromwell 1636 in die Bischofsstadt Ely gezogen war, kam die Zeit der Leighton, Prynne, Bastwick, Burton, Lilburne und — John Hampdens. Dazwischen brach am 23. Juli 1637 die Kirchenrevolution zu Edinburgh aus; der schottische Presbyterianismus trat ins Leben und es entstand

die wichtige Frage: Wie wird sich das englische Bewußtsein zu dieser scharf ausgeprägten Denkform verhalten? Daß die schottischen Ereignisse einen lebhaften Wiederhall in England hervorriefen, haben wir bereits in Erfahrung gebracht. Aber ein gut Theil des religiösen England, und namentlich unser Oliver, ging nicht in jener präcisen Form auf.

Als Lord der Fens, als Kultivirer der Moräste von Ely, trat Cromwell 1640 ins kurze Parlament. Er hatte mit nur einer Stimme über den Royalisten Cleaveland gesiegt. Bei der Eröffnung des langen Parlaments, am 3. November 1640, war er wieder da; hier beschrieb ihn der Elegant und getreue Royalist Sir Philipp Warwick, dem schon damals das Parlament zu schriftstellerischem Amüsement diente.

Das Mitglied für Radnor notirte zum Monat November in sein Tagebuch: „Ich kam eines Montags Morgens — gut gekleidet, denn wir Hofleute wußten uns viel mit unsern guten Kleidern — in das Haus und bemerkte einen Herrn, welcher grade sprach. Ich kannte ihn nicht. Er war von sehr ordinärem Aussehen: ein grober Tuchanzug, offenbar von einem schlechten Landschneider gemacht; grobe und nicht sehr saubere Wäsche — ich erinnere mich an einen oder zwei Blutflecken auf seinem Bäffchen. Sein Hut war ohne Band. Von Statur war er ansehnlich, das Schwert lag ihm fest an der Seite. Sein Gesicht war gedunsen und röthlich, seine Stimme schrill und unmelodisch, seine Sprache voll Feuer. Der Gegenstand ertrug nicht viel Vernunft; es handelte sich um einen Diener Mr. Prynne's, der Libelle vertheilt hatte." Der junge Mann, der sich beim Parlament wegen ihm widerfahrener Unbill beschwerte, war kein Anderer als John Lilburne, der dem Manne mit dem rothen Gesicht selber zu schaffen machen sollte.

Cromwells Sprache war allerdings heftig und schroff; einmal mußte er sich vor der Barre des Hauses entschuldigen. Sein unvorbereiteter Vortrag arbeitete sich mühsam aus tieferregtem Innern hervor, strotzte von Satzverwicklungen und unausgeführten Sätzen.

Zur Ergänzung des geschriebenen Porträts des Herrn Philipp Warwick noch Folgendes. Cromwells Bildniß ist hundertfach vorhanden; noch zahlreicher sind die meist spitzigen physiognomischen Notizen in Geschichtswerken, Memoiren und Zeitungsblättern, in denen namentlich die „rothe Nase,“ die „Rubinnase“ eine große und sehr willkommene Rolle spielt. Ernstliche bildliche Aufnahmen haben wir von Adrian van der Werff, der ihn sinnend, etwas pastoral darstellt; von Cooper, wo er martialischer dreinsieht, obgleich auch hier ein tiefes Sinnen um den festgeschlossenen Mund spielt; entsprechend der Vorstellung, die man sich beim Ausbruch des Bürgerkriegs von Cromwell macht, ist ein Reiterbild: der entschlossene, massive Freigutsbesitzer zu Pferde, den weichen Hut mit schwarzweißen Federn auf dem Kopfe. Das beste Bild jedoch findet sich in der British Autography von Thane; es ist nach dem Originalgemälde des Peter van der Fans aus Soest gezeichnet, der in England als Peter Lely in der Zeit nach Van Dyck Tüchtiges im Porträt leistete. Cromwell saß dem Maler in Whitehall, kurz vor der Uebernahme des Protectorats, im Jahre 1653, und gab ihm die Weisung: „keinen Unsinn auf die Leinwand zu bringen, sondern Runzeln, Warzen und Alles zu malen.“ Forster in seinen „Leben eminenter britischer Staatsmänner“ hat seinem „Cromwell“ einen saubern Stich von Lestocks nach diesem Bilde vorgesetzt und bemerkt dazu im Text: „Es liegt darin ein Ausdruck ruhiger unverwüstlicher Ueberlegenheit. Die festgeschlossenen Lippen, die breite schöne Stirn, die drohende Braue und Nase, alles spricht absolute Herrschaft aus, und doch, wenn man ihn eine Weile anblickt, so begreift man die schlimmsten Schmähschriften der Royalisten.“

Den physiognomischen Ausdruck Cromwells zeichnet Forster im Allgemeinen also: „Die Züge gleichsam aus einem Stück knubbigen und knorrigen Eichenholzes geschnitten; die Nase groß und roth; die Wangen plump, bewarzt, gerunzelt und bleich; die Augenbrauen gewaltig und buschig; aber unter

ihnen funkelnde Augen voll Tiefe und Ausdruck, den Beschauer, wenn sie ihn trafen, durch und durch blickend; über ihnen eine edle Stirn, von der nach beiden Seiten ein lockiges Haar herabwallt; und über Allem, Alles beherrschend, jener undefinirbare Typus von Größe, auf den Dryden anspielte." —

Kehren wir zu den Begebenheiten zurück. Im Jahre 1641 beantragte Cromwell mit Haslerigh im Parlamente kurz und gut die Aufhebung des Episkopal-Systems und für das Parlament das Recht, auf unbestimmte Zeit die Befehlshaber der Miliz zu ernennen. Grade dieser Beschluß trieb den König weiter auf seiner abschüssigen Bahn. Am 10. Jan. 1642 entfernte sich der König von London; der Bürgerkrieg war in Sicht, und Cromwell dachte, es wäre gut zu Pferde zu steigen. 300 Pfd. St. steuerte er zu den freiwilligen Parlamentsgaben. Am 15. Juli brachte er den Antrag ein, den Bürgern von Cambridge die Bildung von zwei Compagnien Reiterei und die Ernennung der Hauptleute zu gestatten. Dann schickte er Waffen hin und begab sich selbst in seinen Wahlort, legte Beschlag auf das Magazin im Schlosse und verhinderte die Wegführung des Silberzeugs der Universität.

Am 14. Sept. wurde Graf Essex zum Lordgeneral für „König und Parlament" ernannt. Aber mit städtischen Milizen „für König und Parlament" zu streiten ging nicht. Im ersten Treffen zwischen Essex und den Königlichen bei Worcester ritt Prinz Rupert die Parlamentarier nieder. Am 23. Oct. 1642 kam es bei Edgehill oder Keinton zu neuem Gefecht. Die Zaghaftigkeit der Parlamentarier war groß: während die Hufschmiede aus der ganzen Gegend flohen, um die königlichen Pferde nicht zu beschlagen, hatte Essex kein rechtes Herz zum Angriff. Hampden ermuthigte ihn, aber Essex zauderte. Das Treffen blieb unentschieden. Da sagte Cromwell zu seinem Vetter Hampden: „Mit unsern armen Zapfjungen und städtischen Commis kommen wir nicht weiter. Um mit Männern von Ehre zu fechten, muß man Männer von Religion haben." Gegen den soldatischen Corpsgeist hilft nur die begeisterte Ge-

sinnung. Die Wahrheit dieses Ausspruchs bestätigte sich nach dem 12. November, wo Hollis mit seinem Regiment London decken mußte. Der Angriff der Parlamentarier auf die Stadt York mißlang. Am 13. Juli des folgenden Jahres besiegte Lord Wilmot die Parlamentarier entschieden bei Roundway-down unweit Devizes.

Unterdessen aber war Cromwell auf eigene Faust ans Werk gegangen. Er hatte die östliche Grafschafts-Genossenschaft „gegen Royalismus und plündernden Rupertismus" gegründet. Prinz Rupert hieß nämlich bei den Gegnern Prinz „Robber"; er und sein weniger bedeutender Bruder Moritz bürgerten das Wort to plunder im Englischen ein. Die Association umfaßte die Grafschaften Norfolk, Suffolk, Essex, Cambridge, Herts. Der Schutz beruhte auf einer neuen militärischen Organisation. Um die Gentry bekümmerte sich Cromwell wenig; freeholders, stämmige Bauernbursche von sächsisch-dänischem Geblüt: das waren seine Leute.

Lord Grey of Warwick führte den Oberbefehl über diese Elitetruppen; Cromwell war Capitän, sein blutjunger Sohn Oliver Fähnrich. „Auch du, Bursch Oliver, sagte der Vater, bist fähig ein Schwert zu schwingen. War jemals eine Schlacht werth geschlagen zu werden und Gottes Schlacht zu heißen, so ist es diese." Der 43jährige fromme Farmer und Drainirer schickte sich an, „gegen Fürstenthümer und König zu kämpfen."

Sein eigener Militär-Instructor war der Holländer Dalbier, in dessen Heimat protestantische Freiheitsliebe zuerst Schlachten geschlagen hatte. Grimmig exercirte Capitän Cromwell seine neuen Mannschaften zu Fuß und zu Pferde ein; die Recruten wurden angehalten, bei ihren Pferden zu schlafen, besonders aber die Thiere gut zu halten. Persönliche Ehrenhaftigkeit und Religion, nicht feudale Treue: das war der Grundsatz, den er ihnen beibrachte; niemals fliehen, die Parole. Auf allerhand Proben wurden die Bauernsoldaten gestellt: bei einem Manöver ließ Cromwell plötzlich 12 resolute Leute

aus einem Versteck auf den Trupp losbrechen, und als etliche 20 Mann erschrocken Reißaus nahmen, jagte er sie bis auf den letzten davon.

Als noch die Grafschaften Huntingdon und Lincoln zur Association getreten waren, stand die unverwüstliche Genossenschaft des Ostens fertig, deren Boden nie ein Feind betreten hat.

In dem parlamentarischen Sicherheitsausschuß zu London saßen 5 Lords und 10 Gemeine, unter diesen nur ein einziger radicaler Puritaner, Henry Martin. Der großen Mehrheit war es kein Ernst mit dem Kriege; man wollte sogar bemerken, daß die Armee des Parlaments schlecht versorgt werde. Da trat Cromwell mit seiner wohldisciplinirten Freischaar dazwischen, der er das politische Credo eingeprägt hatte: „Ihr kämpft für Gottes Sache, nicht wie die Leute sagen, für König und Parlament. Könnt Ihr nicht Euer Pistol auf den König abfeuern, so gut wie auf jeden Andern, so paßt Ihr nicht für mich!"

Bei der Parlamentsarmee gingen die Sachen fortwährend schlecht. Am 24. Juni 1643 fiel der brave Hampden in einem Reitertreffen unweit von Oxford. Im Juli warf Prinz Rupert die Schwadronen Will. Wallers und Haslerighs. Bristol wurde von den Königlichen erobert. In London selbst entdeckte man ein royalistisches Complott, in welches der Poet und Abgeordnete Edmund Waller verwickelt war. Dieser bereute und kam mit der Verbannung davon, seine Genossen wurden hingerichtet.

Da schlugen am 31. Juli die gottseligen Männer unter Oberst Cromwell bei Gainsborough den Lord Cavendish. In ihrer Wuth machten sie sogar den gefangenen jungen Lord nieder, sie, die sich doch sonst immer nach dem Kampfe so mild und fromm betrugen „wie eine Legion Mönche".

Die Zucht im Cromwell'schen Reiterregiment muß für die „Zapfjungen und Commis" des Grafen Essex etwas Verblüffendes gehabt haben. Wer fluchte, zahlte 12 Pence Strafe;

vom Trinken oder gar Plündern war keine Rede. Die Mannschaft betete jedesmal laut einen Psalm, ehe sie ins Feuer ging. Gustav Adolf mit seinen Schweden war auferstanden.

Am 20. Sept., in der Schlacht bei Newbury, war Cromwell einer der vier Reiterführer des Grafen Manchester. Da sah man die Gottseligen an der Arbeit, den Parlamentariern weit voraus. Der Feind gab die Schlacht auf, Lord Falkland, der zum König Uebergegangene, war gefallen. Leider gestattete der Oberbefehlshaber Graf Manchester den königlichen Truppen ein Manöver, durch welches sie Essex und Skippon von London abschnitten.

Am 25. Sept. wurde auf Pym's und Henry Vane's Betreiben in der Margarethenkirche zu Westminster der feierliche „Bund und Covenant" zwischen England und Schottland geschlossen und unterschrieben. 220 Parlamentsglieder waren dabei anwesend, Cromwell aber nicht. Das formelle Wesen des Presbyterianismus war nicht nach seinem Geschmack. Die englisch-schottische Synode zu London glaubte die kirchliche Reform damit abzuschließen, daß sie 2000 episkopale Geistliche absetzte, dagegen die Brownisten und Independenten ins Gefängniß warf, Alle, die den Covenant nicht unterzeichnet, für activ und passiv wahlunfähig in der City erklärte, und jegliche Lustbarkeit, sogar die uraltgewohnten Maibäume untersagte. Eine solche Engherzigkeit war nicht Cromwells Sache. Der Gegensatz war übrigens älteren Datums. Schon in der großen Remonstranz hatte man die Conformität oder Einheitlichkeit der presbyterianischen Kirche durch ganz England vom Könige gefordert. Man wollte England machen wie Schottland; die Synode sollte an die Stelle der Bischöfe treten, Laud's Zwang durch einen andern ersetzt werden.

Dagegen erhob sich der Brownismus, das Independententhum, auch Congregationalismus genannt. Als der Streit zwischen König und Parlament ausgebrochen war, kehrten viele Independenten unter ihrem Führer Robinson von Leyden nach London zurück. Sie hielten sich für die wahren „Reformatoren

der Reformation." Sie haßten nicht nur die „ephesische Göttin," die anglicanische Kirche, sie waren eben so empört über den neuen Kirchenzwang. Das Princip des Individualismus, dem Protestantismus so häufig zum Vorwurf gemacht, trat bei ihnen in aller Schärfe hervor: sie meinten jede kirchliche Gesammtverfassung abzuschaffen und die Autonomie der einzelnen Gemeinden einzuführen.

Zum ersten Male seit der Bekehrung zum Christenthum brach sich unter einem germanischen Volke das Recht der persönlichen Ueberzeugung in religiösen Dingen rückhaltlos freie Bahn; zum ersten Male sprach die Reformation ihr letztes Wort massenhaft aus.

Dieser Subjectivismus hielt sich natürlich nicht innerhalb der religiösen Gemeinschaft: John Lilburne war der politische Thomas Münzer seiner Zeit; Major Harrison, der Mann der „fünften Monarchie" — nach Assyrern, Persern, Makedoniern und Römern die Monarchie Jesu Christi — hoffte auf ein tausendjähriges Reich, worin die Gesellschaft nur ein großes Liebesmahl darstellen würde. Es war doch nur ein Unterschied im Ausgangspunkte und in der Denkweise, wenn die radicalen weltlichen Politiker, wie Sidney, die Freiheit Roms und Sparta's zu ihrem Ideal machten, oder wenn der philosophische Harrington den Gesellschafts-Roman „Oceana" verfaßte. Und wenn denn einmal der Subjectivismus sich frei entfaltete, so stand es auch Harrington frei, in seiner Welterklärung die Cause première des 18. Jahrhunderts zu anticipiren. Alles das verschuldet das reformatorische Princip der freien Prüfung.

Mitten unter diesen vielsprachigen Bauleuten stand der christlich-heroische Cromwell, den Ton auf die Freiheit in kirchlichen Dingen legend, nicht speculirend, sondern praktisch.

Große Gefahren waren für die Sache der Rebellion herangewachsen. In den Papieren des in Irland verhafteten Grafen Antrim fand sich der Beweis einer Absprache zwischen der Königin, Antrim und Montrose, dem verwegenen Don Quixote der feudalen Monarchie: eine Armee katholischer

Irländer nach Schottland zu werfen und die schottischen Bergbewohner aufzuwiegeln. Am 5. Sept. 1643 hatte der König mit Irland einen Waffenstillstand auf ein Jahr abgeschlossen, wodurch zehn englische Regimenter in Irland frei wurden, die in Chester und Bristol landen sollten. Auf den 22. Dec. — am 6. war Pym gestorben — war ein königliches Parlament nach Oxford berufen. Es versammelten sich auch wirklich um den König 83 Lords und 165 Gemeine, während in Westminster 22 Lords und 380 Gemeine tagten.

Die Lage war kritisch, es galt ernstliche Mittel zu ergreifen und entscheidende Thatsachen zu vollziehen. Truppen hatte das Parlament genug: 21,000 Schotten, 10,500 Mann unter Essex, 14,000 unter Manchester, 6—7000 unter Lord Fairfax, zusammen an 56,000 Mann, enorm für jene Zeit. Es frug sich nur, wie diese Truppen geführt werden, in welchem Geiste sie kämpfen würden.

Als Graf Essex zur Armee ging, waren die Truppen durchaus auf dem neuen presbyterianischen Fuße. Ein allgemeines Fasten wurde gehalten. Ein Augenzeuge berichtet: „Wir brachten die Zeit von Morgens 9 bis Nachmittags 5 Uhr gottesdienstlich zu. Dr. Twisse begann mit kurzem Gebet; Hr. Marshall predigte zwei Stunden, wundervoll pathetisch und klug behandelte er die Sünden der Versammlung; Hr. Arrowsmith predigte eine Stunde lang. Dann wurde ein Psalm gesungen. Hr. Vines betete fast zwei Stunden; Hr. Palmer predigte eine Stunde lang, Hr. Seman zwei Stunden. Hierauf wieder ein Psalm. Hr. Henderson hielt eine liebreiche Conferenz über die in der Versammlung bezeigte Heftigkeit, über die Schicklichkeit, gegen Anabaptisten und Antiarminianer zu predigen. Dr. Twisse schloß mit kurzem Gebet und Segen. Gott war augenscheinlich mit dieser ganzen Uebung."

Zunächst half das gottesdienstliche Martyrium wenig. Am 15. Januar 1644 hatten die Parlamentarier bei Nantwich den königlichen Oberst Monk gefangen, der vorläufig in den Tower wanderte; dagegen nahm Prinz Rupert Bolton und Liver-

pool. Da kam es am 3. Juli 1644 in der Nähe von York, bei Long-Moor, oder Marston-Moor, zu einer großen Schlacht. Auf königlicher Seite befehligten Lord Newcastle und Prinz Rupert; dieser erkundigte sich, ob Cromwell da sei. Gegenüber commandirten die Grafen Essex und Manchester, und Cromwell als Generallieutenant des letztern. Der rechte Flügel der Parlaments-Armee war bereits geschlagen, als Cromwell auf dem linken Alles wieder herstellte. Seine „Eisenrippen", wie die Kürassierschwadronen auf dem Schlachtfelde getauft wurden, rannten Alles nieder. Cromwell nahm die Artillerie und die Fahnen des Feindes unter den Augen des Prinzen Rupert. Unter ihm kämpften seine Lieutenants Lambert, Fleetwood, Haslerigh, Overton. Die Königlichen verloren 10,000 Mann; 2150 Leiber waren zu begraben.

Nordengland wurde unhaltbar für den König, York ging verloren. Cromwell aber sagte gesprächsweise zu Lord Manchester: „Mylord, haltet Euch entschieden zu uns! Sagt nicht mehr, man müsse sich für den Frieden bereit halten, die Kammer der Lords schonen, eine abschlägige Antwort des Parlaments fürchten. Was sollen wir mit dem Frieden und den Lords? Es geht nicht gut, bis man Euch ganz einfach Hr. Montague nennen wird. Wenn Ihr Euch mit den ehrlichen Leuten haltet, werdet Ihr bald an der Spitze einer Armee sein, die dem König und dem Parlament Gesetze vorschreibt." So sprach der Mann im jovialen Gesprächston.

In einem Briefe an seinen Schwager Oberst Walton, den er über den Verlust seines Sohnes zu trösten hatte, drückte er sich feierlich-ernst also aus: „Wahrlich, England und die Kirche Gottes (nicht die presbyterianische) haben eine große Gnade von dem Herrn erfahren in dem großen Siege, den er uns verliehen, desgleichen niemals seit Anfang des Krieges war. Er hatte ganz den Anschein eines vollkommenen Sieges durch des Herrn Segen, für die Gottseligen absonderlich. Wir griffen niemals an, ohne daß wir den Feind gänzlich warfen. Der linke Flügel, den ich commandirte, bestand ganz

aus unserer Cavallerie, ausgenommen ein paar Schotten in der Nachhut, und wir schlugen alle Cavallerie des Prinzen. Gott machte sie wie Stoppeln vor unsern Schwertern. Wir griffen auch ihre Infanterieregimenter mit unserer Cavallerie an und zerschlugen was wir angriffen. Die Einzelheiten kann ich jetzt nicht erzählen; aber ich glaube, von 20,000 Mann hat der Prinz nicht 4000 übrig. Gott den Ruhm, allen Ruhm Gott!"

Wer zu lesen versteht, wird wenig Unterschied des Inhalts zwischen der pastoralen Darstellung und dem Gesprächston finden. Aber weder hier noch dort berührt Cromwell mit einer einzigen Sylbe seinen „lieben Burschen Oliver", der kurz vor Marston-Moor gefallen sein muß. An Oberst Walton schreibt er blos: „Ihr kennt meine eigenen Prüfungen dieser Art".*) Und doch wie tief empfand der Vater diesen Verlust! Noch auf seinem Todesbette rief er aus: „Das war ein Dolch in meinem Herzen!"

Sobald die Parlamentarier allein standen, ging es minder gut. Zu Anfang September wurde Essex durch den König zu einer unrühmlichen Capitulation genöthigt.

Am 27. October 1644 fand die zweite Schlacht bei Newbury statt. Der Feind erlitt eine Niederlage, aber Graf Manchester verfolgte ihn trotz allem Drängen Cromwells nicht, so daß der König nach Oxford entkam. Der Bruch zwischen Independenten und Presbyterianern wurde unheilbar. Cromwell klagte den Grafen vor dem Parlament an: Er habe den Sieg nicht benutzt, das vergossene Blut der Tapfern nicht verwerthet. Manchester replicirte mit der ungehörigen, aber durchsichtigen Insinuation, Cromwell habe ihm gesagt: „Es wird keine gute Zeit in England werden, ehe wir mit den Lords aufgeräumt haben."

---

*) Forster läßt den jungen Oliver erst 1648 im Kriege gegen die Schotten als Hauptmann im Regiment Harrison fallen, was wenig wahrscheinlich ist.

Den Independenten im Parlament, die in Essex und Manchester ihre Gegner erblickten, war die prekäre Lage des erstern so erwünscht wie die Anschuldigung des letztern. Die Schotten und Presbyterianer dagegen hatten es auf Cromwell abgesehen, den sie als „Brandstifter“ und „Aufrührer“ anklagen wollten, der gleich Strafford England und Schottland zu entzweien suche. Der Gegensatz war politisch-militärisch und kirchlich-religiös zugleich geworden. Die Presbyterianer träumten von einer Versöhnung der Gewalten auf constitutioneller Basis und von einer obligaten Staatskirche; die Independenten wollten den Streit mit dem König gründlich ausfechten, kirchliche Toleranz ausgeübt sehen und von dieser nur die Katholiken und die Socinianer (Rationalisten in Bezug auf die Person Christi) ausgeschlossen wissen.

Ueber das Rechtsverhältniß zwischen Staat und Kirche waren sich beide Parteien nicht ganz klar, so lange es nicht feststand, wer und was der Staat sei. Selbst orthodoxe Presbyterianer wußten nicht recht, ob dem Staate oder der Kirche der Primat gebühre; die Juristen unter den Independenten wollten die Kirche nicht durchaus unabhängig vom Staate haben. Milton, der aus Italien zurückgekehrt war, betonte damals das Aufsichtsrecht des Staates über die Kirche, weil sonst die Gefahr einer Inquisition zu befürchten sei.

Der größere Fanatismus war jedenfalls auf Seiten der Presbyterianer; nur ihrer Unversöhnlichkeit war es zuzuschreiben, daß am 3. Januar 1645 der 72jährige Erzbischof Laud nach dreijähriger Kerkerhaft das Schaffot besteigen mußte!

Generallieutenant Cromwell erklärte im Parlamente: allzuviele Mitglieder bekleideten hohe Posten in der Armee und deren Interesse sei es, den Krieg in die Länge zu spinnen. Das Volk sei dieses Zustandes überdrüssig. Ehrenwerthe Mitglieder müßten „entsagen“. In einem wiederholten Antrage verlangte er, die jetzigen Gemeinen müßten von der Armee entfernt werden. Am 13. April wurde die Entsagungs- oder Selbstverleugnungs-Akte (Selfdenial) votirt. Das Gesetz traf

ihn selbst. Aber schon zwischen dem ersten und zweiten Antrage war er nebst Oberst Waller ins Lager entsandt worden, und als er jetzt sein Commando in die Hände des neuen Oberbefehlshabers niederlegen wollte, erklärte dieser, ihn für die Cavallerie nicht entbehren zu können. Das Haus ertheilte ihm nebst vier andern Offizieren Urlaub, der von Zeit zu Zeit verlängert wurde.

Oberbefehlshaber der reorganisirten Armee war jetzt Sir Thomas Fairfax, seit dem März 1648 durch den Tod seines Vaters Lord Fairfax. Die frühere Formel, „über die Sicherheit der Person des Königs zu wachen", blieb fort. In der Entsagungs-Akte war die Clausel angebracht: daß religiöse Personen in der Armee fechten könnten ohne den Covenant zu unterschreiben, d. h. ohne Presbyterianer zu sein. Die „Gottseligen" waren für legal erklärt. Cromwell, der als Lordlieutenant unter Thomas Fairfax der eigentliche Herr der Armee war, gewährte den Truppen die vollste Gewissensfreiheit. Jetzt erst waren die kämpfenden Gegensätze rein: Arbeit, die nach Freiheit verlangte, und Müßiggang, der die Macht behaupten wollte.

Im presbyterianischen Lager erfolgte noch in demselben Monat Februar der Gegenschlag: Abgeordnete des Parlaments traten zu Uxbridge mit dem Könige in Unterhandlung. Die Partei brannte vor Begier, den König zurückzurufen; dem Könige aber dünkten ihre Bedingungen nicht annehmbar. „Da wäre ich ja nur der erste Mann in der Republik!" sagte er. Mit diesen Worten brach er den Disput ab. Die Sache mußte anders ausgetragen werden.

Am 14. Juni 1645 schlug Cromwell die Schlacht bei Naseby im Herzen Englands, dicht bei den Quellen des Shakespeare'schen Avon. Sein Feldruf lautete: „Gott unsere Stärke", der des Feindes: „Marie" (der Name der Königin). Cromwell focht wieder in den vordersten Reihen, wechselte Hieb und Schuß mit dem Feinde, verlor sogar seine Sturmhaube. Es war ein Kampf Mann wider Mann, Pferd wider Pferd.

Die königliche Armee wurde vernichtet, des Königs Correspondenz erbeutet — der Schrank des 16ten Ludwig! Die Briefe wurden sofort veröffentlicht, der König hatte niemals den Frieden ernstlich gewollt.

Cromwell schrieb nach London an den Sprecher: „Ich fühle mich persönlich verpflichtet, Euch den Sieg zu verkünden, den Gott uns verliehen hat. Die Hand des Herrn ist allein mächtig gewesen; ihm allein gehört der Sieg, mit dem wir nichts zu thun haben. Der General (Fairfax) hat Euch mit Ehren und Treue gedient, und das größte Lob, das ich ihm zollen kann, ist, daß er Alles auf Gott bezieht und lieber umkäme, als sich selbst etwas davon zuzuschreiben. Und doch hinsichtlich der Tapferkeit kann man ihm Alles lassen, was ein Mann zu leisten vermag." Er ist zufrieden mit Fairfax.

In dieser Zeit waren 130 Mitglieder des Parlaments neu zu wählen. Ein Viertel der spätern 58 „Königsmörder" kam jetzt ins Unterhaus. Unter den Neugewählten erblicken wir Männer wie Fairfax, Ludlow, Ireton, Blake, Sidney, Hutchinson, Fleetwood. So war die politische Stimmung im Lande. Cromwell aber schrieb an den Sprecher Lenthall: „Ich bitte Euch inständigst, im Namen Gottes, die treuen Soldaten — die anderswo „Sectirer, Schismatiker, Anabaptisten" heißen — nicht zu entmuthigen."

Die königliche Armee, stets geschlagen, ohne moralischen Halt, gleichgültig gegen ihre Sache, Tag und Nacht ohne Zucht, war nur noch ein Kehricht vor dem Besen des Gewaltigen. Dieser begann jetzt in dem royalistischen Südwesten des Landes aufzuräumen. Bristol wurde unter dem Rufe: „David!" und „Herr der Heerschaaren!" berannt; am 11. September gab Prinz Rupert die Stadt auf, zum äußersten Zorn und bittersten Hohn des Königs. Der Prinz wurde verbannt, bald jedoch wieder zu Gnaden angenommen.

Cromwell schrieb über die Einnahme von Bristol an den Sprecher: „Daran kann man erkennen, daß Alles nur Gottes

Werk ist; der muß ein wahrer Atheist sein, der das nicht zugiebt."

Er nahm überhaupt in dieser Campagne 20 feste Plätze.

Hugh Peters, sein Feldcaplan, erklärte vor dem Parlament: „Die Nacht vor dem Sturme auf Basing-House hat der Generallieutenant lange im Gebet zugebracht; er ficht selten ohne einen Text der heiligen Schrift, der sein Schild ist." Wenn Alles Gottes Werk ist, so muß sich der Gläubige in den Willen und die Wege Gottes vertiefen, um sich würdig zum Werkzeuge des Werkes zu machen. Der wahrhaft Fromme objectivirt sich seinen Gott, und verhandelt dann, heiligen Schauers voll, mit dem flammenden Dornbusch. Er sucht sich selbst in der äußern Vorstellung. Natur und Erziehung hatten den Mann so gemacht, daß er nur auf diesem gewundenen Wege zur Selbstverständigung gelangte. Kam es dann aber zur That, so war er einfach er selbst. Auf dem Schlachtfelde gab es keine Umschreibung mehr. Schon Walter Scott hat richtig bemerkt: Nur die That befreite ihn. Der blos Ungläubige, der den Glauben nur negirt, begreift nichts von dieser Doppelnatur religiöser Menschen; der Vorwurf der Heuchelei ist das Product eines ungläubigen Zeitalters, dem der historische Sinn mangelt.

Furchtbar war der Kampf im Westen, wo alle erdenklichen Antipathien aufeinander platzten. Die Walliser waren Royalisten, die Independenten Republicaner; die Walliser katholisirend, die Independenten persönlich inspirirt; die Walliser keltisch, die Cromwellianer das reinste niedersächsische Blut. Das ging hart gegen hart, sonder Erbarmen und Gnade.

Zum Ueberfluß wurde der König noch einmal als Verräther ertappt; auf Schloß Ragland, beim Marquis von Worcester, hatte er ein Abkommen mit Glamorgan, dem Sohn des Marquis getroffen, der ihm 10,000 irische Rebellen nach Chester bringen sollte, wogegen Karl die Abschaffung der Strafgesetze gegen die Katholiken, die Freiheit des Cultus, das Recht auf Kirche und Kirchengüter, kurz den leibhaftigen

Papismus zugab! Das den frommen Eisenrippen, die Haus und Hof verlassen, Ruhe und Bequemlichkeit, Tisch und Bett geopfert hatten, täglich und stündlich ihr Leben bereit hielten im Dienste ihres Glaubens an den Herrn! Die Irländer sollen sich nur noch eine Weile gedulden, zuerst geht es an den König.

Die Armee rückte gegen Oxford, den König selbst zu belagern. Der König, aller Mittel und jeder Hoffnung bar, begab sich am 5. Mai 1646 ins Lager der Schotten nach Kelham. Er vertraute sich seinen Landsleuten an und hoffte auf gründlichen Zwiespalt zwischen Presbyterianern und Independenten, sowie auf den Haß der Schotten gegen das Parlament zu Westminster. Der französische Gesandte Montreuil hatte die Sache auf Befehl Mazarin's vermittelt, der nicht wünschte König und Königthum noch tiefer sinken zu sehen. Die Schotten aber, die den König nach Mazarins Wunsch ehrenvoll empfangen sollten, gestatteten ihm nicht, auch nur eine einzige Compagnie Soldaten mitzubringen, regalirten den Gefangenen mit langen Predigten und ließen ihm die Missethaten seiner Vorfahren sowie seine eigenen vorhalten. Daneben bestanden sie absolut auf der Synodalkirche und dem Covenant, was Karl ebenso absolut verweigerte.

Dem Könige kam bald dieser, bald jener Gedanke: einmal wollte er sich dem päpstlichen Nuntius anvertrauen, dann dachte er an die City von London, ja an die Independenten! Die Parlamentarier aber reclamirten ihren König, der bald zum Object des Streites zwischen Armee und Parlament werden sollte. Die Armee begehrte ihn als Pfand der Sicherheit gegen reactionäre Gelüste der Versöhnungspartei, als Trumpf, den sie gegen die Störrigkeit der Doctrinäre ausspielen könnte. Auch die Schotten behandelten den Träger der Krone als Pfand, als Faustpfand für die ihnen noch geschuldeten Subsidien Englands. Es „handelte" sich um 400,000 Pfd. St., die Karl den Schotten „werth" war. Fairfax brachte 200,000 Pfd. in Kisten von je 1000 und Beuteln von je 100 Pfd. Die Schotten schlugen den König los, und dieser wurde im

Februar 1647 als Gefangener nach Schloß Holdenby oder Holmby gebracht.

Auf der Reise führte man ihm Kropfleidende zu, welche bekanntlich die gesalbte Majestät einzig curiren konnte! Die City von London fand es jetzt noch am Vernünftigsten, einen Frieden mit dem „constitutionellen“ König zu schließen. Die Armee aber behielt ihr Pfand im Auge.

Das Heer war nicht mehr die bewaffnete Macht des Staates, sondern eine Macht im Staate. Die Mehrheit des Parlaments und die City von London fürchteten die Gottseligen, die Heiligen, die Independenten, oder wie Cromwell sich ausdrückte, die „Wohldenkenden, die Auserwählten, die Ehrenhaften.“ Die Obersten der weiland Essex-Armee — Graf Essex selbst starb in diesem Jahre — liebten das reorganisirte Heer nicht, das allein gesiegt und ihre Niederlagen ausgemerzt hatte. Zu diesen Obersten gehörten Denzil Hollis, Will. Waller, Harley, Stapleton, die noch dazu strenge Presbyterianer waren.

Seit Anfang des Jahres 1647 wurde im Parlament die Frage ventilirt, was mit der Armee anzufangen sei. Am 19. Februar, drei Tage nach Holmby, beschloß das Parlament die Reduction der Armee; fast wäre Fairfax selbst beseitigt worden. Was unter den Waffen blieb, sollte presbyterianisch sein und den Covenant unterzeichnen. Die gesäuberte Armee gedachte man den unglücklichen Protestanten in Irland zu Hülfe zu schicken. Das tapfere Heer also, das noch große Soldrückstände zu fordern hatte, stand auf dem Punkte, theils entlassen, theils in Irland unschädlich gemacht zu werden. Da sagte Cromwell, der im Parlamente saß, seit es draußen nichts zu thun gab, noch dazu gereizt durch das hochmüthige Gebahren der Hollis und Genossen, zu dem republicanischen Obersten Ludlow: „Welcher Jammer, einem Parlamente zu dienen! Ein Mann sei noch so treu, der erste schlechte Jurist verleumdet ihn und er kann sich nicht rein waschen. Dient

man aber unter einem General, so macht man sich auch nützlich und hat weder Tadel noch Neid zu fürchten."

Im Lager kam dieselbe Stimmung, nur viel drastischer zum Ausdruck; es ist durchaus überflüssig, Cromwell als Hetzer dabei thätig sein zu lassen. Gegen Ende März gelangte eine „Petition der Offiziere und Soldaten" durch Fairfax ans Parlament, welche die Zahlung der Rückstände verlangte, die Einschiffung nach Irland dem freien Willen der Einzelnen überlassen wissen wollte und Pensionen für verstümmelte Soldaten, für Wittwen und Waisen forderte.

Als das Parlament die Generalmajore Skippon und Massey zu Führern der irländischen Expedition ernannte, erscholl im Lager der Ruf: „Fairfax und Cromwell."

141 Offiziere erklärten dem Parlament, sie seien nicht nur Soldaten, sondern auch Bürger; als Kämpfer für die Freiheiten des Landes wollten sie jetzt nicht in Knechtschaft gerathen. Sie verbaten sich die Bezeichnung „Feinde des Staates und Friedensstörer", womit die Armee vom Parlamente gebrandmarkt worden war, und verlangten Garantien für ihre persönliche Sicherheit und die Soldrückstände.

Die Armee hatte ihren eigenen Willen. Sie wollte sich weder beschimpfen noch nach Hause schicken lassen. Darin waren die religiösen Elemente vollkommen einig mit den ehrgeizigen Weltkindern, wie Rainsborough, Hammond, Lambert, die auch etwas für ihre Mühe und Arbeit begehrten. Lambert, der Repräsentant der Weltkinder, früher Advocat, war von Natur ehrgeizig und eitel, aber ein vortrefflicher Offizier. Ireton, die Seele der Frommen, verlobt mit Cromwell's Tochter Bridget (Brigitte), gleichfalls früher Jurist, zeichnete sich durch Hartnäckigkeit, Heftigkeit und kühne Schlauheit aus; er galt für den Schatten und das Sprachrohr Cromwell's. Harrison „suchte" wie immer „den Herrn" und gerieth dabei in die seltsamsten politischen Träume; doch hatte er das Herz auf dem rechten Fleck und schlug sich stets wie ein wackerer Degen.

Das Heer hatte sich unter solcher Anleitung und Connivenz parlamentarisch organisirt: das Haus der Soldaten wurde durch Agenten oder Helfer („Adjutators", was von den Gegnern in „Agitators" verdorben wurde), das Oberhaus durch Offiziere vertreten. Aus der Berathung dieses Parlaments, welches auf der Haide von Kentford bei Newmarket tagte, ging eine Petition hervor, die der Meinungsausdruck von acht Regimentern war; drei Soldaten brachten sie nach Westminster: Edward Sexby, Will. Allen, Thomas Sheppard. Sie wollten nicht nach Irland, diesen Anschlag nannten sie „eine perfide Falle, einen bloßen Vorwand, um die Soldaten von ihren geliebten Offizieren zu trennen, einen Deckmantel für den Ehrgeiz einiger Menschen, die, lange Zeit Knechte, von der Souveränität gekostet haben und die, um Herren zu bleiben, in Tyrannen ausarten." Die Kammer war außer sich, Cromwell sagte leise zu Ludlow: „diese Leute da kommen nicht eher zur Ruhe, als bis die Armee sie bei den Ohren herauszieht."

Endlich gab das Parlament nach, versprach zwei Monate Sold für die Entlassenen, allgemeine Amnestie und schickte die populären Generale Cromwell, Ireton, Skippon, Fleetwood ins Lager, damit sie die Eintracht zwischen Armee und Parlament herstellten (7. Mai). Cromwell ging, er sah was kommen mußte; er hatte mit den ungeberdigen Independenten seine Schlachten gewonnen. Weiter aufzureizen brauchte er wahrlich nicht; es ist vielmehr durchaus glaublich, daß seine Ermahnungen zur Ruhe seinem persönlichen Ansehen bei der Armee eine Weile schadeten. Das Parlament decretirte die sofortige Auflösung der überflüssigen Regimenter; die Armee empörte sich dagegen, ein Kriegsrath unter Fairfax beschloß, daß die Regimenter sich nicht von der Armee trennen würden.

Da warf das Parlament die Augen auf den König und stand auf dem Punkte, ihn nach London zu holen. Unter diesen Umständen fand es die Armee für gerathen, den König in ihre Gewalt zu bringen. In der Nacht des 2. Juni

sprengte ein simpler Cornet, Joyce mit Namen, eben der gewesene Schneider, mit 500 Reitern in den Schloßhof von Holmby, drang ins Gemach des Königs und forderte ihn auf mitzugehen. Als Karl Anstand nahm, dieser seltsamen Einladung Folge zu leisten, zeigte ihm Joyce vom Fenster seine 500fache Beglaubigung, und der König stieg in den Wagen, um seinem Wunsche gemäß nach Hamptoncourt escortirt zu werden. Fairfax war unwillig; Ireton gestand, er habe befohlen, daß die Armee sich des Königs bemächtige, nicht daß sie ihn von Holmby fortschaffe. Cromwell fügte hinzu, daß das nothwendig gewesen sei, weil sonst das Parlament sich des Königs bemächtigt hätte. Fairfax machte mit seinem Generalstab dem König Reverenz bei Cambridge und ließ ihn auf seinen Wunsch durch Oberst Whalley nach Newmarket bringen.

Die Armee, 21,000 Mann stark, hatte am 10. Juni ein großes Stelldichein zu Royster. Sie beschloß ein feierliches Manifest an die City von London zu erlassen, welches, obwohl in Cromwell's hastig dunklem Style abgefaßt, doch die Sachlage und Stellung der Parteien in prägnanter Weise zeichnet. Die Armee will sich nicht um die bürgerliche Regierung kümmern, sie hat auch nichts gegen die Presbyterialordnung; aber sie verlangt, neben der Sicherung ihrer Rückstände, Gewissensfreiheit! — Der Gegensatz, der früher „König und Parlament" lautete, hieß jetzt: „Parlament und Volk." In vornehmer Haltung und anständiger Form ward den „sehr ehrenwerthen und würdigen Freunden" in der City mitgetheilt, daß die Armee sich London nähern und daß sie in demselben Verhältniß Distanz halten werde, als die „sehr Ehrenwerthen" ihren Wünschen nachkommen würden. „Ihr sollt nicht denken, sagten die unterzeichneten Generale und Obersten, daß etwa die reiche Stadt hungrige Soldaten reizt; der Weg zu solchen Dingen würde durch unser Blut gehen." Was die Armee verlangt, ist „die Feststellung des Friedens im Königreich und der Freiheiten des Individuums." Gezeichnet „Thomas Fair-

fax, Ol. Cromwell, Robert und Thom. Hammond, Hardreß Waller, Nathaniel Rich, Thom. Pride, Henry Ireton, Rob. Lilburn, John Desborow, Thom. Rainsborow, John Lambert, Thom. Harrison." Das Volk in Waffen verlangte: Gewissensfreiheit und Schutz gegen den neuen Kirchenzwang und die Plusmacherei der Parlamentsaristokraten, von denen sich mehrere schmählich genug bereichert hatten. Ein viel reinlicherer Gegensatz als der zwischen Gironde und Berg im folgenden Jahrhundert, besonders deßhalb, weil der englische Berg nicht zum Kreißen mit dem rabiaten Schreckenskinde kam, weil ein Mann vorhanden war, der die Fanatiker niederzuhalten und Zucht und Ordnung aufrecht zu erhalten wußte.

Als die Dinge in London nicht den gewünschten Verlauf nahmen, forderte die Armee die Entfernung von elf Mitgliedern aus dem Parlament; Denzil Hollis, W. Waller, Stapleton, Massey 2c., sieben alte und vier neue Parlamentarier. Sie gingen, kamen wieder, erhielten Urlaub auf sechs Monate und verloren sich endlich in Frankreich und im Tower.

Der Kampf zwischen Parlament und Armee, zwischen presbyterianischem Constitutionalismus und independentischer Demokratie war ausgebrochen. Die Armee, die durchaus nicht mit einer Soldateska zu verwechseln ist, konnte sich nicht mit den Parlamentariern vertragen. Der edle Hampden war nicht mehr, er hat die Conflictszeit nicht erlebt. Auch Pym war dahin; er bezeichnete wohl am Schärfsten die Gränze zwischen politischer und radical-religiöser Opposition. Hören wir sein Testament, das er in Form einer „Erklärung und Rechtfertigung" am 6. Dec. 1643 hinterließ: „Alle, mit denen ich in Verbindung gestanden bin, wissen, daß ich bin, gewesen bin und sterben will als treuer Sohn der protestantischen Religion, und daß mein Glaube nie befleckt worden ist durch die groben Irrthümer des Anabaptismus, Brownismus u. ähnl." Dann verwahrt sich Pym ausdrücklich gegen jeden Ungehorsam und jede Ungesetzlichkeit wider seinen König und Herrn. Das war starre Doctrin, die in der Fiction stecken blieb.

Noch schroffer charakterisirt sich Denzil Hollis. Ein trefflicher, ungestümer Redner, fügte er dem Doctrinarismus beschränkten Hochmuth hinzu. Er sah verächtlich auf die Masse herab, hielt diese Masse für radical unfähig und incompetent. Seine Memoiren eröffnete er gleich mit den Worten: „Die weisesten Männer haben es als ein großes Unglück betrachtet, daß die Diener zu Pferde steigen; das sieht und fühlt man jetzt in diesem unglücklichen Lande". Und weiterhin: „Die Blutegel haben einen tödtlichen Haß gefaßt gegen alle begüterten Leute, die mit zu starken Banden an das Land gefesselt sind, um den Krieg ewig fortzuspielen." Der Doctrinär giebt sich als Eigenthümer kund.

Ganz knöpft sich Hollis auf, wenn er von der Armee des Thomas Fairfax sagt: „sie habe nicht 1000 Pfd. Revenüen aufzuweisen aus Ländereien, die ihr gehörten. Die Obersten und Offiziere seien niedrige Handwerker, Brauer, Schneider, Goldschmiede, Schuster, ein wahrer Misthaufen. Diese Leute empörten sich gegen ihre Herren, wollten diesen und dem Könige Bedingungen vorschreiben." Der besitzende Doctrinarismus spricht von der „Canaille".

Die elf Deputirten, deren Ausschließung die Armee forderte, waren fast sämmtlich Mitglieder jenes Comité gewesen, welches die Truppen zum Abmarsch nach Irland überreden sollte. Hollis weiß ganz genau: hinc illae lacrymae. Als die vom Comité besonders Beauftragten nennt er den Grafen Warwick, William Waller, Massey und Salloway. Gegen diese richtete sich also, wie gegen ihn selbst, der Zorn der Armee.

Und der König? Er war bei der Armee, die ihn von Hauptquartier zu Hauptquartier mit sich herumschleppte, zwar unter strenger militärischer Hut gegen Entweichung, aber sonst „bequem und gefällig." Nichts mehr von der rigiden Langweilung der Schotten — dem Könige wurde der Gottesdienst nach bischöflichem Ritus gestattet; — nichts von der Aufsicht parlamentarischer Commissäre, wie zu Holmby — er durfte seine

Kinder empfangen und mit ihnen spazieren gehn. Cromwell äußerte sich gerührt über eine solche Scene. Offiziere und Soldaten begegneten ihm mit militärischer Artigkeit. Seine diplomatischen Agenten aus Frankreich hatten freien Zutritt zu ihm. Es fanden Verhandlungen statt, Ireton besonders, Cromwells Schwiegersohn, legte ihm eine Aussöhnung mit der Armee nahe.

Kein Zweifel, Cromwell war kein principieller oder formaler Republicaner; er hätte nie den Satz Cavaignacs unterschrieben: „Die Republik steht über dem allgemeinen Stimmrecht", d. h. über dem Willen der Nation. Die Henry Vane, Ludlow, Haslerig, Martin, Scott, Hutchinson waren solche Principienmenschen, die den Mann der Möglichkeiten später mit ihrem Haß verfolgten. Cromwells breiter politischer Grundsatz lautete: „Autoritäten sind Gottes Verordnungen; diese oder jene Species ist von menschlicher Einrichtung. Alle stimmen darin überein, daß es Fälle giebt, in denen es gesetzlich ist Widerstand zu leisten." Danach war das allgemeine Beste, wie Ranke sagt, für ihn leitendes Princip. Wie war aber damals, als Alles aus den Fugen wich, eine Autorität herzustellen, die natürlich mit einem Kranze von Freiheiten umgeben werden mußte? An einer solchen suchte der tiefsinnige, völlig scrupelfreie Mann. Er zerbrach sich den Kopf im Gebete darüber. Gegen eine einmal angelegte und dann consequent durchgeführte Intrigue spricht eine Aeußerung Cromwells, die gerade hier am Platze ist: „Ich weiß wohl, was ich nicht will, aber ich wußte oft nicht, was ich wollte."

Er hatte in eigener Erfahrung die Schwierigkeiten kennen gelernt, Popularität mit der Forderung des Gehorsams zu verbinden. Was er nicht wollte, entschieden nicht, das war die Fortdauer der bisherigen parlamentarischen Wirthschaft, der presbyterialen Aristokratie. Wäre der König ein Mann von Wort und nicht ein unverbesserlicher Intrigant gewesen, Cromwell hätte ihn wieder einzusetzen versucht — wenn es die Armee gestattete. Ireton schlug dem gefangenen Monarchen

sehr billige und verständige Bedingungen vor: Reform des Wahlrechts, Abschaffung der rotten boroughs (privilegirten Wahlflecken), gerechte Vertheilung der öffentlichen Lasten, Abkürzung und Erleichterung des Civilprocesses, Aufhebung einer Masse richterlicher, politischer und Handels-Privilegien, Gleichheit vor dem Gesetz, Gewissensfreiheit. Kein Wort von Abschaffung der bischöflichen Kirche, von schweren Geldstrafen für die Royalisten, von der Rechtsunfähigkeit der königlichen Partei, insgesammt lauter Dinge, die das Parlament gefordert hatte. Die vorläufigen Beschränkungen der königlichen Gewalt waren ebenfalls viel milder: Aufgebung des Oberbefehls über die Miliz und der Ernennung zu den hohen Staatsämtern auf zehn Jahre; Verbannung der sieben vornehmsten königlichen Rathgeber; keine bürgerliche und executive Gewalt für den Klerus, heiße er Bischof oder presbyteranischer Geistlicher; Ausschließung der seit Beginn des Krieges ernannten Peers; Ausschließung aller Cavaliere vom nächsten Parlament.

Der König horchte hin, schlug Abänderungen vor; er hat selbst gestanden, daß ihm die Sache einen Augenblick eingeleuchtet habe. Die Independenten schienen ihm mehr bonne foi zu haben als die Presbyterianer. Auch begriff er sehr wohl, was es heiße, daß die Independenten sich von der Botmäßigkeit gegen das Parlament befreit hatten. „Was die Armee anbelangt," sagte der König, „so betrachte ich sie als sehr zu entschuldigen; indem sie Bezahlung und Amnestie fordert, handelt sie nach dem Principe und Interesse der Soldaten. Ich halte um des öffentlichen Friedens willen für nöthig, daß man ihre Forderungen erfüllt, soweit die Gerechtigkeit es gestattet, da Niemand sie mehr achtet als ich, obgleich sie gegen mich gekämpft hat. Ich kann mich nicht enthalten, den Muth und die Tapferkeit zu schätzen, die sie oft bewährt hat, und zu wünschen, solche Leute in meinem Dienst zu haben." Dann hoffte er wieder, Presbyterianer und Independenten würden sich zerfleischen, und er werde als absoluter Herr gebietend dazwischen treten. Seit seiner Entführung von Holmby glaubte

er nicht an die Autorität des Armeecommandos über die Truppen; die Tage des Parlaments, welches gleichfalls mit ihm verhandelte, hielt er für gezählt. Und doch sagte ihm Ireton das richtige Wort. Als der König selbstgewiß die Behauptung hinwarf: Er müsse ja doch zuletzt zwischen Parlament und Armee entscheiden, erwiderte ihm jener: „Nein, Sire, wir werden zwischen Ihnen und dem Parlament entscheiden."

Wie wenig aber der König die neuen Zustände und Menschen begriff, ging aus seinem Einfall hervor, Oliver Cromwell zu kaufen, indem er ihm das Generalcommando über die Armee und die königliche Garde, den Titel eines Grafen von Essex und den Hosenbandorden anbieten ließ. Ireton sollte Statthalter in Irland werden. Nun war ein Mann wie Cromwell überhaupt nicht zu kaufen, im Gegentheil stand sein Prestige durch die allbekannten Unterhandlungen auf dem Spiele. Die Soldaten schalten auf ihn, daß er sich dem König nähere. Fünf Regimenter murrten, darunter das Cromwell'sche selbst. Es erschien eine Drohschrift: „Wahrhafte Darstellung der Sache der Armee." Cromwell war auf dem Punkte seine Autorität einzubüßen. Da ließ er durch seinen Feldcaplan Hugh Peters das Einvernehmen mit seinen Kriegscameraden herstellen und dem König sagen: „Er solle nicht erwarten, daß er (Cromwell) um seinetwillen zu Grunde ginge!"

Der dünne Faden zwischen Karl Stuart und den bewaffneten Independenten riß übrigens von selbst. In einem Sattel, den ein harmloser Mensch nach Dover tragen sollte, fanden sich Briefschaften Karl's an seine Gemahlin eingenäht. Der König beruhigte darin die Königin über die Unterhandlungen mit „jenen Burschen," die nur zum Schein geführt würden. Keinen Hosenbandorden würde er ihnen geben, sondern „einen hänfenen Strick!"

Im Parlamente bekamen die soeben noch nachgiebigen Presbyterianer auf einmal die Oberhand; 60 radicale Mit-

glieder entflohen zur Armee, wo sie mit Jubel und Entrüstung aufgenommen wurden. Der aufgestachelte Mob der City drang nach Westminster, brach die Thüren des Parlaments ein, decretirte mit dem Hut auf dem Kopf unter wildem Geschrei seine Wünsche, die alle sofort votirt wurden, selbst die Zurückberufung des Königs! Da rückte in schönster Ordnung und strengster Disciplin, feierlichen Ernstes, am 6. August die Armee in London ein, und der Spuk war zu Ende.

Es war das Wenigste was der Armee gewährt werden konnte; denn in ihrem eigenen Schoße gährte es gewaltig. Das Independententhum theilte sich immer mehr in eine Rechte und eine Linke. Die glimmenden Funken, welche anderwärts ausgetreten wurden, schlugen unter den tapfern Heiligen in hellen Flammen auf. Schon im Anfang Januar 1648 mußte Oberstlieutenant John Lilburn, der den Generallieutenant Cromwell egoistischer Cabalen mit dem Könige beschuldigte, ad audiendum verbum vor dem Parlament erscheinen.

Der König war nach dem Einzuge der Armee in London nach Hamptoncourt gebracht worden. Im November entwich er heimlich nach der Insel Wight, wo man ihm ein Einverständniß mit dem Commandanten Oberst Robert Hammond vorgespiegelt hatte. Dieser aber wies ihm sichere Wohnung in Carisbrook-Castle an; das Parlament beschloß jede weitere Verhandlung mit ihm abzubrechen.

Die Lage wurde für beide Theile immer schwieriger, im Westen regte sich der Royalismus aufs Neue, im eigentlichen England nicht minder. Die Flotte fiel ab, setzte ihre Offiziere ans Land und schiffte nach Holland, wo die Prinzen von Wales und York, Karl und Jakob, sich aufhielten. Das Parlament, für welches der König mundtodt war, erließ den Befehl, Aufrührern keinen Pardon mehr zu geben.

Es galt noch einige große Schläge zu führen, ehe die Luft rein werden konnte. Die Presbyterianer hofften immer noch auf eine Verständigung mit dem Könige, während der

König sie nasführte, da er auf die Wälschen und Royalisten, auf Irland und Schottland baute.

Mitten in den Agitationen des Parlaments und der City, vor dem Ausbruch neuer kriegerischer Verwicklungen, besorgte Cromwell als umsichtiger Hausvater seine Familienangelegenheiten. Sein Sohn Richard sollte sich gerade mit der Tochter eines Herrn Mayor in Hursley verheirathen, was dem Vater allerhand Schreiberei verursachte. Da der irische Krieg in Sicht stand und das Geld rar war, so wies Cromwell von den 1680 Pfd. jährlichen Einkommens, die ihm das Parlament auf die confiscirten Güter des Marquis von Worcester angewiesen hatte, 1000 Pfd. auf fünf Jahre an die Staatscasse; dazu fügte er 1500 Pfd. Rückstand von der Generallieutenants-Gage und den Rest seines Einkommens als Gouverneur der Insel Ely.

Die Armee grübelte nach wie vor über die Ursache der unsichern Lage des Staates und die Mittel ihr abzuhelfen, in der Anschauungs- und Ausdrucksweise der frommen Zeit: sie forschte im Gebet nach der Quelle des öffentlichen Unglücks. Generallieutenant Cromwell forschte mit — es war im Lager bei Windsor Castle. Durch welche Ungerechtigkeit haben wir die Heimsuchung des Herrn auf uns gezogen? Die Schuld wurde gefunden in den „fleischlichen Conferenzen," welche die Armee voriges Jahr mit dem König gehabt. Major Goffe rief mit den Sprüchen Salomonis: „Kehret Euch zu meiner Strafe; siehe ich will Euch heraussagen meinen Geist und Euch meine Worte kundthun." Und die tapferste aller Armeen sammt ihrem unerschrockenen Kriegsherrn weinte, daß keiner mehr ein Wort hervorbringen konnte. Und dann entschlossen sie sich, auszuziehen mit dem Schwert in der Hand und alle Feinde niederzuwerfen, und nach der Rückkehr „den Karl Stuart, den Mann des Blutes, zur Rechenschaft zu ziehen für das Blut, das er vergossen, und das Unheil, so er aus allen Kräften angerichtet gegen die Sache und das Volk des Herrn unter diesen Völkern." So gewunden sprach sich

der an sich doch so grade Soldatenwillen aus. Der einfache menschliche Willen wendete sich aus Gewissenhaftigkeit in tiefem Ernst an den reflectirten Willen, um sich Erleuchtung und Entschluß dictiren zu lassen. Und Cromwell fand sich jetzt mitten in der Heerschaar selber wieder, reumüthig bekennend, daß er sich früher auf einen Augenblick verloren. Er wußte jetzt wieder, was er nicht wollte.

Neue royalistische Unruhen brachen im Innern Englands und in Wales aus. Fairfax zog wider die Rebellen im Innern, der Schlachtenhammer Cromwell gegen Wales. Noch lag er vor Pembroke, als die Schotten aufstanden, den von ihnen verkauften König zu befreien.

Lambert stand im Norden, als die Schotten über die Gränze brachen. Cromwell meldete ihm seinen Abmarsch, und wie Wodan in der Wetterwolke fuhr er von Westen nach Osten, dann nach Norden. Die schottische Armee unter dem Herzog von Hamilton sammt den verbündeten Royalisten wurde in der dreitägigen Schlacht bei Preston am 17.—19. August 1648 gänzlich aufgerieben.

Cromwell schrieb ans Parlament: „Die Kräfte auf beiden Seiten waren so ungleich, daß man die Hand Gottes deutlich sieht.“ Es standen nämlich 8600 Mann gegen 21,000. Von den letztern waren 2000 Mann erschlagen, 8—9000 gefangen. Das Volk von Lancashire machte Jagd auf die zerstreuten Reste. „Preiset den Herrn und hasset sein Volk nicht, das da ist wie der Apfel seines Auges und um deßwillen selbst Könige gestraft werden sollen. Erfüllet jetzt den Zweck Eures hohen Amtes, sucht den Frieden und die Wohlfahrt des Landes, und wer nicht aufhört das Land zu beunruhigen, soll schleunig aus dem Lande vernichtet werden.“

Der Sieger rückte nach Schottland hinauf, wo der Herzog von Argyle und die Kirkpartei, den alten Lesley an der Spitze, sich in Waffen gegen die Empörung erhoben hatten. Die Bauern säuberten Edinburgh von den Königlichen, und diese

Säuberung hieß der „Whiggamore-Raid," die Bauernfegung, von dem Rufe, mit welchem die schottischen Bauern ihre Pferde antrieben.*) Seit der Zeit verstand man unter „Whig" einen Gegner des Hofes. Die Royalisten in Schottland hatten eine Lection auf Abschlag bekommen. Der Generallieutenant aber zog nach Edinburgh, die Pacification des Königreichs zu vollenden.

Als das Parlament zu Westminster sich vom Druck der Armee befreit fühlte, hatte es die presbyterianische Fahne wieder lustig geschwenkt. Es that der verlangten Gewissensfreiheit den härtesten Zwang an, indem es decretirte: Wer den freien Willen des Menschen und die Genügsamkeit der Vernunft bekenne, die Dreieinigkeit leugne, oder die zwei Naturen in Christo, oder die Aechtheit eines kanonischen Buchs, solle eingesperrt, und falls er nicht widerrufe, zum Tode verurtheilt werden.

Wie erschraken diese Fanatiker, Denzil Hollis an ihrer Spitze, als die Nachricht von den neuen Thaten der Heiligen in London eintraf! Sie nahmen eiligst ihren Beschluß vom Februar zurück, nicht mehr mit dem Könige zu verhandeln, sandten Commissäre nach Newport auf der Insel Wight, die einmal wieder 40 Tage lang in der Wüste debattirten. Der König wurde natürlich aufs Neue in der angenehmen Täuschung bestärkt, die Nation sei nichts ohne ihn, und danach stellte er seine Bedingungen. Die Presbyterianer zu London hatten es eilig; Prynne, der Märtyrer der 30er Jahre, sprach zwei Stunden lang für die Annahme der königlichen Vorschläge, die mit 140 gegen 104 Stimmen durchgingen.

Da rückte die siegreiche Armee in St. Albans ein, und getreu dem, was ihnen der Herr zu Anfang des Jahres bei Windsor Castle offenbart hatte, machten jetzt die Offiziere ihr Pronunciamento: Die Delinquenten müssen vor Gericht, vor

*) „Whig" heißt übrigens saure Molken, die Speise der armen Bauern — auch anderswo als in Schottland.

Allen der Hauptdelinquent! Nur das Volk ist souverän, der König muß von ihm gewählt werden. Es ist Zeit die Session des Langen Parlaments endlich zu schließen und ein neues Parlament nach besserm Wahlgesetz zu küren. Die Gemeinen sind nur die Diener des Volkes. — Cromwell empfahl die Schrift an Fairfax, und die Armee rückte nach Windsor vor.

Ziemlich direct erklärten die Ritter vom Degen diesmal: Sollen wir uns ewig schlagen, ewig unser Blut vergießen, weil es dem gefangenen Könige gefällt, fort und fort zu conspiriren, und dem presbyterianischen Parlament, sich beständig anführen zu lassen? Oder muß nicht allen beiden ein Ende gemacht werden?

In diesem Sinne schrieb der Sieger von Preston an den Königshüter Hammond auf Wight: „Ist salus populi suprema lex ein gesunder Satz? Werden wir auf dem Wege der Unterhandlung nicht um alle Früchte der Revolution betrogen? Ist die Armee nicht eine gesetzliche Macht? Die Heiligen haben die ganze Sache gethan."

Das Parlament weigerte sich die Remonstranz der Offiziere in Erwägung zu ziehen. Darauf aber kam Alles an, sollte das Werk der Armee nicht Stückwerk bleiben. Die Armee verbrachte einen ganzen Tag im Gebet, ein finsterer Ernst brütete über ihren Gedanken. Am 2. Dec. 1648 rückte sie nach Whitehall; „Gerechtigkeit und Blut!" Hugh Peters predigte über den Text: „Fesselt Eure Könige und legt Eure Edlen in Ketten." Nun berieth das Parlament die Remonstranz; am 5. December Morgens 4 Uhr wurde abgestimmt: 129 Ja gegen 83 Nein. Aber wer sind die 83, die es wagen, gegen die göttliche Eingebung des Heeres zu stimmen, den Rathschluß der Heiligen zu durchkreuzen? Und es wären ihrer mehr als 83 ohne den bewaffneten Druck von Außen. Dieses Parlament muß gereinigt, „purgirt" werden. Am 6. December fanden die Gemeinen das Haus militärisch besetzt. Die Obersten Pride und Rich hatten den Auftrag erhalten, vor Beginn der Sitzung die Eintretenden zu sieben, im Ganzen 100 zurück-

zuhalten und 41 davon in Gewahrsam zu bringen. Lord Grey of Groby stand neben Pride; sobald sich ein Mißliebiger zeigte, flüsterte jener diesem zu: „Das ist Einer!" Pride commandirte: „Zurück" oder „Zum Gerichtshof der Königin!" — Mitten in so ernsten Dingen wirkt es komisch, wie die Engländer stets die alten Namen für abgethane Dinge beibehalten, während die Franzosen die Dinge rasch umtaufen. Hätten die Independenten die Königin gehabt, Pride würde sicherlich commandirt haben: „Zum Gerichtshof der Königin!"

Das war „Pride's Purge" oder Purganz; unter den Verhafteten befanden sich Prynne, die Obersten Waller, Massey und Harley.

Während dieser sämmtlichen Vorfälle war Cromwell noch in Schottland. Als er nach London zurückkehrte, quartierte er sich im Königspalast von Whitehall ein; er soll dort sogar „in einem königlichen Bette geschlafen" haben.

Eine provisorische Regierung wurde aus 7 Lords und 14 Gemeinen, den 21 „Grandees" (große Herren) gebildet.

Auf der Insel Wight wurde Oberst Hammond durch den Oberst Hewer, den Hauptbetreiber der militärischen Remonstranz, im Commando ersetzt. In einer fürchterlichen Regennacht occupirte dieser das Haus des Königs zu Newport; die Soldaten durchräucherten mit ihren Lunten sämmtliche Gemächer. Am andern Morgen um 8 Uhr wurde der König unter tiefstem Schweigen auf's Festland nach Hurst Castle escortirt. Das war anders als zu den Zeiten des jovialen Cornet Joyce, und doch waren es erst zwei Jahre her!

Hurst Castle war ein Blockhaus, von Heinrich VIII. zur Küstenvertheidigung bestimmt, auf einer Landzunge in der See, von der Fluth umtost, mit engen dunkeln Räumen. Jede militärische Förmlichkeit hatte aufgehört; ein finsterer Capitän mit langem schwarzen Haar und Bart, ein ungeheures Schwert an der Seite, die Partisane in der Hand, machte die Honneurs.

Eines Tages hörte der König die Zugbrücke fallen. Er

fuhr zusammen. Will man ihn ermorden? Nicht so gerade; aber der fromme Oberst Harrison ist angekommen, diesmal einen gewesenen „Herrn zu suchen,“ den „Hauptdelinquenten“ nach London zu holen.

Der enge Ring, in welchem sich König Karl Stuart seit seiner Flucht nach der Insel Wight bewegte, hatte sich zur Schlinge zusammengezogen.

Der König wurde nach Windsor und dann nach St. James in London gebracht. Das Parlament constituirte sich als oberster Gerichtshof, und am 20. Januar 1649 begann die Verhandlung, die man den „Proceß Karl's I.“ genannt hat. Die Zeitgenossen sowohl als die meisten Geschichtschreiber haben sich dabei durch Worte täuschen lassen, und das menschliche Rühren, welches zuletzt Alles, was Menschengesicht trägt, im Unglück in Anspruch nehmen darf, ist grade unter dem Schutze einer Begriffsverwechselung reichlich genug ausgebeutet worden.

Einen König auf Leib und Leben anzuklagen, dazu bot das ganze statutarische Recht Englands keine juridische Handhabe. In den früheren feudalen Bürgerkriegen erschlug man die Könige auf dem Schlachtfelde oder man ließ sie einfach ermorden. Eine andere Proceßordnung gab es nicht. Wollte man für diesmal schlechterdings eine legale Form, so mußte man den König als Landfriedensbrecher vor ein altsächsisches Geschwornengericht stellen. Die Souveränität der Jury ließ sich in England behaupten. Das meinten die entrüsteten Soldaten, als sie verlangten, man solle den „Hauptdelinquenten“, den „großen Mörder“, justificiren „wie jeden Kesselflicker“. Der König selbst beschwerte sich, daß die Peers nicht im Gerichtshofe säßen; das Haus der Lords hätte er als oberster Lord anerkannt. Die 13 noch übrigen Lords des Oberhauses weigerten sich der Anklage zuzustimmen; das „gereinigte“ Unterhaus erklärte sich allein für souverän und zugleich für

den höchsten Gerichtshof. Wirklich souverän war Niemand mehr als die Armee, und zwar aus eigener Machtvollkommenheit.

Die Stimmung der Armee schildert Macaulay drastisch, wenn auch nicht grade ausreichend, also: „Die militärischen Heiligen beschlossen, daß den alten Gesetzen des Reichs und der fast allgemeinen Gesinnung der Nation zum Trotz, der König seine Verbrechen mit seinem Blute abbüßen müsse. Er erwartete eine Zeit lang einen Tod, wie ihn seine unglücklichen Vorgänger Eduard II. und Richard II. erlitten hatten. Aber er schwebte nicht in der Gefahr eines solchen Verraths. Die, welche ihn in ihrer Faust hatten, waren keine mitternächtigen Meuchelmörder. Was sie thaten, das thaten sie nach der Regel, damit es ein Schauspiel sei für Himmel und Erde, damit es in ewigem Gedächtniß bleibe. Sie freuten sich selbst heftig über das Aergerniß, das sie gaben. Daß die alte Verfassung und die öffentliche Meinung Englands dem Königsmorde direct entgegenstanden, ließ den Königsmord grade für eine Partei besonders lockend erscheinen, die eine vollständige politisch-sociale Revolution im Schilde führte. Um ihren Zweck zu erreichen, war es nothwendig, daß sie vorher jedes Stück der Staatsmaschine in Stücke brachen, und diese Nothwendigkeit war ihnen eher angenehm als schmerzlich."

Die siegreichen politischen Gegner constituirten also durch eine juristische Fiction einen höchsten Gerichtshof, dem der Jurist Bradshaw präsidirte. Ein anderer Jurist, Coke, war Generalprocurator. 69 Mitglieder des Unterhauses saßen zu Gericht — die erbittertsten Feinde des Angeklagten.

Eine „Anklage der Nation von England" wider ihren König als „Tyrannen, Mörder, Hochverräther an allen Freiheiten des Landes und Urheber blutiger Kriege" wurde ihm vorgelesen. Er lehnte jede Vertheidigung ab, da das Gericht nicht competent sei. Nur war kein Competenz-Conflict zu erheben, außer bei der Nachwelt. Dreimal wiederholte sich die Weigerung des Königs. Es wurden 32 Zeugen vernommen;

dann erfolgte die Sentenz, welche Karl Stuart als Tyrannen, Mörder, Verräther und Landesfeind zum Tode verurtheilte. Redigirt war sie von Thom. Scott, Henry Martin, Harrison, Lisle, Ireton und Love, adoptirt von 62 Mitgliedern im Conclave. In der öffentlichen Sitzung vom 27. Januar hielt Bradshaw eine lange, ernste, echt präsidiale Rede an den König, in welcher er ihm all sein Unrecht vorhielt und mit der Nothwendigkeit der Abwehr das Urtheil motivirte. Als dann Karl vor der Verlesung des Urtheils sprechen wollte, ließ ihn der Präsident in seine Sänfte bringen und durch ein Spalier von Soldaten nach Whitehall tragen. Die Soldaten schrieen: „Gerechtigkeit, Gerechtigkeit, Execution, Execution!" Aus der Masse des Volkes erhoben sich Gegenrufe: „Gott schütze Ew. Majestät, Gott befreie Ew. Majestät aus den Händen Ihrer Feinde!" Karl stieg aus der Sänfte und sagte, zu den Soldaten gewendet: „Arme Leute! für einen Schilling würden sie eben so laut gegen ihre Offiziere schreien!" Das war Karl's vorletzter grober Irrthum.

Am 28. transferirte man ihn nach St. James, wo er Niemanden empfing außer seinem Kammerdiener und dem Bischof Juxon. Am 29. sah er seine Kinder, die 12jährige Prinzessin Elisabeth und den 8jährigen Herzog von Glocester. Die Execution wurde auf den 30. angesetzt, der Befehl von 59 Mitgliedern unterzeichnet: John Bradshaw, Thomas Grey of Groby, Oliver Cromwell und 56 Andern.

Am 30. Januar escortirte man den König durch St. James' Park nach Whitehall in sein altes Schlafzimmer. Juxon betete mit ihm und reichte ihm das Abendmahl. Dann schritt der König festen Fußes durch den Bankettsaal, wo einst die fröhlichen „Masques" aufgeführt worden waren, durch eine in der Mauer angebrachte Oeffnung zum Schaffot. Zwei vermummte Henker in Matrosentracht erwarteten ihn. Der König hielt an die Nächststehenden — die Masse konnte ihn nicht hören — eine wohlpräparirte, kühle Ansprache, worin er sein Recht behauptete, alles Unglück des Volkes auf die Ver-

achtung der souveränen Rechte schob, jede Betheiligung des Volkes an der Regierung verwarf und die Rückkehr des Friedens in das Königreich davon abhängig machte.

Das war sein letzter Irrthum, wie es sein erster gewesen, ein Irrthum, der ihn zum Typus monarchischen Eigendünkels qualificirte und einer thatsächlichen Negation von Seiten des Volkes weit würdiger machte, als den schwachen, schwerfälligen Ludwig XVI.

Der Scharfrichter hob den auf den ersten Hieb gefallenen Kopf in die Höhe und rief: „Das ist der Kopf eines Verräthers!" Im Schlosse zu Windsor wurde der Leichnam beigesetzt; auf dem Sarge ließen die Getreuen die Worte eingraben: „König Karl 1648". Nach dem gregorianischen Kalender war es 1649, der Todestag der 9. Februar.

Die Urtheile über den „Königsmord" sind natürlich so verschieden wie die politischen Standpunkte. Es war eben eine geschichtliche That oder Unthat, je nachdem man die staatliche Entwicklung ansieht. Die Anhänger des Gottesgnadenthums datiren von solchen Eruptionen des empörten Gefühls alles Unheil der Folgezeiten; die Gegner der religiösen und politischen Absolutie finden es heilsam, daß ein Exempel statuirt werde. Leugnen kann man nicht, daß dieses Exempel in England gefruchtet hat.

Am Schnellsten ist jene oben berührte Sentimentalität, die dem königlichen Unglück nachseufzt, mit ihrem Urtheil fertig. Und Karl Stuart hat ihr Nahrung hinterlassen. In Carisbrook Castle auf der Insel Wight, wo er Hooker's „geistliche Politik" studirte und in Shakespeare's historischen Dramen die Nemesis nicht sah, die durch das Leben der Könige schreitet, schrieb er selbst „die königlichen Seufzer", die später von Andern unter dem Titel *Εἰκὼν βασιλική* oder „Bild des Königs" in Form eines Buches, mit Zusätzen vermehrt, herausgegeben wurden. Ein „seufzender König!" das war allerdings rührend genug. Wer aber das „Bild des Königs" näher betrachtet, der wird finden, daß es der Ausdruck der reinsten Cäsaropapie

ist. An den Prinzen von Wales heißt es: „Der höchste Ruhm des Fürsten besteht darin, die wahre Religion und alle Kirchengüter aufrecht zu erhalten; denn ich habe bemerkt, daß der Dämon der Religion sich gewöhnlich in einen Engel der Reform verwandelt und daß die alte Schlange sich in den Schein eines neuen Lebens zu hüllen weiß. Wenn gewisse Menschen fühlen, daß ihr Gewissen sie des Aufruhrs anklagt, so schließen sie ihm den Mund im Namen und Geschrei der Religion. Wenn die Frömmigkeit zu Gunsten des Friedens und der Geduld spricht, so predigen sie den Eifer." Karl fühlte sich eben von Gottesgnaden, die Bischöfe lehrten das als sein Recht, und ohne dieses Recht dachte er sich selbst nicht möglich.

Miß Hutchinson sagt in ihren Aufzeichnungen: „Karl machte sich kein Gewissen daraus, seinem Volke etwas zu bewilligen, wovon er entschlossen war, daß es ihn nicht länger verpflichten sollte als sein Vortheil erheischte. Denn er war ein Fürst, der weder Treu noch Glauben, weder Gerechtigkeit noch Großmuth in sich trug. Er war in seinem Eigenwillen der halsstarrigste Mensch, er wollte entweder absoluter König sein oder gar keiner." Miß Hutchinson scheint zu fragen: Dürfen die Könige ungestraft lügen und betrügen? Vor die letzte Alternative gestellt: Absolut oder gar nicht, hat Karl selbst gewählt. Die Thatsachen zogen lediglich die Consequenz.

War irgend ein Mann dazu angethan, seine Gegner zu verbitterten Feinden zu machen und die Feinde zu dem Entschluß zu drängen, endlich mit ihm aufzuräumen, so gewiß Karl Stuart. Er erkannte das Parlament in seinem Rechte an, und erklärte privatim diese Anerkennung für nichtig. Er schmeichelte der independentischen Armee, als er glaubte, sie als Werkzeug benutzen zu können; in dem Briefe an die Königin hießen die ruhmbedeckten Generale „jene Burschen". Oeffentlich entsagte er jeder fremden Hülfe, insgeheim forderte er sie von Frankreich, Dänemark und Lothringen. Oeffentlich leugnete er papistische Soldaten ab, unter der Hand autorisirte er zu deren Anwerbung, gelobte seiner Gemahlin die Papisten zu

dulden und ermächtigte Glamorgan, den Irländern die Anerkennung des Papismus zu versprechen. Oeffentlich wurde Glamorgan getadelt, im Geheimen gelobt. Er trieb ein schnödes Spiel mit dem englischen Protestantismus und vernichtete sich vor Parlament und Armee selbst.

David Hume war durch seine negative Stellung zur Religion gehindert, klar in diesen Dingen zu sehen. Nicht der „Chorrock" hat den König auf's Schaffot gebracht. Allerdings galt ihm die bischöfliche Kirche, der „Chorrock", als die festeste Stütze des souveränen bon plaisir. Aber nicht die durch den „Chorrock" am Tiefsten beleidigten Presbyterianer bereiteten ihm den Tod, sondern die viel toleranteren Independenten, denen die Form der Kirche gleichgültig war, wenn sie nur ihre persönliche Gewissensfreiheit gewahrt wußten. Was den König stürzte, war also nicht der „Chorrock", sondern das neue Princip der Subjectivität, das sich unaufhaltsam und unbarmherzig geltend machte. Wenn Jeder als Christ den Bischof oder den Reverend in sich trug, so war die nothwendige Folge, daß auch Jeder als Bürger auf ein Stück Souveränität oder Königthum Anspruch erhob. Da der König alle Souveränität, auch die über die Kirche, für sich begehrte, so war kein Compromiß mit ihm denkbar, und da die Independenten die Macht hatten, so beseitigten sie den König, den sie als Räuber ihres Gutes betrachteten.

Trotz allem Scharfsinn verfängt sich Hume in einer Oberflächlichkeit. Die persönliche Ansicht, daß alle Religion Unsinn sei, ist kein Maßstab für historische Beurtheilung. Die religiöse Weltanschauung, ob Sinn oder Unsinn, ist Jahrtausende lang das Motiv der menschlichen Handlungen gewesen, und wer den Gläubigen in ihre labyrinthischen Vorstellungsgänge nicht zu folgen versteht, begreift eben nichts von ihrem Thun.

Der beste Beweis hiefür liegt in der Verwunderung Hume's, daß der „Verbrecher" Cromwell bei so „heftigem Ehrgeize und so brennender Schwärmerei" dennoch „so gerecht und mäßig" gehandelt habe!

Der katholische Historiker der großen Rebellion, Lingard, ist gerechter gegen Cromwell als der Philosoph Hume und irgend ein Engländer bis auf Forster und Carlyle; gerechter als der Protestant Guizot in Frankreich und die Protestanten Raumer und Dahlmann in Deutschland, als alle Deutschen bis auf Ranke, Reinh. Pauli und den Biographen Sträter. Lingard sagt: „Mir scheint er den religiösen Fanatismus, den er so furchtlos zeigte, wirklich empfunden, und sein erstes Emporkommen mehr seinem Eifer für die Sache und der angebornen Thatkraft, als Absichten des persönlichen Eigennutzes verdankt zu haben."

Ueber das Wort „Fanatismus" ließe sich rechten, wenn man nicht jedes rücksichtslose Vorgehen auf Grund einer zur inneren Wahrheit gewordenen Ueberzeugung Fanatismus nennen will. Dem Fanatismus im bösen Sinne des Wortes sind wesentlich religiöse, d. h. unklare Vorstellungen ausgesetzt, die um so wilder in's Gelag hinein zur Handlung treiben, je wichtiger die vermeintlich auf dem Spiele stehenden Interessen sind.

Oliver Cromwell ist eben der umgekehrte Hamlet der reformatorischen Periode, der die stete Selbstbeschauung durch Entschlüsse aufhebt; der aufhört, der Sklave seines reflectirenden Bewußtseins zu sein; der des Gedankens Blässe mühsam von sich abthut und die That in ihre Rechte einsetzt. Er deducirte die Nothwendigkeit der Hinrichtung des Königs nicht nur aus der Bibel und mit der Emphase der Propheten, sondern berief sich im Gespräche mit den schottischen Commissären ausdrücklich auf Mariana's Buch vom Königthum und auf die Rechtsphilosophie des gewaltigen Buchanan. Er vermittelt das religiöse Phantasiren mit dem logischen Denken. Er bildet den Schluß und Ausgang der geistigen Befangenheit, die anderthalb Jahrhunderte gedauert hatte. Auf seine Gefahr, wie Jeder, der das Rad der Geschichte in's Rollen bringt; aber mit welchem Muth, mit welcher Ausdauer, mit welchem historischen Erfolge!

Die Republik auf vier Jahre.

Die Independenten und Republicaner standen am Ziele, die Königslosigkeit war erreicht. Was für die letztern Princip, war für die erstern ein einzelner Akt der Gerechtigkeit oder Rache. Diese Verschiedenheit bildete den Samen der Zwietracht zwischen ihnen.

Die Republicaner, gering an Zahl, hätten jetzt den Freistaat organisiren, sich innerhalb der Königslosigkeit häuslich einrichten mögen. Die Independenten, die aus religiösem Gewissen den König beseitigt hatten, dachten nicht daran auszuruhen, sie zogen jetzt die gesellschaftlichen Consequenzen aus ihrem Princip der freien Persönlichkeit. Sich zwischen beide zu stellen, die Presbyterianer und Royalisten im Nacken, war eine furchtbare Aufgabe.

Die ersten Schritte wurden noch gemeinsam gethan. Während die Getreuen den enthaupteten König zu Windsor beisetzten, schaffte das Parlament das Königthum als „unnütz, lästig und gefährlich für Freiheit, Sicherheit und Wohlfahrt des Volkes" ab, und bedrohte Jeden mit dem Tode, „der die Nachkommen der Stuarts wieder auf den Thron zu bringen versuche". Am 6. Februar folgte dem Königthum das Haus der Lords, das sich in der Katastrophe schon selbst beseitigt hatte. Cromwell stimmte gegen die Aufhebung der Lords! Niemand zwang ihn dazu, eher im Gegentheil.

Am 9. März folgten ihrem König auf dem Schaffot der Herzog von Hamilton, Graf Holland, Lord Capel. Ein neuer

Hoher Justizhof hatte sie verurtheilt, das Parlament bestätigte, während es vier Angeklagte begnadigte. Hamilton war der wetterwendische Schotte, der zuletzt die schottische Armee gegen England commandirt hatte; Graf Holland war zum Könige übergegangen; Lord Capel hatte im Langen Parlament zuerst Beschwerden vorgebracht und war später abgefallen. Er drapirte sich muthig vor dem Tode, sagt Whitelocke.

Das stolze Parlament von 1640! Mit 506 Mitgliedern hatte es seinen Einzug in Westminster und in die Geschichte gehalten; nach des Königs-Tode tröpfelten noch 77 zusammen. Als die Zahl durch Neuwahlen auf 150 gebracht war, erschien selten die Hälfte, meist nur ein Drittel. Der neugeschaffene Staatsrath der Republik zählte fast eben so viele Mitglieder, nämlich 42. John Milton, der vielbewährte Publicist, der getreue Spiegel der Independenten-Bewegung in den 40er Jahren, der Religionsphilosoph der „Reformation der Reformation", zugleich classisch gebildet, todter und lebender Sprachen Meister, wurde Secretär für die auswärtigen Angelegenheiten und Sprachen und lieferte gleich sein Probestück in einem Schreiben nach Hamburg. Der Staatsrath ließ ein neues Siegel anfertigen: die Karte von England und Irland mit den beiden Wappen auf einer Seite, auf der andern das Haus der Gemeinen in voller Sitzung! Darunter die Legende: „Das erste Jahr der Freiheit durch Gottes Segen". Der Schwerpunkt lag offenbar im Staatsrath. Wer hielt den Staatsrath zusammen? Ein Mann, der immer mehr ganz England bedeutete.

Die eigentlich religiösen Hallucinationen hatten ihre Bedeutung hinter sich, die ihnen nur durch den presbyterianischen Druck des Unterhauses gegeben worden. Es handelte sich jetzt nicht um die „Antinomisten", die das Moralgesetz für erledigt erklärten; nicht um die „Familisten", welche die Sündlosigkeit der mit dem Herrn zu einer Familie vereinten Erwählten lehrten; nicht um die „Rosenkreuzer", deren Doctrin von Deutschland herstammte. Ohne actuale Bedeutung blieb so-

gar ein Visionär wie der ehemalige Cromwell'sche Reiter James Naylor, der mit Pranger, Geißelung und Zuchthaus bestraft wurde, weil er im Geleite von Hosiannah singenden Männern und Frauen mitten im Platzregen als „Friedensfürst" und „König von Israel" durch die Straßen von Bristol zog. Wichtig, brennend, gestaltete sich erst der entfesselte Subjectivismus, als er sich ins Politische und Sociale übersetzte. Der unverwüstliche John Lilburn protestirte im heftigsten Demokratenton gegen die Privilegien des neuen Staatsraths und das eingesetzte Obergericht. „Englands neue Ketten entdeckt" und „das Fuchsprellen", so lauteten die Titel seiner Flugschriften. Am 29. März wanderten die Oberstlieutenants Lilburn und Overton nebst Anderen in den Tower. Als die Soldaten des Regimentes Whalley meuterten und sich weigerten nach Irland zu gehen, griff Cromwell durch und ließ den braven Lockyer, einen Soldaten von 23 Jahren, der schon 7 Jahre gedient hatte, kriegsgerichtlich erschießen. Aber der Leichenzug selbst nahm eine verdächtige Miene an; das Begräbniß wurde zur Demonstration.

John Lilburn ruhte auch im Tower, wo er übrigens in milder Obhut des Lieutenants lebte, keinen Augenblick. Am 1. Mai erschien von ihm ein ganzer Verfassungs-Entwurf sammt der Liste der nothwendigen organischen Gesetze unter dem Titel: „Eine Vereinbarung des Volkes zu einem festen und augenblicklichen Frieden auf Grund des gemeinen Rechts". Kein Mensch soll mit dem Parlament die souveräne Gewalt theilen. Dieses wird alle zwei Jahre nach Maßgabe der Bevölkerung gewählt. Die christliche Religion wird unter Gottes Beistand zur Reinheit der Lehre, des Cultus und der Zucht reformirt, gemäß dem göttlichen Wort. Das Volk wird öffentlich, ohne Zwang, darin unterrichtet; die Geistlichkeit auf Staatskosten unterhalten; die Zehnten sind abgeschafft; Papismus und Episkopalcultus werden nicht geduldet, aber auch die Strafgesetze hören auf. Die Steuer wird gleichmäßig vertheilt. Kein Mensch darf wegen Schulden eingekerkert, zum

Militärdienst gezwungen, noch wegen der Religion von öffentlichen Aemtern ausgeschlossen werden. In den Grafschaften wird das Volk sämmtliche Magistratspersonen frei ernennen. Die Gesetze, für alle gleich, wie die Gewissensfreiheit, werden in einem einfachen Codex zusammengestellt.

Welche verfrühte Weisheit in diesem hitzköpfigen Soldaten, den man einen Leveller oder Gleichmacher nannte, weil er das Princip der Herrschaft, um die sich bis dahin die Parteien — König, Presbyterianer, Armee und Independenten — gestritten, aus der Welt zu schaffen und durch eine demokratische Selbstregierung des Volkes zu ersetzen meinte!

Cromwell, der wie alle zur Gewalt Gekommenen die Pflicht der Gewalt zu empfinden begann, nämlich zu conserviren, äußerte sich über den Geist, der stets verneinte, dahin: John Lilburn müsse stets irgend Jemanden bekämpfen; fände er Keinen mehr, so würde er sich selbst theilen, und John wider Lilburn, Lilburn wider John sein. Unterdessen verordnete er ihm strengere Haft. Als Lilburn's ehemaliges Regiment meuterte, ließ er 14 herausgreifen, drei zum Tode verurtheilen und Einen davon standrechtlich erschießen. Es sollte ein Ziel gesetzt werden. Der Obercommandirende Fairfax drohte mit den strengsten Strafen gegen Insubordination. Da veröffentlichte Capitän Thomson in Oxfordshire das Programm der Rebellion: „Das Banner Englands rückt an." Man soll dem Lilburn keinen Finger krümmen! Cromwell rückt aus, überfällt die Meuterer, Capitän Thomson fällt für die demokratische Republik, ein Cornet und zwei Corporale werden erschossen.

Gegen die letzte Consequenz des Levellerthums wehrte sich selbst der radicale John Lilburn. Er beschränkte sich auf die politische Gleichheit und ließ die sociale- oder Eigenthumsfrage auf sich beruhen. Wer aber dem Wehen des befremdenden Geistes in dieser tief erregten Zeit aufmerksam lauscht, dem kann es nicht entgehen, daß unter der Oberfläche, auf welcher die Fragen: Königthum oder Republik, geschlossene Staats-

kirche oder freie Glaubensgenossenschaft, so lärmend und so blutig verhandelt wurden, die Haupt- und Grundfrage als causa prima arbeitete. Freilich war das Bewußtsein von diesem tiefinnersten Grunde ein lediglich instinctives, seine Aeußerungen kamen auf eine Caricatur hinaus. Und das grade bildet die erschütternde Tragik jener wie auch noch der spätern Zeit, daß die besten Köpfe und gesundesten Herzen vor lauter Religion und Theologie, selbst im Kampfe gegen diese, nicht zum klaren Einblick in die reale Natur der Dinge und Verhältnisse gelangten.

Die normannische Eroberung des 11. Jahrhunderts war eine große Confiscation des englischen Grundes und Bodens gewesen. Das Doomesday-Book ist das riesigste Monument der Expropriation im Großen und der classischen Bedeutung des Krieges, der stets, wenn auch oft nur indirect oder versteckt, auf Eroberung, d. i. Plünderung ausgeht. Dennoch war der agrarische Zustand Englands bis tief ins 15. Jahrhundert hinein unvergleichlich besser als später, namentlich im 17. Jahrhundert, und, fügen wir gleich hinzu, im 17. unendlich besser, als im 18. und 19.

Man macht sich eine ganz falsche Vorstellung von der Vergangenheit Englands, wenn man hört, daß gegenwärtig der eigentliche Grundbesitz sich auf 30,000 Familien vertheile. Das ganze Mittelalter ließ einen zahlreichen Bauernstand mit mittlerem und kleinem Besitz bestehen, wenn die Besitzer auch nach feudalem Rechte tributpflichtig waren. Ferner reservirte der Staat erbweislich immer große Strecken von Ländereien zum Besten des Volkes. Außer dem Lehen oder Afterlehen hatte der Bauer Theil am Gemeindelande und Gemeindewalde, also ein Weide- und Holzungsrecht.

Der Engländer Syme in seinem lehrreichen Werke über „die ackerbautreibenden Classen Englands" sagt uns, daß noch im 15. Jahrhundert England in ganz Europa bewundert war wegen der großen Zahl seiner Grundbesitzer und seines darauf begründeten Wohlstandes. Ja, noch am Ende des

17ten Jahrhunderts, zur Zeit des Oraniers, zählte England nach Gregory King 40,000 Familien im höheren und 140,000 im niedern Grundbesitz, ohne die 16,500 Familien adliger Eigenthümer mitzuzählen; wogegen heute die Hälfte des englischen Bodens 150 Familien gehört und in Schottland gar $19^1/_2$ Mill. Hektaren von 12 Eigenthümern besessen werden!

Schon vor Ablauf des 15 Jahrhunderts änderten sich die Dinge. Bisher war man in England wohlhabend gewesen, ohne reich zu sein. Man lebte aus dem Eigenen, aber man häufte nicht in Form des Tauschwerthes auf. Als aber die flandrische Wollmanufactur stets stärkere Nachfrage nach englischer Wolle erhob, erwachte bei den Grundbesitzern die Begierde nach Reichthum. Es galt jetzt Wolle zu züchten, und da war es vortheilhafter, Weideplätze zu haben als Kornfelder. Weideplätze erfordern geringere Arbeit als der Ackerbau, und Weideplätze tragen am Meisten, je ausgedehnter sie sind. So wurden allmählich der Hände weniger gebraucht und der kleine Grundbesitz vom großen aufgesogen.

Der normannische Adel existirte nicht mehr, der neugebackene war geldgierig, vertrieb die Hintersassen massenhaft von seinen Gütern, und griff in ebenso wenig berechtigter Weise den Gemeindeboden an. Die Klagen über beide Proceduren, das Bauernschlachten und die Aufhebung der Bauernrechte, wurden schon Ende des 15. Jahrhunderts laut. Heinrich VII. erließ 1489 ein Gesetz, welches den für unsere Zeit unbegreiflichen Satz aufstellte: Grund und Boden sei nicht lediglich zum Vortheil der Eigenthümer vorhanden; sie dürften ihn nicht zum Schaden ihrer Mitmenschen ausbeuten. Unter Androhung hoher Geldstrafen wurde befohlen, daß ein bestimmter Theil des Bodens dem Ackerbau verbleibe. Ebenso untersagte das Gesetz, Bauernhäuser, zu denen ein gewisses Areal gehöre, niederzureißen. Heinrich Lancaster hieß nicht umsonst der „König der kleinen Leute". Die Reformation mit ihrem großen Besitzwechsel, ihren Confiscationen und ihrem Günstlingswesen war dem kleinen Mann sehr ungünstig, und die

Entdeckung der amerikanischen Silberminen, die sich allmählich geltend machte, brachte den Tauschwerth und dessen Anhäufung erst recht in Schwang.

Durch die Aufhebung der Klöster verfielen große Landstrecken dem Schicksale des feudalen Bodens; die neuen Eigenthümer respectirten kein Herkommen, vertrieben die Colonen und Köther und jagten eine Menge Volkes heimaths- und erwerbslos ins Land. Gegen diese ganz Schuldlosen, die von der ökonomischen Wandlung ganz allein erzeugten „Vagabunden", wütheten dann neue Gesetze mit Auspeitschung, Staupenschlag, Brandmarkung, ja mit der Todesstrafe! Hier haben wir die drei Quellen des früher unbekannten Proletariats, welches die schwere Sorge der Elisabethischen Regierung und der Anlaß zur Armengesetzgebung wurde: Ausgekaufte, vertriebene und durch die Schafzucht überflüssige Bauern. Die angelsächsischen Vaganten lebten nothgedrungen von Wilddieberei und Straßenraub. Ihr echter National- und Classenheld war Robin Hood. Die Ansiedelungsakte duldete keinen 3jährigen Aufenthalt der Vagabunden, damit kein Anspruch auf Gemeinderecht erwachse. Elisabeth ließ die Haus- und Hoflosen auspeitschen, ihr Nachfolger Jakob sie hängen. Die Armuth war ein Laster. Und schon damals erwiderten die Eigenthümer auf die gegen sie erhobenen Vorwürfe: Wir können doch mit unserm Eigenthum machen was wir wollen! Heinrich VII. sagte ihnen das Gegentheil. Heinrich VIII., der an der Verschlimmerung der Dinge großentheils Schuld war, wiederholte dennoch die Verbote seines Vaters und untersagte durch ein Decret, mehr als zwei Güter und 2000 Schafe zu besitzen. Aber das seit dem 15. Jahrhundert überall hindringende römische Recht legte der Gewinn- und Geldsucht den Satz in die Hand: Eigenthum ist das Recht des Gebrauchs und Mißbrauchs (jus utendi ac abutendi).

Im 17. Jahrhundert gab es, wie wir sahen, noch 180,000 nichtadlige mittlere und kleine Grundbesitzer. Diese selbstän-

digen Leute, welche noch zahlreicher waren als die Pächter, bildeten mit den Handwerkern der Städte den Mittelstand und Kern der Nation. Auf jene Yeomen oder Freisassen stützte sich Oliver Cromwell, unter ihnen recrutirte er seine heiligen Schwadronen, aus ihnen ging die independentische Republik hervor. Auf der scharfgezogenen Gränze zwischen annectirendem und einhägendem Großgrundbesitz und dem durch die Enclosures oder Einhägungen immer wachsenden Landproletariate schlug er seine Zelte auf. Mit jedem weitern Jahrzehnt wäre seine Schöpfung schwieriger, ja unmöglicher geworden; denn in den zwei Jahrhunderten von 1670 bis 1867 sind den englischen Gemeinden 9 Millionen Acker Landes weggenommen und vom Großbesitz eingehägt worden. Das machte den selbständigen Kleinbesitz und die auskömmliche Existenz der Feldarbeiter immer zweifelhafter, bis endlich in unsern Tagen der Cottager das vollendete Bild materiellen und folglich auch moralischen Elends darstellt. Die Flüssigkeit jener Gränze, die sich durch keine Ueberzeugungstreue festbannen ließ, zwingt uns zur Anerkennung des Cromwell'schen Heroismus, aber auch zur Einsicht in die Vergeblichkeit seines heldenhaften Mühens. Ja, es will uns einleuchten, daß keine Republik irgend eine Bürgschaft der Dauer haben könne, so lange die ökonomische Grundlage der Gesellschaft flugsandartig hin und her wogt.

Sagen wir zur Ergänzung der Ackerbauverhältnisse ein Wort vom städtischen Handwerk, welches sich selbstverständlich dem allgemeinen monopolistischen Drange nicht zu entziehen vermochte. Dasselbe Vorurtheil, welches den mittelalterlichen Grundbesitz und Ackerbau umnebelt, waltet auch in Bezug auf die Handwerkerzünfte vor. Weil wir die Entartung des Zunftwesens der französischen Revolution mit Recht verfallen sahen, weil wir selbst nur die schäbigen Ueberbleibsel dieses Wesens kennen lernten, so sind die Meisten mit ihrem Urtheil über ein schädliches und albernes Monopol rasch fertig. Da hat nun

Lujo Brentano,*) ein Schüler Engels, allen die es wollten, trefflich den Staar gestochen. Erst im 15. Jahrhundert schlich sich das Monopol in das Zunftwesen ein, während die mittelalterliche Zunft eine freie Genossenschaft von Gleichen zu Schutz und Trutz gebildet hatte. Erst jetzt machten sich Capital und Familienverbindungen bei der Aufnahme geltend. Heinrich VII. verbot zu Anfang des 16. Jahrhunderts vergebens den Vorstehern, auf eigene Faust „neue Gesetze und Ordnungen über den Waarenpreis und andere Dinge zu ihrem eigenen Vortheile zu erlassen". Heinrich VIII. mußte das auf 40 Schillinge erhöhte Eintrittsgeld der Lehrlinge auf 2 sh. 6 d. beim Eintritt und auf 3 sh. 4 d. beim Austritt ermäßigen. 1536 erließ derselbe König ein scharfes Gesetz gegen das unberechtigte Streben der Zunftmeister, sich die Concurrenz der Lehrlinge vom Halse zu halten. Wie wenig das half, geht aus der Nachricht hervor, daß unter Jakob I. von 20 bis 100 Pfd. St. für die Aufnahme des Lehrlings gefordert wurden und daß gegen Ende des Jahrhunderts die Preise auf 500—800 Pfd. stiegen! Cromwell mußte den Specereihändlern gestatten, 30 Pfd. zu erheben. Auch die Erblichkeit des Handwerks datirt erst aus dem 17. Jahrhundert. Wenn Chaucer im 14. Jahrhundert die Gilden „große und feierliche Bruderschaften" nannte, so bezeichnete sie schon vor der englischen Revolution Francis Bacon als „Bruderschaften im Bösen".

Das Coteriewesen hielt seinen Einzug. Der Geselle durfte nicht verheirathet sein, der Meister mußte es sein oder doch gleich seine Braut, am Besten aus der Sippe, dem Urtheil der Zunftherren unterwerfen. Das Familienmonopol wurde zur Macht in der Zunft. In Folge davon kam ein Classenunterschied innerhalb der bisher Freien und Gleichen auf; es gab eine livery, reiche Meister, householders, die übrigen, und Arbeiter, freemen, yeomen, bacchelors. Die Verwaltung der

---

*) Vergl. Lujo Brentano: „Die Arbeitergilden der Gegenwart". Erster Band: „Zur Geschichte der englischen Gewerkvereine". Leipzig 1871.

Zunft war schon unter Jakob I. keine demokratische mehr; ein Ausschuß aus der Livery, der sich selbst ergänzte, herrschte oligokratisch. Den Vorstehern mußte Gehorsam geschworen werden wie einem Souverän. Grade im heftigsten Revolutionsjahre 1649 opponirten die Genossen der Tuchmacherzunft laut gegen diese Erschleichung, ohne etwas durchzusetzen. Nicht umsonst kommen übrigens in der Revolutionsgeschichte die Lehrlinge der City so oft vor; auch sie hatten ein sociales Interesse am Sturze der politischen Monopole; doch verharrten sie im Ganzen, auf gut städtisch, bei dem presbyterianischen Standpunkte und machten grade in der kritischen Periode des Streites zwischen Parlament und Armee den Independenten zu schaffen. Sie wollten eben leichter Meister werden. Hatten die Londoner Lehrlinge doch schon gleich zu Anfang des Langen Parlaments, im Jahre 1641, um Schutzmaßregeln gegen die eingewanderten Fremden petitionirt, die ihnen vollends die Aussicht auf selbständige Niederlassung verdürben.

Die Londoner Lehrlinge traten zu dieser Zeit ähnlich in engere Verbände zusammen, wie die Gesellen des Continents, welche sehr beanstandete „Bruderschaften" bildeten. Sie äußerten corporativ ihre Meinung über politisch-religiöse Tagesfragen, und als die Meister ihnen den „Spieltag" nehmen wollten, setzte das Parlament den zweiten Dienstag jedes Monats fest und befahl, an diesem Tage alle Läden zu schließen.

Die englischen Gesellen ihrerseits kämpften gegen Meister und Lehrlinge zugleich. Das begann schon unter Jakob I., wo die internen Verhältnisse der Messerschmiede in der Grafschaft York regulirt werden mußten. Die Gesellen verlangten durch das ganze Jahrhundert hindurch: die Lehrlingszeit müsse siebenjährig sein, kein Meister dürfe einen Arbeiter beschäftigen, der nicht zur Zunft gehöre; Lehrlinge dürften nicht ausgeliehen werden, weil sie den zünftigen Gesellen das Brod wegnähmen; kein Meister dürfe mehr als zwei Lehrlinge halten, zu dreien gehöre ein Geselle.

Die Zunft war sichtlich in einem Zersetzungsprocesse be-

griffen; durch den Spalt, der durch sie selbst hindurch ging, brauchte nur noch das große Capital einzudringen, so verwandelten sich die Vorsteher in Großproducenten, Gesellen und Lehrlinge gemeinsam in Heloten der Lohnarbeit. Einstweilen schonte aber die Regierung den Bestand der Zünfte; denn diese waren reich, und die Krone in der Regel mittellos. Ihre Domänen hatten durch die Werthverminderung des Geldes grade so sehr an Bedeutung verloren, als die Yeomanry und der Pächter dadurch profitirten. Schon Heinrich VIII. borgte von den Zünften, dann confiscirte er ihr sämmtliches Vermögen, welches in milden Stiftungen bestand, für welche in der katholischen Zeit jährliche Gebete bezahlt werden mußten. Elisabeth, Jakob, Karl, selbst die Republik zapften die Zünfte tüchtig an, erpreßten von ihnen so viel als sie konnten.

Die in sich selbst gespaltene Zunft mit einem sich selbst entgegenarbeitenden Räderwerk entsprach nicht mehr der neu aufgekommenen Productionsweise, dem Großbetriebe. Das Capital flüchtete daher aus den zunftpflichtigen Orten in zunftfreie, wie Manchester und Birmingham, und von da an entwickelte sich in voller Freiheit die Concurrenz des Manufacturwesens nach Außen wie nach Innen, hier und dort um die niedrigsten Preise, der Waare wie des Lohnes. Der Schutz der Arbeit wurde zur verpönten Sache.

Auch diesem Processe vermochte die Revolution keinen Einhalt zu thun; sie blieb bei der politischen Mündigkeit des Yeoman wie des Zunftmeisters stehen. Schon verstand Niemand mehr das Gesetz der Elisabeth von 1562, welches den Zwölfstundentag festsetzte, den Lohn der Gesellen alljährlich in den ersten Sitzungen nach Ostern von Friedensrichtern und städtischen Magistraten für das laufende Jahr bestimmen ließ und dieselben Behörden mit der Schlichtung der Streitigkeiten innerhalb der Zunft beauftragte. Noch einmal war Jakob I. darauf zurückgekommen und hatte Friedensrichter und Magistrate mit der Fixirung des Lohnes für zünftige wie nichtzünftige Arbeiter betraut. Das Alles schwand bald wie ein

Märchen aus grauer Zeit in die Vergessenheit. Das Großcapital und der Großbesitz, der selbst immer mehr Capital wurde, führten das große Wort; aber die Sphinx auf dem Thore der Gesellschaft wurde immer bedrohlicher und stellte stets bedrohlichere Räthselfragen.

Im Jahre 1649 murmelte die Löwenjungfrau erst leise und verworrene Worte; horchen wir aber aufmerksam hin, so wird uns das Lächeln vergehen, welches die meisten Historiker dieser Zeit, nicht grade zur Ehre ihrer Kenntnisse und Fähigkeit, zur Schau tragen. Die eigentlichen Levellers, der keckste Sproß der Independenten, gingen noch über John Lilburn hinaus; sie verlangten die Befreiung der Armuth von allen Abgaben und die Garantie der Subsistenz für jede Art von Arbeit.

Die eigentlichen Levellers sind die calvinistischen Baboeufisten, Chartisten, Socialisten, deren ökonomische Wissenschaft sich natürlich auf die Kenntniß des Punktes beschränkte, wo sie der Schuh drückte, eine Kenntniß, die dem Staatsrathe sogar noch abging. Wahrhaft rührend ist das Auftreten der Diggers, Aufhacker, Karstner. Unter Anführung ihres Propheten Everard gruben sie auf dem kreidigen St. George's Hill und auf St. Margaret's Hill bei Cobham (Surrey) den Boden um, säeten Rüben und Bohnen, 30 Mann hoch, versprachen Allen, die sich zu ihnen gesellen würden, Essen, Trinken und Kleider, und versicherten, bald viertausend zu sein. Sie übten das älteste Landesrecht, die Nutznießung des Gemeindebodens, der durch Parkanlagen so widerrechtlich verkürzt war. Das war der naive Protest gegen das alte historische Unrecht vom 11. Jahrhundert an, gegen den „Diebstahl", der „Eigenthum" geworden.

Das nicht eingehägte Land gehörte nach den Karstnern doch sicherlich der Nation oder der Gemeinde; im Princip aber, so fuhren sie fort, sei die Erde vom Schöpfer zur großen Schatzkammer des Unterhalts Aller bestimmt. Es sei der

Streit zwischen Kain und Abel, Abel brauche jedoch nicht immer erschlagen zu werden.

Etliche Friedensrichter mit den geängstigten Bauern der Umgegend und zwei Trupps Cavallerie trieben die Karstner auseinander. Der Prophet aber trat am 29. April 1649 vor den Mann Gottes Cromwell und erklärte ihm: Alle Freiheiten des Volkes seien verloren gegangen, seit Wilhelm der Eroberer ins Land gekommen; seitdem habe das Volk Gottes stets unter Tyrannei und Bedrückung gelebt, schlimmer als unsere Vorfahren unter den Aegyptern. Jetzt aber sei die Zeit der Befreiung da, Gott werde sein Volk aus der Sklaverei führen und es zu seiner Freiheit herstellen, die Früchte und Vortheile der Erde zu genießen. Jüngst habe er, Everard, eine Vision gehabt, die ihm befohlen: Stehe auf und grabe und pflüge die Erde und empfange ihre Früchte! — Ihre Absicht sei, die Schöpfung zu ihrer alten Verfassung zurückzuführen. So wie Gott versprochen, das dürre Land fruchtbar zu machen, so wollten sie jetzt die alte Gemeinschaft herstellen, um die Früchte der Erde zu genießen und den Ertrag an die Armen und Dürftigen zu vertheilen, die Hungrigen zu sättigen und die Nackenden zu kleiden. Sie hätten nicht die Absicht in irgend Jemandes Eigenthum zu greifen, noch auch Pfähle oder Gehäge niederzubrechen; sie wollten sich nur auf das beschränken, was gemeinsam und ungepflügt sei, und das nützlich für den Gebrauch des Menschen machen. Bald aber werde die Zeit kommen, wo alle Menschen freiwillig eintreten, ihre Ländereien und Güter aufgeben und sich dieser Gemeinschaft der Güter unterwerfen würden. — Als der Prophet mit seinem Collegen Winstanley vor Cromwell stand, behielten sie beide die Hüte auf dem Kopfe, weil er doch blos ihr Mitgeschöpf sei. — Selbstredend konnte ihre Mission keinen Erfolg haben.

Im Sommer desselben Jahres 1649 ließen diese wunderlichen Heiligen — 100 Jahre vor Jean Jacques — drucken: „das Eigenthum ist die Grundursache jeder Sünde; jetzt da der Tyrann von uns genommen ist, sollte es wirklich wieder dem

Wohle des Volkes dienen". Gegen diese Theorie wehrte sich der reine Demokratismus Lilburn's. Cromwell aber, der den Mittelstand auf die Bühne und zu Ansehen gebracht hatte, konnte nicht eine zweite, unfertige, aussichtslose Revolution wollen. Er ließ die Gemeindegüter in Surrey von den Everard'schen Colonisten säubern.

Im Parlament vertrat H. Martin die äußerste Richtung. Einmal ärgerte sich Cromwell so über ihn, daß er seinen Dolch in einen nebenstehenden Stuhl stieß und von „Harry Martin und seiner Bande von Levellers" sprach. Ein andermal sagte er im Scherz: „Sir Harry". Der Republicaner erhob sich und grüßte: „Ich danke Ew. Majestät. Ich habe immer gedacht, wenn Sie König werden, werde ich Ritter." Schon im ersten Jahre der Republik wurden zu Coventry Pamphlete confiscirt, die den Titel führten: „Charakter des Königs Cromwell."

Die innern Schwierigkeiten traten jedoch bald in Schatten vor der Lage Irlands und Schottlands. Das grüne Erin war seit 1641 noch nicht zur Ruhe gekommen, Protestantenmorde blieben an der Tagesordnung; die Katholiken hatten sich beständig im Einverständniß mit dem Könige gewußt oder doch geglaubt. Im Jahre 1648 hatte Graf Ormond, ein episkopaler Anhänger des Königs, auf eigene Faust die Pacification von Kilkenny mit den irischen Nativisten geschlossen, nach dem Tode Karls I. aber sogar den Prinzen von Wales sofort als Karl II. proclamirt.

Eine schwere Wolke englischen Zornes hing über dem keltischen Eilande. Auch die Schotten hatten eine Woche nach der Hinrichtung Karl's I. seinen Sohn als Karl II. zum Könige ausgerufen, unter Vorbehalt von Covenant und Bund mit England. Darüber verstand die nunmehrige englische Regierung keinen Spaß: das Parlament beschloß eine schroffe Erklärung nach Edinburgh, und der Staatsrath ließ die schottische Com-

mission, die sich eben von London nach Gravesend und dann nach Holland begeben wollte, um dem neuen Könige die Krone zu bieten, aufgreifen und an die schottische Gränze bringen. Die Spannung mit Schottland war also ebenfalls wieder da.

Der Royalismus, der — wie wir sehen werden — an den legitimistischen Höfen zu Madrid, Brüssel und Paris keine besondere Inbrunst entfaltete, bekundete sich im Auslande in einigen meuchlerischen Excessen der Privatrache. So wurde der Holländer Dorislaus, der beim Processe des Königs den Independenten juristischen Beistand geleistet hatte und dann als Ablatus des englischen Gesandten in den Haag gereist war, nächtens in einem dortigen Gasthofe von Schotten ermordet. Der Prinz von Wales mußte sich darob zu seiner Mutter nach St. Germain bei Paris begeben. Trotz der Sympathie mit den Mördern speiste er die Schotten mit ihrem Covenant trocken ab; er äugelte, wie der Vater, nach Irland. Nicht besser als dem Dorislaus erging es dem englischen Agenten Anton Asham zu Madrid; auch er wurde im Gasthofe überfallen und ermordet. Da kann man begreifen, wie sich Mazarin später erkundigte, ob ein französischer Gesandter zu London persönlich sicher sein würde. Der Frevel am Völkerrecht aber, der zu Madrid und im Haag verübt wurde, sollte den Holländern und Spaniern noch eingetränkt werden. Zunächst kam die Reihe an Irland.

Schon zwei Monate nach des Königs Tode war der Feldzug beschlossen. Cromwell, der anfänglich zögerte, nahm die Stelle eines Lordlieutenants von Irland an. Er verlangte und erhielt: die oberste Gewalt in Civil- und Militärangelegenheiten auf drei Jahre, 12,000 Mann Veteranen, 100,000 Pfd. baar in die Kriegscasse, zu seiner Equipirung 3000 Pfd., 10 Pfd. täglich als General in England, in Irland 2000 Pfd. auf drei Monate, Alles das außer der Besoldung seines neuen Amtes als Lordlieutenant-General und Generalgouverneur von Irland. Endlich bat er sich seinen Schwiegersohn Ireton als Unterbefehlshaber aus.

Am 10. Juni 1649 riefen drei Geistliche in Whitehall den Segen des Himmels auf seine Fahnen herab; Goffe, Harrison und Cromwell selbst legten die Schrift aus und der Lordlieutenant reiste ab. Sechsspännig fuhr er aus London, umgeben von einer berittenen Leibwache von 80 jungen Männern aus vornehmen Familien, unter schallendem Jubel der Bevölkerung. Man hat vielfach von „christlich-germanischer Politik" gesprochen, ohne zu wissen was man sagte. In jener sechsspännigen Staatscarrosse saß die christlich-germanische Republik; mit Cromwell verschwand sie für immer aus der Geschichte.

Der englischen Regierung stand in ganz Irland nichts offen als die einzige Stadt Dublin; alle sonstigen Städte, Vesten, Schlösser, Häfen waren zu erobern. General Monk glaubte sehr politisch gehandelt zu haben, als er mit dem Partisan O'Neil die dürftige Convention von Ulster abschloß; seine Soldaten jedoch hatten anders gedacht, ihn im Stich gelassen und zur Heimkehr nach England genöthigt.

Das Blutbad von 1641 stieg am Horizonte der Cromwell'schen Armee wieder auf; die Veteranen, denen der Herr bei Windsor Castle ihre Bestimmung enthüllt hatte, wollten auch an diesen „Delinquenten" Rache üben. Die Convention von Ulster wurde cassirt.

Cromwell landete und zog mit seinem Heere in Dublin ein. Seine erste Waffenthat war die Erstürmung von Drogheda oder Tredah am Ausfluß der Boyne. Ein für allemal stand bei Cromwell der Grundsatz fest, die Plätze zur Uebergabe aufzufordern, im Falle des Sturms aber keinen Pardon zu geben. So schreibt er wörtlich an den Commandanten von Roß unterm 17. October 1649: „Seit ich nach Irland gekommen bin, kann ich mir das Bestreben bezeugen, das Blutvergießen zu vermeiden. Ich bin vor keinem Platz gewesen, dem ich nicht erst solche Bedingungen gestellt hätte, die zum Besten und zur Erhaltung derer gedient haben würden, denen ich sie anbot. Mein Grundsatz ist nämlich, daß Volk

und Plätze, zu denen ich komme, nicht leiden sollen, es sei denn durch ihre eigene Verstocktheit."

Danach bemessen sich leicht die Anklagen der königlichen und sonst feindlichen Schriftsteller, die absichtlich oder aus Unverstand aus dem Lordlieutenant Cromwell einen blutdürstigen Tiger gemacht haben. Irland war englische Besitzung, Irland hatte jetzt acht Jahre lang rebellirt, Irland sollte einmal christlich-germanischen Ernst sehen: Unterwerfung oder Vernichtung! Kein Zweiter hätte so wenig Blut vergossen wie der gestrenge Oliver. Die Besatzung und die Bevölkerung von Tredah leisteten Widerstand; die Stadt mußte mit Sturm genommen werden. Am 11. September 1649 fand der erste Angriff statt. Er erreichte sein Ziel nicht; als Cromwell das von einer Batterie aus gewahrte, stellte er sich persönlich an die Spitze des zweiten Sturmes. Am 12. September war er Herr der Stadt. Er schrieb: „Ich glaube nicht, daß 30 der Vertheidiger mit dem Leben davon kamen. Die noch Uebrigen sind in sicherm Gewahrsam für Barbados (Zwangsarbeit in Westindien)." Das Gemetzel war furchtbar gewesen, kein Pardon gegeben worden. 1000 Einwohner kamen in einer Kirche um. Das war das erste Strafgericht über die ewig verrätherischen Royalisten und Kelten, die das theure Protestantenblut so schnöde vergossen hatten.

Trim und Dundalk ergaben sich auf bloße Botschaft. Dann marschirte das Heer von Drogheda auf Wexford. Wieder gab es keinen Pardon. Weiter nach Roß, dessen Gouverneur „Gewissensfreiheit" als Bedingung der Capitulation forderte; worauf Cromwell: „Wenn Sie unter Gewissensfreiheit die Freiheit der Messe verstehen, so halte ich es für's Beste, wenn wir offen mit einander reden und ich Ihnen kundthue, daß, wo das Parlament von England Gewalt hat, solches nicht gestattet wird." Der Platz ergab sich ohne Sturm.

So praktisch aber auch der Lordlieutenant den Aufstand niederwarf, so kurz sein Befehl, so rasch die Ausführung war: immer pflegte er dazwischen zu theologisiren. Im December

1649 hatte der katholische Klerus einen Convent zu Clonmacnoise gehalten und ein Manifest an die Gläubigen beschlossen, in welchem es hieß: Das Volk möge sich nicht täuschen lassen durch den Anschein von Huld und die milde Behandlung (die also zugegeben wurde), da doch die Absicht des Parlaments sei, sie Alle zu vernichten. Sie kämen Alle auf die Tabaksinseln, ins heiße Westindien, wohin schon viele geschickt worden seien.

Darauf antwortete Cromwell in einer feierlich langen „Declaration“. Zuerst opponirt er als protestantischer Theologe gegen die Unterscheidung von „Laien und Klerus“. In der ältesten Kirche seien lauter Brüder gewesen. „Euer Stolz erzeugte diesen Ausdruck; um schmutzigen Gewinnstes willen haltet Ihr ihn aufrecht, indem Ihr das Volk glauben macht, es sei nicht so heilig als Ihr, und es könne für seinen Pfennig etwas Heiligkeit von Euch kaufen, Ihr aber könntet es zäumen, satteln und reiten nach Lust.“ Dann kommt er als Politiker auf das Massacre von 1641: „im Frieden mit England, von dem das Volk den größten Nutzen zog, wurde dieses unerhörte Bubenstück vollbracht, auf Euer Schüren, die Ihr mit Friedensstiftung und Eintracht gegen den gemeinsamen Feind prahlt! Kann da Gott mit Euch sein?“ — Ihr klagt uns an, „wohlan denn, gebt uns ein Beispiel seit ich nach Irland kam, daß ein unbewaffneter Mensch ermordet, vernichtet oder verbannt worden wäre! Das Leben wird keinem Unbewaffneten anders als nach gerichtlichem Spruch und nach dem Gesetze genommen. Die Verbannung ist nur bei solchen angewendet worden, die in Waffen ergriffen, zum Tode hätten verurtheilt werden können. Und das oder Schlimmeres wird allen denen widerfahren, die auf Euer Hetzen zu den Waffen greifen. Alle, hoch und niedrig, die nicht bei dem Massacre betheiligt waren, mögen auf den gesetzlichen Schutz für Güter, Freiheit und Leben rechnen. Wer sich friedlich und rechtschaffen beträgt, wird gleiche Gerechtigkeit mit den Engländern erfahren. Und wenn der Soldat unverschämt gegen sie ist, so soll er

nach erbrachtem Beweise mit der äußersten Strenge bestraft werden. Und nun, wenn dieses Volk köpflings nach dem Rathe seiner Prälaten, Geistlichen und Leiter hineinrennt, so hoffe ich unschuldig an dem Elende, der Verwüstung, dem Blut und Ruin zu sein, die über es kommen werden, und ich werde mit Freuden die äußerste Strenge walten lassen." So war noch nie mit dem ultramontanen Klerus Irlands geredet worden.

Was die königlichen Schriftsteller wie Clarendon, Carte ꝛc. so emphatisch den „Cromwell'schen Fluch" genannt haben, der sich auf Irland niedergelassen, bestand in folgenden Maßregeln: die Betheiligung bei dem Blutbad von 1641 wird nach regelmäßigem Proceß mit dem Tode oder mit Verbannung und Confiscation bestraft; wer Waffen gegen das Parlament getragen hat, erleidet Confiscation; jedoch wird ihm ein Drittel seines Besitzes in einer andern Gegend angewiesen. Offenbare Papisten, die sich nicht thätlich vergehen, verlieren ein Drittel ihrer Güter (Das war das Harte); alle Andern gehen frei aus.

Es darf nicht aus dem Auge gelassen werden, daß von Toleranz in unserm Sinne in dem protestantischen Staat England damals keine Rede sein konnte, daß das neue Staatsprincip sich im schärfsten Gegensatze zum Katholicismus auffaßte; war ja doch das Katholisiren bei dem Könige als Hochverrath verfolgt worden. Das Elisabethische Zeitalter war noch nicht beendet, sein Princip stand vielmehr eben erst in Blüthe. Cromwell vollendete das, wozu die Königin nicht den Glauben und den Muth besaß.

Clarendon und Genossen haben für anderthalb Jahrhunderte den Schleier der Verleumdung und Anschwärzung um diesen Martin Luther zu Pferde gewoben, um schließlich zu gestehen, daß Irland durch die neue Gütervertheilung und die von Cromwell eingesetzte neue Landaristokratie glücklicher geworden sei als es früher gewesen.

Immer fest und sicher in seinen kriegerischen und poli-

tischen Maßregeln, ließ sich der Lordlieutenant nichts entgehen, was das Personal der Armee betraf. Jeden Akt der persönlichen Tapferkeit berichtete er nach London; die Hinterbliebenen der Gefallnen legte er dem Parlament warm ans Herz. Eine endemische „Landesseuche", die unvermeidliche Folge von Hungersnoth und Verwüstung, nahm den braven Oberst Horton weg; Cromwell lenkte die Aufmerksamkeit des Hauses auf dessen Sohn. Den Staatsrath ersuchte er, die vom Hause für Generallieutenant Jones votirten 500 Pfd. jährlich, auf irische Erbgüter angewiesen, sobald als möglich festzustellen. Lord Broghil in Munster hatte um 200 Pfd. gebeten, damit er seine Frau nach Irland kommen lassen könne; Cromwell unterstützte das Gesuch. Auch Oberst, dann General Robert Blake, der berühmte Admiral, wird erwähnt. Er beherrschte die irische Küste, wie Cromwell das Festland. Prinz Rupert verbarg sich mit dem Rest der abgefallenen Flotte vor ihm und marodirte noch eine Weile zur See, bis Blake ihn sammt seinem Bruder Moritz aus dem Tajo verjagte, einen Theil seiner Schiffe im Hafen von Cartagena zerstörte und den Rest bis nach Westindien vor sich hertrieb.

Die ganze irische Küste bis nach Cork, mit Ausnahme von Waterford, gerieth in die Gewalt Cromwells; auch das Innere des Landes ergab sich freiwillig oder gezwungen; der letzte militärische Akt, den er selbst leitete, war die Erstürmung des südlichen Clonmel, am 9. Mai 1650. Furchtbare Verschanzungen waren zu nehmen, der Feind focht mit verzweifeltem Muth. „Viele Leute wurden erschlagen." In der Nacht zog die Besatzung ab, die Bewohner capitulirten; man setzte am andern Morgen dem Feinde nach und erschlug noch 200 Mann.

Das Parlament sandte nach der Einnahme von Clonmel schon die zweite Aufforderung an Cromwell zurückzukehren, da die Schotten sich rührten. Er ordnete Alles auf's Beste, ehe er ging. Den irischen Offizieren, die sich ergeben hatten, gestattete er, Regimenter zu werben und sich in diejenigen Länder zu be-

geben, mit denen England nicht im Kriege sei. 45,000 „Curisees“ (Kürassiere) und sonstige Soldaten gingen nach Frankreich und Spanien. Irland wurde von ihnen befreit. Die Einnahme von Waterford überließ er seinem Stellvertreter und Schwiegersohn Ireton, hielt noch eine militärische und civile Inspection über die Grafschaft Munster und bestieg die Fregatte „Präsident“ zu Milford Haven.

Irland war nahezu pacificirt, aber eine Wüste voll Pestilenz. General Ludlow, der nach Ireton's Tod zu Anfang 1652 Lordlieutenant wurde, erzählt, daß die Iren schon im ersten Jahre der Rebellion durch Verbrennung der englischen Besitzungen und Verwüstung des Landes sich selbst eine Hungersnoth zugezogen hätten; daß sie Menschen brieten und aßen. Als der Krieg zu Ende gebracht war, sei eine Proclamation nöthig gewesen, welche das Schlachten von Lämmern und Kälbern für ein Jahr verbot, weil kein Vieh mehr vorhanden war. Cromwell hatte allerdings vortrefflich für seine Armee gesorgt; aber die „Landesseuche“ forderte auch von ihm Opfer.

Er aber wurde nach stürmischer Fahrt zu Bristol mit allen Ehren empfangen, die großen Kanonen donnerten dreimal; bei London, auf der Hounslow-Haide, waren Fairfax mit seinem Generalstabe und Mitglieder des Parlaments zu seiner Begrüßung versammelt; in Hyde-Park standen Musikbanden und die Vertreter der City, und von da nach Whitehall begleiteten den Sieger Jubelrufe und Artilleriesalven. Damals soll Oliver auf die Worte: „Welche Menge drängt sich da heraus, Ew. Lordschaft Triumph zu sehen,“ launig geantwortet haben: „Jawohl, wenn sie mich aber hängen sehen könnten, würden ihrer noch viel mehr sein!“ Es war der 31. Mai 1650.

Mit den Schotten mußte offenbar ein ernstes Wort gesprochen werden, deßhalb hatte man Cromwell abberufen. Die

Presbyterianer bestanden auf Karl II., aber mit dem Covenant, den der Sohn verabscheute wie der Vater. Karl zauderte, das feudal-katholische Irland wäre ihm lieber gewesen. Montrose erhob das rein königliche Banner, wurde aber von David Lesley, einem Verwandten Alexanders, geschlagen und gefangen. Wegen Verraths an der Nation und an der Synodalkirche zum Tode verurtheilt, wurde er erst gehängt, dann zerstückt; seine Glieder steckte man auf die verschiedenen Stadtthore Edinburghs. Vor seinem Tode bedauerte der tollkühne Ritter der Feudalität, nicht Glieder genug zu haben, um jeder Stadt der Christenheit einen Beweis seiner Treue zu geben!

Der zweite Karl Stuart, der solche Treue ebenso wenig verdiente wie der erste, der als Prätendent auf den christlichen Thron Mädchen und Weiber verführte, und mit der saubern Lucy' Walters, bekannt als Mrs. Barlow, der Mutter des unglücklichen Monmouth, umherzog, ließ den Montrose fallen, wie sein Vater den Strafford. Am 23. Juni war er in der Bucht von Cromartin gelandet: die Schotten nahmen ihn natürlich ins presbyterianische Gebet, wie weiland seinen Vater.

Auf beiden Seiten des Tweed wurde gerüstet. Da Fairfax das Obercommando ausschlug, so ward Cromwell Lordgeneral, Lambert sein Generalmajor, Whalley Generalcommissär; Regimenter führten die Obersten Overton, Pride und der tabakkauende schweigsame Georg Monk, dem die Soldaten in Ulster den Gehorsam gekündigt hatten.

Das Parlament verkündigte ein Manifest an die Schotten, die Armee in corpore desselbigen gleichen, und Cromwell selbst erließ eine ernstliche theologische Ansprache an die Covenanter, ehe er ihnen zeigte, was seine 11,000 Veteranen vermochten. Die Schotten ihrerseits trieben Theologie mit dem sehr weltlichen Könige. Dieser mußte täglich sechs lange Predigten anhören — die Messe Heinrichs IV. war doch kürzer —; dann entfernten ihn die orthodoxen Presbyterianer aus dem Lager, weil seine Anwesenheit sie die Gottseligkeit

ihres Unternehmens bezweifeln ließe! Endlich zwang man ihn zur Unterzeichnung eines specificirten Sündenbekenntnisses für sich und seinen Vater! Sein Vater habe sich in diesen Königreichen dem Werke Gottes widersetzt und die Götzendienerei seiner Mutter Gottes Zorn auf die Familie herabgezogen! — Ein ebenso vortrefflicher Sohn wie eine brillante Acquisition für „diese Königreiche und Völker", zeigte sich Karl in seiner ganzen Erbärmlichkeit, als er weinend unterschrieb. Dann ging „eine Erklärung von des Königs Majestät an die Unterthanen in den Königreichen Schottland, England, Irland" aus (16. August).

Dieses trübe Wirrsal mußte durchhauen werden. Zwar fand der Lordgeneral die Sache nicht leicht. Die schottische Armee war doppelt so stark als die seinige; die gut verschanzten Linien zwischen Edinburgh und Leith vermochte er nicht zu durchbrechen, zog sich daher östlich nach dem Meere zu. Seine Position bei Dunbar war am 3. September eine möglichst schlechte; hätte Cromwell umgekehrt die Schotten dort getroffen, er hätte sie sicherlich ins Meer geworfen, wo dann die Schaaren Pharao's mit Wagen und Reisigen ertrunken wären. So aber sieht er die Schotten mit 16,000 Mann Infanterie und 6000 Mann Cavallerie kaum anrücken, als er seinen 7500 Fußsoldaten und 3000 Reitern zuruft: „Der Herr hat sie in unsere Hand gegeben!" An seinen Freund, den Schwiegervater Richards, Richard Mayor, schreibt er, was allerdings starken Glauben voraussetzt: er habe 10,000 Gefangene, den ganzen Train, 30 Kanonen, Kugeln, Lunten, Pulver, 200 Fahnen und 10,000 Gewehre erbeutet. Der Feind lasse 3000 Todte auf dem Schlachtfelde, er selbst habe nicht 30 Mann verloren! Genug, die gottseligen Heiligen hatten einen eclatanten Sieg erfochten, diesmal den Covenant gründlich gezüchtigt, und der Lordgeneral schrieb, fromm wie immer, aber mit großer Absichtlichkeit, ans Parlament: „Erkennet Gottes Volk mehr und mehr an, denn hier sind die Wagen und Reiter Israels. Erhebt die Unterdrückten, hört die Seufzer

der Gefangenen in England! Stellt die Mißbräuche aller Gewerbe ab, und wenn es solche giebt, die Viele arm machen, um Wenige zu bereichern.... Das paßt sich nicht für eine Republik.... Dafür setzen wir unser Leben ein. Wir drängen auch nicht...."

Dann rückte die Armee nach Edinburgh. Der arme König, im Stillen erfreut über den Ausgang, dachte an Flucht nach den Hochlanden, wurde aber von den Schotten eingeholt und nach Perth gebracht. Die schottische Königskomödie war die Travestie des englischen Dramas: hier wurde der gekrönte König als Trainstück mit der Armee geschleppt, bis man ihm vor dem Königspalaste den Kopf abschlug; dort setzte man den König fest, um ihn zu krönen, während heftiger Zwiespalt zwischen den Royalisten (den „Männern der öffentlichen Resolution") und den Protestirenden oder Remonstranten ausbrach, die keinen Krieg mit England wollten. Am 1. Jan. 1651 wurde der König nach Scone in die alte Krönungsstadt gebracht, wo man ihm die Krone von Schottland aufsetzte. Karl beschwor auf's Feierlichste den Covenant. Die Royalisten hatten jetzt das Uebergewicht, die Protestirenden waren ohne Einfluß. Der neue Covenant-König trat an die Spitze der Armee.

Am 4. Februar 1651 ernannte die Universität Oxford den gelehrten Theologen und Militär Oliver Cromwell zu ihrem Kanzler. Der neue Kanzler erkrankte jedoch in Schottland und zog sich Ende Mai nach England zurück. Aus seiner Correspondenz lernen wir, daß die Cavallerie Helme trug, welche „Töpfe" hießen; daß die Kürassiere in Rücken- und Brustharnisch steckten; daß „Schnapphähne" deutsche Feuerschlösser sind, woran Stahl auf Flintstein schlägt, daß aber diese Vorrichtung zu theuer ist, um die Luntenschlösser ganz zu verdrängen. Auf 2030 Musketen kamen erst 30 Schnapphähne.

Der Lordgeneral erholte sich Anfangs Juli vollkommen, rückte wieder ein, drang nach Stirling, nahm Fife und eroberte den Sitz der schottischen Regierung, Perth. Die Schotten

überschritten ihrerseits die englische Gränze und rückten auf Carlisle. Als Cromwell das vernahm, zog er wie die Windsbraut nach — ein Brief von ihm ist aus Shakespeare's Stratford am Avon datirt — und erreichte sie am 3. Sept. 1651 Abends — wieder an seinem Siegestage — bei Worcester, südlich von Birmingham. Die schottische Armee wurde jämmerlich zugerichtet und in alle Winde zersprengt. Cromwell nannte das „einen so strammen Strauß, 4—5 Stunden lang, wie ich noch keinen sah.“ Der König begab sich auf seine abenteuerliche Flucht, die ihn erst am 17. Oct. 1651 zu Fécamp in der Normandie niedersetzte. Nächtens versteckte er sich in der „Königseiche“ und andern romantischen Gegenständen. Zu Pferde muß er sich drollig ausgenommen haben: Hosen von abgeriebenem grünen Tuch, das Wamms von schmutzigem Leder, aufgeschlitzte Schuhe, grünwollene Strümpfe; auf dem Kopf einen alten spitzen grauen Hut, in der Hand einen Dornstock: sehet da das „Bild des Königs“.

Der Covenant hatte dem armen Prinzen in Schottland nichts geholfen, in Irland dagegen gewaltig geschadet. Karl hatte den Katholicismus laut verworfen und sich als Presbyterianer bekannt. Ormond freilich wußte vom Könige: die Erklärung habe für Irland gar keine Gültigkeit, da sie ohne Zustimmung des Geh. Raths erlassen sei. Zu Breda hatte man dem Prinzen ja gelehrt: „Ehre und Gewissen seien Popanze; er thue besser, nur die Regeln der Klugheit und Nothwendigkeit vor Augen zu haben.“

Die Schlacht bei Worcester hatte einen gründlichen Effect; die überseeischen Besitzungen, auch Neu-England und Virginien, fügten sich jetzt willig der neuen Ordnung der Dinge und adoptirten das „Engagement“, d. h. die Regierung des Parlaments „ohne König und Oberhaus“. In Schottland freilich war nur der Royalismus besiegt, nicht der Presbyterianismus. Monk blieb nach Cromwell's Abmarsch als Stellvertreter dort, Ludlow räucherte auf gut Arabisch den Feind aus seinem letzten Versteck heraus; aber selbst die besten Freunde Englands

stießen sich daran, daß die englischen Soldaten keine Covenanter seien. Die Verstimmung dauerte fort, selbst als am 13. April 1652 die Union mit Schottland, die Beseitigung des Königthums und die Absendung schottischer Abgeordneter zum englischen Parlament proclamirt worden war. Aeußerlich herrschte Frieden.

In Irland starb Generallieutenant Ireton, ein ehrlicher und uneigennütziger Mann, nachdem er Limerick erstürmt hatte, am 25. Nov. 1651 an der „Landesseuche". Er wurde in Westminster begraben. Ludlow folgte ihm als Oberbefehlshaber. In der Statthalterei wurde Lambert durch Fleetwood ersetzt, der Ireton's Witwe heirathete. Die Beruhigung Irlands schlug freilich eigenthümliche Wege ein; während die streitbaren Männer im Auslande den Reislauf trieben, wurden die Wittwen der Gefallenen und Hingerichteten nach Westindien verschifft. Noch auf Cromwell's Befehl wurden 1000 junge Leute und 1000 Mädchen nach Jamaika deportirt. Sagrado, der spanische Gesandte zu London, bemerkt im Jahre 1656 zu diesen 1000 Jungfrauen: donne di allegra vita, a fine di far propagazione. Cromwell, der vor dem alten, ewig jungen irischen Räthsel stand, hätte am Liebsten alle Irländer aus ihrem Vaterlande verpflanzt und Neu-Engländer und Waldenser zur Einwanderung auf die grüne Insel überredet.

Am 1. Mai 1654 wurde die neue Bodentheilung begonnen. In Connaught und Clare wurden 800,000 Acker Landes an jene vertheilt, denen ein Drittel ihres Besitzes fern von der Heimath angewiesen werden sollte, während die confiscirten Güter in protestantischen Besitz kamen, zur Ablohnung militärischer Verdienste und Deckung von Kriegsschulden dienten. Die Widerspänstigen plünderten die Besitzer ihrer vormaligen Güter; sie wurden davon „Tories" genannt, von dem keltischen Toruighun, Plünderungshalber verfolgen. 200 Pfd. wurden auf den Kopf eines Bandenführers gesetzt, 40 auf den eines gemeinen Tory. Im Lande herrschte vollkommener Belagerungs-

zustand. Da der katholische Cultus untersagt war, so galt es als Hochverrath, einen Priester zu beherbergen. Man bekehrte zwangsweise, sandte die Kinder polizeilich zur Erziehung nach England. Die Klöster waren ausgehobene Nester, die Nonnen wurden über See geschickt. Ja, wenn es nur keine Irländer in Irland gegeben hätte!

Wiederum hatten des Krieges Stürme drei Jahre lang den innern Hader niedergeweht und überbraust. Keiner seiner politischen und religiösen Gegner mochte den Lordgeneral entbehren, so lange es die Sicherheit und Ruhe Englands galt. Nach der Schlacht bei Worcester änderte sich das. Die inneren Zielpunkte traten wieder hervor und einander entgegen, und vor allem hatte England keine feste Verfassung.

Die Partei Lilburn war nicht ruhig geworden; er selbst spielte die Rolle eines englischen Barbès und stiftete mit größter Selbstverleugnung fortwährend neue Unordnung. Er wanderte vom Tower in die Freiheit, dann vor die Jury, ins Exil, kehrte zurück, ohne den Herrschenden einen Augenblick Ruhe zu gönnen.

Die Größen der unüberwindlichen Armee, die Grandees, wie man sagte, standen wieder gegen die Staatsmänner, die in fetten Aemtern und an der Quelle saßen. Die Staatsmänner dachten auf Reduction der Armee, wie schon einmal. Wieder petitionirten und remonstrirten die Offiziere an das Parlament, um es an seine Pflicht zu erinnern. Cromwell war natürlich durch die letzten Siege noch gewachsen; die Stabsoffiziere sagten zu ihm: „demüthig legen wir uns und unsere Ansichten zu Ew. Excellenz Füßen.“ Die Geistlichen zu Newcastle wandten sich an seine „gottesfürchtige Weisheit“, brachten ihr Ansuchen „vor Gott und Se. Excellenz.“ Er hätte ein übermenschliches Wesen sein müssen, wäre ihm kein Gedanke an Befestigung seiner Stellung gekommen. Bei der officiellen Einholung zu Aylesbury betrug er sich „wie ein König.“

Die feinen Spürnasen, die juristischen Diplomaten, wie der Staatsrath und spätere Gesandte Bulstrode Whitelocke, wollen im Winter 1651/2 die ersten königlichen Gelüste bei Cromwell entdeckt haben. Damals soll er zu Whitelocke gesagt haben: „Wie wär's, wenn ein Mann es auf sich nähme, König zu sein?“ Worauf jener meinte, Cromwell habe bald Alles außer dem gehässigen Namen; es werde dann der Streit zwischen den Häusern Cromwell und Stuart ausbrechen. — Sind diese Worte wirklich gefallen, so hat Cromwell nach seiner ungebundenen Art einmal wieder etwas hingeworfen und dann den Andern reden lassen. Auch bei einer Zusammenkunft mit angesehenen Juristen und Offizieren wurde die Frage erörtert: Ob eine Republik, ob ein monarchisches Element? Cromwell wollte nie König werden, obgleich ihm das sogar neuere Demokraten verdacht haben.

Richtig war es, daß das öffentliche Recht Englands eine pure Negation zum Ausdruck hatte, die kaum während der Uebergangszeit vorhielt. Jeder Beamte mußte sich „engagiren“ auf das Parlament „ohne König und Oberhaus“; ja die civile Befähigung, z. B. einen Proceß zu führen, hing von diesem „Engagement“ ab. Gar viele nahmen das für Tyrannei oder schrien es dafür aus, und der constitutionelle Presbyterianismus wie der reine Royalismus benutzten die Sachlage zur Bildung von „Associationen“, in denen Rüstungen und Attentate geplant wurden, welche zu Staatsprocessen und Enthauptungen führten. Einer der früheren Adjutatoren im Cromwell'schen Lager, der nunmehrige Offizier Sexby, verirrte sich in seinem revolutionären Eifer bis zur royalistischen Verschwörung: so schnappen die Extreme in einander über.

Noch einen bedeutenden Akt nationaler Politik vollzogen die eifersüchtigen Gewalten scheinbar gemeinschaftlich. Es ist dies die Navigationsakte, am 5. August 1651, einen Monat vor Dunbar, von Whitelocke eingebracht, am 9. October, fünf Wochen nach Worcester, promulgirt. Die äußere Veranlassung war der Mord des Dorislaus im Haag; man wollte den Hollän-

dern für die Beherbergung des Stuart und die Verletzung des Gesandtenrechtes eine Lection geben. Der tiefere Grund lag in der Wiederaufnahme der Elisabethischen Handelspolitik: Alles für England, Beeinträchtigung der Fremden. Die Akte verordnete: Nur Engländer dürfen kaufmännische Geschäfte in englischen Colonien treiben; Producte Asiens, Afrikas und Amerikas dürfen nur auf englischen Schiffen eingeführt werden. Drei Viertel der Bemannung müssen englisch sein; dasselbe gilt für den Export in die Colonien. Zucker, Tabak, Baumwolle, Indigo, Farbhölzer dürfen aus den drei Welttheilen nur nach England ausgeführt werden. Europäische Waaren, die einen großen Raum einnehmen, dürfen nur auf englischen Schiffen oder auf Schiffen des erzeugenden Landes nach England gelangen (Todesstoß gegen den holländischen Zwischenhandel). Der Küstenhandel ist nur britischen Schiffen gestattet. Seefische, die nicht von Engländern gefangen und verfrachtet sind, zahlen den halben Zoll der fremden Waare (gegen Häring und Walfisch). Das Alles bei Verlust der Schiffe und Güter.

Es war die schroffste Kriegserklärung gegen den holländischen Welthandel. Holländische Schiffe besorgten bis dahin die englische Aus- und Einfuhr, englische Matrosen gingen in holländische Dienste; in den englischen Colonien und Factoreien gebot der holländische Handelsherr. Im Nordosten Europas war Mijnherr der Erbe der Hansa. Sein Handel war bedeutender als der aller übrigen Länder zusammengenommen!

Eine neuere Principienreiterei hat in dieser Akte die Verletzung der „Handelsfreiheit“ erblickt und diese namentlich Cromwell zum Vorwurfe gemacht. Wenn nur die „Handelsfreiheit“ nicht eine Schablone allerneuesten Schlages wäre, die gerade von dem Volke ausgegeben werden sollte, welches durch die Navigationsakte erst die Fähigkeit erlangte, der Concurrenz der anderen Völker zu trotzen! Und wenn man nur erst die Nationen mit nationaler Besteuerung aufheben wollte, ehe man andern Collectiv-Individuen Vortheile zuwendete!

Holländische Gesandtschaften zogen über den Canal, die englische Regierung umzustimmen und zur Zurücknahme der Akte zu bewegen. Vergebens. Es konnte nur noch darauf ankommen, ob die englische Kriegsflotte im Stande wäre die Akte aufrecht zu erhalten. Darüber mußte der Krieg entscheiden.

Cromwell war ziemlich unschuldig an der Navigationsakte, die er im Friedensschlusse mit Holland nicht einmal in ihrer ursprünglichen Schärfe aufrecht erhielt. Sie war vielmehr die That des Langen Parlaments, auf das wir jetzt unsere Aufmerksamkeit lenken wollen. Das Rumpfparlament, das sich seit 11 Jahren so sehr verändert und so nothdürftig ergänzt hatte, kam zu der Einsicht, daß es einer neuen Versammlung Platz machen, selbst aber sterben müsse. Nur über die Todesart waren die leitenden Männer: H. Vane, Bradshaw, Martin, Harrington, Scott, Sidney, Haslerig und Blake nicht einig. H. Vane, der bedeutendste Staatsmann zur Zeit, wollte sofort einen Nationalconvent gewählt haben. Dieser kühne und weise Gedanke ging nicht durch. Die Mehrheit zog einen Uebergang von der Gegenwart zur Zukunft vor. Am 18. November 1651 beschloß das Parlament eine neue Versammlung wählen zu lassen, die mit der alten zusammentagen würde, und setzte seine eigene Auflösung auf den 3. November 1654 — weit genug — an. Dagegen erbosten sich Cromwell und seine Offiziere, weil sie darin eine Verewigung der parlamentarischen Gewalt erblickten.

Oel ins Feuer goß die Frage nach der Reduction der Armee. Das Heer zählte nach der Schlacht von Worcester über 50,000 Mann, die monatlich 120,000 Pfd. kosteten. Auf Antrag Vane's war bald darauf zur Erleichterung des Volkes ein gutes Viertel an Mannschaft und Kosten gestrichen worden. Am 12. August 1652 kam der heiklige Gegenstand abermals vor das Parlament. Sofort versammelte sich in Whitehall ein Rath der Offiziere, der am 18. eine Petition vor das Haus brachte, welche nicht nur die Militärfrage,

sondern die gesammte politische Lage ziemlich dictatorisch behandelte. Die Petenten beantragten: die Beseitigung profaner, lästerlicher und unwissender Geistlichen, ihre Ersetzung durch gottselige Männer und die Aufhebung des Zehnten; eine gründliche Reform der Gesetze und Verwaltung; die Entfernung aller schlechten Beamten; die Anstellung gottesfürchtiger Männer; Abschaffung des Mißbrauchs der Accise; Versorgung der Armen und Bedürftigen; Bezahlung der Rückstände an die Armee; Ernennung eines Comité zur Aufhebung der Monopole und überflüssigen Aemter; Unterdrückung der Vagabundage und des gemeinen Bettels durch Arbeitsbeschaffung und Unterstützung; Schutz der Militärs gegen die Abschließung der Corporationen; Fürsorge für künftige Parlamente und für die Wahl frommer, der Republik ergebener Männer.

Eine andere Petition von vielen Tausenden aus dem Volke lag dem Parlamente vor, die sich politisch weit gründlicher aussprach; sie beantragte: Herstellung der Grundrechte der Nation nach allem Elend des Krieges; des alten Landrechtes bei allen Proceduren und Abschaffung aller Ausnahmsgerichte; Entscheidung durch Geschworne in jedem Anklageproceß; Abschaffung des Eides in eigener Sache; Einsetzung von Grafschaftsgerichten, Beseitigung des beschwerlichen Reisens nach London; kurzen Proceß gegen Uebelthäter; Bürgschaft, wo es sich zieme, kostenlose Unterhaltung der Gefangenen; Aufhebung jeder Molestirung in Sachen der Religion, die unversöhnliche Unruhen, Tyrannei und Aberglauben hervorrufe; Abstellung der Zehnten und des Erstgeburtsrechtes, dieses Erbstückes der normannischen Eroberung und der Hauptstütze für königliche Tyrannei; Beseitigung des Militärzwanges; freien Handel; Wahl der Sheriffs, Friedensrichter, Constabler ꝛc. durch das Volk; jährliche Erneuerung der Parlamente und Gemeinderäthe; Bezahlung der militärischen Rückstände, Sorge für die Armee, Anweisung wüsten Landes; endlich, zur Beschämung viel späterer Parlamente, Abschaffung der Schuldhaft und Freiheit der Presse.

Cromwell hatte seine Minen durch die Petiton der Offiziere gelegt; an der Execution hinderte ihn eine Weile der holländische Krieg, ein Seekrieg, den nicht er führen konnte. Das Parlament, in deutlicher Vorahnung des drohenden Unwetters, kam auf seinen Beschluß vom November 1651 zurück und decretirte seine Auflösung auf den 3. November 1653, um ein Jahr früher. 330 neue Mitglieder sollten zu den 130 alten kommen. Henry Vane beantragte, das alte Parlament habe dem neuen Rechenschaft zu legen und dann zu gehen. Diese Herabstimmung der parlamentarischen Ansprüche reizte die Gegner und führte die Krisis herbei.

Das Parlament, unter Vane's Führung, berieth seinen Gegenschlag, Cromwell mit seinen Offizieren tagte im Cockpit. Der Sprecher schickte sich an zur Abstimmung zu schreiten, da — es war am 20. April 1653 — erschien Cromwell im schwarzen bürgerlichen Anzuge, in grauwollenen Strümpfen, im Parlament. Die Musketiere hatte er, wie weiland der König seine Hellebardiere, draußen gelassen. Eine Weile saß er schweigend auf seinem Platze, als aber das Votum erfolgen sollte, rief er mit durchdringender Stimme: „Wir haben genug davon! Ich will Eurem Geschwätz ein Ende machen." Er tritt in den Saal, setzt seinen Hut auf, stampft mit den Füßen und ruft: „Es paßt sich nicht, daß Ihr hier noch länger sitzt. Ihr habt zu lange gesessen für das wenige Gute, das Ihr in der letzten Zeit gethan habt. Ihr sollt besseren Männern Platz machen." Und zu Harrison: „Ruf sie herein!" Zwanzig bis dreißig Musketiere mit Kugeln in den Schnapphähnen präsentirten das Gewehr. „Ihr nennt Euch ein Parlament," ruft er wieder in flammendem Zorn; „Ihr seid kein Parlament!" Die Hervorragendsten apostrophirte er, ohne sie zu nennen, aber mit treffenden Blicken: „Trunkenbolde", „Verächter von Gottes Gebot", „Corrupte, ungerechte Personen"! „Fort, sage ich im Namen Gottes, fort mit Euch!" Den Hammer des Sprechers gab er einem Musketier. Harrison führte den Sprecher Lenthall von seinem Sitz herab. „Ihr habt mich

dazu gezwungen, ich habe den Herrn Tag und Nacht gesucht, er möge mich lieber treffen, ehe ich dies thäte.“ Zu Henry Vane im Besonderen: „Du hättest das verhüten können, Du bist ein Casuist und Haarspalter. Der Herr befreie mich von Dir, Sir Harry Vane!“ Oberst Otley nahm den Hammer und die Schlüssel des Hauses zu sich. Anderen Tages las man auf der Thür: „Ein unmöblirtes Haus zu vermiethen“.

Und wieder war Alles zu Ende. „Kein Hund bellte als sie gingen;“ aber viele Männer murrten. Der Bauer von Huntingdon that ungestraft, was nur gewollt zu haben dem König Karl den Kopf gekostet hatte.

Cromwell hatte, gestützt auf seine Popularität, voll der besten Absichten, die er allein verwirklichen zu können glaubte, sein „Verbrechen“ begangen. Auch er setzte, im Geiste der neuen Theorie, die Staatsraison über das positive Recht; auch bei ihm erzeugte die ratio status den colaphus status, den colpo di stato, coup d'état. Fortan wird er doppelt, eigentlich einzig verantwortlich.

Unter den englischen Wochenblättern, die abwechselnd vom Montag bis zum Freitag erschienen, figurirte auch das Donnerstagsblatt, der Mercurius politicus, von Marchamont Needham mit vieler Umsicht und sogar mit Geist redigirt. Darin lesen wir über Reasons of state: „Die Ordnung der öffentlichen Angelegenheiten durch Staatsgründe, nicht nach der strengen Regel der Ehrlichkeit, ist epidemisch geworden. Um jedoch nicht mißverstanden zu werden, muß bemerkt werden, daß wir hier unter Staatsraison nicht das billige Resultat der Klugheit und geraden Vernunft verdammen, denn von solchen Entschließungen hängt die Sicherheit aller Staaten und Fürsten ab; sondern jene Staatsraison, die von verderbtem Princip auf einen indirecten Zweck ausgeht; die Staatsraison, welche des Staatsmannes Raison ist, oder vielmehr sein Willen und Gelüst, wenn er die Ehrsucht als Motiv zuläßt, Beförderung, Macht, Nutzen, Rache und Opportunität, um einen Vortheil zu erzielen, wie sehr es auch dem Gesetze

Gottes oder dem Gebot der Rechtschaffenheit und dem Völkerrecht widerstreite. Staatsraison ist der souveränste Befehl und der wichtigste Gebieter. Staatsraison ist die Karte und der Compaß des Schiffes. Staatsraison ist oft die Religion des Staates, das Gesetz, das Leben eines Staates. Das was auf alle Zänkereien wegen Mißregierung antwortet. Das was Krieg führt, Steuern auflegt, Angreifer ausrottet, Angreifer amnestirt, Gesandte entsendet und regalirt. Es kann Ja und Nein sagen, handeln und ungeschehen machen, die öffentliche Straße verlegen, aus Hochwegen Beiwege machen, den weitesten Umweg in ein Abschneiden verwandeln. Ist ein schwieriger Knoten zu lösen, den weder der Theologe durch die Schrift, noch der Jurist durch ein Präcedens entwirren kann: Staatsgründe lösen ihn durch hundert Mittel, von denen die Idioten nichts wissen. Die Staatsraison kann toben wie ein Soldat, Complimente machen wie ein Monsieur, gaunern wie ein Taschenspieler, stolziren wie ein Staatsmann und ist wechselnd wie der Mond in seinen Phasen."

Cromwell gedachte jedenfalls das Resultat der „Klugheit" und der „geraden Vernunft" zu ziehen. Folgen wir ihm weiter auf seiner Bahn.

Wie standen denn die auswärtigen Aspecten, und wie hatte sich das Ausland überhaupt zu den unerhörten Vorgängen auf den britischen Inseln gestellt? Was zunächst die Völker betrifft, so war der Protestantismus auf dem Continent durchgängig ein scholastisches Petrefact geworden. Was hundert Jahre früher durch die Adern der Menschen gerollt war und den Völkerwanderern eine zweite Jugend eingeflößt hatte, das stand jetzt als faule Lache still. Daß diese Rebellion gegen den Stuart, dieses Märtyrerthum der Prynne, Bastwick, Burton mit Calvin zusammenhangen, daß die Pym und Hampden Kinder des Hutten'schen Geistes sein sollten, daß dieses ungeschlachte Bauerngenie Cromwell einen Luther zu

Pferde bedeuten könnte: das fiel weder Holländern noch Deutschen ein. Nicht einmal den Holländern, die doch ihre Freiheit auf calvinischem Pathos aufgebaut hatten und die ihre politische Unabhängigkeit grade in dem Zeitpunkt anerkannt sahen, als der Kopf eines „Verräthers" auch an ihrem Glauben dem Volke gezeigt wurde. Die holländischen Pastores warteten vielmehr in Procession bei dem Prinzen von Wales auf; das reformirte Volk tobte fanatisch gegen die „Königsmörder". In Deutschland gab der talentvollste Dichter sein Votum über die englische Sache schon im Titel eines Dramas ab: „Karl Stuart oder ermordete Majestät". Ueberall in protestantischen Ländern, auch in Dänemark und Schweden, orgelte man die langweilige, aber verständliche Melodie ab: die Religion, dieses hehre Wesen, müsse frei und rein bleiben von der Mitwirkung zu solchen Attentaten; das sei eitel Mißbrauch der göttlichen Dinge.*)

---

*) Notiren wir doch nebenher die kulturgeschichtlich nicht uninteressante Ansicht des deutschen Volksliedes über die englischen Ereignisse. Hr. v. Ditfurth theilt sie aus einem „alten geschriebenen Liederbuch" mit, und sie leistet im Lyrismus, was des Andr. Gryphius „Ermordete Majestät" dramatisch vollbrachte.

Karl:

„O Cromwell, schäme Dich, Du bist mein Unterthan,
Greif' Deinen König nicht mit solcher Bosheit an!
Kennst Du den Himmel nicht, der solches rächen kann?"

Cromwell:

„„Was Himmel, was Hölle, was König, was Knecht?
Ich führe den Degen und gebe was Recht;
Ich strafe den König und Königsgeschlecht.""

— — —

Cromwell:

„„Was schnarchet, monarchet und schmähet Ihr viel?
Ein König muß leben wie Engeland will,
Wir setzen dem König ein Schranken und Ziel.""

Karl:

— — — „Pöbel."

Cromwell:

„„Was Pöbel! Es rufet ganz England gemein:
Justitia soll unsre Vertheidigung sein,
Wie lange soll Engeland rechtlos sein?""

Bedeutend kühler verhielten sich die Cabinette und zwar wesentlich die katholischen, die doch Veranlassung genug gehabt hätten, hier einen Auswuchs des bösen Protestantismus zu denunciren. Aber gerade die katholischen Minister und Diplomaten hatten von Wallenstein und Richelieu gelernt, das religiöse Pathos zu neutralisiren und den weltlichen Vortheil dafür desto besser im Auge zu behalten. Es ist daher interessant zu sehen, wie sich die Mächte, die sich während des Processes und nach der Verurtheilung des Königs mit formalen Befürwortungen begnügt hatten, nach der That gerirten, welche Haltung insbesondere der „älteste Sohn der Kirche" und der „allerchristlichste König" annahmen.

Sechs Tage nach der Hinrichtung richtete der spanische Gesandte zu London, Don Alonzo de Cardeñas, die Aufmerksamkeit Philipps IV. auf die Möglichkeit, die Gewissensfreiheit für die Katholiken von den Republicanern zu erlangen. Das konnte sich allerdings nur auf die philosophische Secte beziehen, war aber immer ein Compliment für die Republik.

Am 13. März 1649 fand zu Madrid eine Staatsraths-Sitzung über die Nachricht aus London statt, die Franzosen hätten Absichten auf Irland, was die Republikaner möglicherweise einem Bündniß mit Spanien geneigt machen könnte. Man sah in Madrid ein, daß eine englische Unterstützung der französischen Hugenotten nicht so übel wäre!

Der Statthalter der spanischen Niederlande, Erzherzog Leopold, frug in Madrid an, wie er es mit dem Prinzen von Wales halten, ob er ihm den Titel „König" geben solle oder nicht. Das kam also auf legitimistischer Seite schon sehr in Frage. Die spanische katholische Majestät condolirte dem „Neuen König von England" dürftig genug. Der Erzherzog Leopold aber erhielt die Weisung, Karl II. „Majestät" zu tituliren, den Brief jedoch vorzudatiren, vor der Ausschließung der Stuarts vom Throne! Wie wenig capitelfest!

Peñeranda, der spanische Gesandte zu Brüssel, schrieb an

Don Alonzo nach London: Karl II. sei angekommen. Ce pauvre diable a fait hier son entrée à Bruxelles avec une pompe égale à celle qu'on aurait pu mettre à recevoir son père. Peñeranda ist sehr besorgt, das englische Parlament möchte das krumm nehmen. Aber ces gens du Parlament sollen ja nicht glauben qu'on soit engagé au rétablissement de ce pauvre roi d'Angleterre." Aeußerst pikant ist es, daß die Spanier den Prinzen am liebsten den Franzosen auf den Hals geschickt hätten, während Mazarin grade die Spanier durch ihn zu compromittiren gedachte.

Aus der französischen diplomatischen Correspondenz scheint hervorzugehen, daß Mazarin schon im August 1649 Cromwell von Irland aus zum Besuch erwartete. Der französische Geschäftsträger in London, Hr. de Croullé, schreibt seinem Cardinal, Cromwell habe gesagt: „Wenn ich zehn Jahre jünger wäre, sollten alle Könige Europas vor mir zittern. Ich habe noch bessere Gründe als der verstorbene König von Schweden." Ein anderer Brief desselben Herrn de Croullé an den Cardinal Mazarin, vom 7. Nov. 1650, enthält in kurzen Andeutungen einen ganzen Band Geschichte. Jener Herr nennt zwar die englische Regierung ohne Weiteres „ces gens-ci," ist aber doch dafür, daß man einen Gesandten von ihnen mit aller Höflichkeit empfange, besonders da eine Allianz der Republik mit Spanien auf dem Tapet sei. Dann aber sind doch ces gens-ci sehr zu beachten: „Ihre neue Republik befestigt sich nach allen Seiten, ganz England lebt im Frieden, jeder Zollbreit Landes hat sie (die Leute da) anerkannt. Irland ist fast ganz unterworfen und hat so große Verluste erlitten, daß es durchaus geschwächt ist. Die Schotten sind unter sich getheilt, und es scheint, daß alles zusammen zur Befestigung dieser Leute und zum Schaden des Königs von England so wie derer, die sich ihm anschließen, ausschlägt. Obendrein sind sie mächtig zu Wasser und zu Lande; sie leben ohne Ruhmredigkeit und Prunk, ohne Eifersucht unter sich (?), sparen im Privatleben und verschwenden für die öffentlichen

Angelegenheiten, an denen Jeder wie an seinen eigenen arbeitet. Sie haben eine große Masse Geld, welches sie gut verwalten, beobachten eine sehr strenge Zucht, belohnen gut und strafen streng. Ich weiß wohl, daß sie kein Geheimniß daraus machen, alle Monarchien zerstören zu wollen und daß folglich alle Fürsten ein Interesse haben, sie zu Grunde zu richten, wozu ihre Verbrechen die ganze Welt im Allgemeinen verpflichten. Aber ich denke, daß, da man dazu noch nicht im Stande ist, es besser wäre eine Zeitlang die Augen zuzudrücken und sie zurückzuhalten, als ihnen zu stramm entgegenzutreten und sie dadurch zu Schritten zu bewegen, welche die Feinde Frankreichs nicht ermangeln würden auszunutzen . . . Uebrigens scheint der Krieg mit Frankreich beschlossen zu sein, man könnte große Summen darauf verwetten, daß vor dem Ende des Frühjahrs die Engländer eine Armee in Frankreich haben." Nicht so übel, ces gens-ci.

Noch pikanter, grundsätzlicher, weil grundsatzlos, ist ein Memoire des lockigen Cardinals selbst an die Königin Anna und ihren Staatsrath, aus dem Januar 1651. Hier heißt es: „Nach Ehre und Gerechtigkeit dürfte man die englische Republik nicht anerkennen, weil der König durch nichts seinen Ruf so schädigen könnte als durch Aufgebung des legitimen Königs (von England), seines nahen Verwandten, Nachbarn und Verbündeten, den er dadurch öffentlich beleidige, und daß er nichts Ungerechteres zu thun vermöge, als Usurpatoren anzuerkennen, die ihre Hände mit dem Blut ihres Souveräns besudelt haben — ein gefährliches Exempel in allen Monarchien, der Abscheu aller rechtschaffenen Leute." — Man sollte denken, da werde auch von einer Anerkennung keine Rede sein, da müsse Frankreich der gesammten Legitimität mit entschiedenem Beispiel vorausgehen.

Aber noch mehr, noch viel mehr. Sogar die Staatsraison, die sacrosancte Ratio status, der Gott aller politischen Künstler und Pfuscher, die brillante Erfindung des 17. Jahrhunderts, verpflichtet nach Mazarin zur Unterstützung

des legitimen Königs in Irland und Schottland; denn „wenn diese beiden Reiche erst beruhigt sind, so wird die Republik noch stolzer werden und vielleicht ihre große Macht am liebsten gegen Frankreich richten, wegen der großen Erbitterung und Eifersucht, die immer zwischen den beiden Völkern bestand und die grade jetzt durch Vorfälle zur See (die Engländer hatten französische Prisen aufgebracht) noch vermehrt worden ist“. —

Nun, so erklärt der Republik, daß Ihr sie nun und nimmer anerkennt, daß sie eine Ausgeburt der Hölle ist! Leider, fährt der Cardinal fort, „gebieten Ehre und Gerechtigkeit niemals, etwas gegen die Klugheit zu thun. Den König würde man doch nicht herstellen; wir müssen unsere Kräfte sparen, um ihm künftig nützlich sein zu können. England ist Herrin der See. Frankreich hat noch einen großen Krieg (mit Spanien) auf dem Nacken; eine Partei im Innern würde durch die Unterstützung Englands gefährlich werden. Thut man augenblicklich etwas zu Gunsten der Republik, so hindert das später nicht, günstige Umstände zu benutzen. Spanien würde zudem unsere Feindseligkeit gegen die Republik dazu bringen, sich auf jene Seite zu stellen“.

Also — da Ehre und Gerechtigkeit nichts sind — erkennen wir an! Wohlverstanden, einigen Profit müssen wir davon haben, daß wir unsern Ruf schädigen; denn „es wäre doppelt unzuträglich, eine Niederträchtigkeit zu begehen, wenn die Engländer nachher gleichgültig und kalt blieben, wenn sie am Ende noch stolzer und schwieriger in den Weiterungen würden, die wir mit ihnen auszugleichen haben“.

England soll nur einen Gesandten schicken, der dann als Repräsentant einer freien Republik behandelt werden wird. England wird uns für dieses Beispiel, welches der erste europäische König den übrigen giebt, dankbar sein. Man könnte sich sogar ein wenig darüber beschweren — holde Tartufferie — daß England zuerst sein Compliment anderswo (in Spanien, wo Asham ermordet wurde) gemacht habe. Aber achtgeben,

daß Frankreichs Annäherung nicht von England als Sporn gegen die Spanier gebraucht wird, um diese zum offenen Bunde zu treiben! „Wir müssen mit einem Worte vermeiden, die Republik anzuerkennen, ohne sicher zu sein, daß der Ausgleich folgt; denn sonst würde man sich einer öffentlichen Schande ohne jeden Profit aussetzen." — Die Schande ginge noch an, sogar die öffentliche, aber der Profit muß herein!

Welcher Genius des Lichts ist der brutale Oliver Cromwell gegen diesen Asmodeus der tückischen, jesuitisch-spitzbübischen Gewissenscapitulation!

Wer aber bis zur Schlacht bei Worcester noch geschwankt hatte, ob er mit der englischen Republik rechnen müsse, der zauderte von da ab keinen Augenblick mehr, ihr alle Ehre anzuthun. Toskana, Venedig, Genua, die Hansestädte, die Schweizer Cantone, die kleinen deutschen Fürsten ließen sich zu London vertreten und baten um Gegenseitigkeit. Aus Schweden, Dänemark und Portugal brachten außerordentliche Gesandte Briefe der Könige, die in feierlichen Audienzen überreicht wurden. Man drängte sich um Allianzen. Im December 1652 entschloß sich auch Mazarin durch einen außerordentlichen Gesandten „An unsere sehr lieben und großen Freunde, die Leute des Parlaments der Republik England" zu schreiben; der Brief wurde jedoch ungelesen zurückgegeben, bis es hieß: „An das Parlament der Republik England."

Holländische Zustände.

Wir müssen jetzt bei unsern alten Freunden aus dem 16. Jahrhundert, bei den nördlichen Niederländern oder Holländern wieder anknüpfen. Sie haben sich mittlerweile selbständig gemacht, haben jedoch dabei ihrer Physiognomie jenen mammonischen Zug noch tiefer eingeprägt, den wir bereits früher bei ihnen entdeckten.

Bis zum Jahre 1648 kämpfte die junge Republik weiter, zur See wie zu Lande, gegen Spanien und erlangte dann ihre volle staatliche Unabhängigkeit. Ihr Colonialwesen hatte schon 1596 mit der Occupation der Insel Java begonnen, die noch jetzt die milchgebende Kuh des Staates bildet. In diesem „Garten des Archipels" besaßen die Holländer ihren fünften Erdtheil, noch ehe Australien entdeckt war. 1601 entstand die ostindische Compagnie, und die Ausbeutung der Sundainseln wurde bald nach der unbarmherzigen Schablone des Monopols betrieben. Man beschränkte die Production gewisser Gewürze auf bestimmte Localitäten, die Gewürznelken auf Amboina, die Muskatnuß auf die Bandainseln, um theurer verkaufen zu können. Der Grundsatz, daß die Production um des Reinertrages willen betrieben wird, der sich in der eigentlichen Industrieperiode als Würgengel furchtbar machen sollte, herrschte in Bezug auf die Colonien schon damals in vollster Ausdehnung. Der calvinistische Mijnherr wurde ein scham- und schonungsloser Ausbeuter; er trieb in Asien Bestechung, Verrath, Meuchelmord und alle denkbare Niedertracht. Er stahl Menschen auf Celebes, um sie auf Java zu Sklaven zu machen. Auf Malacca bestach er den portugiesischen Gouverneur und ermordete ihn dann, um nicht zu zahlen. Sein Capital wuchs bergehoch und der Pauperismus oder die Massenarmuth entsprach vollkommen den aufgespeicherten Schätzen der Auserwählten.

Dieser speculative Geist, den Holland zuerst im modernen

Europa aufbrachte, führte auch, man kann nicht sagen Tolèranz, wohl aber Gleichgültigkeit gegen die asiatischen Religionen herbei; nicht mehr um der Gewissensfreiheit willen, sondern zur Beseitigung der Concurrenz unterstützten holländische Schiffe den Micado in Japan beim Niedermetzeln fremder Katholiken. Als sich die Holländer 1641 der Straße von Malacca bemächtigten, waren sie Herren der Verbindung zwischen dem bengalischen Busen und dem chinesischen Meere. Sie brachten den Thee nach Europa. Um diese östliche Laufbahn bis ans Ziel zu verfolgen, erwähnen wir gleich hier, daß Holland 1657 den Portugiesen Ceylon wegnahm und daß die Eroberung des Caplandes auf der Spitze von Afrika den Schluß bildete. Diese Spitze trägt nach dem Entdecker den Namen Cap Hoorn.

Die westindische Compagnie wurde 1621 durch Moritz von Oranien, den Sohn des Schweigsamen, gegründet. Eine Weile besaßen die Holländer Brasilien, bis sie diese Welt an das von Spanien freigewordene Portugal zurückerstatteten. In den nordamerikanischen Oststaaten hatten sie festen Fuß, New-York ist als Neu-Amsterdam von ihnen gegründet worden.

Die Ostsee war den Nachfolgern der Hansa zinsbar; sie verfrachteten die Waaren aus Rußland und den nordischen Königreichen; die polnische Weichsel lieferte das Getreide. Der Häring der Nordsee brachte ihnen jährlich große Summen ein; hierbei trafen sie auf das emporstrebende England und mußten das entscheidende Duell mit ihm ausfechten. Kaffee und Tabak kamen den Deutschen lange ausschließlich von Holland. Im Jahre 1634 bestand die holländische Handelsflotte aus 34,850 Schiffen mit 2 Millionen Tonnen; Colbert noch meinte, die Holländer besäßen allein vier Fünftel der europäischen Marinen.

Daheim verarbeiteten sie die Rohproducte zur fertigen Waare: Tabak, Zucker, Getreide, Schafwolle, Flachs. Glas und Diamanten verstanden besonders die Juden zu schleifen.

Ihre gebrannten Wasser wurden berühmt und sind noch heute bekannt; ihre Bierbrauerei florirte. Das ganze Land wurde von Canälen durchfurcht, die niedrig gelegenen Städte hatten ihre Grachten, wie Venedig seine Lagunen. Die einfache Treckschuyt, das Zugschiff, versah die Stelle des heutigen Dampfers. Aus dem Canalschlamm entstanden die Klinks oder Ziegelsteine zum Häuserbau; das Delfter Steingut wurde in jedem Haushalt unentbehrlich.

Die bürgerliche Industrie und Technik fand auch ihre Anwendung auf das Kriegswesen; Geschützfabrikation und Ingenieurkunst erreichten einen hohen Grad von Vollkommenheit. Minengraben und Bombenflug wurden methodisch gelehrt und getrieben. Im Festungsbau besaß Holland die erste Autorität an Coehorn, bis Vauban in Frankreich auftrat. Auch die Seefahrt wurde wissenschaftlich begründet, Huyghens nahm den ersten Platz unter den Nautikern ein; vortreffliche Seekarten und Beschreibungen waren an Bord der Schiffe. Der Erwerbstrieb erzeugte und spornte den Entdeckungstrieb, der vor keinen Gefahren und Schrecken erbleichte. Holland war an die Stelle des Elisabethischen England getreten; die Drake, Davy und Forbisher hießen jetzt Heemskerk, Linschot, Barendsz; sie versuchten sich an der nördlichen Durchfahrt und gelangten nach Spitzbergen und Nowa-Zembla.

Bei so großartigem Handels- und Rechnungswesen mußte der Geldverkehr eine andere Form annehmen. Die erste Girobank diesseits der Alpen entstand 1609 in Amsterdam; um der stetigen Münzverschlechterung und -Beschneidung zu entgehen, deponirten die Kaufherren und Fabrikanten ihr gutes Geld in der Bank und ließen ihre Wechsel in Bankpapier zahlen. Die Antheilscheine der beiden indischen Compagnien bildeten ein Speculationspapier und wurden Gegenstand von Zeitkäufen mit Differenzen. Auch die mit besonderer Vorliebe gepflegte Tulpe, zuerst theuere und seltene, dann auch imaginäre Arten und Abarten, wurden an der Börse cotirt, bereicherten oder ruinirten den „Geber“ und „Nehmer“.

Der Handel war die Geburtsstätte des Massencapitals, welches sich durch das Geldsystem zur früher unbekannten wirthschaftlichen Großmacht aufschwang. Die Großindustrie begann ihre glänzenden Siege zu feiern und auch der Ackerbau wurde durch das Pachtwesen der neuen Großmacht allmählich unterthan. Börsen und Staatsschulden, siamesische Zwillinge, bildeten bald die Reservoirs und Pegel der vorhandenen Capitalmasse, deren Orgien im Börsenspiel gefeiert wurden. Das 17. Jahrhundert legte die Fundamente der neuen Volkswirthschaft, das 18. errichtete die Mauern und das 19. brachte den nicht unbedenklichen Bau unter Dach, ohne bis jetzt den Blitzableiter erfunden zu haben.

Die Fragen: ob Monopol, ob Freiheit der Banken, ob überhaupt freie Concurrenz oder Schutz erworbener Positionen, ob fester Zinsfuß oder freier Wucher, welche jetzt die frühere Frage: ob Glaubenszwang oder Gewissensfreiheit, nach und nach verdrängten, beschäftigten mehr als ein Jahrhundert vor der eigentlichen Gründung der Nationalökonomie das finanzielle und kaufmännische holländische Publicum.

Sehr interessant ist es, was Hr. Heinrich v. Treitschke*) anführt, daß der große Kleinmaler Franz v. Mieris an den Begründer des humanitären Völker- und Naturrechts, Hugo Grotius, geschrieben: „Der Rechtsgrund des Eigenthums ist die Arbeit", mehr als 100 Jahre vor Adam Smith! Herr v. Treitschke führt auch noch an, daß im Jahre 1656 in Holland die Civilehe eingeführt worden sei! —

Die holländische Gelehrsamkeit des 17. Jahrhunderts ist sprichwörtlich geworden. Die Philologie, die in Deutschland und England so viel durch die Bürgerkriege gelitten, setzte sich auf dem Schwemmboden der Nordseeküste zu fester Ruhe nieder. Der gesammte Grund der Bildung waren die classischen

---

*) „Historisch-politische Aufsätze", 3 Bände, denen wir manche Details entnahmen.

Sprachen und Literaturen, besonders Grammatik und Antiquitäten. Auch die nationale Poesie der Heinsius und van Vondel ruhte auf diesen Studien. Wir haben schon gesehen, daß Heinsius den Opitz erzeugte.

Die großen Rechtsfragen betreffend das Verhältniß von Staat und Kirche, die uns noch beschäftigen werden, das Völkerrecht in Krieg und Frieden: hier fanden sie fleißige und gelehrte Bearbeitung. Graswinkel und Salmasius vertraten das göttliche Recht, Spinoza, der Begründer einer ganz neuen Weltanschauung, die demokratische Freiheit und das Recht der Gesammtheit. Hugo Grotius strebte von der biblischen Politik zur rationellen und humanen.

Das eigentliche innere Getriebe des holländischen Geistes werden wir aber erst kennen lernen, wenn wir uns zu den politischen Angelegenheiten wenden und hier den Schlüssel zu gewissen intricaten, scheinbar unbegreiflichen Dingen suchen. Vorab litten die sieben Vereinigten Provinzen an dem den Republiken oft so gefährlichen Mangel der Einheit, selbst in den nothwendigsten Dingen. Der große englische Diplomat und Staatenkenner Will. Temple bezeichnete diesen Uebelstand später mit dem witzigen Ausdruck: „Die veruneinigte Regierung der Vereinigten Provinzen". Dieser Individualismus der einzelnen Provinzen — in der Schweiz „Cantönligeist" genannt, in die Geschichte Nordamerikas blutig eingeschrieben mit den Namen „Föderalisten" und „Conföderirte" — ist eine germanische Stammeseigenthümlichkeit, die vorsichtig angefaßt sein will, um zum Guten gewendet zu werden. In Holland aber kam dazu, daß wirklich selbständige Gebiete, die nur durch die spanische Herrschaft verbunden waren, sich freithätig zum Widerstande gruppirten und so immer nur einen nach Außen gerichteten Complex bildeten. Drittens gesellte sich die diesem individualistischen Wesen entsprechende calvinistische Gemeinde- und Synodalverfassung dazu, die den Localgeist noch einmal besonders verschärfte. Die Wirkungen dieser drei Factoren sind bis auf unsere Tage sichtbar geblieben und traten noch bei Be-

rathung der Eisenbahnlinien in den Generalstaaten des Königreichs Holland recht prägnant hervor.

Zu Anfang des 17. Jahrhunderts hatte der holländische Individualismus seine imposanten typischen Vertreter an den Anwälten und Lenkern der Einzelstaaten, namentlich der Provinz Holland. Da waren der gewaltige Oldenbarneveldt zu Moritzens Zeit, der alte de Witt neben Wilhelm II., die beiden Söhne des letztern, Jan und Cornelius de Witt, im Interregnum der Statthalterschaft und zur Zeit Wilhelm III. Ein harter Gegensatz bildete sich zwischen diesen Persönlichkeiten und den nach einheitlicher Macht strebenden Oraniern, ein Gegensatz, den man am kürzesten als den Kampf zwischen Staatischen und Staatlichen bezeichnen kann. Staatisch weist nämlich auf die Einzel-Staaten oder Provinzen, Staatlich auf die Einheit und die mit ihr verbundene Gewalt hin.

Unter dieser Beleuchtung bekommen auch die dogmatischen Streitigkeiten innerhalb des Calvinismus Sinn und Bedeutung. Die Staatischen waren schon früh des Krieges mit Spanien müde; sie unterstützten aus allen Kräften die Bestrebungen Heinrichs IV., den Waffenstillstand von 1609 zu Stande zu bringen. Die Staatlichen, der Statthalter Moritz an der Spitze, fügten sich nur ungern in die Waffenruhe, weil Armee und Kriegsflotte dadurch nothwendig in den Hintergrund gedrängt wurden.

Kaum war der militärische Waffenstillstand geschlossen, als der theologische Krieg ausbrach. Arminius, Professor in Leyden, opponirte der strengen Prädestinationslehre und hielt sich mehr an Zwingli und Luther; er sprach sich ferner für eine nähere Verbindung von Kirche und Staat aus, gegen die schroffe calvinistische Absonderung der kirchlichen Gemeinde. Sein Gegner und College Gomarus vertheidigte mit Heftigkeit die strenge Gnadenwahl und den Demokratismus der Kirche. Auf Seiten des Armin finden wir Jan van Oldenbarneveldt, Hugo Grotius, später auch Spinoza, der denn doch nicht so außer allem Zusammenhange mit Raum

und Zeit steht, wie die Geschichtschreiber der Philosophie meist glauben. Die Lehre des Armin war staatisch, freiheitlich, individualistisch; die des Gomar unterwarf alle Menschen gleichmäßig dem Herrn im Himmel, der einem monarchischen Element auf Erden entsprach. Verlangten ja doch auch die englischen und schottischen Presbyterianer nach einem Könige. Im Gomarismus lag eine Verbindung von Demokratie und Cäsarismus. Das politische Element in der erstern Lehre, daß Kirche und Staat nicht absolut zu trennen seien, ging, wie wir aus Spinoza's „Ethisch-Politischem Tractat" wissen, gegen die Anarchie, gegen die willkürliche Einmischung der Kirche in die weltlichen Händel und sollte den Schutzwall wider das Aufgebot des religiösen Fanatismus der Masse zu Gunsten eines Prätendenten bilden. Ganz conform mit Spinoza wollte Oldenbarneveldt die Sectirerei durch Vereinigung aller Protestanten zu einer reformirten Kirche aufheben, welche unter dem Schutze und der Oberaufsicht des Staates stände. Die Staatischen waren so die Staatsmänner, die Staatlichen dagegen speculirten auf einen Staatsherrn und auf das Staatsdienerthum. Die Staatsmänner waren kühle Rechner, selbstbewußte Intelligenzen; die entgegenstehende Partei war die der calvinischen in Genf dressirten Pfaffen, und hinter ihnen stand die gedankenlose, aber fanatische Plebs. Die Mehrheit des Volkes stand auf Seiten Gomars, und das allgemeine Stimmrecht hätte gegen die Arminianer entschieden, was dem Oranier wie gerufen kam. Die Masse huldigte schwärmerisch der allgegemeinen Prädestination und auch dem prädestinirten Helden- und Herrscherthum.

Die Arminianer reichten bei den Ständen der Provinz Holland eine „Remonstranz" um Glaubensfreiheit ein; die Gomaristen antworteten mit einer „Gegen- oder Contreremonstranz", setzten aber den Glaubenszwang hartnäckig fort. Die Stände sahen sich genöthigt, Wachen zum Schutz der Remonstranten aufzubieten. Eine Generalsynode zur Schlichtung des Streites wurde nach Dortrecht berufen (1618); noch ehe diese

aber ihre Verurtheilung des Arminianismus ausgesprochen hatte, ließ Moritz den Oldenbarneveldt, der die Schutzwachen aufgeboten hatte, was nur dem militärischen Oberbefehlshaber zukomme, sammt dessen Freunde Hugo Grotius verhaften, die städtischen Wachen entwaffnen und andere Municipalbehörden einsetzen. Dann beriefen die Generalstaaten, dem Moritz zu Gefallen, einen auserwählten Gerichtshof, der die beiden Angeklagten systematisch verurtheilte, und nun ließ Moritz den 72jährigen ersten Patrioten des Landes hinrichten und den Begründer des Völkerrechts zu ewigem Gefängniß nach Schloß Lövestein bringen. Jan van Oldenbarneveldt, der neben Moritzens Vater Wilhelm vor Leyden gekämpft, der wesentlich zur Begründung der „Utrechter Union" mitgewirkt hatte, mit Wilhelm der Stifter der Republik, der größte aller Rathspensionäre der Provinz Holland, durch den Sohn Wilhelms aufs Schaffot gebracht! Wie unschuldig sind dagegen die englischen Königsmörder! Oldenbarneveldt's Wahlspruch war: „Liever verheert dann verknecht". Er wurde „verheert".

Herr von Treitschke verschmäht die in Holland selbst so naheliegende Parallele von religiöser und politischer Richtung. Er stellt vielmehr Oldenbarneveldt mit Karl I. zusammen und behauptet, die Staatischen seien überhaupt für das Altererbte gewesen. Jawohl, für die altererbte Freiheit, grade wie das Lange Parlament. Oder soll etwa Moritz von Oranien die Puritaner repräsentiren, am Ende gar die Independenten, welche den Thron umstürzten, während Moritz einen zimmerte? Wie gewöhnlich hat auch hier den historisch-politischen Heißsporn seine Vorliebe für die Macht, seine Sympathie mit den Einheits-Gründern irregeleitet. Keine historische Parallele ist ganz durchzuführen; aber die Staatischen in Holland standen doch weit eher auf dem Standpunkt der Independenten gegen den König und die Presbyterianer; nur mit dem Unterschiede, daß in der decentralisirten Union die Gemeinde den Gewissenszwang ausübte, daß die Staaten, namentlich Holland, zu Gunsten der Gewissensfreiheit moderirend einzuwirken gedachten, und daß

der oranische Prätendent grade den schroffen Calvinismus in seinen Dienst nahm, den Karl Stuart im Namen der Hochkirche perhorrescirte. Die Oranier sind vielmehr die holländischen, energischeren Stuarts in dieser kirchenpolitischen Frage; Wilhelm II., der 1625 auf seinen Vater Moritz folgte, war ja auch der Gemahl der Maria, der Tochter Karls I. Und Cromwell, der solche Dinge verstand, war stets Gegner der Oranier, stets Freund der Staatischen, der Republicaner.

Was die Parallele noch weiter verschiebt, ist der Umstand, daß die holländische Entwicklung der englischen zeitlich voraus war, daß der Individualismus der Arminianer, der auch John Milton inspirirte, der in Holland selbst den Dichter Vondel möglich machte, kurz jenes Ablenken von Genf nach Wittenberg, in den Vereinigten Provinzen nicht mit dem Aufschwunge der Geister im Kampfe gegen Spanien, sondern bereits mit einem bürgerlichen Optimatenthum zusammentraf, gegen welches die oranisch-napoleonische „Demokratie" aufgeboten werden konnte.

So sieht in Wirklichkeit der Streit zwischen den „hochmögenden Herren" der Hauptprovinz Holland und dem Prätendententhum der Oranier aus. Der Schweigsame wurde 1581 ermordet, ehe von Souveränitäts-Ansprüchen die Rede sein konnte. Moritz war Statthalter, und zwar unter englischer Controlle, und nicht einmal in allen Provinzen, da Friesland und Groningen ihr freies Wahlrecht bewahrten. Auf Moritz folgte 1625 sein jüngster Bruder Friedrich Heinrich. Dieser bezeichnet eine Periode der Eintracht, des Ruhmes nach Außen, des innern Friedens, des blühenden Handels und der aufstrebenden Wissenschaft. Der Statthalter siegte zu Lande, Peter Huyn nahm 1628 die spanische Silberflotte weg, und Herbert Tromp, eine kräftige Seemannsnatur von oranischer Gesinnung, zertrümmerte 1635 die spanische Kriegsflotte im Canal. Oranje boven! erscholl es durch das ganze Land; fünf Provinzen beeilten sich, dem Sohne des Statthalters die Anwartschaft auf die Nachfolge des Vaters zuzuerkennen.

Die holländische Diplomatie wie die holländische Wissenschaft nahmen den ersten Rang in Europa ein.

Friedrich Heinrich starb 1647, ihm folgte sein Sohn Wilhelm II. Als die Friedensverhandlungen zu Münster in Gang kamen, machte sich wieder der Unterschied zwischen Staatisch und Staatlich bemerkbar. Die Staatischen wollten Frieden, Ruhe, Handel, Industrie, Verminderung des Heeres und der Flotte, Abschwächung der militärischen Präponderanz; die Staatlichen hatten nicht so große Eile mit dem Frieden. Als dieser geschlossen und verkündigt war, begannen auch die innern Reibungen aufs Neue. Wilhelm mußte sogar die Stadt Amsterdam belagern und starb im Momente des Einzugs, 1650. Sein Sohn, der spätere Wilhelm III., wurde erst nach des Vaters Tode geboren. Deutlicher als seine Vorgänger hatte Wilhelm II. die oranischen Endabsichten verrathen, als er mit Mazarin den Plan entwarf, die spanischen Niederlande zu Frankreich zu schlagen, ihn selbst aber zum Könige von Holland zu machen!

In die Zeit des Interregnums fallen die Händel zwischen der Republik der Vereinigten Provinzen und der Republik England. Die Hochmögenden, auch die Löwesteiner genannt, waren Herren im Lande. Sie erklärten 1651 das Verfahren des verstorbenen Statthalters für ungesetzlich und spielten sich auf den Venetianischen Senat hinaus. Der Bau des prächtigen Rathhauses zu Amsterdam wurde begonnen; die Provinz Holland sollte ihren Dogenpalast erhalten. Das Jahr darauf berieth man die Ausschließung der Oranier von der Statthalterschaft. Das war völlig Cromwells Idee, der sich im Frieden mit Holland diesen Beschluß verbürgen ließ.

Man sollte denken, die englischen Republicaner hätten gern in Frieden und Freundschaft mit der einzig nennenswerthen Schwesterrepublik in Europa gelebt; aber gerade das oranische Interesse stand dem zunächst im Wege. Die Ermordung des Dorislaus schrieb man in England auf oranische Rechnung. Dazu kam die über jede politische Form hinausgreifende maritime

Eifersucht. Die Navigationsakte enthielt die Kriegserklärung, wenn Holland nicht abdanken wollte.

Beide Republiken waren dem reformatorischen Geiste entsprungen; aber der politische Aufschwung trieb sie beide aufs Meer, und während sie beide der innern Freiheit neben einander genießen mochten, konnten unmöglich beide zugleich die See beherrschen. England strich die faulen Stuarts aus der Geschichte und knüpfte bei der großen Tudor wieder an. Es handelte sich um die Begrüßung der Flagge, um die Fischereigerechtigkeit, um das Durchsuchungsrecht. Henry Vane sagte ganz richtig: „Entweder müssen beide Republiken Eins werden, oder Holland muß unsere Magd sein."

Der Seekrieg fing sozusagen von selbst an: die Schiffe beider Staaten fanden nebeneinander nicht Raum auf dem Meere. Von Aufhebung der Navigationsakte konnte bei den stolz gewordenen Engländern keine Rede sein. Holland hatte Spanien zur See ausgestochen; es frug sich sehr, ob England ihm gewachsen war. Die Holländer hatten sich in Amerika und Indien geübt, kühnere Fischer gab es nicht, ihre Kriegsflotte manövrirte so gelehrt wie ihre Landarmee. England hatte weniger, aber größere Schiffe, hohe Ambition und stärkere Leidenschaft. Englands Stern war im Aufgang begriffen und Robert Blake der Cromwell zur See.

Vor jeder Kriegserklärung lieferten sich am 12. Mai 1652 unweit Dover die holländische Flotte unter Tromp und die englische unter Blake das erste Treffen mit 43 Schiffen gegen 23. Die Sache ging gnädig ab, Blake hatte 50 Todte, Tromp ein Schiff verloren. Am 21. Juni traf Blake an der schottischen Küste 600 holländische Fischerbarken, die von 12 Kriegsschiffen begleitet waren. Von diesen bohrte er drei in den Grund und nahm die übrigen neun weg; die 600 Barken entließ er nach Erhebung des Zehnten, verbot ihnen aber strengstens, ohne Erlaubniß des englischen Staatsraths sich wieder in jenen Gewässern zu zeigen.

Die Kriegserklärung Englands an Holland datirt erst

vom 7. Juli. Der holländische Admiral Tromp stieß am 5. August bei den Orkaden auf Blake. Ein Sturm zerstreute das holländische Geschwader und am andern Morgen sah sich Tromp auf dem Admiralschiff „Brederode" in der Mitte von schwimmenden Trümmern. Er mußte heimkehren. Blake, der sich in die kleinen Shetlands-Buchten geflüchtet hatte, litt weit geringern Schaden, verfolgte den fliehenden Feind, ohne ihn zu erreichen, segelte höhnend die holländischen Küsten entlang und kehrte stolz mit den aufgebrachten Schiffen und 900 Gefangenen nach Yarmouth zurück.

Tromp gab seine Entlassung, der populäre Ruyter trat an seine Stelle. Auf der Höhe von Plymouth traf er die englische Flotte unter Ayscough am 10. August und zwang sie zum Rückzug. Merkwürdigerweise war Ayscough des Royalismus verdächtig, weßhalb das Parlament ihn auch sofort in anständige Pension schickte. Ruyter aber dachte präcis wie Cromwell: „Nur wenn es Gott gefällt Muth einzuflößen, trägt man den Sieg davon; das ist ein Werk der Vorsehung, worüber sich die Menschen keine Rechenschaft geben können."

Holland hatte sofort ein neues Geschwader unter Cornelius de Witt ausgerüstet. Dieser vereinigte sich mit Ruyter und am 8. Oct. trafen sie Blake, der den Kampf suchte, nordwestlich von Dover. Ruyter wollte erst einige Schiffe ausbessern, aber Blake hatte Ordre gegeben, drauflos zu gehen. Aller Muth der Holländer wurde zu Schanden vor dem englischen Ungestüm. Am andern Morgen segelten die Holländer ab, ohne einen zweiten Schlachttag zu wagen.

Holland griff wieder zu Tromp, dem sich Ruyter unterordnete; die Flotte wurde vollkommen hergestellt. Blake dachte nicht an einen Winterfeldzug und war überrascht, gegen Ende November von der Annäherung einer holländischen Flotte zu hören. Sie kam am 29. Nov. zwischen Dover und Calais in Sicht, 173 Schiffe stark, denen Blake nur 37 entgegenzusetzen hatte. Der Kampf des folgenden Tages war der hef-

tigste des ganzen Kriegs; Wunder der Tapferkeit geschahen auf beiden Seiten. Ein Nebel und die Nacht trennten endlich die Kämpfenden; aber Blake war unfähig den Kampf fortzusetzen. Er zog sich in die Themse zurück. Da geschah es, daß der siegreiche Tromp, einen Besen am Hauptmast, durch den Canal fuhr. Die Generalstaaten glaubten gewonnen Spiel zu haben und England blokiren zu können.

Blake bat um seinen Abschied, der ihm ehrenvoll verweigert wurde. Das Parlament stellte die Flotte her, gab dem Admiral zwei militärische Capacitäten an die Seite, Monk und Dean, und zwei Monate nach seiner Niederlage segelte Blake mit 60 Kriegsschiffen aus der Themse. Am 18. Febr. 1653 traf er zwischen Cap Hague und der Halbinsel Portland die holländische Flotte mit 75 Segeln, die 250 Kauffahrer escortirte. Tromp auf dem „Brederode" that dem „Triumph" Blake's starken Schaden. Der Kampf dauerte den ganzen Tag mit abwechselndem Glück, unter fester Siegeshoffnung auf beiden Seiten. Am andern Morgen fuhr Tromp canalwärts, um seine Handelsschiffe in Sicherheit zu bringen. Blake erreichte ihn am Mittag, und der Kampf entbrannte auf's Neue. In der zweiten Nacht entfernten sich mehrere holländische Schiffe, am dritten Tage griff Blake zum dritten Male an. Tromp retirirte der holländischen Küste zu, mit Verlust von 17 Kriegsschiffen und 40 Kauffahrern.

Unter solchen Aspecten nach Außen, auf der Höhe des holländischen Krieges, angesichts der Doppelbewerbung Frankreichs und Spaniens um die Gunst der „königsmörderischen Republik", getrieben von dem unwiderstehlichen Drange, die entscheidende Macht in Eine Hand zu bringen, gab Oliver dem abgestandenen Langen Parlament den Laufpaß. —

Mylord Protector. — Die Wiederkehr der Stuarts.

Nach der Auflösung des Langen Parlaments stand nur noch Ein Mann da, der England bedeutete; dieser Mann aber befand sich in der allerschwierigsten Lage. Er hatte nunmehr Alle gegen sich, außer dem Rathe seiner Getreuen, meistens Offizieren, und den dunkeln Ehrenmännern der Gewissensfreiheit ohne Bischöfe, Presbyter und Covenant. Die Republicaner aus Princip hatte er vor den Kopf gestoßen; die Männer der fünften Monarchie sahen einen starken Arm über sich; die Levellers schrien Verrath. Die Flotte besaß ihre eigenen Helden, sie war nicht Cromwell's Werk, wie die Armee, und grade die Flotte war von dem scheidenden Parlament absichtlich gepflegt worden, damit sie ein Gegengewicht gegen die Eisenrippen bilde.

Die Offiziere auf Blake's Flotte wollten an der schottischen Küste ein Pronunciamento gegen die Aenderung der Dinge in England erlassen; aber der Admiral erklärte ihnen: „Wir haben uns nicht in Staatssachen zu mischen; verhindern wir die Fremden uns zu demüthigen!"

Der Republikaner Ludlow sagte principgerecht zu Cromwell: das Volk muß unter seiner eigenen Beistimmung regiert werden. Cromwell erwiderte: „Und wo sollen wir solche Beistimmung finden? In der Partei der Priester, Bischöfe, Independenten, Wiedertäufer, Leveller?" Er hatte auch Recht, das Land war in lauter Parteien zerfahren, von denen keine die allergeringste Aussicht auf eine Mehrheit bot. Es wurde ein Staatsrath von 13 Personen eingesetzt, bestehend aus Crom-

well als „Generalcapitän", vier Rechtskundigen und acht Offizieren. Dann berief der Generalcapitän sein erstes Parlament, das „kleine" genannt, oder eigentlich, er ernannte es selbst aus den Gottseligen im Lande, aus jener Mittelschichte, aus welcher vor 11 Jahren die ganze Bewegung hervorgegangen war. Cromwell beabsichtigte eine puritanische Notablenversammlung zur Seite zu haben, mit der er in Freundschaft die nöthigen Gesetze vereinbaren könnte. Von 155 Berufenen — 139 aus England, 16 aus Wales, 6 aus Irland, 4 aus Schottland — erschienen 138, darunter viele Personen von „Vermögen und Kenntniß", „Gentlemen mit Grundbesitz und Credit", wie die Gegner ärgerlich zugestanden. Blake war Mitglied, ebenso Thomas Scott und Ashley Cooper, der spätere Lord Shaftesbury.

Am 4. Juli 1653 fand die Eröffnung statt. Der Generalcapitän sprach lange und gründlich, aber ohne Vorbereitung und ohne jede Aehnlichkeit mit irgend einer Thronrede oder Botschaft der Welt, immer unlogisch, wenn die Schablone zum Muster genommen wird, stets logisch, wenn man des Redners Gedankenfabrik kennt. Der Geist, der die Freiheit mit Muth und Kraft errungen und sich von Extremen ferngehalten hatte, sollte bei der Gesetzgebung thätig sein. Gewiß war die Ernennung eines Parlaments ein Akt despotischer Willkür, aber der über diese Versammlung ausgegossene Spott ist nicht zur Hälfte berechtigt. Man glaubte Alles mit einem Witz über den Vorsitzenden, den Lederhändler Preisegott Barebone (Bloßknochen) abzuthun, der auch, weil er den Bibelspruch: „Wenn Christus uns nicht erlöst hätte, so wären wir alle verdammt" seinem Namen vorsetzte, kurzweg „verdammter Barebone" genannt wurde. Nun ist aber „Preisegott" nur die Uebersetzung von Timotheus, Gottlieb, und der Familienname war nicht Barebone, sondern Barbone. Richtig ist, daß nie ein solches Parlament war, noch auch wiederkommen wird. Den ganzen ersten Tag verbrachte es im Gebet; nie hatten „Ehrenwerthe" die Nähe Christi so empfunden.

Die Mitglieder riefen abwechselnd bei Beginn der Sitzung den Herrn an und erklärten Bibelstellen, bis die Versammlung beschlußfähig wurde.

Aber es saß in diesem Parlamente der Heiligen, über das sich sogar General Ludlow, das reinste Weltkind, sehr beifällig äußerte, nicht nur ein tiefsittlicher Ernst, sondern auch viel gesetzgeberische Weisheit in Bezug auf die weltlichen Dinge. Diese Heiligen hatten höchst positive Gedanken und strebten gründliche Reformen an, die für den Moderator schier zu radical wurden. Der große Stürmer und Dränger an der Spitze der Regierung wollte das Errungene befestigen, sich aber nicht zu weiterer Zerstörung fortreißen lassen.

Das Parlament trat am 4. Juli 1653 zusammen. Nach dem „Regierungs-Instrument" sollte es bis zum 3. Nov. 1654 tagen, drei Monate vorher aber ein anderes Parlament wählen, welches 12 Monate sitzen würde. Eigentlich hatte sich also Cromwell der souveränen Gewalt begeben, weßhalb er auch von „Entlastung" sprach.

In der Eröffnungsrede pries Cromwell das Parlament der Heiligen, d. h. er pries sich eigentlich selbst; denn der „Herr", der sie zusammengebracht, war Niemand anders als er. Er war dabei so naiv, daß er die Stelle aus dem Jesaias citirte: „Dieses Volk habe ich selbst gebildet, daß sie mich preisen."

In Bezug auf die Wahlart sagte er: er wünsche, daß Alle geeignet sein möchten zu berufen; dazu aber müßten erst Alle Heilige sein. Vor der Hand ist er der General-Wähler, der Erzheilige. Der große Gedanke der Toleranz schlägt mächtig in dieser Rede durch: „Ich möchte lieber einem Gläubigen schlecht begegnen, als einem Ungläubigen." Auch die Presbyterianer müsse man lieben!

Grade vor der Eröffnung des Parlaments hatte Cromwell die Nachricht von einem Siege über die holländische Flotte erhalten. Es war die vorletzte Schlacht, Holland schon seit einem Monat auf den Frieden bedacht.

Inmitten vielen Gebetes milderte das Kleine Parlament die altrömische Schuldhaft und setzte 300 Gefangene in und um London in Freiheit — das traf die Patricier und die Advocaten. Schon die Armee hatte diese Forderung gestellt, nicht minder die „vielen Tausende" aus dem Volke.

Dann wurde die Civilehe als kurzgefaßter, einzig legaler Akt der ehelichen Verbindung eingesetzt, noch bevor Holland diese Neuerung einführte, die noch vielen unserer Lauwasser-Frommen ein Greuel ist.

Das Verbot des Duells lautete: „Wer herausfordert, verliert die rechte Hand; wer tödtet, wird als Mörder behandelt." — Der Eid, der wie ein Parasit unsere Gesetzgebung und Justiz durchfrißt, wurde mit Ausnahme des Amtseides, der so eine Bedeutung erhielt, abgeschafft.

Das Parlament wagte sich an noch ganz andere Dinge, bei denen es auf den erbitterten Widerspruch bedrohter Interessen stieß. Es wollte die Court of Chancery, den Kanzleigerichtshof mit seinen unendlichen und unendlich kostspieligen Proceduren abschaffen, wie es schon „viele Tausende" verlangt hatten. 23,000 Processe hingen seit 5—30 Jahren bei diesem englischen Reichskammergericht. Das Parlament ernannte — selbst der heutigen Zeit voraus — ein Comité zur Abfassung eines einfachen, kurzen, verständlichen Gesetzbuches. Die frommen Sachsen wollten das Normannenthum hinausfegen — mußte doch 1650 ein Gesetz erlassen werden, welches das lateinische und französische Plaidiren aufhob! Aber die gut normannischen Advocaten, die Theologen des Monopols, erhoben gewaltigen Lärm um ihre Privilegien.

Zwei Jahre vorher hatte Cromwell zu Ludlow gesagt: Die Juristen seien bei allen Reformen der bürgerlichen Gesellschaft hinderlich; sie schrien gleich, man wolle das Eigenthum zerstören; die heutigen Gesetze dienten blos dazu, die Juristen leben zu lassen und den Reichen die Mittel zu geben, die Armen zu unterdrücken." Bald nach dieser Aeußerung sollen der verschlagene St. John, ein Vetter Cromwells, und

Whitelocke, beides Juristen, im Auftrage von Juristen und Geistlichen 100,000 Pfd. geboten haben, damit die Zehntenfrage im Langen Parlament unterdrückt werde.

Das Kleine Parlament wagte sich auch an diese Frage. Der Zehnte und das Patronat, die feudalen Reste der bäuerlichen Unfreiheit, sollten abgeschafft werden. Das Neue Testament, so erklärten die bibelfesten Männer, gestatte nichts Derartiges; die katholische Pfaffheit habe es, der Schrift zuwider, aufrecht erhalten. Das Specialcomité amendirte: Wo der Zehnte zum Unterhalt der Geistlichen diene, solle er bleiben; man werde eine Commission zur Untersuchung der geistlichen Führung ins Land schicken. Dieser Artikel fiel mit 56 gegen 54 Stimmen. Ueber den Zehnten selbst wurde gar nicht abgestimmt. Das Geschrei der Juristen und Pastoren erhob sich aber um so lauter: die Privilegien seien in Gefahr, das Parlament bestehe aus Levellern!

Cromwell hätte sich schwerlich durch dieses Geschrei allein beeinflussen lassen; daß aber Harrison und Genossen den Staat und dessen Einrichtungen aus ihrer Inspiration herleiteten, erregte das Kopfschütteln des praktischen Mannes. Da nun gar die anabaptistische Demokratie auch an der Armee abzwacken wollte, da sie vollends von den „Janitscharen Babylons" sprach, das man zerstören müsse, um die „Monarchie der Heiligen" aufzurichten, wurde er ärgerlich. Auch die Heiligen konnten gehen.

Am 11. Dec. 1653, früh Morgens, als die Cromwellianer noch die Mehrheit im Hause hatten, wurde beantragt: „daß die fernere Sitzung dieses Hauses in seiner jetzigen Verfassung der Republik nicht förderlich und daß es daher am Platze sei, dem Lordgeneral die Gewalten zurückzugeben, die man von ihm empfangen." Das wurde angenommen, der Sprecher begab sich mit der augenblicklichen Mehrheit nach Whitehall und resignirte. 80 Mitglieder haben definitiv die „Resignation" unterschrieben.

Nach der Schlußsitzung blieben noch etliche 30 Mitglieder

im Saale zu Westminster; 27 davon wollten in der Berathung fortfahren. Harrison betete. Da aber das Parlament sich selbst aufgelöst hatte, so wiesen die Obersten Goffe und White den Rest hinaus (12. December 1653). Was nun? Die Verfassung der Republik mußte doch eine Form haben; ohne Volksvertretung ging die Sache nicht ab. Schon am 12. December berief Cromwell den „Rath der Offiziere" und „andere Personen, die ein Interesse an der Nation haben", nach Whitehall. Es erfolgten lange Berathungen. Man sprach auch vom Königthum. Das lag in der Luft. Warum sollte der sächsische Heerbann, den gerade Cromwell wieder aufgeweckt hatte, nicht den besten Mann auf den Schild erheben und zum Könige ausrufen? Das Jahr darauf ließ Mazarin im Namen seines Königs den Lord-Protector ersuchen, den Königstitel anzunehmen; Frankreich würde ihn sofort beglückwünschen. Cromwell blieb bei der Sache, er erklärte der Versammlung in Whitehall: Es handle sich um Herstellung der Einheit in der Regierung. Man befinde sich im Kriege, die Jesuiten überschwemmten das Land. Der Handel sei durch die Unordnung in fremde Hände gerathen. Nach vier Tagen, am 16. December 1653, wurde Lambert's Verfassungs-Entwurf in 42 Artikeln angenommen: Ein Staatsrath von 15 oder 21 Mitgliedern, ein Regierungs-Instrument mit Berufung eines Parlaments auf den 3. September 1654 und Oliver Cromwell als „Lord-Protector der Republik von England, Schottland und Irland".

Im Kanzleihofe zu Westminsterhall fand an demselben 16. December die feierliche Installation des Lord-Protectors mit großem Gepränge, unter schallendem Jubel des Volkes statt. Cromwell erschien im Anzug und Mantel von schwarzem Sammt, ein breites Goldband um den Hut. Er zählte jetzt 54 Jahre. Eine gedrungene Statur mit einem Löwenkopfe, etwas massiver Adlernase, vollen Lippen, tiefen, dunkeln Augen unter buschigen Brauen: so stand der neue Lord-Protector da, legte den Eid ab und fügte hinzu: „er wünsche,

seine Macht möge nicht länger dauern, als sie mit dem Werke Gottes in vollkommenem Einklang stehe, zur Förderung des Evangeliums und zur Erhaltung des Volkes bei seinem Recht und Eigenthum."

Und nun regierte unser Mann unter Controlle des Staatsraths, in welchem der Viscount Lisle, Lord Montague, Ashley Cooper saßen und Thurloe als Staatssecretär fungirte, zeichnete seine höchst praktischen, conservativ-reformatorischen Decrete — von der Auflösung des Langen Parlaments 1653 bis zum 2. December 1654 zählte man 82 Ordonnanzen für alle Zweige der Verwaltung — fortan Oliver P. und hielt die anarchischen Elemente streng danieder. Einer verstand ihn durchaus, der Secretär des Staatsraths für die auswärtigen Angelegenheiten, John Milton, von dem wir noch zu reden haben. In seiner zweiten Vertheidigung des englischen Volkes steht zu lesen: das Protectorat sei eine „unvermeidliche Nothwendigkeit gewesen, da man noch nicht einen vollkommeneren Zustand einzuführen vermochte".

Radicale und Royalisten waren jetzt gleich feindlich. Oberst Overton, bei der Armee in Schottland, plante die Absetzung des commandirenden Generals Monk, wurde nach London entboten und in den Tower geschickt. Harrison erhielt mit 150 Offizieren seinen Abschied. Der royalistische Poet Cleveland verfaßte seine bittere Satyre: „Was ist ein Protector? Ein stattlich Ding, ein Kupferheller, mit einer Krone gestempelt, ein Tragödien-Cäsar, von einem Bauern dargestellt" ꝛc. König Karl in der Hegira hatte 500 Pfd. für Denjenigen ausgesetzt, der „den gemeinen Burschen" Oliver Cromwell aus der Welt schaffen würde. Wunderliche Käuze tauchten auf beiden Seiten auf, so ein gewisser Jenkins, der royalistische John Lilburn. Vor dem Langen Parlament hatte er sich geweigert das Knie zu beugen. Zum Tode verurtheilt, wollte er das Schaffott mit der Magna Charta und dem Evangelium unter dem Arme besteigen. Begnadigt, verachtete er den Pardon wie das Urtheil. Als man ihm Ehren und Geld bot, schlug er

beides aus, obgleich er eine zahlreiche Familie hatte. Cromwell entließ ihn endlich aus dem Gefängniß von Newgate, zufrieden damit, daß Jenkins auf fernere Verfolgung verzichtete.

Am 14. April 1654 bezog der Protector den Palast von Whitehall. Der spanische Gesandte Sagrado, der von Paris nach London kam, schrieb über den Hof des Protectors: „Hier gehen keine Damen zu Hofe, sondern Dammhirsche, die man jagt; keine eleganten Cavaliere, sondern Cavallerie und Infanterie; anstatt der Musik und des Ballets Trommeln und Trompeten. Man spricht nicht von Amor, sondern von Mars, spielt keine Comödien, sondern Tragödien. Hier giebts keine Mouchen auf den Gesichtern, sondern Musketen auf den Schultern.“

Der Protector herrschte, sein Sohn Heinrich verbürgte als Statthalter die Ruhe in Irland, General Monk in Schottland. Die Holländer waren gegen Ende des Juli 1653 vor dem Texel so gründlich geschlagen worden — der Admiral van Tromp war selbst geblieben — daß Cornelius de Witt in den Generalstaaten erklärte: „die Engländer sind jetzt Herren über uns und über die Meere“. Sagrado bemerkt, der zweijährige Krieg mit England habe Holland mehr gekostet als 20 Jahre Krieg mit Spanien.

Auch Cromwell wollte den Frieden, und so kam dieser denn am 15. April 1654 zum Abschluß. Der holländische Gesandte Bevering redete lateinisch, Cromwell antwortete in klarem Englisch. Holland verpflichtete sich zum Flaggengruß, erkannte die Navigationsakte an, verbannte die Stuart's aus seinem Territorium und formulirte die Ausschließung der Oranier dahin: den Prinzen Wilhelm weder zum Admiral noch zum Statthalter zu wählen, auch nach Kräften zu verhindern, daß er Generalcapitän über die Landmacht werde. Und so waren die Zeiten Eduard's III. wiedergekehrt, wo der Beherrscher Englands „König der Meere“ hieß.

Cromwell wollte den Frieden mit Holland um so ernst-

licher, als er den Gedanken Gustav Adolf's wieder aufgenommen hatte, ein Bündniß aller protestantischen Staaten: England, Holland, Schweden, Dänemark, die protestantischen Cantone der Schweiz, die Hansestädte, die protestantischen deutschen Fürsten, zu Stande zu bringen. Den Whitelocke schickte er als Gesandten nach Stockholm zur Königin Christine, die leider grade mit dem Plane ihrer Abdankung beschäftigt war. Am 28. April wurde zwischen Oxenstjerna und Whitelocke ein Freundschafts- und Allianzvertrag gezeichnet. Am 30. dankte die allzu geistreiche Königin ab. Im selben Jahre noch erfolgte der Vertrag mit Dänemark, der den Engländern im Sunde die Vorrechte der Holländer ertheilte. Der feingebildete John Pell begab sich als Specialgesandter zu den protestantischen Cantonen der Schweiz. England stand an der Spitze des europäischen Protestantismus, der Name Protector hatte einen gewaltigen Sinn bekommen.

Der geriebene Mazarin wollte dem mächtigen Herrn der Inseln weder zu viel Ehre anthun, noch auch ihn vor den Kopf stoßen. Es entstand die Frage: wie soll der König von Frankreich den Protector tituliren? „Mein Herr Vetter", das wies Cromwell zurück; „Mein Herr Bruder", das widerstrebte dem jungen Bourbon. Also „Herr Protector," der Wahrheit gemäß. Frankreich glaubte noch immer, England von der Umarmung Spaniens zurückhalten zu müssen.

Die alten Parlamentarier waren indessen noch vorhanden, die Partei Vane wollte mitregieren. Es nahte die Zeit, wo es sich um das „Regierungs-Instrument" vom 16. Dec. 1653 handelte, welches ein Parlament nach freier Wahl, mit constitutionellen Befugnissen vorschrieb. Am 3. September, dem großen Jahrestage, fand die Eröffnung des neuen Hauses in der „gemalten Kammer" statt. Cromwell redete wieder aus dem Stegreif, lange, wie gewöhnlich mühsam seine Gedanken herausarbeitend. Er wies auf die Protestanten draußen hin, denen namentlich in des Kaisers Landen das Leben schwer gemacht werde. Ob man ihn nicht verstand oder nicht ver-

stehen wollte? Seltsamer Ausdruck der „Heuchelei“, die stundenlang redet, auf die Gefahr hin zu langweilen, anstatt sich eines wohlbereiteten Flusses und anmuthenden Schwunges zu befleißen!

Gar bald ging das alte Markten um die Prärogativen wieder an. Das Parlament der 400 fuhr in den Geleisen des Langen Parlaments; nur daß es mit „König“ Cromwell zu thun hatte. Es erklärte sich für den Inhaber der Volkssouveränität und den Protector für den Ausfluß der parlamentarischen Macht. Cromwell erschien am 12. September im Parlament, verwies die Mitglieder auf den Thatbestand und ließ sie einen Revers unterschreiben. Das Parlament warf jedoch abermals die Milizfrage auf: der Protector werde jetzt mächtiger als der König. Es wurden auch Stimmen laut: Man wolle kein Parlament von Protectors Gnaden, eher müsse Cromwell die Engländer zu Sklaven erklären! Seine Prärogative in Bezug auf Amtsernennungen und Gnadenerlasse wollte man beschränken. Die Akten und Ordonnanzen des Staatsraths wurden vor das Parlament gezogen; dieses wollte die Staatsräthe selbst bestellen, die Kriegserklärungen von seinem Beschluß abhängig machen. Man bestritt des Protectors Veto im Punkte der Religionsfreiheit und der Strafgesetze. Endlich dachte man die Landarmee zu vermindern, indem man die Subsidien schmälerte. Lambert, der sein Werk vom December krönen wollte, schlug die Erblichkeit des Protectorats vor; der Antrag fiel mit 200 gegen 80. Nicht einmal der Staatsrath sollte den neuen Protector wählen, nur das Parlament. Die Cromwellianer mieden bereits das Haus; der Sturm nahte.

Nach der Verfassung hatte das Parlament am 22. Januar 1655 noch 12 Tage zu sitzen, ehe die fünf Kalendermonate abgelaufen waren; aber Cromwell hatte es so eilig, daß er fünf Mondmonate herausrechnete, wie es bei Soldaten und Matrosen Sitte war, und die Versammlung auf jenen Tag in die „gemalte Kammer“ berief. Er sagte ihnen in der

alten Weise, aber etwas erregt: sie hätten eine constitutionelle Regierung vorgefunden, die schon 15 Monate alt sei; darein hätten sie sich finden und einfach an ihre Arbeit gehen sollen. Wieder und wieder betonte er die Toleranz gegen die Independenten. Wenn Einer sich über Rechtsbeschränkung beklagen könne, so sei es die „einzelne Person", die hier „zwischen Monarchie und Demokratie" regiere. Man greife ihn persönlich an, beschuldige ihn, „er wolle seine Familie groß machen", rede von der „Schlauheit des Lord-Protectors", oder wie man draußen sage: „in England seien fünf oder sechs Schlauköpfe, die Alles machen". Das sei eine Blasphemie. „Menschen, die ohne Gott in der Welt leben und nicht mit ihm gehen, wissen nicht, was beten und glauben heißt. — Die schließen den Geist aus, ohne dessen Mitwirkung alles Andere wirkungslos ist." — „Und so halte ich es für meine Pflicht, vor Gott und vor dem Volke dieser Nationen, Euch zu sagen, daß es nicht zum Vortheil dieser Nationen, noch zum gemeinen und öffentlichen Besten ist, daß Ihr länger hier bleibt. Und deßhalb erkläre ich Euch, daß ich dieses Parlament auflöse."

Er stand fest auf seinem Posten, den er gelobte nicht eher zu verlassen, als bis er ins Grab rollte. Die Radicalen, die Männer der Fünften-Monarchie und die Wiedertäufer verstanden die Sache anders; sie glaubten jetzt den Lord-Protector behandeln zu müssen, wie weiland den König, als den Antichrist. Der Anabaptist Major John Wildman ließ zu Exton „eine Erklärung des freien und getreuen Volks von England, jetzt in Waffen gegen den Tyrannen Oliver Cromwell" veröffentlichen. Wildman wurde arretirt. In Schottland entstand Aufruhr; 200 royalistische Edelleute empörten sich in Salisbury, Andere in Yorkshire. Unser alter Bekannter, jetzt Capitän Sexby, der die Freiheit durch Karl Stuart zurückerobern wollte, entwischte. Oberst Harrison und Lord Grey of Groby wurden in anständigen Gewahrsam gebracht. Der Aufruhr in Salisbury wurde niedergeworfen, ebenso der in

Yorkshire. Etliche Royalisten verfielen nach Geschwornenspruch dem Henker; massenhaft wurden die Empörer nach Barbados deportirt.

Ganz offenbar stand hier Ein Mann gegen ein ganzes Volk, das in sich selbst hundertfach zerrissen war. Empörung auf allen Ecken, Empörung bis nach Whitehall hinein, Empörung in den Gedanken der nächsten Angehörigen. Cromwell, stets seiner Sache gewiß, stets dem Herrn, d. i. seiner besten Einsicht folgend, unerschütterlich in seinem Vorsatze, das Errungene zu conserviren, aber den Extremen nicht nachzugeben, griff zum letzten Mittel, zur Militärmacht als Polizei, zum Belagerungszustande. Denn etwas Anderes war die Eintheilung des Landes in 13 Militärdepartements, an deren Spitze 13 Generalmajore fungirten, nicht, zumal die Generalmajore auch die Communalverwaltung an sich rissen. Die Kosten dieser Einrichtung sollten durch eine Einkommensteuer von 10 pCt. auf die Royalisten gedeckt werden, die somit als unterdrückter Staat im Staate anerkannt wurden. Der schwedische Gesandte sprach damals von 10,000 Gefangenen im Lande! Die Hahnenkämpfe und Wettrennen wurden untersagt, weil sie Gelegenheit zu Volksversammlungen gaben. Whitelocke und Lenthall wurden aus dem Kanzlei-Gerichtshofe entfernt. Die Herrschaft der „einzelnen Person" war auf die härteste und letzte Probe gestellt, die sie unmöglich auf die Dauer bestehen konnte: mit gewaltsamer guter Absicht zu regieren.

Das jetzt eingesetzte Regime erinnert theils an die Jakobinische Spürerei der 90er Jahre, theils an das kranke Mißtrauen römischer Cäsaren. Die „Verdächtigen" wurden streng notirt; jeder Bürger mußte für seine Dienstleute einstehen; nur die nöthigsten Gasthöfe sollten existiren; auf Trunkenheit und Schwören standen Strafen wie auf das Schauspiel. Die Poeten von Namen waren fast lauter Royalisten: Cowley, Davenant, Cleveland, Edm. Waller, Butler. Die philosophischen Geister neigten auf dieselbe Seite: Cudworth, Jeremy

Taylor, vor allen Thomas Hobbes, dem schon zu Paris der Prinz von Wales zur Ausbildung anvertraut worden war.

Im Schooße der Zeit bereitete sich ein Wandel der Stimmung vor, der den Protector nicht berührte, der aber seiner großartigen Erscheinung ihre Gränze zog. Dieser Wandel findet seinen schärfsten Ausdruck an den sogenannten Freidenkern, die man besser die Gradaus-Denker nennen würde. Diese Vorboten des kommenden Jahrhunderts hatten ihr Centrum in der Londoner Gesellschaft „Rota", zum Chef James Harrington. Um diesen gruppirten sich: Henry Neville, Syriac Skinner, Roger Coke, John Aubry, Maximilian Pettie. John Locke, der zukünftige classische Repräsentant des „Freidenkerthums", war noch Student und verfaßte zu Ehren des Friedensschlusses mit Holland Disticha. Harrington selbst verdankte das unbehelligte Erscheinen seiner „Oceana" nur der Protection der Elisabeth Claypole, der Lieblingstochter des Protectors.

Was das Protectorat zusammenhielt, war einzig die Armee. Die Soldaten, gediegen, fromm, beliebt und gut bezahlt, standen unter dem Joche der Gottesfurcht; Gotteslästerung war bei ihnen mit dem Tode bedroht. Auf dem Continent bildeten sich die stehenden Heere; Cromwell hatte 50,000 Befreier und Ordnungsbürger auf den Beinen.

Er bewahrte auch jetzt seine persönliche Neigung zur Toleranz. Die Presbyterianer hatten sich in religiöser Beziehung nicht zu beklagen; Cromwell sagte von ihnen: sie würden den Seinigen nimmer gewährt haben, was er ihnen einräume, nämlich die ganz unbehelligte Freiheit des Cultus. Die Episkopalen dagegen waren an die Stelle der Katholiken gerückt, weil sie mit den Royalisten identificirt wurden. Dennoch war ihnen der Privatgottesdienst freigegeben; nur durften sie die Politik nicht mit auf die Kanzel nehmen.

Seit dem 13. Jahrhundert waren die Juden aus England verbannt; im December 1655 wurde ihnen der Bau einer Synagoge zu London bewilligt. Zum Danke reiste ein

gelehrter Rabbi aus dem fernen Asien herbei, um in Huntingdon nachzuforschen, ob Cromwell nicht der „Löwe aus dem Stamme Juda" sei. Es kam die neue „Gesellschaft der Freunde" auf; George Fox, ihr Gründer, erklärte dem Protector persönlich, daß sie nichts gegen die Regierung im Schilde führten, und George Fox wurde der Freund Cromwells.

Auch die „Freunde" waren aus dem Indepedententhum, aus dem protestantischen Subjectivismus hervorgegangen. Sie schafften die Prediger ab, jeder redete, wenn der „Geist" über ihn kam. Redlichkeit und allgemeine Menschenliebe waren ihre Moral. Sie allein von allen Secten waren durchaus tolerant; sie zuerst haben zu Anfang des 18. Jahrhunderts in Nordamerika für die Emancipation der Neger agitirt. Wenn „die Kraft Gottes" über George Fox kam, so zitterte er krampfhaft; daher der Name „Quäker" oder Zitterer.

Gegen die compromittirten Poeten bewies sich der Protector grade jetzt sehr milde. Dem mehrfach genannten Edmund Waller gestattete er die Rückkehr ins Vaterland, wofür dieser einen „Panegyrikus auf Mylord Protector" erntete, dem allerdings später ein Hymnus „auf den König bei Sr. Majestät glücklicher Heimkehr" folgte. Abraham Cowley, der letzte „metaphysische" Poet, der als Secretär der Königin Henriette Marie in Frankreich die Depeschen dechiffrirt hatte, durfte 1656 nach England zurückkehren, wo er 1667 starb und zwischen Chaucer und Spenser in der Westminster-Abtei beigesetzt wurde. Davenant, der sich für die Stuarts verschworen hatte, erhielt sogar die Erlaubniß, das Drama in neuer Gestalt wieder aufzubringen. Cleveland, der im Gefängnisse saß, wurde auf Miltons Fürsprache seiner Haft entlassen.

Er, Cromwell, wollte einen ernsten, auf Ueberzeugung beruhenden Protestantismus als Basis der Politik im In- und Auslande. In innerster Seele haßte er den Alles verweltlichenden und dann die ganze Weltlichkeit für sich beanspruchenden Jesuitismus, als Erzfeind christlichen Glaubens

und Lebens; fast eben so sehr den Episkopalismus; zuwider war ihm auch der engherzige, royalistisch gewordene Presbyterianismus, das verkörperte Schottenthum. Man gewahrt von Schritt zu Schritt im Leben dieses Mannes eine weitere Entfernung von Calvin und eine größere Annäherung an Luther.

Die gewaltsamen, ja tyrannischen Maßregeln seiner Regierung galten der Abwehr des Royalismus, Jesuitismus, Presbyterianismus und des politisch-religiösen Sectirerthums. Wie aber die Armee der frommen Individualisten durch den Krieg in Irland und Schottland die Einheit des Reiches hergestellt, wie Matrosen und Soldaten im Seekriege gegen Holland dem jungen Freistaate Ruhm und dem englischen Handel Luft geschafft hatten: so sollte das protestantische Princip nunmehr sich Europa gegenüber geltend machen. Er verlangte Ruhe im Innern, um nach Außen handeln zu können.

Schon unter dem 21. Juli 1654 wollte der Cardinal Mazarin erfahren haben, Cromwell beabsichtige durch das bevorstehende Parlament ein Concil der drei Nationen zusammenrufen zu lassen, zu dem die übrigen nichtkatholischen Staaten eingeladen werden sollten. Eine große protestantische Liga stehe in Aussicht, an deren Spitze Cromwell treten würde. Man werde die Lutheraner und Calvinisten vereinigen, erklären, daß der Papst der Antichrist sei und Frankreich den Krieg ankündigen. Es war wie eine wiederaufgelebte Sage; denn 400 Jahre früher, vor aller Reformation, hatte der Bischof Robert von Lincoln gesagt: „Die Kirche wird nicht befreit von der ägyptischen Sklaverei als angesichts des blutigen Schwertes.“ Und noch ein Jahr näch Heinrichs IV. Ermordung hatte der Hugenott Duplessis dem König Jakob geschrieben: „Es ist Zeit die Feder mit dem Schwert zu vertauschen; man muß die getrennten Fürsten und Völker vereinigen und über die Alpen gehn, auf Rom marschiren und den Jupiter des Capitols stürzen.“

Duplessis hätte jetzt seinen Mann gefunden, der wahrlich nicht hinter dem Berge hielt. Die stillen Waldenser oder Valdesier wur-

den soeben in ihren piemontesischen Thälern verfolgt, zwangsweise sollten sie bekehrt werden. Ein Mönch wurde von ihnen erschlagen. Der Herzog von Savoyen ließ Regimenter marschiren, mit der Parole: Die Valdesier sollen sich entweder bekehren oder aus dem Lande gejagt werden. Drei Regimenter waren von jenen „Kurisees", denen Cromwell die Erlaubniß zur Auswanderung aus Irland ertheilt hatte. Welche Erinnerung! Am 9. Juni 1655 langte die Nachricht von einem Blutbade unter den Valdesiern in Whitehall an. Cromwell schob den zur Unterschrift vorliegenden Vertrag mit Frankreich bei Seite und brach in helle Thränen aus. Vor Allem muß den Glaubensgenossen in Piemont geholfen werden! Er verordnet einen allgemeinen Bußtag und eine National-Collecte, zeichnet selbst 2000 Pfd. aus seiner Tasche. Milton muß an alle protestantischen Staaten schreiben; die sechs Briefe sind noch vorhanden. Frankreich bequemt sich, diplomatisch auf Piemont zu drücken. Blake ging mit 24 Schiffen ins Mittelmeer. Zuerst wurde der Großherzog von Toskana dafür abgestraft, daß er dem Prinzen Rupert erlaubt hatte, seine Prisen in Livorno zu verkaufen. Dann wurde der Bey von Tunis in seinem Raubneste heimgesucht, seine Flotte im Hafen verbrannt und die Freigebung der Christensklaven erzwungen. Algier und Tripolis unterwarfen sich von selbst. Als Blake gegen Rom fuhr, flüchtete der Papst den Schatz von Loreto. Cromwell aber meinte, der Papst werde nicht eher zur Einsicht kommen, als bis er in der Engelsburg den Donner der englischen Kanonen höre.

Unter dem 31. Juli 1655 verhandelte Cromwell mit dem schwedischen Gesandten ernstlich wegen eines engern Bundes, in den er auch Holland, Preußen und Dänemark zu ziehen hoffte. Es sollte ein großer Schlag geschehen.

Nicht gegen Frankreich wurde der Krieg geplant, so sehr auch Lambert dazu hetzte, der, nach des französischen Gesandten Bericht, den Sturz Cromwells und seine eigene Erhebung auf den obersten Platz dadurch herbeizuführen hoffte. Es galt

den Spaniern, trotz ihres Schönthuns mit Republik und Protector. Mit Frankreich kam dagegen im November 1655 ein Friedens- und Freundschaftsvertrag zu Stande, in welchem sich der König von Frankreich verpflichtete, seine nahen Verwandten, die Prinzen von Wales und York, mit noch 18 Personen aus dem Lande zu verweisen.

Eine starke Flotte mit 4000 Mann Landungstruppen unter den Generalen Penn (des Vaters von William, dem großen Quäker) und Venables, hatte bereits im Frühjahr, ein halbes Jahr vor der Kriegserklärung, einen verfehlten Angriff gegen St. Domingo auf Hispaniola gemacht. Zum ersten Male war eine Cromwell'sche Streitmacht zurückgeworfen. Nur das damals öde Jamaika wurde erobert und mit englischer Zähigkeit festgehalten. Die beiden Generale aber, die ohne Urlaub nach London zurückkehrten, wanderten in den Tower.

Der spanische Krieg, der mit neuer Energie und neuen Flotten aufgenommen werden sollte, erforderte auch neue Geldmittel und behufs dieser eine Verständigung mit der Nation. Der Lord Protector berief also das dritte Parlament auf den 17. September 1656.

Nach dem „Regierungs-Instrument" waren 400 Abgeordnete gewählt; aber nur 300 und etliche erhielten das zum Eintritt nöthige Certificat; die Generalmajore übten Censur über die Gewählten. Das Certificat lautete: „Hiermit wird bezeugt, daß N. N. zum Abgeordneten gewählt, in dem gegenwärtigen Parlament für besagte Grafschaft Sitz und Stimme hat, auch vom Generalrath Sr. Hoheit approbirt ist." Gez. „Nathaniel Taylor, Protocollführer in der Kanzlei". Als Henry Vane aus seiner bisherigen Zurückgezogenheit heraustrat und sich zu den Wahlen meldete, legte ihm der Staatsrath eine Bürgschaft von 5000 Pfd. St. auf. Vane wies das mit Entrüstung zurück und wurde nach Carisbrook auf der Insel Wight in das Gefängniß Karls I. geschickt. Auch Ludlow und Rich wurden vorläufig in Gewahrsam gehalten.

Der Protest der ausgeschlossenen Hundert war energisch und schloß mit der Erklärung, die bevorstehenden Parlamentsbeschlüsse seien ungültig.

Die Eröffnung des Parlaments fand in der „gemalten Kammer" statt, die Versammlung saß dicht gedrängt. Es war sehr heiß im Saale und Mylord Protector versprach nicht lange zu reden. Als er aber in den Zug kam, fiel ihm so Manches ein, sah er sich zu so zahlreichen Erörterungen veranlaßt, daß er 50mal 32 Zeilen redete, ganz gewiß zwei Stunden lang! Besonders weitläufig ließ er sich auf das Verhältniß zu Spanien ein. Als er von Spanien die Sicherheit der englischen Kaufleute und freie Religionsübung in Westindien gefordert, hätte der Gesandte erwidert: „Das heißt meines Herrn beide Augen verlangen." Cromwell fuhr fort: „Man kann keinen Frieden mit einem Lande machen, das dem Papst unterworfen ist; man ist immer gebunden, sie sind frei, nämlich von Treue und Gewissen. Frankreich hat sich nicht so an den Papst gebunden, deßhalb kommen wir mit ihm zurecht." —

Das Lange Parlament hatte 120,000 Pfd. monatliche Einnahmen. Dazu alle die confiscirten Ländereien vom Könige, von den Bischöfen, Delinquenten, geistlichen Pfründen 2c. Ich ging, so berichtet Cromwell, das erste Halbjahr um 30,000 Pfd., später um 60,000 Pfd. herab; aber wir haben keine Ländereien mehr, und doch sind die Schulden des Langen Parlaments vermindert worden. „Das muß ich Euch sagen, denn es ist wahr."

Dann wurde die Rede religiös, betonte Erbarmen und Liebe, die wir haben müßten. Hierauf Ekstase, Anführung des 46. oder „Lutherischen" Psalms, nach welchem die „Veste Burg" gedichtet ist: „Darum fürchten wir uns nicht, wenngleich die Welt unterginge und die Berge mitten ins Meer sänken, wenngleich das Meer wüthete und wogte und vor seinem Ungestüm die Berge einstürzten." Der Herr Zebaoth, der mit uns ist, wird dreimal angerufen. „Der Gott Jakobs

ist unser Schutz. Wer will uns etwas anhaben, der König von Spanien, Karl Stuart, der Papst in Rom?" —

Ein Hauptgegenstand der Verhandlungen war das Budget. Die Einnahmen beliefen sich auf 2,200,000 Pfd.; nach Abzug der Zinsen für die 2 Mill. Pfd. Staatsschuld, blieben rein 1,700,000 Pfd. Die ganze Regierung kostete 200,000 Pfd., die Marine 900,000, die Landarmee 1,400,000 Pfd. Die Ausgaben betrugen demnach $2^1/_2$ Mill. Pfd., das Deficit 800,000 Pfd., welches außerordentlich zu decken blieb. Beiläufig können wir berechnen, was der Soldat damals im Durchschnitt kostete, wenn wir Waffen, Geräth und Munition dazu schlagen. Die Armee bestand aus 57,000 Mann, welche auf 1,400,000 Pfd. zu stehen kamen. Macht auf jeden Soldaten 24 Pfd. 11 Schill. oder 515 Mark.

Für das Deficit wußte man sich nur mit einer allgemeinen Communalsteuer zu helfen; die Royalistensteuer ging nicht mehr durch. Das Schlimmere aber war, daß bereits eine besondere Bill zu Sicherung der Person des Lord-Protectors erlassen werden mußte. Das so wichtige Leben des gewaltigen Mannes war gefährdet. Killing no murder! „Tödten heißt nicht morden!" so drückte sich die Sophistik der Desperados in einer gegen Cromwell gerichteten Brandschrift aus.

Die Kriegserklärung an Spanien erfolgte erst unter dem 23. October und bald berichteten die Admirale Blake und Montague, daß sie die spanische Flotte verbrannt und einen Theil der Silbergallionen erbeutet hätten — 38 Wagenladungen knarrten von Portsmouth in den Tower. Zu gleicher Zeit wurde das spanische Lima durch ein Erdbeben verwüstet: das war „die Hand des Herrn, er kam über sie wie über Sodom und Gomorrha!" Das große Siegel drückte der Lord-Protector auf seine echt englische, weitausschauende Politik, als er den beiden Admiralen befahl, Cadix oder Gibraltar zu nehmen! Nur der Mangel an Landungstruppen trug die Schuld, daß diese Idee erst ein halbes Jahrhundert später verwirklicht wurde.

Der Sieg über die Spanier wurde zu Anfang 1657 schmählich verbittert durch ein republicanisches Attentat auf den Lord-Protector. Die alten Levellers hatten es ausgebrütet, zur großen Freude der Royalisten. Sexby lebte noch und er beorderte einen gewissen Sindercomb, am 8. Januar Whitehall anzuzünden und Cromwell zu ermorden. Die Complottirer wurden als Verräther und Mörder hingerichtet. Die Wohlmeinenden, die hinter Cromwell nur das Chaos erblickten, sannen darüber, wie man die Regierung fester stellen und dem Staate größere Bürgschaft der Sicherheit geben könne. Am 23. Februar brachte Christopher Peck, Alderman der City, Mitglied für London, einen Antrag ein: Eine bessere Verfassung für diese Nation, größere Gewalt für die Eine Person an der Spitze, Einsetzung eines zweiten Hauses des Parlaments. Lambert und 100 Offiziere redeten Cromwell zu, das Haus aufzulösen. Er verwies ihnen das, es sei nöthig, daß die Verfassung verbessert, daß ein höheres Element über Militär und Parlament gesetzt werde. Ihre, der Offiziere, Autorität sei unpopulär, die Regierung bedürfe der Zustimmung des Volkes. Der Titel eines Königs sei ihm schon zu Anfang der Regierung angetragen worden. Das sei eine „Feder am Hut".

Das Parlament beschloß mit 123 gegen 62, der Protector solle Titel, Würde und Amt eines „Königs von England, Schottland und Irland" annehmen. Am 31. März überbrachte das ganze Haus die „Petition und Mahnung" nach Whitehall. Am 3. April antwortete der Protector; die Ehre erkennt er dankbar an; aber er kann nicht finden, daß es Pflicht vor Gott und Parlament sei, den Titel, die „Feder am Hut", anzunehmen. „Ich bin nicht fähig einer solchen Betrauung und Beamtung (Last)."

Am 8. April neuer Versuch mit der „Petition", der ein Blatt mit „Gründen" angefügt war. Darauf erfolgte eine jener Auslassungen, die an Schwerfälligkeit, Gewundenheit, stylistischen und grammatikalischen Holprigkeiten ihres Gleichen suchen. Cromwell's Logik bahnte sich wieder den Weg zum

nächsten Ziele durch die entlegensten himmlischen Räume. Es fehlen ihm Satisfactions, Beruhigungen. Er kann nicht mit sich selbst einig werden.

Die „Fünftemonarchie" macht einen Anschlag auf das Leben des „Königs" Cromwell. Die Verschwörer wurden verhaftet und der Küfer Venner enthauptet.

Am 16. April debattirte Cromwell mit dem Comité der 99, welches eigens zu seiner Ueberredung ernannt worden war. Hier wird der Protector schon verständlicher: „Den Titel, den ich führe, habe ich angenommen, weniger um Gutes zu stiften, als um Uebel abzustellen. Ich sollte denken, das Wichtigste wäre, eine feste Ordnung in der Nation zu begründen. Ich bin bereit zu dienen, nicht als König, sondern als Constabler, um den Frieden aufrecht zu erhalten. Ich kenne viele brave Männer, welche jenen Titel nicht ertragen würden; sie haben kein Recht, der Stimme des Parlaments zu widerstreben, aber man muß Rücksicht auf sie nehmen; sie haben gut gedient und werden es ferner thun. Ich habe keinen Scrupel eines Namens wegen, aber ich muß doch sagen, daß die Vorsehung in 12jährigem Kampf diesen Titel beseitigt hat, zugleich mit der Familie, die ihn trug. Wir sollten das nicht wieder aufzunehmen suchen, was Gottes Vorsehung zerstört hat". Also Nein, ich will nicht König sein! Das Löwenhaupt war zur Klarheit in sich selbst gekommen: Nein, nennt mich Lordgeneral, Generalcapitän, Protector, Constabler, nur nicht König, das ist abgethan!

Zu den „vielen braven Männern, welche diesen Titel nicht ertragen würden", gehörten hauptsächlich sein Schwager Desborough, sein Schwiegersohn Fleetwood und der Oberst Pride, die ihm die eindringlichsten Vorstellungen machten. Auch der Lordlieutenant von Irland, Henry Cromwell, war gegen die Annahme der Krone.

Admiral Blake fuhr mittlerweile, am 25. April 1657, in den Hafen von Santa Cruz auf Teneriffa. 16 spanische Schiffe standen zur Schlacht bereit, das Ufer war mit Batte-

rien gespickt. Der „Seekönig" schoß alles zusammen und machte gewaltige Beute. Am 24. Mai kam die Nachricht nach London. Am 7. August starb Robert Blake, angesichts von Plymouth, einer der echten Helden seiner Zeit und seines Landes, ein selbstloser, tapferer Mann. Er wurde neben Pym in der Westminsterabtei beigesetzt.

Das Comité und das Parlament drangen vergeblich in Cromwell, den Königstitel anzunehmen. Er bot sogar seinen Rücktritt von der Gewalt an, wenn sie ohne ihn das Heil der Nation wahren könnten. Viel wichtiger sei ihm, die Idee des spanischen Krieges durchzuführen, nämlich die Freiheit des Volkes Gottes — der Protestanten — und die Rechte der Nation. Er bestand auf „bürgerlichen und religiösen Freiheiten, so daß Niemand dessen beraubt werde, was ihm rechtlich gehöre". An der Verfassung beantragte er nur geringe Aenderungen.

Es ist schwerlich begründet, daß seine Familie schon eine Krone in Bereitschaft gehalten habe; denn unter seinen Nächsten und Liebsten gingen starke Scrupel um. Seine Lieblingstochter Elisabeth war episkopal und schier königlich gesinnt. Die Königsmacher kannten den Mann nicht, wie ihn die Geschichte schier 200 Jahre lang verkannt hat. Er fand es nicht „namenlos groß, eine Krone zu stehlen", noch auch sie sich schenken zu lassen. Ihm imponirte der Zauberreif nicht; er trug die Arbeit und Sorge des Amtes, ohne die Verantwortlichkeit von sich auf ein todtes Emblem abwälzen zu wollen.

In der letzten Conferenz mit den 99 wurde er heiter, jovial, wie immer, wenn er den Engel des Herrn niedergerungen und ihm die Botschaft abgenommen hatte. Er ließ Tabak und Pfeifen holen, man rauchte, man scherzte, machte Verse, sprach leichthin von Annehmen oder Ablehnen. Endlich wird er ernst, die großen Brauen ziehen sich zusammen, der Mund öffnet sich und heraus fährt das siegreiche, starkbewußte Nein! Es war am 8. Mai 1657.

Die Verfassung wurde in einigen Theilen modificirt, und

am 26. Juni fand die feierliche Auffahrt des Protectors in Westminster statt, vor ihm der Wappenkönig Graf Warwick mit dem Schwerte der Republik, der Lordmayor von London mit dem Schwerte der Stadt, er selbst im prächtigen Mantel, dessen Schleppe von drei Generalen getragen wurde. Vom erhöhten Sitze leistete der Lord-Protector den Eid auf das „Neue Instrument", die Verfassung mit zwei Häusern des Parlaments, ohne Controlle des Staatsraths. Lambert gab seine Entlassung als General und verzichtete auf die 6000 Pfd. als Mitglied des Staatsraths; Cromwell verlieh ihm ein Jahrgehalt von 2000 Pfd.

In der auswärtigen Politik erlebte Cromwell noch Erfreuliches. Karl Gustav, der Pfalzgraf von Zweibrücken, König von Schweden, war ganz der Mann wie er ihn brauchte. Er wünschte ihm Glück auf den Weg, als er das katholische Polen eroberte. Mit Mazarin kam endlich das Trutz- und Schutzbündniß am 23. März 1658 zu Stande; England und Frankreich verbanden sich zu einem gemeinsamen Feldzuge wider die spanischen Niederlande. Ludwig XIV. staunte, als er die englischen Rothröcke unter General Reynolds an sich vorbeidefiliren ließ, jeder Gemeine so stattlich wie ein Offizier. Der Zweck der Expedition war, Dünkirchen und Mardyk für England und Gravelingen für Frankreich zu nehmen. Als Mazarin unter allerhand Vorwänden die Truppen mehr im Innern Belgiens verwendete, kam ein kategorischer Brief Cromwell's an den englischen Gesandten Lockhart zu Paris, der dem Cardinal die Wege zeigte. Und nun wurde gegen Ende September ein Vorwerk von Dünkirchen genommen. Fast zu gleicher Zeit wurden wieder spanische Silbergaleeren im Werthe von 250—300,000 Pfd. St. aufgebracht.

Die zweite Hälfte der Parlamentssitzung mußte besonders eröffnet werden, da jetzt ein „anderes Haus" dabei war und das Unterhaus den Eid auf das „Neue Instrument" abzulegen hatte. Von Ausschließung auf Grund eines Certificats konnte keine Rede mehr sein; auch die früher Ausgeschlossenen durften

eintreten, nachdem sie im Vorsaale den verfassungsmäßigen Eid geleistet hatten. So traten ein: Ashley Cooper, Thomas Scott, der Alderman Robinson. Haslerig, der ins Oberhaus geschoben werden sollte, hielt sich krampfhaft an seinem Sitz im Unterhause und mußte dort gelassen werden. Als letzte Säule des Langen Parlaments dominirte er bei den Gemeinen.

Mit dem „anderen Hause" hatte es seine großen Schwierigkeiten. Ein hoher, wenn auch nicht besonders alter Adel hielt sich fern, von 6 Lords erschien nur Einer, Lord Eure aus Yorkshire. Manchester und Mulgrave kamen nicht, auch Graf Warwick, der Wappenkönig nicht, obgleich sein Enkel Rich die Frances oder Fanny Cromwell, des Protectors neuntes und jüngstes Kind geheirathet hatte. Es wurden also 40 Commoners hinaufgeschoben, Generale und hohe Beamte, die Skippon, Desborough, Whalley, Pride, Hewson, der gewesene Schuster, die Lenthall, Maynard, Lockhart. Der Protector verlor so seine beste Kraft im Unterhause. Er saß in einem dead lock, konnte nicht vorwärts und nicht zurück, nicht mit dem Parlament und nicht ohne das Parlament regieren. Er hätte 80 Jahre alt werden müssen, um sein eigener Enkel zu werden.

Schon am 25. Januur 1658 war er nicht ganz wohl; er befand sich in gedrückter Stimmung, als er die Eröffnungsrede mit den Worten begann: „Meine Lords und Herren von beiden Häusern des Parlaments". Er zeichnete, immer ex tempore, den schlimmen Zustand Europas und die drohende Macht des Papismus. Er sprach von der Wahl Leopold's, des zweiten Sohnes Ferdinand's III., zum deutschen Kaiser, von der tyrannischen Politik der Habsburger, von den Protestanten, die aus Polen verjagt und im Reiche nicht geduldet würden. Italien, Spanien, Graubündten und die Schweizer — die Beute der spanischen Fangarme! „Eine schwere Zeit, so weit ich es verstehe." Wenn Frankreich nicht wäre, so würde die Welt sich gegen England erheben. Seid also einig,

haltet und schützet das Reich Gottes, treibt kein Haarspalten! Das Uebrige wird Euch Nathanael Fiennes, der Justizminister sagen.

Sie thaten nicht nach seinem Wort, sie bestanden auf ihren Privilegien, sie behaupteten ihre Rechte, die sie nur allzubald auf ein Menschenalter hinaus fahren lassen sollten.

Die Hand, die 1651 ihr „O. Cromwell“ so fest geschrieben hatte, warf jetzt nur noch ein zitterndes „Oliver P.“ unter die Decrete; aber sie war noch fest genug, sich auch dieses Parlament vom Leibe zu schaffen. Am 4. Februar erklärte der Lord-Protector: „Ich löse dieses Parlament auf, und Gott möge Richter zwischen Euch und mir sein.“

Und noch einmal, zum letzten Male, antwortete ihm der Herr Zebaoth mit einem Siege über das katholische Spanien. Vor Dünkirchen stellte sich Lockhart selbst, der Gesandte, der früher schottischer Oberst gewesen war, an die Spitze der Rothröcke und stürmte in Gemeinschaft mit Turenne die Befestigungen. Nach zweitägigem Kämpfen und Unterhandeln fiel Dünkirchen am 15. Juni in englische Hände, ein Brückenkopf auf dem Festlande, eine Warte zur Beaufsichtigung der cabalirenden Royalisten.

Das Complott war leider schon im Lande, wühlte in unmittelbarer Nähe von Whitehall den Boden auf und sollte sich in der Nacht des 15. Mai in ein Guy Fawke'sches Attentat verwandeln. Die Absicht war, sich der Wachen des Tower zu bemächtigen und London in Brand zu stecken. Alles wurde entdeckt, der hohe Gerichtshof trat zusammen. Es handelte sich um das Leben von Henry Slingsby und Dr. Hewit. Slingsby, ein fanatischer Royalist, war ein Oheim Lord Fauconbergs, also auch der Marie Cromwell. Sie bat ihren Vater flehentlich um Gnade, vergebens. Nicht glücklicher war die Lieblingstochter Elisabeth Claypole, die sich für Dr. Hewit, einen Reverend der Episkopalkirche verwendete. Dr. Hewit hatte sie nach anglicanischem Ritus getraut und war auch ferner ihr Seelsorger geblieben. Die Hinrichtung Hewit's

ging ihr ans Leben. Die Tragik der öffentlichen Zustände brach verheerend ins Familienleben ein. Cromwell war Regent, nicht blos Vater; es kostete ihn schwere Ueberwindung, seiner Elisabeth etwas abzuschlagen. Als sie kurz vor ihm starb, erlitt er unsäglichen Schmerz. Wie nahe übrigens die Gefahr gewesen, geht aus einem Briefe der Elisabeth an Heinrich Cromwell's Gattin zu Dublin hervor: Sie möge Gott danken, daß nicht nur die Familie gerettet, sondern auch die ganze Nation vor dem Blutbade bewahrt worden sei!

Die strengsten Maßregeln wurden in England gegen Königliche und Anabaptisten ergriffen. Die Armee erlitt eine methodische Säuberung. Anabaptisten riefen den König an, Katholiken verschworen sich mit der „fünften Monarchie". Es saßen gegen 12,000 Personen in den Staatsgefängnissen. Selbst Desborough und Fleetwood hielten es mit den Anabaptisten, die jetzt die Bewegungspartei bildeten. Der brave Henry Cromwell in Irland wußte nicht, was es nach des Vaters Tode geben sollte. Die Auflösung des letzten Parlaments — Cromwell hatte jetzt wie Karl Stuart vier Parlamente aufgelöst — regte den Protector sehr auf. Der Tod seiner Elisabeth traf ihn tödtlich. Er wurde ernstlich krank.

Am 30. August erhob sich ein furchtbarer Sturm, wie er so oft die englischen Küsten zum Verderben der Schifffahrer heimsucht, und es war Olivers böser Tag. Thurloe und andere hohe Beamten frugen ihn: wer nachfolgen solle, wenn das Aergste sich ereigne? Der Name lag versiegelt in Hamptoncourt. Man schickte hin und fand das Papier nicht. Es bleibt ungewiß, hat Cromwell seinen Sohn Richard genannt, oder hat er auf die Nennung des Namens „Ja, ja" gesagt.

Das Gebet, welches am stürmischen 30. August von ihm laut gesprochen und von zwei Dienern aufgezeichnet wurde, lautet:

„Herr, obgleich ich eine erbärmliche und elende Creatur bin, so bin ich doch im Bunde mit Dir durch die Gnade. Und ich möge, ich werde zu Dir kommen, um Deines Volkes

willen. Du hast mich, obgleich ich sehr unwürdig bin, zu einem niedern Werkzeug gemacht, einiges Gute zu thun und Dir zu dienen, und Viele haben einen zu hohen Werth auf mich gelegt, obgleich Andere mir den Tod wünschen und froh darob wären. Herr, wie Du immer über mich verfügst, fahre fort, ihnen Gutes zu thun! Gib ihnen Festigkeit des Urtheils, Ein Herz und gegenseitige Liebe, und befreie sie ferner und (sei) mit dem Werke der Reformation! Und mache den Namen Christi glorreich in der Welt! Lehre die, welche zu viel auf Deine Werkzeuge sehen, sich mehr auf Dich verlassen! Vergieb denen, die da wünschen den Staub eines armen Wurmes zu zertreten; denn sie sind Dein Volk auch. Und vergieb die Thorheit dieses kurzen Gebetes, um Jesu Christi willen! Und gieb uns eine gute Nacht, wenn so Dein Belieben ist. Amen!"

Immer ganz in der Sache, im Allgemeinen, im ernsten und tiefen Gedanken, kein Wort von seinen Angehörigen! Am 3. Sept., am glorreichen Tage von Dunbar und Worcester, Nachmittags zwischen 3 und 4 Uhr, war Oliver Cromwell eine Leiche.

Er wurde aufgebahrt gleich einem Könige und bot den Tausenden und aber Tausenden, die sich nach Whitehall drängten, ein majestätisches Schauspiel. Am 23. November wurde der Leichnam unter großartigen Feierlichkeiten in der Westminstercapelle beigesetzt. Ein Größerer hatte dort noch nicht geruht. Die wahre Leichenrede ihm zu halten, wäre nur John Milton fähig gewesen.

Ein Heuchler! sagte die skeptisch werdende Zeit schon damals. Ein Heuchler! echote der gesammte Aufkläricht zweier Jahrhunderte. Ein Heuchler! fanden selbst die protestantischen Glaubensgenossen der spätern Zeit, die vom Glauben kaum noch etwas empfanden und das Verständniß des Glaubens noch nicht hatten. — Ein Heuchler, aber nur halb, nur politisch, nicht religiös, sagte der katholische Casuist. Aber der fromme Ernst ist doch etwas Durchgreifendes, Bestimmendes, auch den politischen Menschen Führendes. — Religioso all' estremo nell' esteriore, orakelte Sagrado. Das wäre, mit Verlaub,

der romanische Tartuffe, nicht der germanische Protestant. Mit frommem Schein bewirkt kein Mensch che le truppe vivono con tanta esatezza, come se fossero fraterie de' religiosi, wie derselbe Sagrado schreibt.

Unser Altmeister Ranke, der sich an den Verlauf der Dinge hält und des Menschen Kern im Wollen und Handeln errathen läßt, sagt abschließend über Cromwell: „Die oberste Gewalt war nicht sein Ziel an und für sich; sie sollte ihm dienen, die Idee von religiöser Freiheit im protestantischen Sinne, von bürgerlicher Ordnung und nationaler Unabhängigkeit, die seine Seele erfüllten, zu realisiren. Diese Idee erblickte er nicht in subjectiver Genugthuung, sondern in ihrer objectiven Nothwendigkeit. Die Einheit Großbritanniens auf protestantischer Grundlage, von Somerset angestrebt, hat Cromwell durchgeführt. Er hat zuerst irische und schottische Deputirte in's Parlament gebracht. In seinem Wirken malt sich die ganze englische Zukunft. In Cromwell wurde der Protestantismus welthistorisches Princip und politische Macht."

Allerdings, aber was welthistorisches Princip werden soll, muß seine subjective Erscheinungsform opfern. Nicht mehr der persönliche Glaube hat fortan die Geschichte bestimmt, sondern ein Princip, das sich auch gegen jenen Glauben kehren mochte, obwohl es von ihm abstrahirt war. Cromwell ist der letzte Staatsmann, der aus dem Glauben heraus gehandelt hat, der die schwierige Aufgabe der steten Vermittlung zwischen Himmlischem und Irdischem, der fortwährenden Uebersetzung aus dem Theologischen ins Praktische, auf seine breiten Schultern lud. Er war der letzte Held der Reformation. Nach ihm eröffnet sich eine ganz neue Geschichtsperiode, die Richelieu angedeutet hatte.

Macaulay spricht von der Kälte des Urtheils und der schwerbegreiflichen Entschlossenheit bei so viel religiösem Eifer. „Die starke Richtung ihres Gefühls", sagt er von den Independenten, „auf einen Gegenstand machte sie ruhig in Bezug auf jeden andern." Das ist nicht richtig, die Puritaner und

Independenten holten sich die Selbstgewißheit im Suchen; hatten sie diese erreicht — dann drauf, im Namen des Herrn! Was alle spätergebornen Ungläubigen irre leitete, war der Umstand, daß sie den Umweg nicht begriffen, den jene Ueberzeugungstreuen einschlagen mußten, ehe sie die Realität herzhaft angriffen.

Cromwell ist das protestantische Bewußtsein, d. h. der geglaubte Widerspruch zwischen Gott und Mensch, in geschichtlicher Activität. Der Mensch ist natürlich gemeint, aber dieser Mensch ist noch nicht ganz und voll; seine andere Hälfte, der Herr, muß den größern Theil der Arbeit übernehmen. Das aber heißt wieder nichts anderes, als: der Mensch producirt den Herrn und dessen Arbeit. So wird die geschichtliche Action langwierig und mühsam; denn indem der Mensch sich selbst weiter treibt, damit etwas geschehe, muß er auch seine andere Hälfte treiben und die weitere Arbeit des Herrn produciren. Er thut sich Gewalt an, dem Herrn Gewalt anzuthun. Das ist eine furchtbare Arbeit im Reiche der Vorstellungen, ein unaufhörlicher Kampf von sich durch Gott in die Welt. Oliver Cromwell ist der Mann, der diesen Kampf geschichtlich auf sich genommen und stellvertretend für die ganze Folgezeit durchgerungen hat. Nach ihm kann es keinen religiösen Helden auf der civilisirten Weltbühne mehr geben; was in irgend einem Winkel des Parterre, im Hintergrunde einer Loge oder Galerie geschieht, zählt nicht mit bei den großen entscheidenden Begebenheiten, welche die Etappen der menschlichen Entwicklung bezeichnen.

So mühsam der Aufbau des Protectorats gewesen war, so rasch vollzog sich der Zusammenbruch. Im heiligen Eifer und dunklen Drange war etwas „zwischen Republik und Monarchie", was gewiß der Größe nicht entbehrte, errichtet worden; im blinden Eifer, kaum zielbewußt, trugen die verletzten

Interessen den Bau wieder ab. Als schämte man sich des Außergewöhnlichen, welches die Welt in Erstaunen versetzt und England groß gemacht hatte, stürzte man sich fanatisch in das Gemeine zurück, jeden Anstand verleugnend, ohne die geringste Bürgschaft für Freiheit und Wohlfahrt der Nation. Es schien als ob man die Tiefe des Falles nach der Höhe des Aufschwungs bemesse.

Persönliche und Classeninteressen wetteiferten in Blindheit und Niedertracht, als wollten sie zeigen, was ganz England ohne den Einen Mann noch werth sei. Ein Atlas hatte die englische Welt getragen; als er zusammenbrach, blieb das Chaos übrig.

Was wir bereits bei den letzten Jahren des Protectorats andeuteten: die heterogensten Parteien verschmolzen in der Opposition, die feindseligsten Interessen rissen vereint an dem Geschaffenen und rasten brüderlich in die ehrlose Knechtschaft hinein. Der presbyterianische Bourgeois gab dem Episkopalen die Hand, die Liberalen thaten die Arbeit der Monarchisten, die Armee bekämpfte die Armee.

Der Staatsrath ernannte aus Pietät den ältesten Sohn Olivers, Richard Cromwell, zum Protector. Einen König hätte der behäbige Lebemann abgeben mögen, so gut wie Karl II.; die „einzelne Person", der „Constabler" über Armee und Parlament, der war er nicht. Weit besser hätte sein Bruder Heinrich, der Lordlieutenant von Irland gepaßt, ein tüchtiger Soldat und in der Verwaltung nicht unerfahren, obendrein von republicanischer Gesinnung. So aber fuhren die hadernden Elemente direct wider einander, zunächst Armee und Parlament.

Richard Cromwell ließ ein Parlament nach der alten Wahlordnung, mit Beibehaltung der Faulflecken wählen.

Die Armee, die sich vor dem großen Feldherrn gebeugt hatte, wollte nichts von dem Civilisten wissen; sie beanspruchte das Recht, sich ihre Führer selbst zu wählen. Das Parlament widersetzte sich solchem Begehren und die Armee zwang den

Civilisten, das ihm gewogene Parlament aufzulösen. Die Soldaten rückten in Westminster ein und erklärten sich für die Republik sans phrase. Lambert glaubte sich gerächt zu haben.

Die Heerführer riefen den Rumpf wieder ein. Ein Sicherheitsausschuß regierte. Ein mattes Bild des Jahres 1649. Aus Radicalismus wurden die Cromwellianer ihrer Stellen entsetzt, auch der Lordlieutenant von Irland.

Der neue Protector hatte dem Königthum gut präludirt; er war mit Schulden ins Amt getreten, welche das Parlament zu decken begann. Mit dem Parlament trat er von der Bühne zurück und entzog sich allen weiteren Anforderungen durch eine Reise ins Ausland. Der gute Herr hat lange genug gelebt, um zu sehen wie man die Stuart's zum andern Male beseitigte, ohne daß ein Mensch nach ihm gefragt hätte. Er starb erst 1712, als sich sein Vaterland schon wieder groß und mächtig gezeigt hatte.

Der Krebsgang, den die Dinge einschlugen, führte immer weiter zu früheren Stationen zurück; wieder war City gegen Armee, Bürgerthum gegen Militär, diesmal Haslerig gegen Lambert. Städtische Miliz wurde aufgeboten, wie vordem; Haslerig bewirkte die Absetzung Lambert's, Desborough's u. A. Lambert rückte mit der Armee gegen London und jagte den Rumpf auseinander.

Jetzt sollte die Regierung durch den „Rath der Offiziere" wiederholt werden. Lambert und Fleetwood, die nicht Cromwell und Ireton waren, ernannten eine militärische „Sicherheits-Commission"; sie zogen den Whitelocke hinzu, damit er als Jurist die Unordnung legalisire. Aber der Respect vor der Gewalt war gewichen, das Bürgerthum gefährlich in seiner Verzweiflung, und ein Theil der Armee befand sich fern in Schottland, in verrätherischer Hand. Monk, der General und Admiral, der Schweigsame, der wohl Cabalen, aber keine Ideen zu verschweigen hatte, der spintisirende Tabakskauer, führte die Restauration im Schilde. Seinen Trup-

pen durfte er so etwas nicht merken lassen, er mußte vielmehr zum Schein auf ihre Stimmung eingehen, sie in eine Lage bringen, die seine Absichten maskirte. Monk hat gut gespielt — zur Zeit der Adjutatoren wäre es ihm schlecht bekommen; aber diese Zeit war vorüber. Perioden der Exaltation dauern niemals lange; nichts zehrt und verzehrt sich so leicht wie die Begeisterung.

Die Armee verlangte die Herstellung des Rumpfes. Dem kalt berechnenden Monk fiel diese Aufgabe zu. Der Rumpf sperrte Lambert in den Tower. Das Bürgerthum, begierig zu seinen Geschäften zurückzukehren, fanatisch, wie immer in seiner Ungeduld der ewigen Unruhen los zu werden, horchte mit beiden Ohren der Versicherung des Prinzen von Wales, die ihm Lord Mordaunt überbrachte: die Hochverrathsprocesse sollten ruhen und die Stadt London im Besitz ihrer sämmtlichen Privilegien belassen werden, wenn er als König zurückkehre. Jetzt erklärte sich das Bürgerthum gegen den Rumpf, den Schatten einer radicalen Legislatur, um ein neues, ein königliches Parlament zu bekommen. Monk wurde vom Rumpf zu Hülfe gerufen; er warf den Aufstand nieder und berief am andern Tage das Lange Parlament, so viel noch von ihm übrig war — natürlich keinen Hampden, keinen Pym und keinen Cromwell. Dieses Parlament, einst der Stolz der Nation und der Schrecken des Königs, verjagte den Arthur Haslerig aus seiner Mitte, setzte 1500 alte Offiziere ab und gab die Stellen an neue Creaturen. Der brave Ludlow sagt uns deutlich, Monk's letzter Streich sei nur durch diese Purification möglich geworden. Henry Vane mußte London verlassen; in Ahnung der kommenden Dinge sagte er zu Ludlow: sein Geist sei vollkommen ruhig über das, was ihn Gott für die Republik habe thun lassen. Derselbe Gott werde ihm Kraft in seinen Leiden geben, damit er ein beständiges und treues Zeugniß ablegen könne.

Ein neuer Staatsrath aus 17 Mitgliedern wurde gebildet; seine Farbe war ein Gemisch aus grauem Doctrinaris-

mus und grellem Royalismus: Hollis und Will. Waller für den ersteren, Georg Monk für den letzteren.

Das Parlament langte glücklich beim Covenant wieder an, beim schottischen Juste-Milieu. Auf Befehl des Parlaments wurde in jeder Kirche eine saubere Abschrift des Aktenstückes aufgehängt.

Aber noch waren Charaktere vorhanden, wenn auch die hellen Köpfe rar wurden. Als einer der 17 Staatsräthe ein öffentliches Zeugniß gegen den schrecklichen Mord des Königs vom Parlament verlangte, erklärte Thom. Scott: „Er wünsche keine größere Ehre, als daß auf seinem Grabstein stehe: hier liegt ein Mann, der mit Hand und Herz zur Hinrichtung Karl's I. beigetragen hat."

Endlich kam das Königthum mit allen malcontenten Ueberstürzlern ans Ziel: das Lange Parlament löste sich selbst auf; ein neues Parlament, eine Ausgeburt der reactionären Stimmung, ein Parlament der blassen Furcht und — der Vergeßlichkeit wurde gewählt. Die Royalisten wuchsen aus der Erde. Die ganze Energie der jüngsten Vergangenheit war wie versunken. Monk hatte eine Königskrone zu verschenken — er erhielt dafür die Herzogskrone von Albemarle.

Der Roy Karl ließ sich keine Bedingungen vorschreiben; als unbedingter Herr wollte er in London einziehen. Amnestie und Gewissensfreiheit sagte er zu; die Ausnahmen von der Amnestie sollte das Parlament bestimmen — Prynne rief 9 Namen ins Haus hinein; das Volk von London, vor dem der Vater vor 17 Jahren das Weite gesucht hatte, jubelte dem unwürdigeren Sohne wie toll entgegen; seine Ehre, seine Wahlen, seine Vertreter, seine Helden vor dem Flüchtlinge von Worcester in den Staub werfend. So geschehen am 29. Mai 1660.

Das Jahr vorher war die letzte europäische Consequenz der Cromwell'schen Politik gezogen worden. Mazarin hatte Spanien zum Pyrenäischen Frieden gezwungen; die weiland große principiell-katholische Macht zog von der Weltbühne ab;

der Fanatismus war aus der Politik verbannt. Aber England schien das Gedächtniß verloren zu haben. Die charakterfeste Miß Hutchinson schrieb, allerdings in ihrer Weise, aber durchaus treffend: „Das Ende unserer Glückseligkeit war gekommen, theils durch falschen, übertriebenen Eifer, theils durch Verrath, vor Allem aber durch die allgemeine Stimme des Volkes, welches sich seinem Untergange entgegenstürzte, gleichwie die Israeliten, als sie Sklaverei und Unterdrücker zurückriefen."

Was die Gewissensfreiheit betrifft, so stand zu erwarten, daß die mürbe gewordenen Presbyterianer mit sich reden lassen würden. Die Hochkirche, das Bischofthum waren ihnen gewiß. Da baten sie unterthänigst, man möge ihnen das Chorhemd erlassen, und einzelne Stellen der Liturgie, und noch etliche Ceremonien. Dann wollten sie sich den Bischöfen unterwerfen; nur — baten sie wieder — möchten einige presbyterianische Geistliche bei der Ordination gegenwärtig sein. Die armen Hansen waren auf dem Wege zur Charte Ludwig's XVIII. Vielleicht gab es im Schatten des wiederhergestellten Thrones auch irgend ein ruhiges Pöstchen für diesen und jenen, wo er sein Gnadenbrod verzehren mochte. So endigte ja der heroische Märtyrer der 30er Jahre, die „Gauklergeißel" Will. Prynne, nach zweimaligem Ohrenverlust, nach dem Tower, nach Schloß Montorgueil auf Jersey, nach den Verließen von Dunster, Taunton und Pendennis, als wohlbestallter Archivdirector Karl's II.!

Douane und Accise mochte das Parlament dem Könige gleich für sein ganzes Leben bewilligen; was es nicht votiren, was Monk nicht vermitteln, der König nicht decretiren konnte, das war die Reue und Feigheit derer, die im Gericht über den König Karl I. gesessen. Wie gesagt, das Genie der Revolution war hin, aber der Charakter lebte noch und ging mit vollen Ehren aus der Welt.

Harrison, der Mann der fünften Monarchie, war das erste Opfer der königlichen und noch weit mehr der Parlaments-

rache. Aber Harrison erklärte: „Ich sterbe für die glorreichste Sache, die je auf der Welt erschienen ist.“ Und „oft habe ich den Herrn gebeten, wenn er seinem Volke irgend eine harte Probe aufzulegen hätte, irgend ein Werk der Verachtung, einen Dienst der Schmach, so möchte er mich dazu verwenden. Gelobt sei der Name des Herrn, daß er mich würdig befunden hat, diesen Dienst für Christus zu vollbringen.“ Unerschrocken, ein freier Mann, der in seiner schwärmerischen Religion den Anker des Charakters gefunden hatte, ging er auf Charingcroß zum Tode.

John Carey rief ebendaselbst vom Schaffot: „Lebt wohl, theure Freunde, bleibet treu!“ Sie antworteten: „Wir trennen uns von Dir, das Herz voll Freude!“

Adrian Scroop schlief ganz ruhig vor seiner Hinrichtung, so daß man ihn schnarchen hörte. Als man ihn aufweckte, sagte er, er habe sich in seinem Leben nicht so wohl befunden.

Oberrichter Coke hatte als Jurist Widerwillen gegen den Proceß des Königs empfunden; er war dem Könige persönlich nicht einmal abgeneigt. Aber er war der politischen Ansicht: „Der König muß sterben und die Monarchie mit ihm“. Vor seinem Tode äußerte er: „Was die Handlung betrifft, für die ich sterbe, so giebt es keine in meinem Leben, an die ich mich mit weniger Reue erinnere.“

Thomas Scott, der sich von Monk hatte düpiren lassen, forderte aus religiösem Bedürfniß einen Aufschub: „Nicht als ob ich hoffte, mir das Leben zu erhalten; aber es scheint mir als ob mein hochzeitlich Kleid noch nicht fertig wäre.“ Auf dem Schaffot dankte er Gott, ihn an einer Sache betheiligt zu haben, über die er keine Reue empfinde. „Ich wiederhole es, eine Sache, die nicht zu bereuen ist.“

Henry Martin wurde geschont, wie man sagte, weil er „irreligiös“ und „unmoralisch“ gewesen! Man hätte demnach im Republicaner und „Königsmörder“ erst noch die religiöse Ueberzeugung, das Gewissen gesucht, um dieses zu köpfen.

Auf etwas Aehnliches, nicht minder Charakteristisches stoßen wir bei dem Proceß und der Hinrichtung Henry Vane's. Harry war zwar kein „Königsmörder", aber entschiedener Oppositionsmann, der beim Proceß Strafford eine wichtige Rolle gespielt.

Er hatte sich freiwillig gestellt. Es wurden Billigkeitsgründe geltend gemacht, solche Angeklagte nicht zum Tode zu verurtheilen, weil sie ja bewiesen, im guten Glauben gehandelt zu haben. Die Herren Peers aber, der sogenannte alte Adel, wies eine solche Zumuthung an seinen Gerechtigkeitssinn zurück. Das hohe, jetzt in Sicherheit möblirte Haus bestand ferner auf dem Tode des Obersten Axtel, auf dem des Feldpredigers Hugh Peters — und der beiden „vermummten Personen", welche die Execution des Königs vollzogen hatten. Die Gemeinen besaßen noch so viel Corpsgeist, daß sie das Leben Henry Vane's, Arthur Haslerigs und Lamberts sich ausbedangen; dafür wollten sie in der Preisgebung des Obersten Axtel, des Predigers Hugh Peters und der Uebrigen sich billig zeigen.

Man drang in Henry Vane, er solle um Gnade bitten, das würde ihn blos einige tausend Pfund kosten — wäre also zu haben gewesen! Er aber antwortete: „Wenn ich es mit tausend Hellern machen könnte, so thäte ich es nicht; denn ich betrachte den König als dermaßen verpflichtet mir das Leben zu lassen, daß es ihm vielmehr zukommt, mich zu schonen, als mir darum zu bitten." Dann aber starb der sonst so quecksilberne Vane mit eherner Festigkeit. Seine Weltanschauung drückt sich in dem Satze aus: Der Tod sei eine Nothwendigkeit der Natur, „durch welche die Seelen, aus Gefängniß und Knechtschaft befreit, zu vollem Dasein gelangen". Ohne Bibelerwähnung ging es zwar auch bei ihm nicht ab; aber die Wendung spricht die heiterste Ruhe aus: „Gott hat zu Moses gesagt, auf den Gipfel des Berges zu gehen und zu sterben; so hat er mir gesagt, auf Tower-Hill zu gehen und dort zu sterben." Und er ging hinauf — es war schon Juni 1662 geworden.

Ueber ihn bemerkten die Feinde ausdrücklich, er sei nur mit gewöhnlichem Muthe, nicht mit religiöser Opferfreudigkeit gestorben! Das tröstete sie also; was sie am Meisten genirte, war die pathetische Ueberzeugung. Clarendon, den man darin für competent halten darf, sagt von Vane: „Er habe nachzugeben gewußt, wenn der Widerspruch unvernünftig (lies: unpraktisch) gewesen, und wenn die Nachgiebigkeit ihn kein Terrain verlieren ließ. Er habe eine seltene Verstellungsgabe besessen, die Kunst verstanden, geheime Springfedern in Thätigkeit zu setzen, alle Menschen durchschaut, außerordentliche und verführerische Talente besessen." Offenbar war es Unrecht den Mann hinrichten zu lassen, der sich einer solchen Anerkennung erfreute.

Der brave Ludlow, der kein Energumene war, ging der reactionären Rachlust aus dem Wege und lebte zu Vevey am Genfer See. Dorthin schrieb man ihm: Heinrich Vane und Lambert haben für ihr Leben plaidirt, oder vielmehr der Eine hat für das Leben und die Freiheit seines Landes plaidirt, der Andere für seine eigenen. General Lambert, auch kein „Königsmörder", aber Gegner des Königstitels, der doch dem Tode oft genug ins Auge geblickt hatte, der unfähige Nachtreter Cromwell's, der Compagnon auf Halbpart von George Monk, brachte es vor Gericht über sich, Entschuldigungen zu stammeln, daß er gegen Monk und den royalistischen Verschwörer George Booth aufgetreten sei — er wurde begnadigt und erlosch in der Verbannung auf Guernsey, wo er Blumen pflegte und den Pinsel führte.

Der Dragoneroberst Okey, der als Anabaptist dem Cromwell'schen persönlichen Regiment zu schaffen gemacht hatte, sagte vor seiner Hinrichtung mit prophetischer Beredtsamkeit: „Sicherlich, was die Sache anbetrifft, so habe ich das Vertrauen, so fest ich an meine eigene Auferstehung glaube, daß diese Sache, für die wir von Anfang an den Degen aus Hingebung für Recht und Gerechtigkeit gezogen haben, um eine gute Magistratur und ein evangelisches Priesterthum zu er-

halten — ich habe das Vertrauen, daß diese Sache eines Tages wieder aufleben wird. Ich hoffe, daß die Sache, für die so viel Blut vergossen worden, ihre Auferstehung feiern wird, und daß Ihr die Segensfrüchte des Todes dieser Tausende von Menschen ernten werdet, die in den letzten Kriegen gefallen sind."

Bradshaw, der Präsident des Königsgerichts, und Ireton, der Vertraute Cromwell's, waren nicht mehr; aber ihre Leichen wurden mit 37 andern in Westminster ausgegraben, die Leichen Cromwell's, Pym's, Blake's an den Galgen gehängt! — Nicht einmal der Mutter Cromwell's gönnte man die Ruhe.

Die Bischöfe traten allenthalben wieder in Function, in England wie in Schottland; alle Privilegien und Pfründen gab man der Hochkirche zurück; die Uniformitäts-Akte wurde frisch proclamirt, das Abendmahl nach anglicanischem Ritus und die 39 Artikel waren wieder officiell. Zweitausend presbyterianische Reverends wurden abgesetzt, die Käufer der Kirchengüter um ihr Geld geprellt. Es war als ob nichts geschehen sei, als ob blos etliche Engländer weniger, etliche andere mehr im Lande wären. London hatte wieder seinen Hof und dort ging es lustig zu; merry England war heimgekehrt, zwar nicht das alte, wohl aber ein neues, gallisirendes England, voll Lebenslust, Leichtsinn und Frivolität, voll Neu- und Wißbegier. Der theologische Streit war zu Ende.

Ludlow sah aus seinem Schweizerasyl allem dem zu. Er war, wie Harrington und dessen Freunde, Vernunftrepublicaner, moralischer Deist; jede positive Religion lag ihm fern. Er sprach immer von Gott und Gottes Gesetzen, nie vom Evangelium und der Einwirkung des Herrn. Er ermangelte der Dialektik, die er nicht gebrauchte, weil er auf seinem Standpunkte immer Recht hatte, weil für ihn Alles, was vorging, die abscheulichste Ungerechtigkeit war. Dieser verkehrten Welt ging er aus dem Wege. Er gehört ins folgende Jahrhundert. Das zeigte sich im Jahre 1688, als er

66jährig in das frei gewordene England zurückkehrte und in London als Mitglied des Rumpfparlaments und „Königsmörder", trotz der glorious Revolution, arretirt werden sollte. So weit waren die Dinge noch nicht, nicht die Tugendrepublik hatte in dem Oranier gesiegt. Ludlow entfloh zum andern Male nach Vevey, wo er begraben liegt. Auch Oberst Hacker erhielt damals keinen Pardon.

Als weit vorgerückter Posten bildet Ludlow den Ausgang unserer Periode; denn als er 1660 auf der Flucht von London in Paris anlangte, trug er den Faden der Geschichte in seiner Tasche; er schrieb nämlich in sein Tagebuch: „Das Louvre sah mir mehr einer Caserne als einem Hoffitze ähnlich, so viel Soldaten und Schmutz gab es da. Ich sah auch die Ställe des Königs, und obgleich nicht viel Pferde da waren, machte es mir doch mehr Vergnügen diese zu sehen, als ihren Herrn, der sie besser behandelt als sein armes Volk. Aber ich konnte die Masse unnützer Tagediebe nicht ertragen, die in albernen Gewändern steckend, in denen der größte Theil ihrer Religion besteht, sich von allen Seiten zeigen, das Brod der leichtgläubigen Masse essen und ihr nichts lassen was sie vor den übrigen Völkern auszeichnet, als ein blasses und mageres Gesicht, Kleider von Teufelsstaub und Holzschuhe."

Auch dieses Volk, braver Ludlow, wird sich in 129 Jahren erheben und in seinem Denken und Thun dir verständlicher sein als die „Heiligen" deiner Tage, die du der „Heuchelei" bezüchtigtest, und die doch so groß zu sterben verstanden!

Berichtigungen.

S. 88, Z. 1 u. ff. lies genauer: „Diese Bahnstück- oder Wegstrecken-Dreiecke stehen im graden Verhältniß zu den darauf verwendeten Zeiten. In gleichen Zeiten gleiche Dreiecke, an den Dreiecken mißt man die Zeiten."

S. 532, Z. 13 v. o. u. weiterhin lies: „Mrs. (Frau) Hutchinson."

S. 595, Z. 6 v. o. lies: „Der venetianische Gesandte Sagredo."

„ „ Z. 10 v. u. lies: „Beverning."